AUF DER HÖHE

Digitized by Google

INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY

Digitized by Google

Auf der Höhe.

Internationale Revue

herausgegeben

von

Leopold v. Sacher-Masoch.

II. Band. 1. Heft.

Januar 1882.

I. 2

Leipzig.
Verlag von Greßner & Schramm.

Paul Schü
BERLIN

Digitized by Google

AP30
.A88
v.2

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

Digitized by Google

Unsere Mitarbeiter.

Das Januarheft.

Die beiden Novellen an der Spitze desselben dürften einen neuen Beweis dafür liefern, wie ernst es uns mit der Ausführung unseres Programms ist, zugleich gute originelle Prosadichtungen und charakteristische ethnographische Bilder im Gewande der Erzählung zu bringen.

Ein größerer Gegensatz, als ihn die kroatische Geschichte von **Ogulić** und das Berliner Stillleben von **Charlotte Arand**, sowohl in Bezug auf Land und Volk, in dem sie spielen, als die Art der Behandlung, bieten, ist kaum denkbar.

Wenn **Ogulić** in seiner Geschichte „Die schöne Witwe Kapitanowitsch" (nach dem Originalmanuskript trefflich übersetzt von H. Grimberg), mit einer an Gogol's „Taraß Bulba" mahnenden urwüchsigen Kraft, ein grauenhaftes Gemälde aus dem Leben des halb wilden aber herrlichen Volkes an der türkischen Grenze giebt, zeichnet uns **Charlotte Arand** im „Lieutenant Grillitz" ein herzgewinnendes, von echtem Humor fein vergoldetes, echt deutsches Genrebildchen.

Die drei folgenden wissenschaftlichen Studien bringen eine andere Seite unseres Programms glänzend zur Geltung. „Exakte Wissenschaft in schöner glänzender Form." Wir haben es versprochen und wir meinen, auch gehalten. Ein ähnlicher Verein großer Namen, strenger Forschung, umfassender Gelehrsamkeit und herrlicher stylistischer Darstellung, wie ihn **Alfred R. Wallace, Droysen** und **Bigot**, zugleich die drei vornehmsten Culturvölker der Gegenwart repräsentirend, bieten, war nach unserem Dafürhalten in einem Journal noch nicht da.

Alfred R. Wallace, der berühmte englische Geolog, entwickelt in seiner speziell für uns verfaßten grandiosen Studie eine ganz neue Theorie, für welche er überzeugende Beweise beibringt und die geeignet ist, eine vollständige Umwälzung in der Geologie hervorzurufen.

Droysen, einer der ersten deutschen Historiker, bietet in glänzender Form ein überraschend neues Charakterbild des Grafen Egmont.

Bigot, der große französische Denker, vereint in seiner wahrhaft erschütternden Abhandlung die Tiefe des Philosophen mit der Sprache des Dichters. Diese wunderbare Arbeit ist geradezu einzig in ihrer Art. Die meisterhafte Uebersetzung, nach dem Originalmanuskript, ist von Frl. **Hulda Meister** in Pasewalk.

Digitized by Google

Sacher-Masoch würdigt die verschiedenen Literarhistoriker Deutschlands und geißelt schonungslos die negative Berliner Kritiker-Clique und die aus den Kreisen derselben hervorgegangenen neuesten frivol-oberflächlichen Literaturgeschichten.

Es folgen die beiden ersten Abschnitte der versprochenen **Memoiren des Polizeidirektors Hofrath von Sacher-Masoch.** Dieselben geben hochinteressante Aufklärungen über die Theilung Polens, die Erwerbung Galiziens durch Oesterreich, sowie über den romanhaften sensationellen Prozeß der Fürstin Lubomirska.

A. Förster, Direktor des Leipziger Stadttheaters, einer der bedeutendsten deutschen Schauspieler und ohne Zweifel der geistvollste und gebildetste unter denselben, behandelt bei Gelegenheit des „Räuber-Jubiläums" die bezügliche Costümfrage in ebenso anregender als überzeugender Weise.

Rabbiner Stein erörtert, an Maimonides anknüpfend, in schöner versöhnender Weise die Stellung des Judenthums zum Christenthum.

M. Willkomm bietet eine poetische spanische Legende und **Professor Sutermeister** ein ergötzliches Schweizer Volksmärchen.

Die **Revue des geistigen Lebens** und die **Chronik der eleganten Welt** enthalten interessante Berichte aus Athen (Prof. Lambros), Brüssel (Prof. Lavallé), Budapest (Dr. Silberstein), Copenhagen (Frl. Rosenfeldt), Paris (D'Abrest), Prag (Olden), Leipzig (Frl. Mielow).

Neue Beiträge

haben wir seither erhalten von:

Brasch (Leipzig). Zur Esthetik der Gegenwart.

Castelnuovo (Venedig). Vom Marmorsaal zur Dachkammer. Eine venetianische Geschichte.

Ciampoli (Campobasso). Treccie nere. Eine Geschichte aus den Abruzzen.

Deckfus (Hamburg). Ein Besuch in Hongkong.

Dostojewski (Petersburg). Ein schwaches Herz. Eine russische Geschichte.

Escallier (Paris). Dame Carcas. Eine karolingische Geschichte.

Goldschmidt (Copenhagen). Der polnische Königssohn.

Hüttig (Charlottenburg). Die Rose und ihre Cultur.

Kleinschmidt (Heidelberg). Die Fürstin Daschkoff.

Samuely (Lemberg). Die Belletristik der neuhebräischen Literatur.

Sanders (Alt-Strelitz). Horaz.

Verdinois (Neapel). Die neueste italienische Literatur.

Digitized by Google

Die
schöne Wittwe Kapitanowitsch.

Eine kroatische Geschichte.

[Nachdruck verboten.] [Uebersetzungsrecht vorbehalten.]

Barbara Kapitanowitsch war das schönste Weib in Zagorien, obgleich sie keine Gräfin war, die ihr Gesicht verschleiern und ihre Hände pflegen kann. Sie war nur eine Bäuerin, gewohnt an derbe Kost und harte Arbeit, wenn auch eine reiche Bäuerin, welche sich ordentlich herausputzen konnte und dies auch trefflich verstand, trotz einer Schauspielerin. Sie schminkte sich gleich einer solchen und färbte sich die Augenbauen, das ist einmal nicht zu ändern, es sind dies die Sitten, die unser Landvolk der nahen Nachbarschaft der Türken verdankt. Aber Barbara hatte solche Kunststücke wahrhaftig nicht nöthig. Sie war so schön, daß, wenn sie in ihrem gestickten Hemde, so weiß wie Schnee, ihrem kurzen Rocke, der mit dem Regenbogen wetteiferte, ihrer mit Pelz besetzten ärmellosen Jacke, von Korallen und Dukaten nur so funkelnd, Sonntags zur Messe ging und der Himmel allenfalls bewölkt war, die Sonne die himmlischen Vorhänge bei Seite zog, nur um auf Barbara Kapitanowitsch zu blicken, und wenn diese in der Kirche eingetreten war, sich sofort wieder mißmuthig verbarg.

Ihr Mann, der reiche Stanko Kapitanowitsch, hatte nicht mehr Verstand besessen, als der Türke, der vor dem Tabakladen aufgemalt war. Ein Weib merkt dies sofort und Barbara war ein überaus kluges Weib. Sie lenkte ihn ohne Schwierigkeit, wie etwa Kinder das Wägelchen, mit dem sie spielen, Alles regierte sie, das Haus, die Wirthschaft, ihre Leute, und doch wurde sie keineswegs übermüthig.

Die Weiber in Zagorien verstehen das süße Augenspiel, und sie verstehen auch manches Andere, man kann allerhand Süßigkeiten von ihnen erlangen. Barbara Kapitanowitsch fand an diesen Späßen, die dem Ehemann schwere Stunden bereiten, keinen Geschmack. So lange ihr Mann lebte, gönnte sie keinem Andern einen Blick, und als sie den

Digitized by Google

ersteren begraben und wie es einer ordentlichen Wittwe geziemt, ein Jahr lang betrauert hatte, erst recht nicht.

An Bewerbern fehlte es zwar nicht, aber Barbara schenkte ihnen kein Gehör. „Ich will keinen Herrn mehr haben," sagte sie, wenn die Nachbarinnen ihr zuredeten, den oder jenen zu nehmen. Sie fuhr fort, ihr Haus, ihr Gärtchen in Ordnung zu halten, Weizen zu bauen und Wein zu keltern, und dabei blieb es.

Mitunter wurde ihr die Zeit lang, im Winter, wenn es weniger zu thun gab, aber da fehlte es nicht an schaurigen Geschichten, die man sich beim warmen Ofen erzählte, und das bot doch immerhin einige Zerstreuung. Vor Allem war es der kühne Räuber Danilo Gospoditsch, der damals dafür sorgte, daß den Leuten in Kroatien die Zeit nicht lang wurde.

Er war verwegen, wie es nur der Satan selbst sein kann, und auch witzig wie ein Teufel. Heute machte er sich den Spaß, einem Juden siedendes Pech in den Hals zu gießen, morgen schlitzte er einem feisten Pfarrer mit seinem Yatagan den Bauch auf, oder schnitt einem Kaufmann Nase und Ohren ab und ließ ihn so laufen.

Es war im Winter und Barbara Kapitanowitsch saß eben recht verdrießlich mit der Spindel auf der Ofenbank, als Milada, ein Mädchen, das bei ihr im Dienste stand, mit der Nachricht hereinflog, daß Danilo Gospoditsch gefangen sei und schon an dem nächsten Tag gehängt werde. Das junge hübsche Gesicht strahlte dabei vor Freude und auch Barbara zeigte sich nicht wenig vergnügt. Eine Hinrichtung war damals ein Fest und nun war obendrein Jahrmarkt im Städtchen, es gab also zwei Belustigungen für eine.

Diese Menschen in dem schmalen Grenzstreif zwischen Ungarn und dem Osmanenreiche, Tag für Tag im Kampfe mit den Türken, von denen sie geplündert wurden und bei denen sie in gleicher Weise zu sengen und zu rauben pflegten, waren hart geworden im Laufe der Jahrhunderte, ihre Farbe glich jener des Erzes und ihre Herzen waren ehern. Der Tod war in ihren Augen nichts, sie vergossen Blut, scherzend, als wäre es rother Wein, ja um den rothen Wein war ihnen gewiß mehr leid.

Die beiden Frauen standen am nächsten Tage früh auf, so früh, daß noch die Sterne am Himmel standen, putzten sich wie zum Tanze auf, zogen ihre großen Schafpelze an, bestiegen den kleinen Schlitten und fuhren nach dem Städtchen. Barbara selbst lenkte die kleinen Pferde, die so rund und glänzend waren, daß es aussah, als habe die schöne Wittwe Sonne und Mond eingespannt.

Es herrschte noch ein unheimliches Halbdunkel, zwischen Himmel und Erde lag eine Art graues Ungeheuer, das sich hin und her wälzte, halb Morgennebel, halb Morgendämmerung. Nach und nach färbte sich der

Digitized by Google

Rand des Himmels im Osten, es rieselte wie rothes Blut über den Schnee. Schwarze Raben zeigten sich und begleiteten den Schlitten einige Zeit, bis sich mit den Thürmen der Stadt auf einem kleinen Hügel der steinerne Galgen zeigte. Bei seinem Anblick erhoben sie ein lustiges Geschrei, und nachdem sie ihn umflattert, ließen sie sich auf demselben nieder und putzten ihr wie Metall glänzendes Gefieder. Auch sie erwarteten hier ein Fest.

Die Hinrichtung sollte vor Sonnenuntergang stattfinden, wahrscheinlich um den Tausenden, die zum Jahrmarkt kamen, eine Unterhaltung mehr zu bieten. Nachdem man Alles was man nöthig hatte, eingekauft und sich an Wachsfiguren, Tanzbären, auf Pudeln reitenden Affen und Riesenschlangen satt gesehen, sollte der Galgen die dramatische Schlußscene liefern.

Barbara Kapitanowitsch ließ ihren Schlitten bei einem bekannten Wirthe stehen, machte ihre Einkäufe, besuchte mit der neugierigen, über Alles lachenden Milada ein paar Buden und ging, nachdem sie gut gegessen und getrunken, mit ihr zur Richtstätte hinaus. Ein schwarzer Strom von Menschen zog mit ihnen und Tausende erwarteten draußen den schrecklichen Karren. Um besser zu sehen, stieg Barbara auf die zerbröckelte, vom Rauch geschwärzte Mauer eines Hauses, das sengende Türken einst niedergebrannt und das seitdem Niemand aufgebaut hatte, und Milada stand neben ihr auf einem mit Schnee bedeckten Schutthaufen.

Man begann das Armesünderglöckchen zu läuten, die Husaren wurden sichtbar, in ihrer Mitte der Henker zu Pferde und der Karren, auf dem Gospoditsch, mit Blumen geschmückt, seine Pfeife rauchend, neben einem großen rothbärtigen Barfüßermönch saß. Da ging ein Geflüster durch die Menge und Viele winkten dem berühmten Räuber mit den Taschentüchern, während ihn Andere laut darum beneideten, daß man ihn so schön und feierlich zum Tode führe, beim hellen Klange der Trompeten. Gospoditsch, der nach allen Seiten hin freundlich grüßte, saß stolz wie ein Pascha da, der in eine eroberte Stadt einzieht.

Barbara wandte kein Auge von ihm, ihre Brust begann unter dem schwarzen Lammfell zu wogen, und als man ihn band und ihm den Strick um den Hals legte, schien sie mit offenem Munde, aus dem die großen Zähne hervorblitzten, ein Raubthier, das bereit ist, sich auf seine Beute zu stürzen. Erst als Gospoditsch am Galgen hing und die Menge sich zerstreute, kam sie zu sich. Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust.

„Was ist Dir, Gospodina?“*) fragte das Mädchen, das die ganze Zeit an einem Pfefferkuchen geknuppert hatte.

*) Herrin.

Digitized by Google

„Ach! wie ſchade um ihn," gab die ſchöne Wittwe zur Antwort, „wie muthig er ſtarb und wie ſchön er war, Gott ſoll mir die Sünde verzeihen, aber ich hätte ihn nicht hängen laſſen."

Die beiden Frauen gingen mit den Anderen nach der Stadt zurück. Barbara Kapitanowitſch ließ ihren Schlitten anſpannen und während dies geſchah, aßen ſie Kuchen und tranken ſüßen Meth.

Es war ſpät am Abend als ſie aufbrachen, doch war es nicht beſonders dunkel, dafür ſorgte der Schnee, ſorgten einzelne Sterne und der Mond, der ſich jenſeits der Hügel zeigte, etwa wie ein pausbackiger rothhaariger Bauernknabe, der vorwitzig über einen Zaun blickt.

Die Stadt war ſtille und als der Schlitten erſt an den letzten einzeln ſtehenden Häuſern vorübergeflogen war, zeigte ſich weit und breit kein lebendes Weſen und kein Licht, die himmliſchen Lichter ausgenommen.

Als ſie ſich dem Galgen näherten, ſahen ſie Gospoditſch zwiſchen Himmel und Erde an demſelben hängen und ſie ſahen auch die Raben, die auf dem Hochgerichte ſaßen oder daſſelbe umkreiſten und hörten ſie luſtig krächzen.

Barbara Kapitanowitſch ſeufzte auf, und als ſie nur noch fünfzig Schritte von der Richtſtätte entfernt waren, hielt ſie unwillkürlich die Pferde an.

„Was haſt Du, Gospodina?" rief Milada ängſtlich, „laß doch die Pferde los, peitſch in ſie hinein, daß wir von dem Unglücksorte wegkommen."

Die ſchöne Wittwe ſagte nichts, ſie ſprang aus dem Schlitten und band die Zügel an einen Weidenbaum, der an der Straße ſtand.

„Gospodina, erbarme Dich!"

„Fürchte Dich nicht, Mädchen," erwiderte Barbara, „erwäge doch, iſt es nicht jammerſchade, einen Mann wie dieſen von den Raben zerhacken zu laſſen."

„Was willſt Du thun?"

„Ihn vom Galgen herabnehmen."

„Zu welchem Zweck?"

„Um ihn ehrlich zu begraben."

„Jeſus Maria! Du biſt von Sinnen, Barbara Kapitanowitſch," ſchrie Milada auf und umklammerte ſie ängſtlich, „thu' es nicht, „thu' es nicht."

„Und wenn er noch lebt?"

„Wie kann ein Gehängter leben?"

„Der Räuber Bragatſch wurde dreimal gehängt und ſtarb doch erſt durch die Kugel eines Sereßaners*)."

*) Gensdarm.

Digitized by Google

Sie ging muthig auf das Hochgericht zu und das Mädchen folgte ihr, am ganzen Leibe zitternd. Neben ihnen zeigten ſich zugleich zwei leuchtende Augen.

„Wer iſt das?“ fragte Milada, „ein großer Hund, gewiß iſt er böſe.“

„Ein Hund? wo?“ Barbara Kapitanowitſch warf nur einen Blick hin und rief lachend: „Das iſt ein Wolf!“ Dann hob ſie einen Stein auf und warf ihn nach dem Raubthier, das ſofort die Flucht ergriff. Als ſie zum Galgen kamen, erhoben die Raben ein lautes Geſchrei. „Hörſt Du ſie,“ ſagte Barbara, „ſie zanken mit mir, weil ich ihnen ihre Beute abjage. Macht, daß ihr fortkommt!“

Die Raben ſogar hatten Reſpekt vor Barbara Kapitanowitſch, ſie erhoben ſich krächzend in die Lüfte, kreiſten um ihr Haupt und flogen dann den Thürmen der Stadt zu.

Die ſchöne Wittwe reichte jetzt Milada das Meſſer, das ſie aus dem Gürtel gezogen hatte und hieß ſie den Gehängten abſchneiden.

„Alles, was Du willſt, Gospodina, nur das nicht.“

„Ich hebe Dich empor, es geht ganz leicht.“

„Hab' Erbarmen, ich kann es nicht.“

Barbara Kapitanowitſch zuckte die Achſeln. Milada hob ſie empor, ſie ſchnitt den Strick durch und der Gehängte fiel in den Schnee.

„Wie ſchön er iſt,“ ſagte die Wittwe, nachdem ſie ihn umgedreht und auch die Schlinge durchſchnitten hatte.

„Wenn man uns erwiſcht?“

„Ich fürchte Gott — ſonſt Niemand.“

„Himmliſcher Vater!“ ſchrie jetzt das Mädchen auf.

„Was giebt es?“

„Sieh nur ſelbſt — er — er athmet — er lebt!“

In der That hob ſich die Bruſt des Räubers, und jetzt entrang ſich ein leiſer Seufzer derſelben. Von dieſem Augenblick an wurde zwiſchen den beiden Frauen kein Wort mehr gewechſelt. Barbara faßte Gospoditſch unter den Armen und Milada bei den Beinen. So trugen ſie ihn raſch zum Schlitten, deckten das Stroh über ihn und dann ergriff Barbara die Zügel. Die Pferde jagten durch den Schnee, als ob ſie Flügel hätten. In ihrem Gehöfte angelangt, hieß Barbara ihre Leute ſchlafen gehen, und als Stille im Hauſe herrſchte, brachten die beiden Frauen den Geretteten in die große Stube.

Es währte nicht lange, ſo kam Gospoditſch zu ſich, und als er theils ſelbſt begriff, theils erfuhr, was ſich zugetragen hatte, fiel er Barbara Kapitanowitſch zu Füßen und küßte ihr die Stiefel. Sie aber ſchnitt ihm auf der Stelle Haar und Bart ab und gab ihm Kleider ihres ſeligen Mannes, während ſie die ſeinen dem Feuer überantwortete.

Als die Dienstleute am nächsten Tage erstaunt ein fremdes Gesicht sahen, wurde ihnen gesagt, daß es ein Verwandter der Gospodina sei, den sie sich habe kommen lassen, um einen männlichen Beistand zu haben.

Es währte nicht lange, so hatte sich Danilo Gospoditsch vollständig erholt, und eines Abends sagte er zu seiner Retterin: „Du hast mich vom Tode errettet, Gospodina, ich will Dir zeitlebens dafür dankbar sein. Wenn Du mich brauchst, rufe mich, befiehl über mich. Nun ist es aber Zeit, Dein Haus zu verlassen. Man könnte mich entdecken und Dich zur Verantwortung ziehen."

„Nein, Gospoditsch," erwiderte die schöne Wittwe, „wer etwas halb thut, soll es lieber gar nicht thun, Du bleibst bei mir, sobald Du nur willst. Ich verlange nur Eines. Du darfst hier nicht den Herrn spielen wollen."

„Wie könnte ich mir dies nur beifallen lassen," sprach Gospoditsch, „ich bin zufrieden, wenn ich Dein Knecht sein kann."

So blieb denn der gefürchtete Räuber im Hause der reichen und schönen Wittwe, während es im ganzen Lande hieß, der Teufel habe ihn geradeaus vom Galgen geholt, mit Haut und Haaren.

Gospoditsch, gewohnt zu befehlen, schien seine Art ganz verläugnen zu wollen. Er zeigte sich sanft wie ein Lamm und folgsam wie ein Hund und ein gut abgerichteter dazu. Er arbeitete für Zweie, er war mit Allem zufrieden und schien glücklich, wenn ihn die Gospodina nur freundlich ansah, ihm einen Schlag auf die Schulter gab oder ein Gläschen Wein reichte, an dem sie selbst zuvor genippt. Und immer freundlicher wurde die schöne Wittwe. Sie saß gerne mit ihm ganze Abende auf der Ofenbank und plauderte mit ihm, und als es Frühjahr wurde, unter dem blühenden Apfelbaum hinter dem Hause. Dabei sahen sie sich von Zeit zu Zeit an, mit Blicken, die ganz anders waren, als wie sie sonst zwischen Menschen gewechselt werden. Sie betrachtete ihn ruhig, aber mit einem tiefen Wohlgefallen, er dagegen zuckte unter dem feurigen Strahl ihres dunklen Auges, wie der verwundete Grenzer unter dem Messer des Feldscheers und wenn er seinen Blick an ihrem stolzen Gesicht haften, oder an ihrer herrlichen Gestalt herabgleiten ließ, schien es wahrhaftig, als empfände er einen heftigen Schmerz.

Täglich fand Barbara Kapitanowitsch Blumen auf ihrem Fenster. Sie wußte, wer sie pflückte und band und in das mit Wasser gefüllte irdene Töpfchen stellte, ihre Stiefel glänzten jetzt stets wie himmlische Sterne, sie wußte, wer ihnen diesen Glanz verlieh, und sie wußte auch wer es war, der ihr das Bild der heiligen Barbara auf den Deckel ihrer Truhe geklebt hatte.

Einmal war sie in den Pfarrhof gegangen, ohne daß es Jemand

Digitized by Google

bemerkt hatte, und als sie zurückkam, in der Dunkelheit des Abends, und durch das Fenster in die Stube blickte, in der die Lampe unter dem Bilde der heiligen Mutter Gottes brannte, sah sie Gospoditsch vor der Thüre ihrer Kammer stehen und durch das Schlüsselloch in dieselbe blicken.

„Steht es so mit Dir, mein Vöglein," dachte sie, „klebst Du schon an der Leimruthe und flatterst und kannst nicht mehr davonfliegen," und als sie hereinkam, war ein Lächeln um ihren vollen stolzen Mund, aus dem mindestens ebensoviel Glück als Spottsucht sprach.

„Nun, was thust Du, Bruder Gospoditsch," begann sie, „warst Du fleißig? bist Du müde? willst Du essen?"

„Wie es Dir gefällt," sagte er, während seine hellen durchdringenden Augen immer wieder die weichen Linien ihres schlanken schmiegsamen Leibes verschlangen.

„Du hast gepflügt?"

„Wie Du es befohlen hast, das große Feld jenseits des Kreuzes."

„Gut, dann wollen wir jetzt zusammen essen und trinken."

Sie rief Milada, ließ den Tisch decken und setzte sich an denselben. Gospoditsch stand mitten in der Stube, blickte auf seine Stiefel, drehte seinen Schnurrbart und seufzte.

„Haben die Leute schon zu Nacht gegessen?" fragte die Wittwe das Mädchen.

„Ich danke, wir haben gegessen."

„Dann bringe uns das Kraut und den Speck und auch einen Krug mit Wein."

Milada lief hinaus und Barbara Kapitanowitsch gab Gospoditsch einen Wink, sich zu ihr zu setzen. Beide fanden nicht das richtige Wort, so lange das Mädchen hin und her ging und dann begannen sie zu essen. So blieb es lange Zeit stille in der Stube, wie in einer Kirche, nachdem der Sakristan die Thüren gesperrt hat und nur noch die Mäuse um Altar und Beichtstuhl und Bänke herumspazieren. Doch der Wein löste die Zungen. Gospoditsch begann zu erzählen, er wußte, daß Barbara Kapitanowitsch ihm zuzuhören liebte, wenn er von den Heldenthaten berichtete, die er verrichtet. Heute war er aufgeräumt und erzählte einen gar lustigen Streich, den er dem hochwürdigsten Bischof von Diakowar gespielt hatte. Die schöne Wittwe trank so, daß ihre Wangen immer mehr erglühten und lachte, daß die Münzen, die sie um den Hals trug, auf ihrer Brust wie die Schellen eines Schlittens erklangen.

„Du bist ein so muthiger Mann," sagte sie endlich, indem sie näher zu Gospoditsch rückte, „weshalb bist Du mir gegenüber so wenig herzhaft?"

„Weiß ich es?" gab Gospoditsch zur Antwort, zuckte die Achseln und blickte zur Seite.

Digitized by

Da rückte Barbara Kapitanowitsch noch näher, ganz nahe zu ihm hin und dann, indem sie laut zu lachen anfing, schlang sie den Arm um seinen Hals und küßte ihn.

* * *

Seit diesem Abend begann die schöne Wittwe Gospoditsch in einer Weise zu begünstigen und zu beschenken, daß nicht nur der Neid der Leute im Hause, sondern aller jungen Männer im Dorfe rege wurde. Was sie noch von ihrem Manne her besaß, wurde jetzt gut angewendet, sie gab Gospoditsch die Pfeife des Seligen, sein Messer, seinen Pelz, seine Uhr. Wenn ihr Mann noch gelebt hätte, so hätte sie ihm wahrscheinlich die Haut abgezogen und auch Gospoditsch gegeben.

„Ich will doch sehen, ob ich den elenden Zigeuner nicht ausstechen kann," sagte Nikolitsch, der hübscheste Bursche im Dorfe, der beim Tanze vor der Schenke beiläufig so viel war, wie der Kaiser in Wien. Und als er dies sagte, war es auch schon beschlossene Sache bei ihm, die schöne Wittwe zu erringen und Gospoditsch nöthigenfalls das Messer zwischen die Rippen zu stecken. Er wartete am nächstfolgenden Sonntag, nach dem Segen, an der Kirchenthür auf die schöne Wittwe und als sie heraustrat, lächelte er sie an und ging mit ihr, ohne erst um Erlaubniß zu fragen.

Gospoditsch war in die Stadt geritten, um Schießpulver zu kaufen, das sie einem kranken Rosse eingeben wollten. Als er zurückkam und hereintrat, fand er Barbara Kapitanowitsch in ihrem Sonntagsputz mit Nikolitsch an dem Tische sitzen und Wein trinken. Das gefiel ihm nicht, noch weniger gefiel ihm, daß die schöne Wittwe ihn nicht einlud, mitzutrinken, sondern geradezu fortschickte, indem sie ihn nach dem kranken Pferde sehen hieß.

Es war spät am Abend, als Nikolitsch fortging. Gospoditsch, der hinter dem Zaun auf ihn wartete, hätte ihn gar nicht gesehen, wenn ihn nicht die brennende Pfeife verrathen hätte. Er sprang auf ihn los, packte ihn an der Brust und drückte ihn an das Zaunthor, so daß dieses laut ächzte.

„Kommst Du daher, um den Weibern Complimente zu machen," sagte Gospoditsch leise und mit den Zähnen knirschend, „nimm Dich in Acht, daß nicht Jemand Deine Scherze mißversteht."

Nikolitsch griff vorsichtig nach dem Messer, aber Gospoditsch errieth gleich, was er wollte, ließ ihn loß und riß schnell einen Pfahl aus dem Zaune.

„Bete ein Vaterunser," murmelte er, „denn es ist aus mit Dir."

Nikolitsch begann um Hilfe zu rufen und zugleich so rasch er nur konnte zu laufen, Gospoditsch ihn verfolgend, fiel zum Glück über die

Digitized by Google

Wurzel eines Lindenbaumes, und so entkam der Unglückliche in dem Augenblick, wo die schöne Wittwe mit einer Laterne in der Hand aus dem Hause kam.

„Was geschieht hier?“ fragte sie.

„Nichts,“ sagte Gospoditsch, der sich die Kniee mit der Hand abwischte, „aber es hätte nicht viel gefehlt, so hätte ich diesen Burschen, der wie ein Apfel aussieht und wie ein Hase läuft, erschlagen.“

Die schöne Wittwe begann zu lachen und je zorniger Gospoditsch wurde, um so lauter lachte sie, bis sie sich endlich zur Erde setzen mußte.

„Ah! — ah!“ — keuchte sie — „mir thun die Seiten weh — Du bist ja eifersüchtig, mein Täubchen, wie ich sehe, ich werde Dich wirklich heirathen müssen, sonst sehe ich Dich noch einmal hängen.“

„Lach' nicht,“ sagte endlich Gospoditsch, „mir schießt das Blut zu Kopf — ich könnte vergessen —“

„Dummkopf,“ rief Barbara Kapitanowitsch sich aufrichtend, „an einem Faden lenke ich Dich, wie einen Maikäfer. Was sprichst Du auf einmal so stolz? Die Liebe hat Dir alle Deine Sinne geraubt. Aber im Ernste. Ich muß Dich schon zum Manne nehmen, das sehe ich, und ich will es thun, wenn Du mir schwörst, dann nicht den Herrn herauszukehren. Denn ich habe lange genug das Joch getragen. Ich habe es satt.“

„Ich schwöre Alles, was Du verlangst,“ erwiderte Gospoditsch, „wenn Du mir versprichst, daß kein Anderer Dich mehr besuchen darf.“

„Brauche ich diese Laffen vielleicht? meinst Du, daß ich sie brauche?“

„Ich glaube es nicht.“

„Also komm, trinken wir zusammen,“ rief Barbara, indem sie ihn mit der Faust in die Rippen stieß, „beim Wein kommen gute Gedanken. Komm nur, mein süßes Täubchen!“

* * *

Es währte nicht allzulange und man begann im Hause der reichen schönen Wittwe zu scheuern, zu kochen, zu braten und zu backen, Barbara Kapitanowitsch feierte ihre Hochzeit mit Danilo Gospoditsch.

Es geschah dies im Sommer, kurz vor der Ernte.

Die Hochzeitskuchen waren noch nicht alle aufgegessen und schon zeigte Gospoditsch zu Aller Ueberraschung ein ganz anderes Gesicht, nur Barbara Kapitanowitsch war nicht im Mindesten davon betroffen.

„Ich habe es gewußt,“ sagte sie zu Milada. „Ein Mann ist wie der andere, deshalb wollte ich mir nicht noch einmal den Ring an den Finger stecken lassen, er drückt gar sehr, der kleine Ring, aber da es so weit gekommen ist, muß man es mit Anstand tragen.“

War Gospoditsch bisher der fleißigste Mensch im Dorfe gewesen, so

Digitized by Google

zeigte er sich nun ganz unerwartet träge wie ein Pascha. Jede noch so kleine Arbeit schien ihm Schrecken einzuflößen. Er saß den ganzen Tag da, und wenn er nicht aß und trank, rauchte er seine Pfeife. Es kam die Ernte, Alle gingen hinaus auf das Feld, Barbara Kapitanowitsch befehligte die Arbeiter, legte selbst Hand an, sie schnitt das Getreide mit der Sichel und band es in Garben, gleich den Anderen, Alles in der furchtbaren Sonnenhitze. Gospoditsch blieb zu Hause, im kühlen Schatten, und wenn er ja hinausging, so war's nur, um seine Frau zu bespötteln oder die Leute, denen der Schweiß über das gebräunte Antlitz rann, zu tadeln.

Im Hause begann er auch mehr und mehr den Herrn zu spielen. Er verstand mit einem Male alles besser, Barbara war nicht im Stande, ihm irgend etwas recht zu machen, sei es das Hemd, das er anzog, sei es die Suppe oder das Sauerkraut, das sie ihm auf den Tisch stellte. Er beschuldigte sie sogar, daß sie ihm Wasser in den Wein schüttete. Sie begegnete seinen Vorwürfen anfangs stolz und ruhig, dann aber fing sie an, sich ernstlich zur Wehre zu setzen, und als sie erst einmal einen ordentlichen Wortwechsel gehabt hatten, nahm das Streiten kein Ende mehr.

Es kam der Herbst, die Weinlese begann. Wieder überließ Gospoditsch seinem Weibe Plage und Arbeit, als aber erst der junge Wein wie Feuer in die Fässer rann, da kam er in den Keller und trank so lange, bis sie ihn hinauftragen mußten, einem Sacke gleich.

Barbara sagte nichts, aber sie sperrte den Keller ab, und als Gospoditsch die Schlüssel verlangte, verweigerte sie ihm dieselben in einer Weise, daß er sie nicht zum zweiten Male verlangte. Dafür ging er jetzt in die Schenke und kam, einem Abend wie den anderen, betrunken nach Hause und schrie und tobte wie ein Wahnsinniger.

Und so wurde es wieder Winter. Ohne jeden Anlaß zeigte Gospoditsch mit einem Male einen förmlichen Haß gegen Milada, das arme Mädchen zitterte schon, wenn er nur einen Blick auf sie warf. Er fluchte, wenn sie die dampfende Schüssel auf den Tisch stellte, wenn sie ihm den Tabak brachte, den sie für ihn geschnitten hatte, oder den Weinkrug hinsetzte. Da war kein Tag, wo er die Unglückliche nicht bei seiner Frau verklagte, so daß sie, so lange die liebe Sonne schien, in ihre Schürze und Nachts in ihr Strohkissen hineinweinte und endlich mit rothen Augen umherging wie ein Kaninchen.

„Mit Dir werde ich noch fertig," hieß es jedesmal, wenn Milada den Zorn ihres Herrn erregt hatte und den Nachbarn gegenüber äußerte er sich wiederholt: „Sie muß mir fort, ich jage sie aus dem Hause."

„Ich weiß nicht, was Du mit Milada hast," sagte einmal Barbara.

„Was ich mit ihr habe?" schrie Gospoditsch, „ist sie nicht träge, un-

Digitized by Google

geschickt, frech? Kann man irgend etwas von ihr haben, so wie es in der Ordnung ist?"

„Ich war immer mit ihr zufrieden."

„Du — aber ich — ich bin ganz und gar nicht zufrieden," fuhr Gospoditsch fort, „wenn Du sie nicht bald fortschickst, ich weiß nicht, was ich thue, ich erschlage sie noch am Ende."

Eines Sonntags, während die Frauen in der Messe waren, saß Gospoditsch schon am Morgen in der Schenke, bewirthete ein paar beurlaubte Soldaten, erzählte, sang und prahlte, kam betrunken nach Hause und fiel auf die Bank nieder, gerade als seine Frau zurückkehrte. Sie sah ihn nur an und ging in ihre Kammer, sich umzukleiden. Zum Unglück kam Milada, noch in ihrem Feiertagsanzug, mit Korallen um den Hals und ein mit Spitzen besetztes Tuch auf dem Kopfe, herein und deckte den Tisch.

„Siehst Du denn nicht, daß mir meine Pfeife ausgegangen ist," begann Gospoditsch. Milada zündete einen Kienspan an und gab ihm Feuer. Er dampfte eine Weile scheinbar ruhig vor sich hin, mit einem Male aber schlug er auf den Tisch, daß die irdenen Teller durcheinander tanzten. „Willst Du mich zum Besten haben, Du Faulenzerin, Du Gottvergessene, habe ich Dir nicht gesagt, daß meine Pfeife nicht brennt." Wieder brachte das Mädchen einen brennenden Span, kniete vor Gospoditsch nieder und zündete ihm sorgsam die Pfeife an. „Sie brennt nicht, was ist das wieder, gewiß hast Du sie verhext, Du Prinzessin," rief er und riß ihr die Korallen herab, daß sie wie Blutstropfen über den Boden hinrollten.

Milada begann zu weinen.

„Heulst Du mir was vor," fuhr Gospoditsch fort, „ich habe eben genug von dieser Musik gehört, schweige still." Und ohne lange zu fragen schlug er sie derb auf den Mund.

„Nie hat mich noch ein Mensch geschlagen," begann Milada zu klagen, „außer meiner Mutter, die Gospodina hat mich noch nie berührt, nicht mit dem kleinen Finger hat sie mich berührt, und Ihr —"

„Und ich? — was?" schrie Gospoditsch und sprang auf, „ich gebe Dir jetzt die Schläge, die Du bisher zu wenig erhalten hast."

„Jesus Maria!"

„Und Joseph!" spottete Gospoditsch, während er auf die Arme losschlug, „geh hin, beklage Dich, es wird sich endlich zeigen, wer Herr im Hause ist, Du oder ich, packe Deine Sachen, Du gehst mir auf der Stelle, zu den Zigeunern gehst Du, dort gehörst Du hin." Er stieß sie mit dem Fuße zur Thür hinaus wie einen Hund.

Milada weinte sich aus, dann schnürte sie ihr Bündel, zog ihren

Digitized b

Schafspelz an, brach sich aus dem Zaun einen tüchtigen Stecken und kam zur Frau in die Kammer, um Abschied zu nehmen.

„Wohin gehst Du denn?“ fragte Barbara betroffen.

„Der Herr schickt mich fort.

„Wer?“

„Der Herr — Dein Mann.“

„So? und da packst Du gleich zusammen,“ sagte Barbara,“ ich aber lasse Dich nicht gehen. Du bleibst.“

„Ich kann nicht, Gospodina.“

„Und warum nicht?“

„Weil — weil ich es nicht mehr ertragen kann.“

„Was hast Du denn zu ertragen?“

„Daß der Herr mich immer schimpft,“ erwiderte das Mädchen, seine Thränen trocknend, „das ginge noch, auch daß er mit nichts, was ich auch thue, zufrieden ist, aber er fängt schon an, mich zu schlagen.“

„Wann hat er Dich geschlagen?“

„Jetzt eben.“

„Weshalb ist er denn so böse auf Dich?“

„Wenn Du es durchaus wissen mußt“ . . .

„Ja, ich muß es wissen.“

„Weil ich ihm kein Gehör schenke,“ sagte Milada, „deshalb ist er böse, nur deshalb, und das kann ich doch nicht thun, was er von mir verlangt. ‚Liebst Du denn nicht Deine Frau, die so schön ist,‘ sagte ich zu ihm, ‚die Schönste weit und breit.‘ Da lachte er. ‚Gewiß ist sie schön,‘ gab er zur Antwort, ‚aber Du gefällst mir auch. Hat der Hahn etwa nur eine Henne? Und ich bin wahrhaftig kein Gimpel.‘ Ja, Gospodina, das hat er gesagt, so wahr ich lebe, ich will auf der Stelle verderben, wenn er es nicht gesagt hat.“

„Ich glaube Dir, Milada,“ sagte Barbara, „und deshalb bleibst Du. Er soll Dir kein Härchen krümmen, das ist meine Sache.“

Milada ging hinaus, zog den Schafspelz ab, stellte den Stecken hin und packte ihre Sachen wieder aus.

Als Gospoditsch und seine Frau zu Tische gingen und das Mädchen die Suppe hereinbrachte, sprang der Erstere auf und schrie, während seine Augen schrecklich flammten: „Bist Du noch da, hab’ ich Dir nicht befohlen, augenblicklich mein Haus zu verlassen?“

„Dieses Haus ist mein Haus,“ sagte Barbara stolz, „und das Mädchen ist ein braves Mädchen und bleibt bei mir.“

„Wenn ich aber sage, daß sie fort muß,“ schrie Gospoditsch und schlug auf den Tisch. —

„So bleibt sie doch,“ entgegnete Barbara, „weil ich es will.“

Digitized by Google

„Das wollen wir sehen," murmelte Gospoditsch, der Zorn erstickte ihn fast.

„Aergere Dich nicht," sagte Barbara, „es könnte Dir schaden."

„Marsch! Hinaus!" befahl Gospoditsch, ergriff sein Pfeifenrohr und stürzte auf Milada los.

„Du rührst sie nicht an," rief Barbara, „ich verbiete es."

„Verbieten! mir! ich lasse mich nicht von einem Unterrock kommandiren, ich nicht."

„Was hast Du mir geschworen?"

„Und Du mir? ist das Dein Gehorsam?" Er faßte Milada bei den langen Zöpfen und schlug auf sie los.

Gleich beim ersten Streiche floß ihr Blut, und als seine Frau ihm in den Arm fiel, ließ er zwar Milada los, stieß aber dafür Barbara an die Wand und begann sie mit dem Pfeifenrohr zu bearbeiten. Barbara wehrte sich, so gut sie konnte, mit den Fäusten, und ohne einen Laut von sich zu geben, bis Milada den Wüthenden von hinten faßte. Jetzt stieß ihn Barbara mit dem Fuße von sich, so daß er wankte. „Weil sie Dich nicht will," murmelte sie, „weil sie ehrlich ist, deshalb, ich weiß Alles."

In diesem Augenblick war es, als stürze das Dach über Gospoditsch ein, er blickte entsetzt zuerst auf Milada, dann auf seine Frau und lief dann zur Thüre hinaus und geradeaus in die Schenke.

* * *

Barbara blieb einige Zeit mitten in der Stube stehen. Sie steckte die dicken braunen Zöpfe auf, die ihr bei dem Ringen mit ihrem Manne losgegangen waren und zog das Hemd herauf, das er ihr zerrissen hatte. Das arme Mädchen stand indeß stumm und regungslos bei Seite, nur ihre Augen versuchten ängstlich in dem kalten, finsteren Antlitz der Gospodina zu lesen und flehten um Hilfe, um Rettung bei ihr.

„Gut, sehr gut," sagte endlich Barbara, nachdem sie sich auf der Bank beim Ofen niedergelassen hatte. „So mußte es kommen, man weiß doch jetzt, woran man ist."

Diese Worte waren nebenbei an Milada gerichtet, aber sie hatte nicht das Herz, darauf zu antworten.

Barbara ergriff den Krug, setzte ihn an und trank den feurigen Wein, sie erhitzte er nicht, er kühlte sie vielmehr. „Da," sprach sie, indem sie ihn dem Mädchen hinhielt, „trink, der Wein macht Muth."

Milada trank und stellte dann den Krug nieder.

„Was thun?" begann Barbara von Neuem, sie starrte das Mädchen

an, als ſtände eine geheimnißvolle Schrift auf deſſen Geſicht, die ſie zu enträthſeln ſuchte.

Milada wiſchte ſich den Mund mit dem Aermel. „O!“ ſagte ſie ſeufzend, „hätteſt Du ihn doch lieber am Galgen gelaſſen.“

Barbara ſah ſie an, mit einem Blick, der ſo furchtbar war, wie der eines Richters über Leben und Tod und dann ſenkte ſie die Augen zu Boden und dachte nach.

Sie dachte lange und kummervoll nach, ohne ſich zu regen, kaum daß ſie die Wimper zuckte, und endlich lächelte ſie, aber es war das ſchreckliche Lächeln einer Löwin, die ein Opfer wittert, das ihr nicht mehr entrinnen kann.

* * *

Es war ſpät, als Gospoditſch heimkehrte, von zweien ſeiner Zechbrüder begleitet, die ihn lachend an die Thüre ſeines Hauſes lehnten und ſich dann eilig davonmachten. Als Barbara öffnete, fiel er wie ein Baum, den die Axt gefällt hat, zu ihren Füßen nieder. Sie zog ihn herein, ſchloß die Thüre und ließ ihn dann liegen. Nach einer Weile wankte er in die Stube herein, den Stecken, den Milada draußen angelehnt hatte, in der Hand. Seine Augen glotzten wie die eines Ertrunkenen.

„Wo ſind denn dieſe verdammten Weiber!“ rief er und verlor dabei das Gleichgewicht, als wäre die Stube ein Schiff auf hoher See, „ich will ſie ſchon lehren, wer der Herr iſt — guten Abend, Frauchen — biſt Du jetzt zahm — was? jetzt befehle ich hier, ich, ich allein. Begreifſt Du das? Oder verlangt Dein Herz nach Schlägen, ſüßes Täubchen?“ Er ſchlug mit dem Stecken um ſich, fiel zu Boden, ſuchte ſich aufzuraffen, aber gab es endlich auf und ſchlief ein, ſo wie er dalag auf der Diele, halb unter dem Tiſch.

Barbara warf nur einen Blick auf ihn, aber einen langen, zufriedenen Blick und ging dann leiſe auf den Fußſpitzen hinaus.

Ihre Leute waren eben in der Backſtube verſammelt.

„Wo iſt denn der Herr?“ fragte ſie ruhig, „weiß Niemand, wo er iſt?“

„Wo wird er ſein?“ erwiderte Milada mit einem häßlichen Blick voll Haß und Verachtung, „in der Schenke.“

„Geht Alle aus, ihn zu ſuchen,“ gebot Barbara, „und daß Ihr mir nicht nach Hauſe kommt, ehe Ihr ihn gefunden habt. Nur Du bleibſt bei mir, Milada.“

Alle gehorchten raſch und willig. Sie zogen ſich an, nahmen Laternen und Kienfackeln und gingen hinaus in die kalte ſternenhelle Winternacht.

Digitized by Google

„Suche mir jetzt die Stricke zusammen," sagte Barbara leise zu Milada.

„Welche Stricke?"

„Die, auf denen wir die Wäsche trocknen."

„Zu welchem Zweck?"

„Frage nicht lange."

Barbara kehrte in die Stube zurück, setzte sich auf die Bank und wandte kein Auge von Gospoditsch, als fürchte sie, er könnte ihr entkommen. Sie athmete auf, als das Mädchen mit den Stricken hereinkam.

„So," sagte sie, indem sie aufstand, „jetzt hilf mir ihn binden."

„Wen?"

„Meinen Mann."

„Wie Du es befiehlst, Gospodina."

„Du thust es doch gern?"

„Gewiß, von Herzen gern."

„Also, nur flink," flüsterte Barbara, „Du die Füße, ich — die Hände." —

Sie warfen sich auf ihn und obwohl Gospoditsch, ohne zu wissen, was eigentlich mit ihm geschah, halb im Traume, aufschrie und wüthend um sich schlug, hatten sie ihn doch in wenigen Augenblicken überwältigt und ihm die Füße gefesselt und die Hände auf den Rücken gebunden.

„Das wäre gelungen," sagte Barbara, nachdem sie tief Athem geschöpft, „der thut uns nichts mehr."

Milada lachte, sie war so glücklich, sie drehte sich im Kreise herum, als gäbe es ein Tänzchen und küßte die Gospodina auf die Schulter.

Barbara gab ihr indeß einen Wink mit den Augen und sie gingen zusammen in den Hof hinaus.

„Was hast Du vor, Gospodina?" fragte das Mädchen neugierig.

„Du wirst es zeitig genug erfahren."

Barbara zog jetzt mit Milada's Hilfe den Schlitten in den Hof. Es war dies ein kleiner Leiterwagen, den man für den Winter von den Rädern genommen. Die beiden Frauen füllten ihn mit Stroh an, bereiteten einen Sitz aus einer Futterkiste, führten die Pferde heraus und spannten sie vor. Dann hing Milada die Zügel an den Brunnen und die Gospodina steckte die Peitsche in das Geschirr des Handpferdes.

„Mach fort jetzt," sagte sie, zieh Dich an."

„Wie soll ich mich anziehen?"

„Du siehst ja, daß wir fortfahren."

Milada sah die Gospodina blöde an und ging in die Backstube, während Barbara, ohne den gebunden Daliegenden weiter zu beachten,

Digitized by Google

raſch durch die Stube in ihre Kammer ſchritt, und nachdem ſie den Pelz angezogen, ein Tuch um den Kopf ſchlang und ein zweites vor den Mund band. Da kam auch ſchon Milada, gleichfalls im langen Schafspelz und in gleicher Weiſe vermummt, des Froſtes wegen. Die beiden Frauen glichen jetzt Türkinnen, nur ihre Augen blitzten wie aus Haremsſchleiern hervor.

„Was nun?“ fragte das Mädchen entſchloſſen.

„Du fragſt zu viel,“ erwiderte Barbara, „hilf mir, das iſt Alles, was ich von Dir verlange.“

„Auf mich zähle, Gospodina, ich bin Dir treu, ich liebe Dich, ich gebe mein Blut für Dich.“

„Komm alſo!“

Kein Wort wurde mehr geſprochen, die Beiden verſtändigten ſich ausſchließlich durch Blicke und Winke. Sie ergriffen Gospoditſch, ſchleppten ihn in den Hof hinaus, warfen ihn auf den Schlitten und deckten das Stroh über ihn. Milada öffnete das Thor, dann ſtiegen ſie in den Schlitten, Barbara ergriff Zügel und Peitſche und fort ging es in die Nacht hinaus. Sie flogen förmlich durch das Dorf, der Schlitten glitt über die Schneebahn, wie eine Flintenkugel die Luft durchſchneidet. Die Hütten mit ihren Nachtmützen von Schnee, die Bäume mit ihren weißen Armen ſchoſſen vorüber, als reiße ſie eine übernatürliche Gewalt vom Boden weg. Vor dem Dorfe, wo der Wald begann, zeigten ſich Wölfe, verſchwanden aber bald wieder, ſie zogen offenbar einen Beſuch in einem Stalle oder Hühnerhof, der Jagd nach dem windſchnellen Geſpann vor.

Es ging durch den Forſt wie durch ein Heer ſteinerner Geſtalten, die ſich von den Mauern der Kirchen losgelöſt und von den Sargdeckeln der Grüfte erhoben hatten. Barbara bekreuzte ſich, und das zitternde Mädchen an ihrer Seite begann laut zu beten.

Sie erreichten glücklich das freie Feld.

Der Himmel war klar und mit Sternen beſäet, in dem matten Lichte der letzteren glänzten Schneefelder und Eiszapfen, gefrorene Bäche und bereifte Geſträuche.

Als ſie ſich der Stadt näherten, wurde es hell und heller, der Schnee leuchtete, und aus demſelben ſtieg raſch der Hügel mit dem Galgen hervor und malte ſich ſchwarz auf dem Winterhimmel ab.

Auf dieſen Hügel zu trieb Barbara die Pferde.

Da war der Galgen.

Noch zweimal knallte die Peitſche und der Schlitten hielt unter dem Hochgericht, und die Raben, die auf demſelben ſaßen, erhoben ſich in die Lüfte und grüßten Barbara, ihr Haupt umkreiſend, mit fröhlichem Krächzen. Sie nickte ihnen zu, ſprang aus dem Schlitten, band

Digitized by Google

die Pferde an einen Baum und begann die eine Leiter vom Schlitten loszumachen, während Milada das Stroh auseinander warf und Gospoditsch hervorzog.

„Was ist denn? Gebt Ihr mir keine Ruhe?“ murmelte dieser, „teuflisches Weibsvolk.“

Die Leiter fiel, und schon riß Barbara ihren Mann bei den Beinen heraus, während Milada ihn vom Schlitten hinabstieß. Er fiel in den Schnee, erhob den Kopf und blickte erstaunt um sich. Indeß wurde die zweite Leiter losgemacht und Barbara band beide mit Stricken zusammen.

„Das ist doch zu dumm,“ sagte Gospoditsch, „wo bin ich denn, und wer hat mich denn gebunden?“

Die frostige Luft brachte ihn schnell zu sich.

„Ich habe Dich gebunden,“ erwiderte Barbara.

„Du — und was hast Du vor?“ Gospoditsch erblickte den Galgen und schauderte.

„Ich werde Dich einfach dort wieder aufhängen, mein Täubchen,“ sagte Barbara, „wo ich Dich herabgenommen habe.“

„Scherze nicht.“

„Ich scherze nicht,“ gab seine Frau gelassen zur Antwort, „willst Du mir helfen, Milada?“

„Ihn hängen?“ rief das Mädchen, „gewiß, mit tausend Freuden.“

Sie lehnten die Leiter an den Galgen und ergriffen Gospoditsch, um ihn auf dieselbe zu stellen.

„Bei Gottes Barmherzigkeit,“ stammelte der Räuber, „laß mich los, ich will in den Wald gehen und mich niemals wieder bei Dir blicken lassen, ich will nicht am Galgen hängen, ich will nicht.„

Vergebens flehte, vergebens drohte er, sie hoben ihn auf die Leiter und banden ihn an derselben fest. Dann stieg Barbara über seine Schulter hinauf, machte den Strick an dem Galgen fest und legte ihm die Schlinge kunstgerecht um den Hals.

„Erbarmen!“ bat Gospoditsch, „ich will Alles thun, was Du nur willst, schenk mir nur das Leben.“

„Nein, Du mußt hängen,“ sagte Barbara. Sie stieg rasch hinab, band ihn von der Leiter los und zog diese weg.

Schon tanzte Gospoditsch den schrecklichen Tanz zwischen Himmel und Erde.

„Machst Du jetzt auch noch verliebte Augen auf mich?“ rief Milada lachend, „was?“

„Bete lieber ein Vaterunser für seine arme Seele,“ sagte Barbara.

Sie sprachen Beide ein kurzes Gebet, bekreuzten sich und verließen die schreckliche Stätte.

Noch einige Augenblicke und der Schlitten flog auf der Schneefläche dahin.

Gospoditsch hing wieder an derselben Stelle, wo ihn der Henker aufgehängt hatte, und diesmal schnitt ihn Niemand ab.

Die Leute in Zagorien aber sagten, er sei sogar dem Teufel zu schlecht gewesen und so habe ihn dieser eines Tages wieder zurückgebracht, zur Freude der Raben, die sich lange genug an ihm belustigten.

Philipp Ogulic.
(Zagrab.)

Digitized by Google

Der Lieutenant Grillitz.

Ein Berliner Stillleben.

[Nachdruck verboten.] [Ueberſetzungsrecht vorbehalten.]

Dieſe Geſchichte konnte man nur einmal im Jahre von ihm hören. Andere erzählte er oft und gerne mit immer neuen Einzelheiten, die der Erfindung eines Poeten alle Ehre gemacht hätten, dieſe aber nur an ſeinem Hochzeitstage, wenn Mittags ſeine vier Mädchen um ihn ſaßen und die grüne Rheinweinflaſche entkorkt war, denn dieſer Tag wurde auch dann noch gefeiert, als die liebenswürdige Frau, für die ſonſt die Gläſer erklangen, lange ſchon unter dem grünen Hügel ſchlief. An dieſem Tage zog Lieutenant Grillitz ſchon in aller Frühe ſeine ehemalige Paradeuniform an, nahm gerührt die Glückwünſche ſeiner Töchter entgegen und ſaß dann in dem Zimmer, wo das Bild der Mutter ſeiner Kinder mit Blumen bekränzt an der Wand hing, und betrachtete es ſo lange, bis ein Schleier von Thränen es ihm verhüllte. Deshalb war er aber Mittags doch guter Laune, und jedesmal erzählte er den vier Mädchen, wie er ihre Mutter, ſeine treue Lebensgefährtin, kennen gelernt hatte.

Das war ſo. Grillitz ſtand als Premierlieutenant in Frankfurt an der Oder, und als er einmal vom Mittagstiſch heimkehrte, da war in einem großen Hauſe auf dem Markt, in der erſten Etage, ein weißes Kätzchen zu ſehen, das ſaß am Fenſter und putzte ſich, und wie es des großen blonden Offiziers anſichtig wurde, da hielt es mitten in der Toilette inne und guckte ihn an und das erhobene Pfötchen blieb an dem Ohre ſtehen, als ob es ſalutiren wollte.

Grillitz mußte unwillkürlich lächeln, ebenſo unwillkürlich ſtrich er ſich den blonden Schnurrbart, und jedesmal, wenn er jetzt Mittags vorüberging, guckte er hinauf auf das Kätzchen und das Kätzchen auf ihn herunter, aber nicht das Kätzchen allein.

An dem Fenſter daneben ſaß jedesmal ein hübſches, ſchlankes, braunes Mädchen, deren Eltern das große Haus gehörte, und das ſüße Geſchöpf bildete ſich ein, das Lächeln könne nur ihr gelten, und das Drehen des

Schnurrbarts nur ihr, und es währte nicht allzulange, so war aus der Einbildung Ernst geworden und nächstes Jahr nahm Grillitz seinen Abschied und führte das Mädchen aus dem großen Hause zum Altar. Deshalb gab es bei Grillitz jedesmal ein weißes Kätzchen im Hause, es war wie eine Art heiliger Tradition, an der nicht mehr gerüttelt wurde.

Grillitz lebte mehrere Jahre wie im blauen Himmelreich mit seiner Frau, ihr Verlust brachte ihn fast um den Verstand.

Seine Lage, nachdem er ihr die Augen geschlossen, war indeß mindestens ebenso lächerlich als traurig, ein Mann, ein Soldat, allein in der Welt mit vier kleinen Mädchen, die wie die Maiskolben, rund und blond nebeneinander standen. Die Großmutter lebte nicht mehr, es gab auch keine brauchbare Tante, und eine Haushälterin, von der wollte Grillitz am wenigsten etwas wissen, so blieb ihm nichts übrig als selbst das Hauswesen zu führen und selbst die vier kleinen Liebesgöttinnen zu erziehen.

Was war die Folge? Die Wirthschaft kam herunter, aber die vier Mädchen gediehen ganz prächtig dabei.

Während er allen, mit denen er zu thun hatte, gleichsam den Weg mit silbernen Thalern pflasterte, glaubte er auf spartanische Art, einfach und sparsam, zu leben. Als er im Laufe der Zeit, der Schulen wegen, nach Berlin zog, da blieb der Karren vollends stecken. Das hübsche Vermögen verflüchtigte sich, Grillitz war bald nur noch auf seine kleine Pension und eine kleine Rente angewiesen, welche eine gute Tante seinen Töchtern gleichsam als Nadelgeld hinterlassen und sichergestellt hatte.

Es währte nun nicht mehr lange und es gingen jene halb demüthigen, halb frechen Gestalten bei ihm aus und ein, welche aus Posen oder Danzig oder sonst woher aus dem Osten mit dem Bündel auf dem Rücken nach Berlin kommen, um sich mit der Zeit Paläste zu bauen.

So war seine Wirthschaft. Gottlob daß seine Erziehung besser war. Sie war streng militärisch, das ist richtig, aber sie bewährte sich.

Kaltes Wasser war Alles bei dem Lieutenant außer Dienst, er behandelte jede Art von Schmerzen damit. Natürlich plätscherten seine vier Mädchen jeden Morgen, Sommer und Winter, gleich jungen Enten in demselben, bei Sonnenschein und Regen mußten sie an die Luft und wie die Windhunde laufen und außerdem noch turnen und schwimmen, reiten und fechten und schießen und exerciren. Da waren sie nun allerdings wenig verwöhnt, die vier jungen Damen und auch nicht allzuviel Weichheit war an ihnen zu spüren, sie lispelten nicht und sie errötheten nicht leicht, dafür waren sie aber gesund und munter und brav, und hatten Character und noch dazu einen gar festen und thatkräftigen.

Alle vier waren, zur Zeit als man anfing sie Fräuleins zu nennen, prachtvolle Gestalten. Die edel gezeichneten Gesichter, von schweren goldigen Flechten umflossen, wetteiferten mit den Frühlingsblüthen an frischer

Digitized by Google

und lebendiger Farbe und die Augen blickten so muthig, als gälte es einen Brunhildenkampf auszufechten. Wie Soldaten marschirten sie durch die Straßen in zwei Gliedern und im gleichen Schritt und Tritt, und Grillitz hinter ihnen, den Stock gleich einen Degen haltend, eins zwei, eins zwei. Stimmen hatten sie, so die richtigen Commandostimmen, zum Schrecken des guten Tantchens Blüterlich, das sich jeden Sonntag, mit dem Strickbeutel, zum Kaffee einfand und dessen Herz noch in alter „Gedenke mein" und „Vielliebchen"*) Seligkeit zitterte.

Das gute Tantchen konnte nur in den süßesten Verkleinerungsworten sprechen, und da war es allerdings schrecklich, wenn es Grillitz das „Herzchen" nannte und seinen lieben „Händchen" das Pfeifchen entnahm, um es zu stopfen, und die vier Mädchen fuhren im tiefsten Alt dazwischen wie die jungen Bären.

Jeden Tag früh und Abends erschienen dieselben bei Grillitz zum Rapport. Da standen sie wie die Unteroffiziere und meldeten gehorsamst, was zu melden war, und war Eine fertig, so hieß es „Kehrt" und sie marschirte ab. Das ganze Hauswesen war sinnreich in vier Ressorts getheilt, in denen die Schwestern Woche für Woche abwechselten. Jene, die den Schlüsselbund hatte, trug den Kopf am stolzesten, obwohl nicht mehr viel zu verschließen war. Die Verlegenheiten hatten sich auf das Höchste gesteigert und Grillitz hatte keine ruhige Stunde mehr. Wenn ihm die Gläubiger Briefe schrieben, das war das Schlechteste nicht, da rief er seine Mädchen zusammen und hielt, was er einen Kriegsrath nannte. Dann fand sich jedesmal etwas, was noch verpfändet werden konnte und man schaffte sich den Dränger für einige Zeit vom Halse. Fielen sie ihn auf der Straße an, konnte er sich schließlich höflich empfehlen, aber kamen ihm die Manichäer in das Haus, dann wußte er sich nicht zu retten. Es kam eine Zeit, wo Grillitz jedesmal, wenn die Klingel sich vernehmen ließ, purpurroth wurde, sich beim Kopfe nahm und wie ein Rasender auf und ab lief oder sich gar in der Mädchenstube versteckte. Das waren schwere Tage, bittere Stunden. Was ihn indeß am meisten kränkte, das war, daß er diesen süßlichen Schurken, diesen Adolf Goldenberg, der ihn wie eine Weintraube mit Füßen trat, um ihm den letzten Tropfen zu erpressen, überdies noch Montedoro nennen mußte.

Goldenberg hatte nämlich eine Schwester, die Sängerin und unter diesem Namen beim Theater war, und bildete sich in Folge dessen mit der Zeit ein, daß er eigentlich auch so heiße. Montedoro verdrängte den Goldenberg auf dem Schilde seines Trödelmagazins und auf seinen Karten, und da ihn die anderen nach wie vor Goldenberg riefen, so mußten ihn Jene, die ihm Geld schuldig waren, umsomehr Montedoro nennen. Auch

*) Zwei beliebte Taschenbücher der vierziger Jahre.

Digitized b

Grillitz gehörte zu diesen Unglücklichen, und es nagte wie heimlicher Kummer an seinem Herzen, daß er den verhaßten Mann aus Posen nicht mehr Goldenberg nennen durfte.

Da fand eines Tages so eine Art Militärrevolte statt. Die vier Brunhilden kündigten dem Herrn Lieutenant den Gehorsam und noch dazu beim Rapport. Friederike, die Aelteste, führte das Wort, aber gar nicht gehorsamst.

„So kann es nicht weiter gehen," rief sie aus. „Was ist das für eine Wirthschaft, bei der wir uns alle zusammen nicht mehr auf die Straße trauen. Unser Vermögen das ist beim Kukuk." Sie schnalzte mit den Fingern wie ein Gardelieutenant. „Mag sein, verloren ist verloren, aber müssen wir deshalb unser Leben in Unruhe und Angst verbringen."

„Nun was soll ich denn thun?" fragte Grillitz kleinlaut.

„Was? sparen, sparen, und noch einmal sparen."

„Man muß doch standesgemäß leben, Fritzchen."

„Ei, der Welt macht man bald was vor," erwiderte Friederike, „und zu Hause sieht einem Niemand in den Topf. Es läßt sich auskommen mit dem was wir haben."

„Das möchte ich sehen —"

„Das wirst Du sehen, Papa," schnitt ihm die Tochter resolut das Wort ab, denn kurz und gut, Du mußt mir die Wirthschaft überlassen, Alles, Alles, und ich — ich werde Dich rangiren."

Grillitz sah sie groß an und dann begann er laut und herzlich zu lachen, so hatte er schon lange nicht gelacht.

„Ja, ja, ich werde Dich rangiren."

„Paperlapa!"

„O! Du kommst mir nicht mehr aus, Papa, es ist ja eine Ehrensache, unsere Gläubiger endlich zu befriedigen. Ja oder nein?"

„Ja — das ist richtig — aber —"

„Nun, willst Du? was?" Sie begann ihm zu schmeicheln.

„Meinetwegen — unter zwei Bedingungen."

„Nein, Papa, Du mußt Dich auf Gnade und Ungnade ergeben."

„Bah! erstens will ich Ruhe haben von dem Augenblicke an, wo Du das Regiment führst."

„Ruhe sollst Du haben."

„Und dann — werde ich diesen Goldenberg nicht mehr Montedoro nennen — das sag' ich Dir."

„Sonst nichts?"

„Sonst nichts."

„Abgemacht." Friederike gab ihm die Hand. „Und somit mein Ehrenwort, daß ich Dich in zwei Jahren ganz in Ordnung bringe."

Grillitz nickte nur leicht mit dem Kopfe und lächelte überlegen.

Digitized by Google

Das Erste war jetzt, daß Friederike die Klingel abschnitt.

Grillitz paßte in den ersten Tagen noch gar ängstlich auf, er spitzte die Ohren bei jedem Geräusch, aber die Klingel rührte sich nicht. Nach acht Tagen sagte er lächelnd: „Merkwürdig, endlich geben mir die Leute Ruhe.“ Er lebte wieder auf. Es war wie ein Zauber um ihn. Nichts, was einer Sorge glich, konnte bis zu ihm dringen. Draußen stand z. B. Goldenberg und riß wie ein Rasender an der Klingel, und drinnen saß Grillitz behaglich im Schlafrock in seinem Lehnstuhl, schmauchte seine Pfeife und las die Kreuzzeitung.

Indeß hatte Friederike die große Wohnung an Mann gebracht und eine ganz kleine, wohlfeile, weit draußen, gemiethet. Ehe sie dieselbe bezogen, verkaufte sie einen Theil der Möbel, das Clavier und verpfändete was noch an Silber da war und die goldene Uhr ihrer Mutter.

Mit dem Erlös befriedigte und beruhigte sie die Gläubiger für einige Zeit. In der neuen Wohnung begann auch in jeder Beziehung ein neues Leben. Friederike behalf sich vor Allem ohne Mädchen und sogar ohne Aufwartefrau. „Die Hauptsache ist, daß man sich nicht in den Topf gucken läßt,“ sagte sie, und wirklich gab es in der nächsten Zeit da nicht viel zu gucken. Alles wurde auf das Sparsamste eingerichtet, was Wunder, da statt eines Geizhalses deren vier von früh bis Abends darüber brüteten, wo wohl noch ein Pfennig zu viel ausgegeben werden möchte. Friederike ging mit dem Korb auf den Markt und besorgte die Küche, während ihre drei Schwestern für Geld arbeiteten.

Sie hatten Kleidermachen gelernt, das machten sie sich zu Nutzen. Ihre Stube glich ganz einer Schneiderwerkstatt, vom Morgen bis zum Mittag und von Mittag bis zum Abend, ja oft bis in die Nacht hinein klang die Scheere, flogen die Nadeln, klapperte die Maschine, und wenn Friederike nicht im Hause beschäftigt war, half auch sie redlich mit.

Es gab für die vier Mädchen keinen Ball und kein Theater, für sie wurde keine Geige gestimmt und keine Prosceniumslampe angezündet, es gab auch keine Abendgesellschaften für sie, keine Landparthie, nicht für sie schmückten sich die Bäume mit smaragdenem Laub, nicht für sie erhoben die Blümchen das farbige Köpfchen aus dem Grün der Wiesen, für sie gab es nicht einmal ein Plauderstündchen mit anderen Mädchen, nichts, nichts, als das Feuilleton der Kreuzzeitung, nein, doch wenn sie irgend ein hübsches Kleid oder sonst ein Toilettenstück zu Stande gebracht hatten, da probirten sie es der Reihe nach und bewunderten sich gegenseitig, und das war ja schließlich auch ein Vergnügen.

Gerade ihnen gegenüber befand sich der Laden des Kaufmannes. Der Letztere war ein noch ziemlich junger hübscher Mann und hieß Emeran. An dem Tage, wo sie in die Wohnung einzogen, ging Friederike hinüber, um Kaffee und Zucker einzukaufen.

Beide errötheten ein wenig als sie sich das erste Mal ansahen, vielleicht auch deshalb, weil Friederikens ernstes Gesicht gar so blüthenfrisch aus dem goldenen Flechtenrahmen herausleuchtete, und weil die dunkeln Augen des Kaufmanns so lebhaft, fast italienisch blitzten, aber gewiß vor Allem deshalb, weil Herrn Emeran auf einmal sein mit Tintenflecken übersäeter Schreibärmel und Friederiken ihre, gerade vorne auf der Brust geflickte Schürze genirte. Herr Emeran schoß aus purer Verlegenheit, wie ein Eichhörnchen im Käfig, hin und her, zeigte zehn Sorten Kaffee und ebenso viel Zucker, und nachdem das Fräulein gewählt, hatte er noch einen harten Kampf mit der Waage zu bestehen, die heute durchaus nicht pariren wollte.

Friederike hatte sich schneller gefaßt, wie es eben Frauenart ist. Das kleinste Mädchen ist darin dem größten Manne gegenüber im Vortheil, und Herr Emeran war noch lange kein großer Mann. Als sie die Börse zog, um zu bezahlen, wand sich der Kaufmann wie eine Raupe an der Nadel und schob das Geld zurück, indem er ein kleines Buch holte und dem Fräulein anbot, monatlich oder sonst nach seiner Bequemlichkeit die Rechnung zu ordnen.

Friederike lächelte, das Vertrauen des Herrn Emeran schmeichelte ihr. Sie war jetzt wieder ganz sicher. „Nein," sagte sie, „ich danke, ich werde Alles immer gleich bezahlen, aber Sie müssen mich gut und wohlfeil bedienen."

„O, gewiß," flötete Emeran und seine Augen wurden vor lauter Liebenswürdigkeit ganz klein, zwei dunkle Striche. „Befehlen Sie nur immer, mein Fräulein, ich hoffe, daß es mir gelingen wird, Sie zufrieden zu stellen."

„Guten Tag."

„Empfehle mich bestens." Der Kaufmann öffnete Friederike die Thür und blieb dann in derselben stehen, um ihr nachzublicken, und wie sie so in ihrer jungfräulichen Hoheit über die Straße ging, da war es ihm, als sei plötzlich heller Sonnenschein, mitten im Winter, zwischen den hohen finsteren Häusern eingekehrt. Und sie? — sie dachte: Wie kann nur ein Mann, der den ganzen Tag hinter dem Ladentisch steht, eigentlich so interessant sein?

Seit diesem Tage glich der Laden des Herrn Emeran wenigstens ebenso sehr einem astronomischen Observatorium, als einem Kaufladen. So oft er nur konnte, stand er heimlich an dem Fenster des kleinen Comtoirs und blickte zu den Fenstern der dritten Etage gegenüber empor, an dem das weiße Kätzchen seinen schneeigen Pelz sehen ließ, er schaute mit seinem Glase aus, wie ein Astronom, der einen Stern erwartet, und wahrlich, wenn Friederike oben die weißen Gardinen theilte und ihr Kopf von weichem üppigen Gold umflossen sich zeigte, da war es nicht anders,

Digitized by Google

als ob ein Stern aus den Wolken getreten wäre, ein großer herrlicher Stern mit mildem zauberischem Licht.

Täglich kam das Fräulein gegen Abend um einzukaufen. Sobald sie eintrat, war es Herrn Emeran wie wenn ein bengalisches Feuer seinen Laden bis in die entferntesten dunkeln Winkel, in denen die kleinen drolligen Wichtelmännchen hausen, erleuchtet hätte. Alles schwamm in einem rothen herrlichen Licht, und dieses Licht ging von ihrem reichen Loreleihaar aus, von ihren großen blauen Augen und ihrem Lächeln.

Was war das für ein Lächeln? Er fragte sich immer wieder, und gab sich hundert Antworten für eine. Einmal war es ein stolzes Lächeln, nicht anders als wenn die Sonne lächelt und ein liebenswürdiges Lächeln, aber beiläufig so, wie wenn man sich von der zugleich weichen und furchtbaren Tatze einer Löwin geschmeichelt fühlen würde.

Und die junge Löwin kam öfter, als es Herrn Emeran lieb war, zum Vorschein. Sie behandelte ihn eigentlich recht schlecht. Sie hatte vor Nichts Achtung, weder vor seiner unvergleichlichen Stärke noch vor seiner unübertrefflichen Fleckseife, noch vor seinem echt amerikanischen Zwirn, und am wenigsten vor seinen festen Preisen.

Wenn Friederike zu handeln begann, und sie handelte immer und gab selten nach, da schwebte ein wahrhaft grausamer Zug um ihre Lippen, die sich wie duftige Rosenblätter wölbten, und dem armen Kaufmann war es zu Muthe wie einem Kaninchen, das lebendig seecirt werden sollte.

Und doch bot Herr Emeran Alles auf, um seine Qual zu verlängern und fand zehn Vorwände für einen, um das Fräulein noch für ein paar Minuten zurückzuhalten; er erzählte ihr von der Ziegler, wie sie als Jungfrau von Orleans den Lionell zu Boden gehaut, daß es rein geklatscht habe, von dem neuesten Roman von Daudet, er lieh ihr illustrirte Journale und Bücher und vor Allem machte er sich jedesmal an das weiße Kätzchen. Das niedliche Thierchen begleitete seine Herrin stets im Hause und über die Straße, und wenn es in den Laden kam, hielt es in demselben streng Haussuchung, ging zierlich zwischen den Tonnen und Säcken umher, sprang auf den Ladentisch, besah sich hier Alles ganz genau und beroch jeden Gegenstand mit seinem rosigen Näschen. So oft die farbige Schleife, die Miezchen an dem Hals trug, ihren Glanz eingebüßt hatte, beschenkte sie Herr Emeran mit einer neuen.

Mit der Zeit begann die geschmeidige sammtne Freundin zwischen den Beiden kleine Zärtlichkeiten auszutauschen. Friederike schloß dieselbe z. B. an ihre Brust und küßte sie auf das zarte Köpfchen. Kaum war das Kätzchen mit einem malerisch schönen Sprunge auf den Ladentisch zurückgekehrt, begann Herr Emeran dasselbe zu streicheln, es war ihm offenbar dabei so wohl, als dürfe er das Fräulein selbst streicheln, und wenn er seinen kühnen Tag hatte, so küßte er Miezchen sogar auf den

Digitized by Google

Kopf, auf dieselbe Stelle, welche Friederikens schwellende Lippen berührt hatten.

Eines Abends hielt der Kaufmann eine große Rede, er hätte bei Gelegenheit einer Schillerfeier auch nicht erhabener sprechen können, und lud die vier jungen Damen schließlich zu einem Balle ein.

„Ich danke sehr, erwiderte Friederike ein wenig verlegen, „es ist artig von Ihnen, uns nicht zu vergessen, aber das geht nicht so —"

„Ich habe es mir wohl gedacht, daß Fräulein zu stolz sein werden, um unsere bürgerliche Gesellschaft —"

„Durchaus nicht —"

„Es ist doch so."

„Sie wollen Alles besser wissen, Herr Emeran, ich habe einfach kein Kleid."

„Das ist doch bald gemacht."

„O, ich darf Papa keine solchen Auslagen machen. Sie wissen wie das beim Militär ist. Wie sagte doch unser großer Fritz? Die Gage ist klein, aber die Ehre ist groß."

„Gewiß, gewiß, aber es ist doch traurig — für mich."

„Ach, wenn Sie erst Walzen, denken Sie gewiß nicht mehr an mich." Sie lächelte und war mit ein paar heroischen Schritten auf der Straße draußen.

Doch Herr Emeran gab sich nicht zufrieden. Er sendete eine gedruckte Einladung, auf der allerliebste Amoretten mit Elle und Waage in den Händen und Düten auf den Köpfen umhergaukelten, und ergriff am nächsten Abend mit noch größerer Feierlichkeit das Wort, aber Friederike schnitt es ihm ab, so behend und scharf, wie er die abgemessenen Bänder abzuschneiden pflegte.

„Ach, ich habe ganz andere Sorgen, Herr Emeran."

„Sie, mein Fräulein, das ist doch nicht möglich, Sie sind stets so heiter, so muthig —"

„Den Kopf lasse ich freilich nicht hängen, und wenn man vom frühen Morgen bis spät in die Nacht die Hände rührt, vergehen nicht nur die Grillen, sondern sogar die Sorgen."

Es herrschte nun einige Tage eine gewisse Stille und Spannung zwischen den Beiden, nur weil der Kaufmann etwas auf dem Herzen hatte und nicht die Worte, die richtigen, guten, zarten Worte dafür fand.

Da kam ein Abend, wo Friederike leise aufseufzte, während Emeran Kaffee abwog und sie sich nicht beachtet glaubte. Dieser Seufzer, der nicht mehr als ein Hauch war, der im nächsten Augenblicke in der Lu zerrann, wirkte auf Herrn Emeran wie einst der Sturm, der die stol Armada wegblies. Er stand vernichtet vor Friederike wie eine g knickte Lilie.

Digitized by Google

„Um Himmelswillen," stammelte er endlich, „es ist Ihnen doch nichts Böses wiederfahren?"

„Ach nein."

„Sie haben doch geseufzt."

Friederike erröthete und machte eine unendlich stolze Bewegung mit den Schultern, gerade als ob sie einen Hermelinmantel abwerfen würde.

„Sie sind böse, mein Fräulein," sagte der Kaufmann immer verwirrter, „verzeihen Sie, es ist vielleicht unpassend, aber die Theilnahme, welche ich — wenn Sie mich nur ein wenig mit Ihrem Vertrauen beehren wollten."

Er blieb stecken und sah sie an, so gut und so treuherzig, daß es dem strengen raschen Mädchen doch ein wenig weich um das Herz wurde.

„Was hat man Ihnen denn gesagt?" fragte sie ruhig, die blauen Augen freundlich auf ihn gerichtet.

„Nichts, gewiß nichts."

„Herr Emeran!"

Friederike drohte ihm mit dem Finger.

„Wenn Sie es mir nicht als Zudringlichkeit auslegen wollten," entgegnete der Kaufmann, „aber vielleicht würden Sie die Güte haben, einen Augenblick in mein Comtoir zu treten."

„Was Sie nur eigentlich heute haben," murmelte Friederike. Sie schüttelte den Kopf, aber sie trat in das kleine Comtoir, das durch eine Glaswand von dem Laden getrennt war und setzte sich auf den einzigen Stuhl, der da war.

Herr Emeran stand vor ihr, als sei sie sein Richter und als habe er vor diesem jugendschönen, rosenfrischen Richter mit dem strengen Blick, ein Verhör zu bestehen.

„Ich wollte nur — ich dachte — wenn Sie vielleicht in irgend einer Richtung meine Dienste annehmen wollten, verehrtes Fräulein."

„Ich kann doch nicht," sagte Friederike, „und dann" — sie zuckte die Achseln. „Es ist immer am Besten, man hilft sich selbst."

„Das ist gewiß schön," sprach er, „aber muß man deshalb Freunde zurückweisen? Wenn Sie nur nicht so stolz wären, Fräulein, ich würde dann bitten, mich als solchen, nein vielmehr als Ihren Diener zu betrachten."

„Da Sie so neugierig sind," gab Friederike zur Antwort, „der Sachverhalt ist ganz einfach. Mein Vater —"

„Ich bitte, ich weiß Alles."

„Sie wissen?"

„Daß Sie die bravste Tochter sind, die es in der Welt giebt, daß Sie, um Ihren Herrn Papa zu rangiren, selbst mit diesen schönen zarten Händen —"

Digitized by Google

„Nichts davon, Herr Emeran, wenn es nur mehr nützen würde, wäre ich ja so zufrieden, aber es geht nur langsam vorwärts, sehr langsam."

„Sie sollten sich vorerst von diesen verruchten Wucherseelen befreien, lieber anderswo eine Summe aufnehmen.

„Ich dachte schon daran," sagte Friederike, „es wäre von großem Vortheil, eine größere Summe zu erhalten, die vielen Leute, die uns immerfort pressen, los zu werden und dann nur noch einen einzigen Gläubiger zu haben, der mäßige Zinsen nimmt und den man in monatlichen Raten bezahlt. Wo aber diesen finden? Sie sehen jetzt selbst, daß das nicht so leicht ist, und so wird es mich wohl auch noch manchen Seufzer kosten." Sie strich sich die Haare aus der reinen elfenbeinern Stirn und stand auf.

„Und wieviel würden Sie benöthigen, mein Fräulein," fragte Emeran, nachdem er sich hinter dem Ohr gekratzt hatte.

„Müssen Sie das auch wissen?"

Friederike begann laut zu lachen.

„Ich bitte — vielleicht finde ich doch Jemand —"

„Wieviel? doch mindestens viertausend Mark."

„Viertausend Mark. Das ließe sich am Ende noch beschaffen."

„Wirklich! Sie würden mich für immer verpflichten, Herr Emeran."

„O, ich bitte."

Der Kaufmann wurde purpurroth, und als Friederike ihm zum Abschied die Hand reichte, es war das erste Mal, daß sie es that, berührte er nur ihre Fingerspitzen, und das fein behutsam, als fürchte er, sie zu zerbrechen, und doch war es eine zwar schön geformte, aber ganz kräftige und gar nicht verzärtelte Hand, die sie ihm mit fast männlicher Freiheit und Energie bot.

In den nächsten Tagen wurde zwischen Friederike und Emeran kein Wort mehr über die Sache gesprochen. Sie kam und ging, rasch und freundlich wie immer und er öffnete ihr die Thüre und blickte ihr wohlgefällig nach, wie sonst.

Eines Abends, als Friederike mit dem Kätzchen in den Laden trat, dachte sie: Halloh! was hat das zu bedeuten? weshalb hat Herr Emeran eine rothe Cravatte? — Und wirklich hatte er eine Cravatte, die brannte wie feurige Liebe, und auch das weiße Kätzchen bekam diesmal ein rothes Band um den Hals.

„Sie setzen sich ja heute in große Auslagen, Herr Emeran," bemerkte Fritzchen lächelnd.

Der Kaufmann bediente seine Kunden, es standen deren nicht weniger als fünf an dem Ladentisch, mit einer Hast, welche die komischsten Verwechslungen und Verzögerungen verschuldete. Einem Mädchen, das eine Kerze verlangt hatte, wickelte er eine Wurst ein, einem Jungen, welcher für fünf Pfennige Zucker verlangte, wog er erst ein Pfund, dann ein

Digitized by Google

halbes und endlich ein Viertelpfund ab und dazwischen flüsterte er Friederike jedesmal zu, sie möchte sich nur noch ein wenig gedulden, und sie geduldete sich gerne, sie spielte mit ihrem Kätzchen, sie naschte von den süßen Rosinen und Mandeln und ab und zu warf sie Emeran einen Blick zu, der auch nicht bitter war.

Endlich waren alle abgefertigt und Herr Emeran konnte Friederike bitten, in das kleine Comtoir einzutreten. Sie befanden sich hier wie in einer Laterne und zwar in einer gut erleuchteten, aber da sie anständige junge Leute waren, die um keinen Preis etwas gethan hätten, was das Licht oder die Augen der Menschen zu scheuen gehabt hätte und nur Niemand hören sollte, was sie zu sprechen hatten, so war Alles in Ordnung. Friederike saß und ließ ihre Finger in dem weißen Pelz des Kätzchens spielen, das vor ihr auf dem Schreibpulte des Kaufmanns lag und dieser stand wieder als zerknirschter Verbrecher vor ihr und machte verzweifelte Versuche, seine Hände aus der Welt zu schaffen, bis es ihm endlich gelang, die eine auf dem Rücken zu verbergen und die andere hinter die autographische Presse zu retten.

„Es ist Jemand da," begann er, „der die Summe geben möchte."

„Wie?"

„Die viertausend Mark."

„Wirklich!" rief Friederike. Sie athmete laut auf. „Ach! Sie sind doch gar zu gut, Herr Emeran, aber das muß ich Ihnen gleich sagen, große Zinsen kann ich nicht zahlen." —

Der Kaufmann machte eine Bewegung wie ein Hase, der sich die Pfoten naß gemacht hat.

„Und dann — große Raten kann ich auch nicht zahlen," fuhr Friederike fort, „ein Spitzbube, der mehr verspricht als er halten kann. Ich kann hundert bezahlen, jeden ersten, mehr kann ich nicht geben, wir müssen schließlich doch leben."

„Wenn Sie nur fünfzig geben, es genügt."

„Nein, hundert, lieber Herr Emeran, das geht und ich werde schneller fertig. Aber wo ist der Mann?"

„Es mag Ihnen genügen, daß ich ihn kenne. Es ist ein honetter Mann."

„Nein, nein, ich muß wissen, wer das ist," fiel Friederike in ihrer entschlossenen Art ein, gegen die jeder Widerstand vergeblich war. „Von Jedem nehme ich das Geld auch nicht."

„Ich bitte, mein Fräulein —"

„Offenheit gegen Offenheit."

„Ich dachte — es ginge so auch — ja, es wäre vielleicht besser."

Herr Emeran wurde roth, fast ebenso roth wie seine Cravatte. Die Sonne kann nicht schöner untergehen.

Digitized by Google

„Am Ende sind Sie selbst der Jemand?“ sagte Friederike und stand rasch auf. „Ja, Sie sind es.“

„Vergeben Sie, mein Fräulein, in der besten Absicht“ . . .

„Was ist da zu vergeben? Sie sind wirklich der beste, edelste Mensch, den ich in meinem Leben kennen gelernt habe.“ Sie sagte dies mit einem Ernste und einer Wichtigkeit, als ob dies Leben ein Jahrhundert umfaßt hätte.

„Und ich darf also“ . . .

„Ich nehme Ihr Anerbieten an, um meines Vaters willen, der seit Jahren keine ruhige Stunde gehabt hat,“ sagte Friederike; „ich werde pünktlich zahlen, dessen können Sie gewiß sein, und werde Ihnen immer dankbar sein.

Herr Emeran zählte das Geld auf den Tisch. Friederike sah ihn an und zögerte es zu nehmen.

„Wir müssen doch — so was wie einen Schuldschein,“ murmelte sie.

„Gar nicht nöthig.“

„Und die Zinsen?“

„Ich bitte sehr.“

„Aber ich kann doch nicht so viel von Ihnen annehmen, Herr Emeran,“ sprach Friederike treuherzig, „ohne Ihnen was zu geben.“

„Wissen Sie was, Fräulein, Sie gehen dafür mir zu lieb auf den nächsten Ball, den unser Verein giebt.“

„Nein, das geht nicht.“

„Aber ich möchte so gerne mit Ihnen tanzen.“

„Tanzen Sie also,“ rief Friederike lachend, „hier und auf der Stelle, wenn Sie wollen.“

Sie schritt aus dem Comtoir und Emeran folgte eilig, aber er mußte sich erst ein Herz fassen, wie beim Uebersetzen einer Barrière, ehe er es wagte, den Arm um die Taille der blonden Walküre zu legen, aber endlich wagte er es doch, und Herr Emeran und Friederike begannen zu tanzen. Sie drehten sich zwischen den Säcken mit Erbsen und Linsen, den Härings- und Gurkentonnen im Kreise, während der Ladendiener einen Walzer von Strauß pfiff, vor ihnen, wie vor den Israeliten in der Wüste eine Wolke dahinzog und hinter ihnen das Kätzchen einhersprang, bemüht, mit ihren weißen Pfötchen Friederikens Kleid zu erhaschen.

Noch denselben Abend schrieb Friederike eine Reihe von Briefen. Sie schrieb auf Rosapapier, aber es waren keine Liebesbriefe. Ein jeder dieser Rosaboten flatterte zu einem andern Manichäer, und sie alle, die Briefe, die inzwischen ziemlich fettig und schmierig geworden waren, und die Manichäer, die sich ausnahmsweise gewaschen, gekämmt und gebürstet hatten, versammelten sich am folgenden Nachmittag in der großen Stube bei Grillitz.

Digitized by Google

In der Mitte derſelben ſtand ein großer Tiſch. Friederike kam mit großen Schritten herein und ſtellte ſich hinter denſelben, gerade unter die aus verſchiedenen Waffen und Jagdrequiſiten gebildete Trophäe, welche ſich an der Wand befand. Sie trug ein blaues Kleid. Ihre goldenen Haare, nur durch ein ſchwarzes Sammtband gehalten, fielen rückwärts offen über die Schultern bis auf die Hüften herab.

„Ich werde Sie heute Alle bezahlen," begann Friederike, „hier iſt das Geld." Sie warf es mit einer zugleich impoſanten und verächtlichen Bewegung auf den Tiſch.

Sofort ſtürzten ſich Adolf Goldenberg, Moritz Schnaps und Abel Naſſauer gierig auf daſſelbe, während die Anderen ein wüſtes Geſchrei erhoben, das an das Schlachtgeheul der Zulukaffern erinnerte.

„Halt!" donnerte Friederike mit ihrer Bärenſtimme, während ſie zugleich den Degen ihres Vaters aus der Scheide riß.

Das Funkeln der Klinge wirkte blitzartig. Alle wichen erſchreckt zurück, Friederike aber ſchob den Tiſch mit dem Gelde kräftig an die Wand und zog mit Kreide einen Strich über die Diele, mitten durch das Zimmer.

„Wer etwa Luſt hat, ohne meine Erlaubniß dieſen Strich zu überſchreiten," ſagte ſie, die Brauen finſter zuſammenziehend, „der ſoll früher ſein Teſtament machen." Sie hatte Mühe, nicht laut aufzulachen, während die Manichäer ſich ängſtlich um die Thüre ſchaarten.

„Gott! wie ſchön! wie literariſch das Fräulein dazuſtehen beliebt!" rief Adolf Naſſauer mit dem Lächeln einer Hyäne, „ganz die Jungfrau von Orleans, zum Malen."

„Laſſen Sie mich reden," ſchrie Goldenberg, „Germania, die Wacht am Rhein haltend, ſo ſteht ſie da, das gnädige Fräulein. Hab' ich nicht Recht?"

„Ruhe!" gebot Friederike, mit dem Degen auf den Tiſch ſchlagend.

„Wir ſind ſchon ſtill," flüſterte Naſſauer.

„Alſo hören Sie jetzt mein Ultimatum," begann Friederike ſtolz, auf den Degen geſtützt. „Ich will die Schulden meines Vaters bezahlen."

„Gott, wie ſchön!" — „Wie nobel!" — „Was für eine Tochter!" murmelte es durcheinander, wie beim Gebet in der Synagoge.

„Ruhe!"

„Wir ſind ſchon ſtill."

„Ich bezahle die Schulden meines Vaters," fuhr Friederike fort, „aus eigenem, und deßhalb bezahle ich nur das geliehene Kapital, und an Zinſen fünf von hundert, keinen Pfennig mehr" ...

„Was hat geſagt das Fräulein?" lispelte Goldenberg.

„Fünf Prozent," antwortete Moritz Schnaps.

„Fünf Prozent," seufzte Abel Nassauer auf und machte Augen, wie eine galvanisirte Leiche.

„Wer soll das nehmen?" bemerkte Friedrich Lobemann, der einzige Christ unter der schönen Gesellschaft, ein kleiner kräftiger Mann mit einer Art Stierkopf, „fünf Prozent?"

„Keinen Pfennig mehr," wiederholte Friederike, „die barbarischen Zinsen, die sich mein Vater gefallen ließ, und die, wenn er sie nicht bezahlen konnte, zum Kapital dazugeschlagen wurden und Zinseszinsen bezahle ich nicht. Fünf Prozent, wer damit zufrieden ist, bekommt sofort sein Geld, wer nicht zufrieden ist, kann gehen und bekommt keinen Pfennig."

„Ich werde also einen Rechtsanwalt nehmen müssen," rief Lobemann, „das sehe ich schon."

„Thun Sie, was Ihnen beliebt," erwiderte Friederike, ihr von Zornesröthe überflogenes Gesicht erschien in diesem Augenblicke noch einmal so schön und imponirend; „mein Vater hat mir oft gesagt, wenn ein Jude gut ist, ist er besser wie der beste Christ. Es scheint aber, daß wenn ein Christ schlecht ist, er dafür auch schlechter ist, wie der schlechteste Jude."

„Wir können ja reden über die Sache," begann jetzt Goldenberg, indem er seinen Oberleib sanft hin und her schaukelte, wie eine Blume, die der Wind bewegt, und sein Kopf einen süßen Rosenduft verbreitete.

„Nein, geredet wird gar nicht mehr," sagte Friederike, „sondern angenommen oder abgelehnt."

„Wie viel wollen Sie also geben," sprach Goldenberg, indem er sich dem Tisch näherte; aber eine Bewegung, die das energische Mädchen mit der Degenspitze machte, trieb ihn wieder über den Kreidenstrich zurück.

„Nur wer meinen Vorschlag angenommen hat, darf herüber," sagte Friederike.

Lobemann stand bei Seite und kaute an seinen Nägeln, die Andern flüsterten leise zusammen.

„Also rasch," rief plötzlich Friederike, „wer auf eins, zwei, drei nicht annimmt, bekommt keinen Heller. Eins" ...

Niemand regte sich.

„Zwei" — Friederike machte eine Bewegung, als wollte sie das Geld zusammenscharren.

„Ich nehme!" rief Goldenberg und sprang über den Kreidestrich hinüber, frisch wie ein Häschen bei der Treibjagd.

„Drei!"

„Angenommen!" schrieen jetzt Alle zugleich und drängten sich an den Tisch.

Friederike begann zu rechnen und auszuzahlen, sie fertigte Einen nach dem Andern ab, mit der Miene einer Königin, die Goldstücke unter das jubelnde Volk wirft.

Digitized by Google

Während dies geschah, war leise der Herr Lieutenant Grillitz eingetreten und zupfte jetzt Goldenberg leise beim Aermel.

„Was willst Du denn, Du Schnorrer?“ schrie dieser, ohne nur den Kopf zu wenden, er meinte, Niemand Anderes könne ihn so vertraulich zupfen, als sein Freund Moritz Schnaps.

„Sie — Goldenberg,“ sagte jetzt der Premierlieutenant — „mit wem reden sie denn eigentlich?“

„Ah! der gnädige Herr Lieutenant“ . . .

„Alles in Ordnung, Goldenberg, was?“

„Bitte . . . Montedoro“ . . .

„Ich heiße Grillitz, wenn Sie nichts dagegen haben,“ unterbrach ihn der Lieutenant.

„Aber ich, Herr Lieutenant, ich nenne mich Montedoro“ . . .

„Da habe ich wieder etwas dagegen, lieber Goldenberg.“

* * *

So hatte denn Friederike ihr Wort gehalten und ihren guten Papa in Ordnung gebracht, denn das Uebrige machte keine Schwierigkeiten mehr. Sie hatte es jetzt nur mit einem Gläubiger zu thun, dem liebenswürdigen, stets lächelnden Herrn Emeran. Diesem brachte sie jeden Ersten pünktlich mit dem Glockenschlage Zwölf die Rate und damit war das Geschäftliche zwischen ihnen abgethan, aber lange nicht Alles. Der kleine Liebesgott trieb schon geraume Zeit in dem Kaufladen unten und oben in der Wohnung des Herrn Lieutenant Grillitz sein böses, anmuthsvolles Spiel.

Wenn Herr Emeran z. B. einen Tiroler Apfel aus dem Seidenpapier wickelte und einem Käufer präsentirte, dachte er an Friederikens frische Wangen, und wenn diese jetzt ein Kleid oder eine Jacke oder sonst ein Toilettenstück probirte, das ihre Schwestern verfertigt hatten, regte sich in ihr leise der Wunsch: wenn mich jetzt nur der gute Emeran sehen könnte!

Zwischen ihnen sprach die bescheidene, sanft wachsende Neigung nur durch Blicke, hie und da durch ein leises Erröthen. Herr Emeran zeigte dem Fräulein zehn Dinge und wieder zehn andere, von denen er ganz bestimmt wußte, daß es dieselben nicht kaufen werde, nur um sie noch für einige Augenblicke zurückzuhalten, und sie kam zwei- und dreimal am Tage und fragte Dies und Jenes, nicht weil sie dessen bedurfte, nur um in seine treuen Augen zu blicken.

So verging ein Jahr, so verging ein zweites.

Es war wieder Herbst geworden. Friederike saß im Laden auf einer Kiste und streichelte das weiße Kätzchen und sah Herrn Emeran zu, wie er Zucker abwog. Plötzlich stand sie auf und lächelte. „Gute Nacht,“

Digitized by Google

ſagte ſie, „ich bin eine ſchlechte Tochter, ich vergeſſe, daß Papa ſein Abendbrod haben will.“

Eben hatte Herr Emeran einem alten Frauchen Oel in das alte kleine Fläſchchen gefüllt, und als die Erſtere hinausgetrippelt war, war Niemand im Laden als er, Friederike und das Kätzchen, denn der Ladendiener war zum Herrn Gerichtsrath hinüber gegangen mit einem Hut Zucker.

„Ach! Sie ſind ſo brav,“ verſetzte der Kaufmann, und es war ihm ſo ernſt und warm um's Herz, als er dies ſagte, „eine ganz herrliche kleine Hausfrau. Wie glücklich wird der Mann ſein, deſſen Haus Sie regieren werden.“

„Nun, gar ſo klein bin ich wohl nicht,“ erwiderte Friederike lachend, „aber regieren könnte ich ſchon, Papa hat es mich gelehrt ohne zu wollen, das Haus regieren und auch — den Mann, wenn er ſich nicht ſehr zuſammen nehmen würde, aber wer nimmt heute ein armes Mädchen? Gute Nacht.“

„Es fehlt eben Vielen der Muth,“ ſagte der Kaufmann und blickte verzweifelnd in die Häringstonne, „Sie ſind ſo ſchön, Fräulein Friederike, und ſo ſtolz, und überdies die Tochter eines Offiziers. Wenn das nicht wäre“ ...

„Würde ſich doch Niemand finden.“

„Hier iſt gleich Jemand.“

„Ach, Sie haben mich ja zum Beſten.“ Friederike zuckte die Achſeln und kehrte ihm den Rücken, um ihr flammendes Geſicht zu verbergen.

„Wie könnte ich ... bei meiner Hochachtung,“ ſtammelte Emeran. „Sie wiſſen ja gar nicht, wie ich Sie achte, wie ich Sie liebe. So, jetzt iſt es heraus. Werden Sie mir meinetwegen böſe oder lachen Sie mich aus.“

Friederike begann in der That laut zu lachen.

„Lachen Sie nur“ ...

„Aber ich ... ich lache ja nur ... aus Freude,“ rief Friederike, und noch immer lachend bot ſie ihm die Hand. „Da ... da iſt ſie ... wenn Sie ſie wirklich wollen.“

Als der Ladendiener zurückkam, blickte er betroffen auf Herrn Emeran und holte dann die Bürſte.

„Was wollen Sie denn, Sie Unglücksrabe?“

„Sie haben da ... auf dem rechten Knie ... einen großen Staubfleck, Herr Emeran“ — — —

Der Lieutenant Grillitz fand die Partie zuerſt nicht ſtandesgemäß, aber Friederike war nicht geboren, die Julia ihres Romeo zu werden!

„Was ſtandesgemäß!“ rief ſie mit ihrer Bärenſtimme, „er iſt ein ehrlicher Menſch und ich habe ihn gern. Das iſt mir genug.“

Digitized by Google

„Nein, dieſe Welt von heute!“ brummte der Lieutenant, „da ſoll ſo ein alter verroſteter Kopf, wie der meine, klug daraus werden! Dieſe Mädel's! Sie zahlt die Schulden ihres Vaters, ſie nimmt ſich ſelbſt einen Mann, ich werde nicht darüber erſtaunen, wenn ſie nächſtens ein Regiment kommandirt.“

„Ich bin vorläufig damit zufrieden, wenn ich meinen Mann kommandire,“ entgegnete Friederike lächelnd, „aber wenn mir der Kaiſer ein Regiment anvertrauen würde, auf Ehrenwort, Papa, ich würde es gut kommandiren.“

Charlotte Arand.
(Berlin.)

Digitized by Google

Die Permanenz der Continente und Oceane.

[Nachdruck verboten.] [Uebersetzungsrecht vorbehalten.]

Es ist eine Grundfrage, inwiefern die Vertheilung von Meer und Land während der geologischen Zeit sich gleich blieb. So lange diese Frage unerledigt ist, haben wir keinen festen Ausgangspunkt für unsere Erforschung der Gesetze, welche die geographische Vertheilung der Organismen bestimmt haben; andrerseits, wenn die Continente und Oceane vergangener geologischer Zeiträume zu den jetzt vorhandenen in keinem bestimmten Verhältniß gestanden, sondern unbestimmten Schwankungen unterlegen haben, so müssen alle Versuche, die Climate jener Perioden, soweit sie von der Vertheilung von Meer und Land und den Wirkungen der Meeresströmungen abhängig waren, zu erklären, vergebens sein. Es ist daher von der höchsten Wichtigkeit, festzustellen, worauf die uns gegenwärtig zugängliche Evidenz in Wirklichkeit hinausläuft und ob die jetzt gewöhnlich acceptirten Ansichten mit dieser Evidenz vereinbar sind.

Vor noch nicht sehr langer Zeit war der Glaube an die Beständigkeit von See und Land fast allgemein, und er führte zu dem, wie uns scheint, thörichten Schluß, daß Fossilien nicht die Ueberreste lebender Thiere, sondern von einer Gestaltungskraft der Natur im Gestein, wo man sie fand, gebildet worden. Dieser Schluß war indessen streng logisch; denn bei dem Mangel an jeder anderen Evidenz, daß das trockene Land unter dem Meere entstanden sei, erschien die Thatsache, daß Steine, welche Muscheln, Knochen und Fischschuppen glichen, im Gestein, oft auf den Gipfeln hoher Berge, vorkommen, als eine ganz unzulängliche Unterlage, um darauf eine Lehre zu gründen, die für so unwahrscheinlich gehalten werden mußte. Als jedoch die sorgfältigen Beobachtungen der Geologen erwiesen, daß alle diese Fossilien in geschichteten Gesteinen vorkämen, welche in jeder Einzelnheit ihres Baues, ihrer Zusammensetzung und Anordnung mit vom Wasser gebildeten Ablagerungen übereinstimmen, und daß keine

Digitized by Google

andere bekannte natürliche Ursache genügend sei, diese vom Kleinsten bis ins Allgemeine gehenden Aehnlichkeiten hervorzubringen, war der Schluß nicht weniger logisch, daß diese Fossilien, von denen die große Mehrzahl Meeresorganismen glichen, wirklich lebende Thiere gewesen wären und in dem Gestein, das über ihnen abgesetzt worden war, aufbewahrt geblieben seien.

Geschichtetes Gestein, welches die Fossilien-Ueberreste von Thieren enthält, die mit denen identisch oder nahe verwandt sind, welche jetzt im Meere leben, finden sich mehr oder minder weit über alle Continente zerstreut, und bis zu großen Höhen hinauf in vielen Gebirgsketten. Daher schloß man mit gleicher Gewißheit, daß alle diese Gegenden der Erde zu einer oder der andern Zeit den Meeresboden gebildet hätten. Man gelangte jedoch zu noch einem weiteren Schlusse, der nicht logisch war. Man war nämlich so überrascht von der Thatsache, daß geschichtete Ablagerungen mit Seemuscheln bis zu einer Höhe von 10,000 Fuß in den Alpen und bis zu einer weit größeren Höhe in den Himalayas gefunden wurden, und von der Ausdehnung der Flächenräume, über welche geologische Formationen sich erstrecken, daß es nothwendig schien, das frühere Vorhandensein anderer Festländer dort anzunehmen, wo jetzt die tiefen Oceane sich wälzen, um zu der Erklärung zu gelangen, daß diese das Geröll geliefert, aus dem unsere jetzigen Continente gebildet wurden. Daher entstand der Glaube an den wechselseitigen Uebergang von Oceanen und Continenten in einander, der sich vielleicht während der mächtigen Aeonen geologischer Zeit mehrmals wiederholt hat, und es kam dahin, daß man es als eine elementare Thatsache lehrte, daß es „keinen Fuß des von uns jetzt bewohnten Landes gebe, welcher nicht wiederholt unter dem Meere gewesen sei und daß der Meeresboden eben so wiederholt das bewohnbare trockene Land gebildet habe“*). Selbst ein so vorsichtiger und gelehrter Geologe wie Sir Charles Lyell, so sehr er auch allen geologischen Katastrophen entgegen war, hegte ähnliche Ansichten. In der 11. Auflage der „Principles of Geology“ (I. S. 258) sagt er: „Obgleich Continente ganze geologische Zeiträume hindurch fortgedauert haben, so verändern sie doch im Laufe der Jahrhunderte ihre Lagen gänzlich.“ Der beste Beweis dafür jedoch, daß die Geologen sich gewöhnlich zu Gunsten der vollständigen wechselseitigen Verschiebung von Meer und Land aussprachen, liegt in der Thatsache, daß in einer Besprechung eines geologischen Werkes in der wissenschaftlichen Zeitschrift „Nature“, erst im October 1879, die entgegengesetzte Ansicht — daß die Oceane stets in ihrer gegenwärtigen Lage sich befunden haben — als „eine spaßhafte Vorstellung“ erwähnt wird, die bei „praktischen Geologen“ keine Gunst finde. Und doch ist diese Lehre von der allgemeinen Beharrlichkeit unserer jetzt vorhandenen Festländer und Meere, die einigen

*) Page's Introductory Text-book of Geology, 10. Aufl. 1873. S. 12.

Geologen so neu und unwahrscheinlich erscheint, daß sie sie sogar als spaßhaft bezeichnen, von einigen der größten Meister der Wissenschaft acceptirt worden und wird es noch. Der altehrwürdige Geolog Dana hat sie viele Jahre lang mit Bezug auf das amerikanische Festland und implicite den ganzen Erdball gelehrt; während Geikie, der hervorragende Leiter der geologischen Landesuntersuchung für Schottland, in seinem bemerkenswerthen Vortrag über „geographische Evolution“*) nachgewiesen hat, daß sie allein mit den großen Thatsachen der stratigraphischen Geologie vereinbar sei. Deutliche Anzeichen, die auf denselben allgemeinen Schluß hinweisen, liefern uns die physischen Merkmale der Erde und des Oceans; während bei weitem die meisten Thatsachen mit Hinsicht auf die Vertheilung und die Wanderungen der Organismen in neueren und in älteren geologischen Perioden nur durch diese Hypothese sich aneinander reihen und erklären lassen.

Ich will nun meinen Lesern einen Abriß von diesen verschiedenen Beweisarten unter den folgenden Rubriken classificirt vorlegen.

a) Das Verhältniß von Meer und Land im Umfange sowohl wie im Flächenraum.

b) Umrisse des Oceanbeckens.

c) Tiefsee und Küsten-Ablagerungen.

d) Der Charakter und die Vertheilung der geschichteten Gesteine.

e) Die Vertheilung von Süßwasser- und Brakwasser-Ablagerungen im Raume und in der Zeit.

f) Die Structur und die Vertheilung oceanischer Inseln.

Sie werden dann zu beurtheilen im Stande sein, ob die hier befürwortete Ansicht hinlängliche Wahrscheinlichkeit hat, um ihre Stelle wenigstens als eine brauchbare Hypothese einzunehmen, von der künftige Erforschungen der vergangenen physischen und organischen Geschichte der Erde ausgehen können.

Das Verhältniß von Meer und Land eine Andeutung beständiger Fortdauer. Man weiß längst mit annähernder Genauigkeit, daß das Verhältniß des Flächenraumes des Meeres zu dem des Landes so ziemlich wie 5 zu 2 ist; bis ganz vor Kurzem indessen hat man die unbestimmtesten Vorstellungen in Bezug auf die Gestalt des Oceanbeckens gehabt; man glaubte, sie entspreche in ihren Hauptzügen der des trocknen Landes und böte, wie dieses, hohe Berge und tiefe Thäler dar. Dank jedoch neueren Forschungsreisen und den behufs telegraphischer Verbindung vorgenommenen Lothungen, besitzen wir jetzt eine zureichende allgemeine Kenntniß von dem Meeresgrunde. Die sich darauf beziehenden hauptsächlichsten Thatsachen sind auf der Abbildung Nr. 8 der neuen Auflage von Adolf Stieler's Hand-Atlas, die jetzt eben veröffentlicht wird, gut

*) Proceedings of the Royal Geographical Society, 1879, S. 226.

Digitized by Google

versinnlicht. Aus dieser sehr lehrreichen Karte ersehen wir, daß bei Weitem der größte Theil des Meeresbodens aus einer riesigen Hochebene besteht, die eine Tiefe von zwei bis drei geographischen Meilen (oder von 12,000 bis 18,000 engl. Fuß) hat. Sehr beträchtliche Flächenräume in allen großen Oceanen haben eine Tiefe von drei bis vier englischen Meilen und darüber, und da diese zusammengenommen nicht viel kleiner sind als die Theile, welche weniger als zwei Meilen tief sind, so folgt daraus, daß die mittlere Tiefe des ganzen Flächenraumes des Weltmeeres nicht viel weniger als $2^1/_2$ englische Meilen beträgt; und wenn wir $2^1/_4$ Meilen oder 13,500 engl. Fuß annehmen, so werden wir der Wahrheit ziemlich nahe kommen.

Ganz anders ist die mittlere Höhe des Landes über dem Meeresspiegel, welche vom berühmten Humboldt auf etwa 1000 Fuß bestimmt wurde, und mag auch in Folge unserer jüngst erlangten Kenntniß des Innern Afrikas eine kleine Aenderung daran nöthig geworden sein, so wird diese doch das allgemeine Ergebniß nicht wesentlich berühren. Verbinden wir nun das Verhältniß von 13,550 bis 1000 mit dem von 5 bis 2 (dem Verhältniß des Flächenraums von Wasser und Land), so gelangen wir zu dem Resultat, daß die Wassermenge des Weltmeeres nahezu vier und dreißig Mal die der Landesmasse über dem Meeresspiegel ist.

Der Umriß des Oceanbeckens. Ehe wir dazu schreiten, zu erwägen, wie dieses Verhältniß von Land zu Wasser auf unsere Frage einwirkt, wird es gut gethan sein, die Gestalt des Meeresbodens mit Bezug auf vorhandene Festländer ins Auge zu fassen. Die wichtigste hier zu beachtende Thatsache ist die bemerkenswerthe Nähe der 1000 Faden- oder 6000 Fuß- und der nahezu 2000 Faden-Linie an der Küste. Rings um Afrika herum z. B. ist die 1000 Faden-Linie in der Regel viel weniger als 100 Meilen vom Lande entfernt, ausgenommen im Meerbusen von Guinea und da, wo sie abbiegt um Madagascar einzuschließen, das einst einen Theil des afrikanischen Festlandes bildete; während die 2000 Faden-Linie ihr in ungefähr gleicher Entfernung dicht folgt. Längs der ganzen Westküste von Nord- und Südamerika betragen die Entfernungen selten mehr als fünfzig englische Meilen für die Tausend Faden- und hundert für die Zweitausend-Faden-Tieflinie; während sie an der Ostküste oft zweihundert oder selbst mehr für jene beträgt; doch besteht ein großer Theil davon aus weniger als hundert Faden tief untergetauchten Ufern, die ganz kürzlich einen Theil des Festlandes gebildet haben. In Asien befinden sich dieselben Tiefen in viel größerer Entfernung von der Küste; dies rührt aber von der großen Ausdehnung der seichten Ufer her, welche die jüngst überschwemmten malayischen und ostasiatischen Inseln mit dem Festlande verbinden und die unstreitig als ein Theil des asiatischen

Digitized by Google

Continents betrachtet werden sollten. Die allgemeine Thatsache also ist, daß unmittelbar nachdem das Oceanbecken die Küste und das seichte, frisch untergetauchtes Land andeutende Wasser verlassen hat, es regelmäßig bis zu einer Tiefe von etwa zweitausend Faden sinkt und dann eine mächtige, etwas wellenförmige Hochebene bildet, die sich hie und da über große Flächenräume bis auf beinahe das Doppelte ihrer durchschnittlichen Tiefe senkt.

Diese beiden klaren Thatsachen nun, 1) daß der Kubikinhalt des Wassers im Ocean volle dreiunddreißig Mal so groß ist, wie der des Landes über dem Meeresspiegel, und 2) daß die Tiefe von 2000 Faden gewöhnlich in etwa ein- bis zweihundert Meilen von den Küsten der gegenwärtig oder vor Kurzem vorhandenen Festländer erreicht wird, sind an sich selbst fast ein Beweis für die beständige Dauer der vorhandenen Vertheilung von Meer und Land in ihren allgemeinen Zügen, wie die folgenden Betrachtungen erweisen werden.

Man wird zugeben, daß Hebung und Senkung der Erdoberfläche zusammen vor sich gehen und stets annähernd sich gleich bleiben müssen; — daß die Hebung im großen Ganzen nicht viel bedeutender sein kann als die Senkung, denn nach der entgegengesetzten Annahme würde im Innern der Erde eine Lücke zurückgelassen werden. Nehmen wir nun an, es senke sich ein Festland langsam, bis es vom Ocean gänzlich überschwemmt wird, während zugleich eine annähernd gleiche Fläche des angrenzenden Oceanbeckens (um den günstigsten Fall zu supponiren) in gleichem Maße sich erhebe. Da die Durchschnittshöhe des Landes nur etwa 1000 Fuß beträgt, so würde das ganze Festland, mit Ausnahme des Gebirges, bald untergetaucht sein, während sich zugleich nur ein kleiner Theil des engen Streifens zwischen der Küste und der Tausend-Fadenlinie über das Meer erhoben haben könnte, selbst wenn die steigende Fläche an der Küstenlinie beginnt. Da die Untertauchung fortdauern würde und nur die Berggipfel als Inseln zurückbleiben könnten, so wäre ein langer, schmaler Streifen längs seiner früheren Küste alles, was die Stelle des überschwemmten Festlandes eingenommen hätte, weil eine Hebung des Meeresgrundes von selbst 10,000 Fuß über das übrige Areal es nicht zur Oberfläche emporgetragen haben würde, während über dem bei weitem größeren Theile desselben immer noch eine Tiefe von mehreren Tausend Fuß Wasser sich befinden würde. Jede weitere Hebung dieses oceanischen Areals könnte nicht ohne entsprechende Senkung eines andern Theiles des Landes oder des Meeres vor sich gehen. Es ist daher augenscheinlich, daß, falls wir nicht ausnahmsweise günstige Bedingungen annehmen, ein ganzes Festland mit Ausnahme der Berggipfel, die als unfruchtbare Inseln zurückbleiben würden, unter dem Wasser verschwinden könnte, während die entsprechenden Hebungen die Tiefe eines gleichen Meeresareals nur um 1000 oder 1500 Faden vermindern könnten.

Digitized by Google

Wenn wir andererseits von der Annahme ausgehen, es sei ein Strich des Meeresgrundes von der durchschnittlichen Tiefe von 13,500 Fuß so weit gehoben, daß er an der Stelle eines sinkenden Continents einen neuen bilde, dann ist es ganz klar, daß das alte Festland lange vorher, ehe das neue sich über die Meeresfläche erheben kann, verschwinden würde, und so kann das tellurische Leben des einen unmöglich auf das andere übertragen werden. Um die ununterbrochene Fortdauer der organischen Typen, welche die geologische Geschichte beweist, aufrecht zu erhalten, hätte aber das neue Land stets nicht, blos in nahem, sondern in unmittelbarem Zusammenhange mit dem alten entstehen müssen, und dies kann, wie nach der Lehre des wechselseitigen Uebergangs ineinander von Oceanen und Festländern, nachgewiesen werden wegen der enormen Tiefen jener im Vergleich zu der Durchschnittshöhe dieser, nur selten, wenn überhaupt je, vorgekommen sein.

Dieser Beweisgrund soll nun zwar nicht die beständige Fortdauer der vorhandenen continentalen und oceanischen Flächenräume darthun, wohl aber soll er die andere Annahme als äußerst unwahrscheinlich nachweisen. Wir gehen nun zu Thatsachen über, die uns eine unmittelbare Beweisart bieten.

Die Ablagerungen der Küsten und des Oceanbettes. — Es ist klar, daß geschichtetes Gestein aus den Schuttmassen gebildet worden; doch ist es erst in vergleichsweise neuerer Zeit nachgewiesen worden, wo diese letzteren abgelagert werden. Die zahlreichen Tiefseemessungen, die man in vielen Seen und Meeren vorgenommen, haben uns eine Kenntniß von den jetzt in verschiedenen Entfernungen vom Lande sich bildenden Ablagerungen verschafft. Man hat gefunden, daß die gröberen Sedimente nur nahe der Küste, oder wenn weit davon, an Orten, wo Strömungen von einer gewissen Macht längs dem Boden sich hinziehen, gebildet werden. In immer größeren Entfernungen wird das Material immer feiner, so daß wir von grobem zu feinem Sande und dann zu einem gleichmäßigen Schlamm oder Lehm gelangen, der aus den kleinsten Gesteinsstäubchen gebildet ist, welche von den Strömungen in die See hinausgetragen worden sind und sich langsam zu Boden gesenkt haben. Alle diese Abstufungen kommen gewöhnlich in Strecken von 50 bis 100 Meilen vor, wobei der feinste Schlamm 150 und sehr selten 200 Meilen vom Lande erreicht, über welche hinaus alle von den Continenten stammenden Schuttablagerungen gänzlich aufhören.

Die Entfernungen stimmen auf eine merkwürdige Weise mit der schwankenden Entfernung der Tausend-Faden-Linie von den Ufern aller vorhandenen Festländer überein, so daß im Allgemeinen alle geschichteten Ablagerungen im Meere gegenwärtig innerhalb dieser Linie gebildet werden. In Binnenseen, wo das Landgeröll von allen Seiten hergebracht wird, kann natürlich nur in seltenen Fällen eine größere Oberfläche mit während

Digitized by Google

desselben Zeitraumes stattgefundenen Ablagerungen bedeckt sein; das im Ocean gebildete Sediment jedoch wird nothwendigerweise auf große Streifen oder Gürtel beschränkt sein, welche dem Umriß der Küstenlinien folgen und in bestimmter Weise in Zusammensetzung und Mächtigkeit abwechseln, je weiter wir uns vom Lande entfernen. Das mannigfaltige Quantum des zu verschiedenen Zeiten von Flüssen herabgeführten Niederschlags, der größere oder geringere Grad von Zerstörung der Küsten während Perioden der Windstille und des Sturmes und die verschiedenartige Macht und Richtung oceanischer Strömungen in Folge periodischer Winde und anderer Ursachen, bringen sämmtlich Schwankungen in der Menge sowie in der Art der auf dem Meeresboden gebildeten Ablagerungen hervor, wodurch sie dann die weitverbreitete Erscheinung der Schichtung verursachen. Sobald wir indessen über die engen Grenzen, innerhalb welcher geschichtete Gesteine gebildet werden, hinausgehen, findet man, daß das Oceanbett in ein ganz anderes Gewand gekleidet ist. Diese echt oceanischen Ablagerungen sind hauptsächlich organischen Ursprungs und untermengt mit etwas meteorischem Stoffe sowie mit einem Theile feinen Continentalstaubes, der vom Winde große Strecken weit fort getragen wird. Sie bilden den kalk- und kieselhaltigen Schlamm des tiefen Meeresgrundes; während sie in den tiefsten oceanischen Abgründen — durch die zersetzende Wirkung des reichlich vorhandenen Sauerstoffs in dem äußerst dichten Wasser — in den rothen und grauen Lehm, der sich dort regelmäßig findet, verwandelt werden. Diese Ablagerungen werden freilich nicht geschichtet sein und sehr selten irgend einen erkennbaren Antheil an demjenigen Gesteins-Schutt enthalten, aus welchem die eigentlichen geschichteten Gesteine fast gänzlich zusammengesetzt sind.

Ist nun die hier entwickelte Ansicht, daß nämlich unsere jetzigen Continente niemals tiefe Meere gewesen sind, die richtige, so dürfen diese oceanischen Thon- und Schlammmassen keinen Theil der geologischen Formationsreihe bilden; während sie nach der entgegengesetzten Annahme in bestimmten Horizonten, die jener Periode der geologischen Geschichte entsprechen, während welcher jedes Festland aus dem Meeresgrunde emporgehoben wurde, sich nicht nur finden, sondern weit verbreitet, wenn nicht allgemein sein sollten. Die Geologen sind indessen nicht im Stande, irgend welche dieser Ablagerungen mit den Gesteinen, die sie so genau erforscht haben, zu identificiren, und dies ist ein großer Einwand mehr gegen die gewöhnlich acceptirte Lehre.

Es giebt zwar eine vermeintliche Ausnahme von dieser Angabe, da viele hervorragende Männer die eigentliche Kreide als die genaue Vertreterin des kalkartigen Globigerinen-Schlammes des atlantischen Meeres gelten lassen und ihn daher für eine echte oceanische Ablagerung halten. Doch ist das Gewicht des Beweises, nicht minder als das der Autorität, dieser Identification entgegen. Es ist hier nicht der Ort, diese Frage näher

Digitized by Google

zu erörtern; doch mögen einige Beispiele von den Gründen gegeben werden, auf welche die obige Angabe sich stützt.

Zunächst sei das angeführt, was J. Murray in seinem Bericht über die oceanischen, während der „Challenger" Fahrt gesammelten Ablagerungen sagt: „Die Globigerinen-Schlamme, die wir in seichtem Wasser finden, sind der Kreide viel ähnlicher als die etwa mehr als 1000 Faden im Tiefwasser befindlichen."

Dann haben wir das schwerwiegende Zeugniß von A. Geikie, der in seinem (bereits erwähnten) Vortrag über geographische Evolution, da wo er über die Kreide spricht, sagt:

„Während jener Zeit erstreckte der atlantische Ocean sein Wasser über ganz Europa und nach Asien hinein. Es war aber wahrscheinlich nirgends mehr als einige hundert Fuß tief über der Gegend unseres Festlandes, selbst an der tiefsten Stelle. Auf dem Boden desselben sammelte sich eine große Masse kalkartigen Schlammes an, großentheils aus Foraminifern, Korallen, Echinodermen und Mollusken bestehend. Unsere englische Kreide repräsentirt einen Theil der Ablagerungen jenes Meeresbodens." Dann haben wir die Aussage zweier Sachkundigen über die biologische Seite der Frage. Der verstorbene S. P. Woodward, Verfasser des „Manual of Mollusca", war der Ansicht, daß die so zahlreich in der Kreide vorkommenden Ammoniten und andere Cephalopoden auf eine Tiefe von weniger als 100 Faden beschränkt seien; während Gwyn Jeffries, in seiner Ansprache als Vorsitzender der British Association zu Plymouth im Jahre 1877, sagt, daß man, wenn man die ganze Reihe der in der Kreide gefundenen Molluskenarten, einundsiebzig an der Zahl, zusammen nimmt, finde, daß sie sämmtlich vergleichsweise Seichtwasserbildungen seien, von denen viele in vierzig oder fünfzig Faden nicht übersteigenden Tiefen leben, während einige auf noch seichtere Gewässer beschränkt sind. Hingegen sind diejenigen Arten, welche jetzt besonders den tiefen atlantischen Schlamm kennzeichnen, in den alten Kreideablagerungen entweder sehr selten oder fehlen gänzlich darin.*)

Ohne uns in die Frage weiter einzulassen, können wir doch mit Gewißheit schließen, daß kein zulänglicher Beweis dafür vorhanden ist, daß Kreide eine oceanische Ablagerung sei, und so findet man, daß die einzige unmittelbare geologische Evidenz, von der man annimmt, daß sie den Wechsel von Oceanen und Festländern begünstige, von einigen sehr erheblichen Thatsachen widerlegt wird.

Die Vertheilung und Beschaffenheit des geschichteten Gesteins. — Wenden wir uns nun von dem auf dem Meeresgrunde sich

*) Eine vollständigere Erörterung dieser Frage findet man in meinem „Island Life", Capitel VI.

bildenden Ablagerungen zu denen, aus welchen unsere Festländer hauptsächlich bestehen, so finden wir höchst schlagende Beweise, daß sie alle durch aufeinanderfolgende Seichtwasser-Ablagerungen längs früher vorhandener Uferlinien gebildet wurden. Was Archibald Geikie über diesen Punkt sagt, ist so schlagend und entscheidend, daß ich seine Worte anführen muß. In dem bereits erwähnten Vortrage nämlich äußert er sich wie folgt: „Unter den dichtesten Massen des sich zu Boden setzenden Gesteins — der alten paläozoischen Systeme — begegnen wir häufiger, als allem Anderen Abwechselungen von verschiedenen Niederschlägen und immer wiederkehrenden Oberflächen, die mit gut erhaltenen Wellenfurchen, Spuren und Röhren von Anneliden, unregelmäßigen Austrocknungssprüngen, wie die Risse auf dem Grunde eines von der Sonne ausgetrockneten schlammigen Pfuhls, bedeckt sind. Diese Erscheinungen deuten unverkennbar auf seichte Gewässer und selbst Küsten-Gewässer hin. Sie kommen von unten bis oben in den Formationen vor, die die Mächtigkeit von mehreren Tausend Fuß erreichen. Sie können nur in einer Weise gedeutet werden, nämlich so, daß die fraglichen Formationen anfingen, im Seichtwasser niedergeschlagen zu werden; daß dann der Flächenraum der Ablagerung allmählig mehrere Tausend Fuß sank, daß aber die Schnelligkeit der Anhäufung von Niederschlägen im Ganzen mit der Senkung Schritt hielt, und folglich, daß die ursprüngliche Seichtwasser-Beschaffenheit der Ablagerungen sich erhielt, selbst nachdem der ursprüngliche Meeresgrund unter einer großen Masse sich zu Boden setzenden Stoffes verschüttet worden war." Er weist ferner nach, daß diese allgemeine Erklärung ebenso für jüngere Becken gilt, und wenn wir uns der fortgesetzten Abwechselung von Sandsteinen, Schiefern und Kohlen in der Trias, der mit Ammoniten erfüllten Schiefer und Kalksteine in dem Lias, der Schiefer, Thone, Sandsteine und unreinen Kalksteine in den Ooliten, und endlich der Sand und Thon, sowohl wie Ammoniten bergenden Kreide der cretaceischen Formation erinnern, so sehen wir, daß das gesammte mesozoische Gestein alle Merkmale von Ufer-Ablagerungen darbietet und daher innerhalb des vergleichsweise schmalen Gürtels von Seichtwasser, auf welche jene Ablagerungen jetzt beschränkt sind und es stets gewesen, niedergelegt worden sein müssen. Die tertiären Becken bieten ähnliche, noch klarer ausgedrückte Züge dar, und man hat sie nie für Tiefseegebilde ausgegeben, so daß wir Geikie's Schlußfolgerung als unbestreitbar gelten lassen können. Sie lautet wie folgt: „Kurz, je aufmerksamer die geschichteten Gesteine der Erde erforscht werden, um so auffallender wird die Abwesenheit irgend welcher Ablagerungen darunter, welche mit Recht für Tiefseeformationen gehalten werden können. Sie sind durchaus in vergleichsweise seichtem Wasser abgelagert worden."

So sehen wir denn, daß, wenngleich viele geschichtete Gesteine eine Mächtigkeit von 10,000 Fuß haben, es doch Alles in einem solchen

Digitized by Google

Meere abgelagert worden sein kann, welches nie mehr als einige Hundert oder Tausend Fuß tief war. Die so sinkende Fläche muß längs den Ufern eines Festlandes gelegen haben, aus dessen Abschwemmung die Ablagerungen sich gebildet; doch konnte das Festland selbst an der Senkung nicht theilgenommen haben, sonst würde es bald unter dem Ocean verschwunden sein und Abschwemmung würde von da an aufgehört haben. Es ist wahrscheinlicher, daß das angrenzende Land sich, während das Meeresbett sank, erhob, wobei es eine beständige Zufuhr von Geröll durch die Abschwemmung eines erhabenen Landstriches gab. Das sehr häufige Vorkommen eines mit der Küste gleichlaufenden hohen Landes oder einer Gebirgskette deutet auf die Wahrscheinlichkeit hin, daß die Uferlinie nahezu mit dem neutralen Strich zwischen steigendem und sinkendem Lande zusammentreffen mag, und daß das Vorkommen von geschichtetem Gestein auf Höhen von 10,000 Fuß oder mehr in Gebirgsketten, von der ununterbrochenen Erhebung eines angrenzenden Landstreifens herrühren kann, um die fortlaufende Senkung der Meerestiefen auszugleichen, welche vorhanden sein muß, während jene dichte Masse von geschichtetem Gestein sich bildet. Die wahre Vorstellung vom Wachsthum eines Continents daher scheint die zu sein, daß er lang fortgesetzter Hebung und Senkung in angrenzenden beschränkten Streifen, gewöhnlich von linien- oder bandartiger Gestalt, ausgesetzt gewesen ist, und daß die abwechselnd sich bewegenden Areale von Zeit zu Zeit ihre Stelle verändert haben, so daß das ganze Land im Laufe langer geologischer Zeiträume unter dem Meere gewesen ist, wenngleich kein großer Theil davon zu irgend einer Zeit gänzlich überschwemmt gewesen sein mag. Wir können uns die Erscheinung als eine Reihe sehr mächtiger säcularer Erdwellen vorstellen, die so langsam über die Oberfläche hin schlichen, daß ihre Undulationsperiode nach Millionen oder Billionen Jahren gemessen werden muß, und welche in gleichen oder größeren Zeiträumen mit Stetigkeit aufeinander folgen. Die Richtung dieser Undulationen scheint zu verschiedenen Epochen, wie man glaubt, in Folge der Starrheit, welche der Erdrinde von großen Gebirgsketten, die aus mächtigen Massen geschichteten und metamorphischen Gesteins gebildet wurden, verliehen worden ist, sich verändert zu haben.

Diese Auffassung stimmt trefflich mit allen hauptsächlichen Thatsachen überein, besonders mit dem Vorkommen mariner Schichtgesteine in aufeinanderfolgenden Zonen quer durch die Centren der größten Continente; was darauf hindeutet, daß, obgleich jeder Theil eines solchen Continents zur Zeit einer oder mehreren Perioden der geologischen Geschichte unter dem Meere sich befunden hat, dieses Meer dennoch stets von continentalem Lande eng begrenzt worden ist, aus dessen Abschwemmung das Gestein des Continents nach einander sich gebildet hat. In dieser Be-

ziehung steht uns noch ein Beweismittel zu Gebote, das kurz angedeutet zu werden verdient.

Die weite Verbreitung von Süßwasser- und Flußmündungs-Ablagerungen. — Es gewinnt jetzt unter den Geologen die Ansicht Boden, daß ein beträchtlicher Theil der Gebilde, die man einst für dem Meere entsprungen hielt, wirklich ihren Ursprung im Süßwasser oder in Flußmündungen haben, und da solche Gebilde in jeder Periode geologischer Geschichte vorkommen und über alle Continente, die geologisch erforscht wurden, weithin zerstreut gefunden werden, so bieten sie einen Beweis mehr, und zwar einen sehr überzeugenden, für die Beharrlichkeit von Landoberflächen in den Gegenden vorhandener Festländer während der ganzen geologischen Zeit. Es wird daher belehrend sein, die weite Verbreituug von Ablagerungen desselben Zeitalters, welche zahlreiche Ueberreste von Land- oder Süßwasser-Organismen enthalten, zu beachten, da es klar ist, daß sie das Vorhandensein von weitverbreiteten Landoberflächen in unseren gegenwärtigen Continenten während jener Epochen darthun.

Mit der Miocen- oder mittleren Tertiär-Periode beginnend, finden wir Ablagerungen mit Ueberresten von Land-Thieren oder Pflanzen in Devonshire und Schottland, in vielen Gegenden Frankreichs, in der Schweiz, Deutschland, Croatien, Wien und Griechenland; in Asien hat man sie in Nord-Indien, in Mittel-Indien und Birma gefunden; in Nordamerika giebt es deren viele auf beiden Seiten der Rocky Mountains, und man ist ihnen in Grönland und mehreren anderen Gegenden des Polarkreises begegnet. Wenn man sich nun erinnert, daß solche Ablagerungen sich nur in Land-Seen oder Flußmündungen bilden konnten, daß zahlreiche ähnliche Ablagerungen durch Abschwemmungen vernichtet worden sein müssen und daß viele wahrscheinlich noch unentdeckt sind, weil sie unter späteren Anhäufungen auf der Oberfläche verborgen liegen, so ist die Evidenz, die wir thatsächlich besitzen, derart, wie wir sie erwarten müssen, sobald wir annehmen, daß die Continente in jenen Zeiträumen an Umfang und Gestalt gerade so gewesen sind, wie sie es jetzt sind, wiewohl in unbedeutenderen geographischen Einzelnheiten beträchtlich von einander abweichend.

Wenn wir nun zur secundären oder mesozoischen Periode zurückgehen, so haben wir Grund zu glauben, daß ein mit dem Mittelländischen an Umfang vergleichbares Binnenmeer sich über ganz Mitteleuropa erstreckt hat, und daß darin die uns jetzt als Kreide bekannten Lager abgesetzt wurden. In derselben Formation und auf derselben Fläche jedoch haben wir auch Sand, Lehm und Mergel, und in einigen von diesen finden wir sehr viele Land- und Süßwasser-Ueberreste, wie in den reichen Pflanzenbetten von Aachen und der Wealdenformation von England, Frankreich, Hannover und Westphalen. Diese deuten auf Ablagerungen

Digitized by Google

an den Mündungen großer Flüsse oder in wechselnden Entfernungen vom Lande in einem Binnenmeer hin, und thun das Vorhandensein eines großen europäischen Festlandes eben so vollständig dar, wie die älteren Miocenlager. In Nordamerika kommen cretacesische Pflanzenbetten in Neu-Jersey, Alabama, Kansas, an den Quellen des Missouri, längs den Rocky Mountains von Neu-Mexiko bis zum Polarmeer, in Alaska und Californien, in Grönland und Spitzbergen vor. Die älteren Jurakalk-Gebilde liefern ebenfalls den Beweis continentaler Bedingungen in den „dirt beds" der Purbecks mit Pflanzen, Insecten und Säugethieren; in dem lithographischen Stein von Baiern mit fossilen Vögeln und Insecten, in der reichen Jurakalk-Flora von Ostsibirien und in dem Amur-Thale; in dem Waldmarmor von Wiltshire mit Wellenspuren, Holz und Muschelstücken, die auf einen ausgedehnten Strand hinweisen; in den oolitischen Kohlenlagern von Yorkshire und Schottland und in den reichen liassischen Insectenlagern Englands und der Schweiz. Die ältere triassische Formation liefert einen ähnlichen Beweis in den alten Säugethieren (Microlestes) von Württemberg, den Farren und Coniferen des Keuper und bunten Sandsteins in Deutschland, in den Steinsalzlagern in England und in vielen Gegenden des Continents, die in Binnenlandseen oder Meeren gebildet worden sein müssen und so in gleicher Weise auf continentale Bedingungen hindeuten. In Nordamerika giebt es Kohlenfelder aus dieser Zeit in Virginien und Carolina, während sowohl in Massachusetts als auch in den Rocky Mountains Lager mit Ueberresten von Landreptilien, Amphibien und selbst Säugethieren vorkommen. So sehen wir daß unsere beiden großen nördlichen Festländer während der ganzen mesozoischen Periode vorhanden und wahrscheinlich genau so oder mindestens eben so umfangreich waren wie jetzt.

Wenn wir auf die paläozoischen Gebilde eingehen, so finden wir in dem Perm zahlreiche Beweise von continentalen Bedingungen in Kohlenflötzen und Schichten von fossilen Pflanzen. Diese kommen in England, Frankreich, Sachsen, Thüringen, Schlesien und Ostrußland vor. Weiter zurück, in der carbonischen Periode, begegnen wir noch weiter verbreiteten Anzeichen alten Landes in den wohlbekannten, auf allen Continenten vorkommenden Kohlenfeldern. In Europa finden wir sie in Irland, England und Schottland; in Frankreich, Spanien, Belgien, Sachsen, Preußen, Böhmen, Ungarn, Schweden, Rußland und Griechenland; während sie in Asien in Sibirien, der Türkei, Persien, vielen Gegenden Indiens und in China als vorhanden bekannt sind. In Nordamerika sind sie fast ebenso ausgedehnt und weitverbreitet, und eine echte Kohlenbildung aus diesem Zeitalter kommt in Südbrasilien vor. Noch weiter zurück läßt man den rothen Sandstein der devonischen Periode jetzt allgemein für eine Süßwasserbildung gelten, und er kommt häufig sowohl in Europa wie

Digitized by Google

auch in Nordamerika vor, wo er oft Süßwasser-Muscheln, Landpflanzen und selbst Insecten enthält; während Ramsay glaubt, in der noch älteren cambrischen Formation durch Eintrocknen des Schlammes entstandene Risse, sowie die Eindrücke von Regentropfen entdeckt zu haben.

Wenn wir die ungeheure Menge von Abschwemmungen, welche diese Bildungen erlitten haben müssen, in Anschlag bringen, so sind wir genöthigt zu glauben, daß alle Beweise für das Alter der Landoberflächen, die wir jetzt finden, sehr selten sind im Vergleich mit denen, die entweder vernichtet oder tief unter späteren Ablagerungen begraben worden sind; und wenn wir zu diesen noch das beständige Vorhandensein jener Anzeichen, welche für die Ablagerung in seichtem Meere innerhalb einiger wenigen Meilen vom Lande sprechen, sowohl in dem mechanischen Gefüge des Gesteins und in seinen organischen Ueberresten, innerhalb der ganzen Reihe geologischen Gestaltungen, hinzuweisen, so werden wir die Ueberzeugung gewinnen, daß, wie unvollkommen auch die geologischen Urkunden in Bezug auf die Lebensgebilde, die auf der Erde vorhanden warensein mögen, wir doch aus ihnen auf die große Thatsache der ununterbrochenen Fortdauer unserer Continente in ihren gegenwärtigen Lagen, wenn auch ohne Zweifel unter beständig wechselnden Umrissen und schwankender Vertheilung der Binnenmeere und Gebirgsketten schließen können. Und diese Fortdauer der Continente bedeutet auch das Beharren der großen Oceane durch die gesammte geologische Zeit hindurch; für diese letztere Thatsache aber haben wir noch einen entscheidenden Beweis.

Die Structur oceanischer Inseln. — Der berühmte Darwin sagt in seinem „Origin of Species" (6. Aufl. S. 288): „Wenn wir die vorhandenen Oceane betrachten, die dreimal so umfangreich sind als das Land, so sehen wir sie mit vielen Inseln besetzt; aber von kaum einer wahrhaft oceanischen Insel (mit Ausnahme von Neuseeland, wenn dieses eine wahrhaft oceanische Insel genannt werden kann) weiß man bis jetzt, daß sie auch nur ein Bruchstück von irgend einer paläozoischen oder secundären Gestaltung biete. Hieraus dürfen wir vielleicht schließen, daß, während der paläozoischen und secundären Periode, weder Festländer, noch continentale Inseln dort vorhanden waren, wo unsere Oceane sich jetzt erstrecken; denn wären sie vorhanden gewesen, so würden aller Wahrscheinlichkeit nach paläozoische oder secundäre Bildungen aus dem von ihrer Abnutzung herstammenden Niederschlag sich angehäuft haben, und diese würden wenigstens theilweise durch die Veränderungen des Niveaus, die während dieser ungeheuer langen Zeiträume stattgefunden haben müssen, emporgehoben worden sein. Wenn wir also irgend einen Schluß aus diesen Thatsachen ziehen dürfen, so wäre es der, daß, wo unsere Oceane sich jetzt erstrecken, solche sich seit der entlegensten Zeit, über welche wir irgend eine Urkunde besitzen, erstreckt haben; und andererseits, daß, wo Festländer jetzt vorhanden sind, große Landstriche

Digitized by Google

sich befunden haben, die zweifelsohne großen Schwankungen des Niveaus seit der cambrischen Periode ausgesetzt gewesen sind."

Es ist unmöglich, die allgemeine Lehre von der Stetigkeit der Festländer und Oceane klarer auszusprechen, als es in dieser bemerkenswerthen Stelle geschehen ist, die zu einer Zeit geschrieben worden ist, wo diese ganze Auffassung den meisten Geologen so neu war, daß, da Darwin allein stand,der Beweisgrund, auf welchen sie sich stützte, verhältnißmäßig wenig Gewicht hatte und kaum beachtet wurde. Da dieser aber hier zur Unterstützung und Bestätigung einer Reihe anderer bestimmter Beweisgründe dient, von denen jeder auf eine Klasse von Erscheinungen sich stützt, so erlangt er neue Bedeutung und dient als ein Beispiel mehr von der wunderbaren Voraussicht seines ausgezeichneten Urhebers. Dieser Beweisgrund ist jetzt um so vollständiger, als man nachweisen kann, daß die von Darwin ausgesprochene Regel absolut ohne Ausnahme ist. Neuseeland ist keine oceanische Insel, sondern, wie in meinem „Island Life" (Kapitel XXI) nachgewiesen worden, wesentlich continental in ihrem Character; die Seychellen-Inseln sind zweifelsohne ein uralter Theil der großen Continental-Insel Madagascar; während Rodriguez — die einzige Insel, von der man annimmt, daß sie eine Ausnahme von der Regel bilde — von den Naturforschern, welche der Expedition zur Beobachtung des Durchgangs der Venus durch die Sonne beigesellt waren, als gänzlich aus vulcanischem oder Korallen-Gestein bestehend erwiesen worden ist.

Wichtigkeit der Lehre von der stetigen Fortdauer der Continente. — Nachdem wir nun unsere Skizze der sich von verschiedenen Seiten häufenden Beweise, für die allgemeine Fortdauer der Continente und Oceane während der bekannten geologischen Zeit vollendet haben, erübrigt es nur noch, ihre Wichtigkeit als Thatsache, als bestimmter Ausgangspunkt für jedwede Erforschung der vergangenen Geschichte der Erde, sei es der physischen oder biologischen, kurz anzudeuten. Von diesem Gesichtspunkte aus ist die gegenwärtig ersichtliche Vertheilung von Wasser und Land auf dem Erdballe ein dauernder Zug, nicht ein bloßer Zufall der Zeit, in welcher wir leben, und muß während der ganzen Dauer geologischer Geschichte dazu gedient haben, die klimatischen Zustände der Erde und der verschiedenen Theile derselben zu bestimmen. So lange man annahm, daß die möglichen Wandlungen in der Vertheilung von Land und Wasser in verflossenen Zeitaltern keine Schranken hatten, waren alle Versuche, die geographischen und physischen Zustände geologischer Perioden zu ermitteln, hoffnungslos, und zwar wegen des mächtigen Meer-Areals, auf welchem, nach dieser Lehre, Festländer zu irgend einer Zeit vorhanden gewesen sein mochten, für deren Vorhandensein wir indeß keinen Beweis erhalten konnten. Diese vollständige Ungewißheit über den Zustand eines so großen Theiles der Erdoberfläche würde jedwede Kenntniß, die

Digitized by Google

wir von jenem kleinen Theil, wo allein wirkliches Wissen möglich ist, erlangen könnten, wieder vollständig in Frage stellen.

Wenn aber, wie hier behauptet wird — und, wir wagen es zu glauben, dargethan worden ist — der Wechsel von Land und Wasser sich stets streng in den annähernd bekannten Schranken bewegt hat, so werden wir uns ermuthigt fühlen, die Kenntniß, welche die Geologie uns gewährt, dazu zu verwenden, die Geographie der Erdoberfläche in aufeinanderfolgenden Zeiträumen zu bestimmen. Bei diesem Versuche werden uns die Thatsachen der geographischen Vertheilung der Organismen sehr zu Hülfe kommen, da wir durch sie oft die Periode erfahren können, in welcher jetzt getrennte Länder oder Meere zuletzt vereinigt waren, und wir werden ferner dabei durch die Kenntniß von der Gestaltung des Meeresgrundes unterstützt, da sie dazu dient, die Stätte der überschwemmten Länder annähernd anzudeuten. Eine Anwendung dieser Grundsätze auf eines der schwierigsten Probleme in der geographischen Biologie — den Ursprung und die Verhältnisse der Fauna und Flora von Neuseeland, ist von mir in meinem „Island Life“ unternommen worden.

Ein anderes Problem, welches wir zu lösen hoffen können, wenn wir diese Thatsache zum Ausgangspunkt haben, ist das der geologischen Klimate. Die große Wichtigkeit, welche der Vertheilung von Land und Wasser und besonders der Richtung und Kraft der Meeresströmungen bei der Feststellung des Klima's beizulegen ist, wird jetzt allgemein zugestanden. Beide können, so glauben wir, annähernd für viele geologische Perioden bestimmt werden, wenn wir das allgemeine Beharren jener Vertheilung von Land und Wasser, welche heute herrscht, annehmen; während nach der entgegengesetzten Lehre — von dem unbestimmten Wechsel oceanischer und festländischer Areale — jeder derartige Versuch gänzlich hoffnungslos ist.

Zum Schluß möchte ich noch betonen, daß die hier befürwortete Ansicht mit jener ununterbrochenen Fortdauer auffallend übereinstimmt, welche die Entwickelung des Lebens auf der Erde gekennzeichnet zu haben scheint. Ebenso mit jener gleich bemerkenswerthen Permanenz klimatischer Verhältnisse durch die ganze geologische Zeit hindurch, bis auf jene, wo die letzte Consolidirung der großen nördlichen Festländer und der endliche Abschluß des warmen Seewassers von dem Nordpol-Areal, mit Ausnahme eines wichtigen Zuflusses, den Eintritt der großen Eisperiode möglich machte. Bei unbestimmt sich verändernden Festländern und Oceanen wäre es fast unmöglich, daß eine derartige ununterbrochene Fortdauer stattgefunden hätte. Anstatt der ausgedehnten geographischen Verbreitung von Organismen, welche die früheren geologischen Perioden so deutlich kennzeichnet, hätten wir dann eine größere Mannigfaltigkeit zu erwarten, da die Continente oft gänzlich isolirt und untergetaucht waren, was in jedem derselben zu besonderen Entwickelungsreihen von

Digitized by Google

sehr entlegenen Ausgangspunkten aus geführt hätte. Die durch die Verbreitung lebender Thiere dargebotenen Erscheinungen, sowie jene ihrer geologischen Reihenfolge und Verbreitung in vergangener Zeit; die eigenthümlichen Merkmale und die Vertheilung des sich zu Boden setzenden Gesteins auf allen vorhandenen Festländern — sie alle sagen uns deutlich, daß jene Festländer Theile des ursprünglichen Skeletts des trockenen Landes unseres Erdballs sind, daß sie eine Entwickelung und ein Wachsthum durchgemacht haben und vielen Formveränderungen ausgesetzt gewesen sind; daß sie aber während des langen Zeitraums, den die geologischen Urkunden umfassen, niemals gänzlich vernichtet worden sind.

Alfred R. Wallace.
(Irith Hill Godalming.)

Digitized by Google

Egmont.

[Nachdruck verboten.] [Ueberſetzungsrecht vorbehalten.]

Es gehört vielleicht nicht zu den dankenswertheſten, aber ſicher zu den wichtigſten Aufgaben geſchichtlicher Wiſſenſchaft, hiſtoriſchen Thatſachen und Perſönlichkeiten das phantaſtiſche Gewand abzuſtreifen, mit dem Dichtung und Sage ſie umhangen hat. Das Menſchenherz will nun einmal erhoben, hingeriſſen ſein; es bedarf nun einmal einer idealen Welt mit großen Thaten und vollkommenen Menſchen, in die es ſich aus dem Strudel der kleinen und kleinlichen Wirklichkeit hineinflüchtet. Den beſten Stoff, aus dem ſie geformt wird, liefert die Vergangenheit. Was in ihr geſchah, wird zu einem ſagenhaften Gewebe heldenhafter Geſtalten und begeiſternder Thaten vergeiſtigt, und ſo lebt ſie als ein Gemiſch von Dichtung und Wahrheit in der Gegenwart fort, ohne daß man daran denkt, ſich Rechenſchaft darüber zu geben, was in ihr wirklich geſchehen, was zu ihr hinzugedichtet iſt. Nicht das, was war und geſchah, iſt das, was man glaubt; ſondern was man glauben möchte, das muß nun auch geweſen und geſchehen ſein.

Da pflegt es denn einen harten Kampf zu ſetzen zwiſchen denen, die von ſolchen poetiſchen Gebilden, von ſolchen Idealen, von ſolchen liebgewordenen Vorurtheilen nicht laſſen mögen, und dem, der rückſichtslos zur Wahrheit vordringen will.

„Da müſſen Herz und Kopf ſich lange zanken," — wie Leſſing ſagt.

Man hat ſich ſeit ſeinen Kindertagen daran gewöhnt, ſich an der Heldenfigur Wilhelm Tell's zu begeiſtern; hat beim Apfelſchuße gezittert, in athemloſer Spannung die Fahrt über den entfeſſelten See verfolgt und bei dem Morde in der hohlen Gaſſe aufgejubelt. Und nun kommt Einer und ſag: „Alles Fabel; der Tell mit all ſeinem Heldenthum hat niemals exiſtirt. Auch die Norweger, auch die Dänen haben ihren Tell und erzählen ſeinen Meiſterſchuß juſt ſo, wie der Schweizer Chroniſt. Tell iſt gar kein Menſch; Tell iſt eine Wanderſage." — Das heißt Einem förmlich ein Glied abreißen, denn wie ein Glied mit dem Körper, ſo verwachſen iſt der Tell mit unſerer Phantaſie. Die pedantiſche Wiſſenſchaft

Digitized by Google

mit ihrer nüchternen Spürerei hat uns wieder um ein Stück Begeisterung ärmer gemacht!

Die Wissenschaft muß diesen Vorwurf schon geduldig hinnehmen. Es gehört nun eben einmal zu ihrem entsagungsvollen Beruf, sachlich und nüchtern zu sein und nicht nach dem zu fragen, was schön ist und entzückt, sondern nach dem, was wahr ist und belehrt — selbst auf die Gefahr hin, dabei sehr viel Schönes über Bord zu werfen, weil es der Wahrheit widerspricht.

Ich will es wagen, auf ein überaus reichhaltiges und werthvolles Quellenmaterial gestützt, auf ein Material, an dessen Glaubwürdigkeit kein Zweifel aufkommen kann und darf*), ein uns ganz besonders liebgewordenes Vorurtheil zu zerstören; uns einen Helden zu nehmen, der zu unsern erlesensten Lieblingen gehört. — Wir „schwärmen" für Egmont. — Ich will versuchen darzulegen, daß diese „Schwärmerei" an einen Unwürdigen verschwendet ist, so lange man in dem Egmont seiner Phantasie den Egmont der Geschichte verehrt.

Egmont nennen, heißt an Goethe erinnern. Wie er ihn gedichtet hat, steht er vor unserer Seele. Egmont ist uns der Egmont Goethe's. Ein wahrhaft sonniger Charakter, verschwenderisch ausgestattet mit einer überreichen Fülle gewinnender Eigenschaften, körperlicher wie geistiger; eine Erscheinung, so poetisch und herzerquickend, daß sie es jedem von uns anthut, wie sie es dem flämischen Bürger und Bauersmann angethan.

Egmont — d. h. der Egmont Goethe's — gehört unzertrennlich zu jener Reihe idealer Gestalten, die unseren geistigen Verkehr ausmachen. Wir nennen seinen Namen, und wir empfinden sofort den ganzen Zauber, den sein helles Wesen auf uns ausübt.

Da darf ich es denn freilich unterlassen, seinen Charakter im Einzelnen zu entwickeln.

Auch widerstehe ich der Versuchung, über den Werth des Goethe'schen Trauerspiels einige einleitende Bemerkungen voraufzuschicken. Und das um so leichter, da kein geringerer als Schiller das entscheidende Wort über diesen Werth gesprochen hat, und heute über ihn die Ansichten kaum noch von einander abweichen.

Wichtiger erscheint es, gleich von vorn herein hervorzuheben, daß, Goethe den allerdings überaus dramatischen Inhalt von Egmont's Leben der sich in der Hand des Dichters leicht zu tragischer Höhe steigern ließe, nicht erfaßt hat. Sein Egmont steht da, herausgerissen aus dem Zusammenhange der großen geschichtlichen Bewegung, an der er einen so

*) Ich darf es füglich unterlassen, Literaturangaben zu machen. Wie weit die Darstellung dem Werk von Motley: „The rise of the Dutch republic" folgt, wird der Kundige unschwer erkennen.

Digitized by Google

hervorragenden und verhängnißvollen Antheil gehabt hat. Er lebt in ſeiner Dichtung nur noch in der allgemeinen Atmoſphäre jener Zeit, die durch eine Reihe bewundernswürdigſter Scenen veranſchaulicht wird. Wir erwarten vergebens, daß Egmont in die Situation handelnd eingreift, daß er handelnd ſchuldig wird, ſchuldig untergeht, untergehend ſeine Schuld ſühnt. Er exiſtirt nur; er beſchränkt ſich darauf, ſich — wie er ſagt — der ſüßen Gewohnheit des Daſeins zu freuen und in immer neuen Scenen immer neue Seiten ſeines liebenswürdigen Charakters zu entfalten.

Es iſt ſo billig und leider ſo beliebt, über die Goethe'ſche Dichtung ein abſprechendes Urtheil zu fällen. Aber ſo verfehlt ſie immer als Drama ſein mag: ihr poetiſcher Werth bleibt unantaſtbar. Was Goethe giebt, iſt ein breit angelegtes, mit überreicher Genialität ausgeführtes Portrait, ſich abhebend von einem farbenreichen Hintergrunde hiſtoriſcher Scenen. Und genau das, was uns an den großen Bildniſſen der Raphael und Rembrandt, der Dürer und Holbein entzückt, iſt es, was uns an dem Goethe'ſchen Egmont-Portrait unwiderſtehlich feſſelt. Aus den individuellen Zügen blickt uns etwas allgemein Menſchliches entgegen. Er iſt nicht mehr der niederländiſche Seigneur des ſechzehnten Jahrhunderts, ſondern der lebensluſtige, liebenswürdige, ſorgloſe junge Cavallier, den es überall und zu allen Zeiten gegeben hat und geben wird. Bei ſeinen jungen Jahren von reicher Begabung, alle Schwierigkeiten im Spiel überwindend, alle Herzen im Sturm erobernd, — ſo recht, um ein Goethe'ſches Wort zu gebrauchen, im Ueberfluſſe der Natur gebildet. Er iſt aus einem geſchichtlichen Individuum in den Repräſentanten einer Gattung von Menſchen verwandelt. Aus einer Specialität iſt er ein Typus geworden. Er gehört zu jenen männlichen Charakteren, die Goethe mit offenbarer Vorliebe und beſonderer Sorgfalt geſchildert hat: zu jenen Männern, deren Weſen man weiblich nennen möchte. Denn es iſt mehr paſſiv und beſchaulich, als thatenluſtig und thatkräftig; mehr ſchwach und ſchwankend als willensſtark und entſchieden. Zu jenen, die mehr Talent als Charakter ſind und Einem die Zuneigung mehr abſchmeicheln als abzwingen; deren bloße Art des ſich Gebens ſchon unwiderſtehlich feſſelt, und für welche die Sympathie ſelbſt da nicht erkaltet, wo ihre Schwäche zum Unrecht, ja zum Verbrechen wird. Weislingen, Clavigo, Fauſt, Taſſo, Egmont ſind Abarten einer und derſelben Gattung. Egmont überragt ſie alle an geſunder Friſche des Weſens. Seine ganze Schwäche iſt ſeine kecke Sorgloſigkeit, ſein Jugendübermuth und ein Menſchenvertrauen, das aus Unerfahrenheit und reinem Gewiſſen entſpringt.

So hat es denn nicht fehlen können, daß wohl keiner der Goethe'ſchen Dramenhelden mehr Sympathien gefunden hat als er. Und daß er durch einen wahren Spitzbubenſtreich, völlig unſchuldig, in der Blüthe ſeiner Jugend eines gewaltſamen Todes ſtirbt, und daß er dieſem unverdienten

Digitized by Google

Tode mit einem Gemisch von heroischem Muth und elegischer Weichheit entgegengeht, hat nur dazu beigetragen, die Sympathien für ihn noch zu verstärken. Erschien sein Leben bezaubernd, so wurde sein Tod eine unversiegbare Quelle der Rührung.

Nur ein kleines Aber bleibt bei alledem. Es ist der Egmont der Dichtung, um den es sich da immer handelt. Ein poetisches Gebilde, das mit dem Egmont der Geschichte überaus wenig gemein hat. Ein paar Züge von diesem, mit anderen freierfundenen vermischt; der Grundzug seines wirklichen Charakters einfach in sein Gegentheil verwandelt; fast alles, was er in Wirklichkeit gethan und verschuldet, hat zu einer anmuthigen Thatenlosigkeit verflüchtigt: — das ist alles, was von dem historischen Egmont noch in dem poetischen steckt. Und das ist freilich wenig genug.

Indem ich es versuche, ein Bild des geschichtlichen Egmont zu entwerfen, verzichte ich darauf, sein Leben nach seinem ganzen thatsächlichen Verlauf zu erzählen. Ich beschränke mich darauf, diejenigen Hauptmomente desselben zusammenzustellen, die für seine Charakteristik von Wichtigkeit sind.

Unter den Adelsfamilien in den niederländischen Provinzen der Krone Spanien ragte an Alter und Reichthum die der Grafen von Egmont weit hervor. Bis in's achte Jahrhundert hinauf reichte ihr Stammbaum. Die Friesen Radbo und Adgild galten als ihre Ahnen. Durch Heirath kamen die Besitzungen des Fürstenhauses von Gavre zu den Egmontischen Reichthümern; und Lamoral, Graf von Egmont, Fürst von Gavre, wurde Herr dieses wahrhaft fürstlichen Besitzes. Er war 1522 geboren; ist also nicht als der Jüngling der Goethe'schen Dichtung gestorben, sondern als sechsundvierzigjähriger Mann.

Die Grundzüge seines Wesens waren einfach genug. Er war nichts weniger, als was man eine problematische Natur nennt. Er war ein tapferer Soldat und tüchtiger Feldherr, und das ist das einzige, was man an ihm zu rühmen hat. Sonst ragte er in nichts über das Durchschnittsniveau gewöhnlicher Menschen hinaus. Er war geistig unbedeutend, ohne Achtung nnd Verständniß für Wissenschaften und Künste, ohne ausgebreitetere Kenntnisse, ohne tiefergehende Einsicht. In seinen Entschlüssen unselbstständig, in seinen Urtheilen schwankend, durchaus fremder Leitung bedürftig. Dabei von großer Eitelkeit und nach Art beschränkter Geister, voll Stolz auf seinen hohen Rang und seine glänzenden Kriegsthaten. Sein Ehrgeiz machte ihn auf fremde Verdienste eifersüchtig; die Lorbeeren Anderer ließen ihn nicht schlafen. Er hatte wenig Sympathien für das Volk, dessen Huldigung er gleichwohl nicht entbehren mochte. Im Grunde seines Herzens aber war er durchaus Seigneur, und eine streng loyale Ergebenheit gegen seinen König ihm ein Bedürfniß. Schlimm genug für einen Niederländer, wenn dieser König Philipp II.

war. — Der Glaube, zu dem er ſich bekannte, war der katholiſche. In ihm war er geboren und erzogen, ihm hing er ſein ganzes Leben lang mit wahrer Bigotterie an. Ganz im Gegenſatz zu Oranien, auf deſſen empfängliche Seele die neue, gereinigte Lehre in ihrer ganzen Macht einwirkte wurde ſeine beſchränktere Natur niemals von den Zweifeln berührt, die damals das bisherige Glaubensſyſtem erſchütterten. Er lebte in der mechaniſchen Religioſität flacher Menſchen, und ſeine Unduldſamkeit gegen Abweichungen vom alten Glauben hätte ihn zu einem würdigen Mitgliede eines Ketzergerichts gemacht.

Einen Freund des Dunſtes nennt ihn der fein beobachtende Cardinal Granvella, und das faßt ſein Weſen treffend zuſammen, deſſen Kern ſoldatiſche Rauhheit, geiſtige Beſchränktheit, Eitelkeit und Mangel an feſter Haltung war. So erſcheint er denn zugleich von einer gewiſſen Gutmüthigkeit und aufbrauſend, arglos und intolerant, gewöhnt zu befehlen und doch von jedem Einfluß abhängig —: ein überaus ſchwankender Charakter; — das directe Gegentheil von der geſammelten Ueberlegung, der thatkräftigen Energie und der eiſernen Charakterfeſtigkeit des ſchweigſamen Oranien.

Ich will nicht unbemerkt laſſen, daß Egmont ſich im Alter von 23 Jahren mit der Prinzeſſin Sabina von Baiern vermählte, die ihm elf Kinder gebar. Die Ueberlieferung bezeugt, daß er ihr bis zu ſeinem Tode in treuer Liebe zugethan blieb und ein ebenſo guter Vater wie Gemahl war. Wir haben den urkundigen Beleg, daß die Sorge für die Seinen noch ſeine letzten Stunden erfüllte. Angeſichts des Schaffots hat er ausgerufen: „Ach wie elend und ſchwach iſt unſere Natur, daß wir, wenn wir einzig an Gott denken ſollten, doch nicht im Stande ſind, den Gedanken an Weib und Kinder zu verbannen.“

Sein Liebesverhältniß zu Clärchen iſt durchaus dichteriſche Erfindung, die der geſchichtlichen Wahrheit entbehrt.

Von früher Jugend an ſtand er, wie die meiſten niederländiſchen Granden im Dienſte ſeines Herrn und Königs, in deſſen Umgebung er eine Hofluft einſog, die ſein ganzes Leben lang etwas Beſtrickendes für ihn behielt. Er diente dem Kaiſer Karl V. zuerſt als Page, dann als Soldat. Auf der Expedition gegen Algier verdiente er ſich durch hervorragende Kriegsthaten die Sporen. Dann nahm er auch an der unglücklichen Belagerung von Metz Theil. Für den Nachfolger Karl's in Spanien, den König Philipp II., half er die Siege von St. Quentin und Gravelingen über die Franzoſen erkämpfen.

Dieſe Kriegstüchtigkeit war es, die ihn bei ſeinem König beliebt, bei ſeinen Landsleuten populär machte. Denn dieſe waren ſtolz darauf, daß der beſte Feldherr der Krone Spanien ein Holländer war und feierten ihn in Balladen und Liedern. Aber der Herzog von Alba, der bisher als

Digitized by Google

der erste spanische Feldherr dagestanden hatte, beneidete dem jungen Niederländer seinen Ruhm. Er mäkelte an dessen Siegen; auch ihm in's Gesicht. Er tadelte es, daß er bei Gravelingen die ganze Armee auf einen Wurf gewagt, der auch hätte mißglücken können. Egmont diente ihm mit sarkastischen Antworten, wie sie ihm sein übermüthiger Stolz eingab. Alba hat ihm diesen Hohn so wenig vergessen, als jene Siege; und die Zeit der Rache sollte nicht ausbleiben.

Als König Philipp (im Jahr 1559) die Niederlande verließ und nach Spanien ging, erhielten die Seigneurs die wichtige Stellung von Statthaltern. Egmont, bereits früher zur Würde eines Ritters des goldenen Vließes erhoben, wurde Statthalter von Flandern und Artois und Mitglied des Staatsraths.

Mit Philipp's Abreise begann die eigentliche Zeit der Bedrückung für die Niederländer. Das Auftreten der Regentin Margaretha von Parma und Granvellas ist bekannt. Bekannt ist auch jene Reihenfolge von Maßregeln, welche den Unmuth der niederländischen Bevölkerung erregten, erhielten, steigerten: die Anwesenheit der spanischen Soldateska im Lande; die Errichtung neuer katholischer Bisthümer; die Einführung der Inquisition; die Erneuerung und Verschärfung der Ketzeredicte. Maßregeln, deren jede den vom Könige beschworenen Privilegien der einzelnen Provinzen widersprach; deren jede — wie man sofort empfand — getroffen war, sie, die bisher eine freiheitliche Stellung im spanischen Staatskörper eingenommen hatten, völlig unter das grausame Joch der spanischen Despotie zu beugen. Mit gleichem Unwillen ertrugen Volk und Adel diesen Druck, und die niederländischen Seigneurs „kauten am Gebiß", wie ein alter Bericht sagt. Namentlich war Granvella, der Ausländer und Emporkömmling, den König Philipp unter der Form eines Erzbischofs von Mecheln zum geistlichen Oberhaupt der Provinzen gemacht hatte, ein Gegenstand des allgemeinen Hasses, der sich noch steigerte, als er zum Cardinal erhoben wurde und den Titel eines Großinquisitors erhielt. Da er das Haupt der fluchwürdigen Neuerungen war, galt er auch als ihr Urheber.

Egmont haßte den Cardinal noch besonders wegen der überlegenen Ruhe, mit der er ihn von oben herab behandelte. Er fühlte sich in seiner Eitelkeit verletzt; und unfähig, dem Stolz mit Vornehmheit zu begegnen, erging er sich gegen ihn in plumpen Anzüglichkeiten, wie sie seinem Charakter entsprachen. Er hat sogar einmal mitten in einer Staatsrathssitzung den Dolch auf ihn gezückt und würde ihn, wie ein Zeitgenosse sagt, „gewiß in eine andere Welt geschickt haben, wenn nicht der Prinz von Oranien dazwischen gesprungen wäre und ihn bedeutet hätte, daß man derartige Differenzen nach reiflicher Ueberlegung und nicht im Zorn abmachen müsse".

Digitized by Google

Granvella erſtattete genaue Berichte an ſeinen König, in denen nichts verſchwiegen war, was die Seigneurs betraf, mochte es gleich nur auf Gerüchten beruhen, die ihm zu Ohren gekommen waren. Da iſt es denn ſehr bezeichnend, wie dieſer feinbeobachtende, ſchlaue Burgunder über Egmont und ſein ganzes populäres Gebahren urtheilt. Der Graf ſei eigentlich von durchaus correcter Geſinnung; er ſei nur von Anderen verführt, und es würde nicht ſchwer ſein, ihn durch Anwendung von Schmeichelei und nöthigenfalls von Beſtechung wieder zur Raiſon zu bringen.

Wie der Prinz von Oranien und der Graf Hoorn ſo zog ſich auch Egmont von den Staatsrathsſitzungen zurück; denn ſie erkannten, daß ſie gegen Granvella und die Ausländer nicht durchzudringen vermochten. So lange der Cardinal im Staatsrath ſitze, würden ſie ihn nicht wieder beſuchen. Es galt ihnen, ihn zu entfernen. Zu dem Zweck einigten ſie ſich zu einem Briefe an den König — er datirt vom 11. März 1563, — in welchem ſie ihm die Beſchwerden der Provinzen vortrugen und namentlich um Abberufung Granvella's baten.

Faſt alle Granden, die über das blutige Fremdenregiement gleichfalls erbittert waren, hatten den Brief unterſchrieben. Mit Zweien von denen, die ihn nicht billigten, hatte der aufbrauſende Egmont wilde Auftritte. Er zog in größter Wuth das Schwert, und nur die Dazwiſchenkunft Anderer verhinderte ein Unglück.

König Philipp dachte nicht daran, ſich durch die Vorſtellungen der Seigneurs von ſeiner Bahn abbringen zu laſſen. Er ſchrieb an Granvella: „Es iſt nicht Zeit zu temporiſiren; wir müſſen uns entſchließen mit voller Strenge Züchtigung zu üben. Dieſe Schurken können nur durch Furcht bewogen werden, ihre Schuldigkeit zu thun, und ſelbſt dieſes Mittel reicht nicht immer aus.“

Er zeigte den gemeinſamen Brief der Seigneurs, dazu andere Briefe, die er von Einzelnen von ihnen, auch von Egmont erhalten hatte, an Alba, der ihm in unverhaltener Wuth den Rath gab, ihnen die Köpfe abzuſchlagen; aber bis das geſchehen könne, möge der König ſich gegen ſie verſtellen. Man müſſe ſie zunächſt zu veruneinigen ſuchen; namentlich dadurch, daß man Egmont, der ſich leichter als die Anderen fangen laſſen werde, durch Schmeicheleien gewinne.

Wir wiſſen vom Könige, daß er ſchon damals dieſen Plan, der ganz ſeinem doppelzüngigen Weſen entſprach, gebilligt hat. „Ein ſolches Verfahren würde ſo übel nicht ſein“, meinte er.

Indeſſen hatten die adeligen Niederländer ihre Bemühungen, Granvella unmöglich zu machen, fortgeſetzt. Namentlich Egmont war groß in Sticheleien, die das Ihre dazu beitrugen, ihn endlich zu beſeitigen. In jener albernen, halb betrunkenen Scene, der die Narrenkappenlivree ihren Urſprung verdankt, ſpielte er die Hauptrolle.

Digitized by

Ueberhaupt war damals die Zeit, in der er besonders hervortrat. Es erschien noch nicht eben allzugefährlich, keck zu sein und in immer neuen Späßen und Sarkasmen den allgemein verhaßten Burgunder anzugreifen. Der Pöbel jauchzte ihm, der der allgemeinen Stimmung in seinem dreisten Auftreten, einen gleichsam epigrammatischen Ausdruck gab, lauten Beifall zu. Und daß der vornehme Graf daneben so ganz mit der Brüsseler Bevölkerung fraternisirte, mit den Bürgern nach dem Vogel schoß, an ihren Gelagen auf dem Rathhaus oder in der Zunfthalle Theil nahm, sich zutrinken ließ und Bescheid that, Jedermann bei Namen nannte, nach Rechts und Links die Hand drückte, und sich an den Schänktischen in sehr unbesonnenen Reden erging — : das machte ihn vollends zum Helden des Tages. Seiner Eitelkeit schmeichelte es, durch welche Mittel immer, der populärste Mann im Lande zu sein. Und der war er vollauf. Der ernste, schweigsame Oranien, der, vom Volke abgewandt, für das Volk und dessen Wohlfahrt sorgte, stand in der öffentlichen Meinung durchaus hinter dem kecken, jovialen Egmont zurück.

An diesen gelangte bald eine äußerst verbindliche Einladung des Königs, nach Madrid zu kommen, um ihm die Beschwerden und Wünsche seiner Landsleute, welche die Seigneurs ihm schriftlich mitgetheilt hätten mündlich vorzutragen. Es war das feinberechnete Mittel, um jenen Plan Alba's in's Werk zu setzen.

Egmont fühlte sich durch die Einladung geschmeichelt; die Seigneurs begrüßten sie als willkommene Gelegenheit zum erwünschten Ziel zu gelangen. Oranien knüpfte große Hoffnungen an sie. So wurde beschlossen, daß Egmont der Einladung Folge leisten solle.

Was Oranien sich von der Sendung Egmont's versprach, zeigt die fulminante Rede, die er im Staatsrath hielt, als die Partei Margaretha's mit einer sehr allgemein gehaltenen Instruction für den Grafen herausrückte.

„Wenn man einen Abgeordneten vom Range des Grafen Egmont sende, um dem Könige die Wahrheit zu sagen, so möge man sie ihm denn sagen. Man möge ihm gerade heraus eröffnen, daß seine ganze Maschinerie von Placcaten und Soldaten, von neuen Bischöfen und alten Henkern, von Decreten, Inquisitoren und Denuncianten ein für allemal nicht mehr haltbar sei. Ihre Stunde habe geschlagen. Die Niederlande seien freie Provinzen, umgeben von freien Ländern und entschlossen, ihre alten Privilegien zu vertheidigen." Zum Schluß erklärte er: „er sei Katholik, aber er könne es nur mit Schmerz und Kummer ansehen, wenn ein Fürst die Seelen der Menschen zu beherrschen und ihnen ihre Freiheit in Sachen des Gewissens und der Religion zu nehmen strebe". Man sieht: er legte das ganze Gewicht seiner nationalen Hoffnungen in diese Sendung Egmont's. In seinen Augen knüpfte sich an sie das Schicksal des Vaterlandes.

Digitized by Google

Nach einer Reihe von Abschiedsgelagen, in denen wilder Rausch und widerliche Scandalscenen jeden Gedanken an den Ernst der Lage ertödteten, begab sich Egmont (Anfang 1565) auf die Reise.

Und das ist der Wendepunkt in seinem Leben.

Der Sieger von St. Quentin und Gravelingen fand in Madrid die glänzendste Aufnahme. König Philipp ließ sich nicht merken, was er von ihm halte und gegen ihn im Schilde führe. Er eilte dem Ankommenden entgegen, und hinderte ihn durch seine Umarmung sich vor ihm auf die Kniee niederzulassen. Er zog ihn ganz gegen seine sonstige Gewohnheit häufig zur Tafel, ließ sich von ihm auf seinen Spazierfahrten begleiten, zeigte ihm, was seine Hauptstadt an Sehenswürdigkeiten aufzuweisen hatte. Er schmierte ihm, wie man damals sagte, spanischen Honig um den Mund.

Begreiflich, daß solche Behandlung einem Manne wie Egmont auf's Aeußerste schmeichelte. Aber neben der Schmeichelei wurde auch simple Bestechung angewandt, um ihn zu gewinnen. Nicht nur daß der König ihm die Abgaben erließ, die auf einem kürzlich von ihm gekauften Gut lagen —: er drückte ihm geradezu bedeutende Geldsummen in die Hand. Es waren im ganzen an 100,000 Kronen, die Egmont sich nicht scheute anzunehmen. So wurde dieser Freund des Dunstes von der Huld des Monarchen völlig umnebelt und vergaß seiner Mission. Kam er aber ja einmal in einem Moment der Ernüchterung und des mahnenden Gewissens auf die Angelegenheiten zu sprechen, um derentwillen er die Reise unternommen hatte, so fing der König an, sich nach seinen acht Töchtern zu erkundigen und von den glänzenden Heirathspartien zu reden, die er denselben zu verschaffen wünsche.

Als sie einmal auf sein bisheriges Verhalten zu sprechen kamen, erklärte Egmont die Geschichte mit der Narrenkappenlivree lachend für einen in der Weinlaune entstandenen Scherz und versicherte den König, daß alle Seigneurs treu zu ihm hielten, und daß er jeden, der sich der Illoyalität schuldig mache, auf der Stelle niederstoßen werde, wäre es auch sein eigener Bruder.

„Graf, laßt es nun genug sein", sagte ihm der König. Er zog damit gleichsam einen Strich unter Egmont's Vergangenheit. —

Um ein neues Leben zu beginnen, verließ er Madrid. „Als der zufriedenste Mann der Welt," wie er den König in einem Brief versicherte. Als niederländischer Patriot war er aus der Heimath abgereist; als ein in seiner Eitelkeit geschmeichelter, durch plumpe Bestechungen gewonnener, in seiner Ehre befleckter Fürstendiener kehrte er in die Heimath zurück.

Da konnte es denn nicht fehlen, daß sich eine Kluft zu bilden begann zwischen ihm und den ehrbaren, festen Patrioten von Oranien's Schlag. Die Kluft vergrößerte sich, je deutlicher es hervortrat, daß nicht

Digitized by Google

das Wohl seiner flämischen Heimath, sondern das Interesse des spanischen Königs dem Grafen am Herzen liege.

Nachdem Egmont in seiner leichten Art im Staatsrath einen Bericht über seine spanische Reise erstattet hatte, — Oranien vernahm voll Unwillen, wie er nichts enthielt als leere Worte, — begab er sich in seine, Statthalterschaft Artois, um sich hier in seiner neuen Rolle zu ergehen. Er hielt Reden voll Schwärmerei für den König, den er in den glühendsten Farben als frömmsten Fürsten schilderte. Man hörte ihn häufig betheuern, daß er der strikten Erfüllung der königlichen Befehle — zu ihnen gehörte namentlich die buchstäbliche Vollziehung der Edicte gegen die Ketzer, d. h. die Evangelischen — sein Leben und Vermögen widmen wolle, und oftmals erklärte er sich als unversöhnlichen Feind aller derer, die sich diesen Befehlen widersetzen würden. In seiner Eitelkeit, die durch den Madrider Aufenthalt noch gesteigert war, prahlte er mit seinem Auftreten und seiner Wirksamkeit bei Hofe und ließ nichts ungesagt und ungethan, was geeignet war, größeren Glanz um ihn zu verbreiten. „Er spricht wie ein König, und läßt sich von aller Welt den Hof machen", sagte man von ihm.

So begann er umzuschlagen. Keiner der das mit größerer Betrübniß sah, als Oranien, der zu dem ihm an Charakter so entgegengesetzten Manne eine „in seinem Herzen tiefgewurzelte Zuneigung" hegte und die Wichtigkeit seiner Popularität für die allgemeine Bewegung nicht unterschätzte. Er sagte ihm in's Gesicht, daß er in Spanien die Ansichten seiner Partei, die Interessen seines Landes zu vertreten vergessen, und nur für seine Privatinteressen gesorgt hätte. Er ließ es nicht an Ermahnungen fehlen, auf einer Bahn umzukehren, an deren Ziel der Landesverrath lag.

Solche Worte des alten Freundes verfehlten doch nicht des Eindrucks auf das unselbstständige Gemüth Egmont's. Häufig dachte er, in einer plötzlichen Anwandlung von Traurigkeit und düsterer Stimmung, sich ganz aus dem öffentlichen Leben auf seine Güter zurückzuziehen. Aber die Eitelkeit und das Bedürfniß, eine Rolle zu spielen, genährt durch die Vorstellungen seines Secretärs, des intriguanten Herrn von Bakerzeel, der ihn völlig beherrschte, verhinderten die Ausführung jenes Vorsatzes.

Es ist mit einem Wort die Epoche seines Lebens, in der sich seine ganze innere Haltlosigkeit in einem ewigen Hin- und Herschwanken offenbart: sein Uebergangsstadium.

Er blieb im Strudel der Bewegung, die damals furchtbar anschwellen sollte. Ich erinnere mit einem Wort daran. Die katholische Propaganda drang, durch die Beschlüsse des Tridentiner Concils gestärkt, mit offenem Visir vor. König Philipp ließ diese Beschlüsse auch in den Niederlanden publiciren. Er erließ neue Befehle, daß die Ketzeredicte mit rücksichts-

Digitized by Google

loſer Strenge gehandhabt würden. Die Inquiſitoren ſollten ſich nicht abhalten laſſen, zu verfolgen und zu vertilgen. Ein Schrei des Entſetzens folgte dieſen königlichen Erlaſſen. Handel und Verkehr ſtockte; die Kaufläden ſchloſſen ſich; die Straßen verödeten. Man war auf das Furchtbarſte gefaßt. Folter und Scheiterhaufen, das war das Schickſal, das jeder vor Augen ſah.

Da kamen denn aus der Mitte des zitternden Volkes Aufforderungen an die Seigneurs zu retten, ehe es zur Rettung zu ſpät ſei. Häufig fand man an den Thoren von Oranien's, Hoorn's, Egmont's Wohnungen zur Nachtzeit angeheftete Zettel: ſie ſollten ſich als Vorkämpfer der Freiheit kühn an die Spitze des Volkes ſtellen.

Sie kamen der Aufforderung nicht nach. Oranien hielt die Zeit der Erhebung noch nicht gekommen. Er hatte noch Hoffnung, auf dem Wege der Güte zum Ziel zu gelangen. Vielleicht daß die Regentin gewonnen werden konnte, ihren Einfluß bei Hofe zu Gunſten der Niederländer geltend zu machen. Egmont, entſetzt bei dem Gedanken eines bewaffneten Aufſtandes gegen Katholicismus und Krone, ſchloß ſich damals dieſer mittleren Richtung Oranien's an.

Da pflanzte denn auf eigene Fauſt der niedere Adel die Fahne der Empörung auf. In der erſten Hälfte des Jahres 1566 einte er ſich in dem Compromiß, überreichte der Regentin ſeine Bittſchrift um Abſtellung ſeiner Beſchwerden und ſchloß bei wüſtem Gelage den Bund der Geuſen. Die Seigneurs hatten an alle dem keinen Theil: weder unterſchrieben ſie das Compromiß, noch traten ſie dem Geuſenbunde bei.

Der Erhebung des niederen Adels folgte die der evangeliſchen Bevölkerung. Sie begann mit den Predigten auf freiem Felde und ſteigerte ſich dann zur Bilderſtürmerei. Wie jede Maſſenbewegung mit elementarer Gewalt durch das Land brauſend, alle Dämme der Ordnung hinunterſpülend.

Die Seigneurs mißbilligten ſolche Eruptionen eines radicalen Fanatismus. Wie auch hätte man durch ſie zum Ziele gelangen können? Die Regentin aber war völlig außer Faſſung. In ihrer Seelenangſt dachte ſie zuerſt an Flucht. Doch gelang es den Seigneurs, ſie zu überreden, daß ſie blieb und eine neue Acte (vom 25. Auguſt 1566) gab, welche die Abſchaffung der Inquiſition und die Duldung der neuen Lehre zuſicherte. Das war ein großer Triumph Oranien's und ſeiner mittleren, vermittelnden Richtung.

Nun wurde gegen die enragirten Bilderſtürmer eingeſchritten: von Oranien in Antwerpen mit der weiſen Mäßigung eines wirklichen Staatsmannes, der Frieden ſtiften will; von Egmont in Flandern wie von einem der Regierung blindlings ergebenen, brutalen Soldaten, der in ſeinem Wüthen gegen die Ketzer mit Philipp's ſpaniſchen Henkern wetteiferte. „Wir müſſen," — ſagte er, — „früher oder ſpäter die Waffen ergreifen, um

Digitized by Google

dieſe Reformirten zur Vernunft zu bringen, ſonſt werden ſie uns am Ende Geſetze dictiren." Etwas Roheres und Grauſameres als die Ketzerverfolgungen Egmont's iſt nicht zu erdenken. Es kam vor, daß er zwanzig Proteſtanten auf einmal aufknüpfen ließ.

Als König Philipp von den Vorgängen in den Provinzen hörte, fuhr er ſich ingrimmig in den Bart und rief: „Es ſoll ihnen theuer zu ſtehen kommen; ich ſchwöre es bei der Seele meines Vaters." Er war voll Wuth, nicht weniger über die verſöhnlichen Zuſagen der Regentin als über die Rebellion ſeiner niederländiſchen Unterthanen. Aber ſeine doppelzüngige Argliſt verließ ihn auch jetzt nicht. Schon war er zur furchtbarſten Rache entſchloſſen, und noch immer enthielten ſeine Briefe Verſicherungen ſeiner gnädigen und milden Geſinnung gegen ſeine lieben Provinzen. Durch ſeine Drohungen eingeſchüchtert und ſeinen Befehlen gehorchend, begann Margaretha wieder in das alte Fahrwaſſer zurückzulenken. Sie bereitete die Zurückziehung jener verſöhnlichen Acte vor.

Einem Manne wie Oranien blieb jetzt kein Zweifel, daß der Todesſtreich gegen die Niederlande vorbereitet werde. Er kannte die Doppelzüngigkeit der ſpaniſchen Staatskunſt zu gut, um nicht zu wiſſen, daß all' die zur Schau getragene Milde des Königs, daß all' die beruhigenden Verſicherungen der Regentin nur den Zweck hätten, die Niederländer einzuſchläfern und Zeit für die Vorbereitungen zur grauſamſten Rache zu gewinnen.

In dieſer Stimmung ſandte er einen geheimen Boten zu Egmont um ihn vor der Regentin zu warnen. „Katholiken wie Proteſtanten würden unter das ſpaniſche Joch kommen, wenn Philipp erſt die genügende Streitmacht beiſammen habe. Da ſei es ſein Entſchluß, ſich mit ihm und den anderen Freunden, wenn er ſich auf ſie verlaſſen könne, vereint den Spaniern entgegenzuſtellen. Für Männer von ihrer Stellung ſei es Pflicht, kein Gras unter ihren Füßen wachſen zu laſſen. Der Moment zum Handeln ſei da." Er lud ihn und andere Seigneurs zu einer Zuſammenkunft nach Dendremonde. Aber auf dieſer Zuſammenkunft (October 1566) erklärte Egmont: „es ſei unrecht, eine ſo ſchlimme Meinung von einem ſo guten König zu haben. Fürchte einer für ſeine Perſon, ſo möge er das Land verlaſſen."

Alſo Egmont verſagte. Vor die Alternative zwiſchen Loyalität und Patriotismus geſtellt, entſchied er ſich mit dürren Worten für den Gehorſam gegen den Monarchen, der daran war, die Rechte und Freiheit der Niederlande ſyſtematiſch zu zerſtören; er ſagte ſich förmlich von Oranien und der Sache ſeiner Heimath los. Von jetzt ab ſehen wir ihn als den unerſchütterlichen Anhänger König Philipp's, als den fanatiſchen Vorkämpfer der habsburgiſchen Tyrannei und der ultramontanen Propaganda in den Niederlanden.

Es lief damals ein Befehl des Königs ein, daß alle Beamten, auch

Digitized by

die Statthalter, einen neuen Eid der Treue leisten sollten. Er enthielt die Verpflichtung, alle Befehle der Regierung überall und gegen Jedermann ohne Ausnahme auszuführen. Nach einem letzten kurzen Bedenken leistete Egmont den Eid. Damit war er durch das festeste Band, das es giebt, an Spanien gekettet.

Und an der Spitze der spanischen Truppen sehen wir ihn jetzt den offenen Kampf gegen seine evangelischen Landsleute beginnen. Er war es, der bei der Belagerung der wackeren calvinischen Stadt Valenciennes durch den spanischen Obristen Noircarmes factisch den Oberbefehl führte. Als Gesandte der in die äußerste Noth gerathenen Stadt mit den Bedingungen, unter denen man capituliren wolle, in's Lager hinauskamen, fuhr Egmont sie in seiner rauhen Weise an: „Sie verdienten, daß man ihnen für so unverschämte Sprache gegen einen so huldvollen Monarchen die Stadt über dem Kopfe anzünde; augenblicklich sollten sie heimkehren, um ihren Mitbürgern zu erklären, daß sie auf keine Gnade zu rechnen hätten, wenn sie sich nicht binnen drei Tagen unterwürfen und ohne Murren in die völlige Unterdrückung alles nichtkatholischen Glaubens willigten." Ohne Hoffnung auf Entsatz mußte die unglückliche Stadt capituliren, um einem Sieger die Thore zu öffnen, der sie, ohne der Capitulation zu achten, mit allen denkbaren Freveln heimsuchte.

Während der Belagerung schrieb Egmont einen Brief an den König, in welchem er sein Bedauern darüber aussprach, daß ihm die Mannschaft, die er jetzt beisammen habe, nicht schon früher zur Verfügung gestanden hätte, denn dann würde er schon früher manche Empörung niedergeschlagen haben. Er wünschte ihm Glück zu dem guten Fortgang, den die Vertreibung der Prediger, die Unterdrückung der evangelischen Lehre die Entwaffnung des Volkes mache. Mit Versicherungen seiner Ergebenheit schloß dieser Brief, der uns das letzte Stück Sympathie für Egmont nimmt.

Der König antwortete in den verbindlichsten Worten: er habe mit großer Befriedigung vernommen, daß er den neuen Eid geschworen habe, und wie getreulich er ihn erfülle. Er dankte ihm für seine bisherigen guten Dienste und forderte ihn auf, mit ihnen fortzufahren. Aber als er diesen heuchlerischen Brief schrieb, waren die Vorbereitungen, das unterjochte Land völlig niederzutreten, bereits vollendet. Alba war bereits mit unumschränkter Vollmacht von Madrid aus unterwegs zur Küste, um sich dort mit seinen Truppen einzuschiffen.

Auch Oranien hätte jenen Eid leisten sollen, der dem Landesverrath gleichkam. Er wies das wiederholt an ihn gestellte Ansinnen mit Entrüstung zurück. Er könne nicht der Henker seiner evangelischen Landsleute werden. Damit that er den entscheidenden Schritt: er war Rebell. Und das in einem Moment, wo Alba und die spanische Soldateska sich

Digitized by Google

den Niederlanden näherte und wo die Niederländer noch keinerlei Vorbereitungen getroffen hatten, um solcher Gefahr zu begegnen.

Da im Lande zu bleiben, hätte unverantwortliche Tollkühnheit geheißen. Der erste, den der Schlag getroffen haben würde, wäre er gewesen: er der Rebell. War noch zu helfen, so mußte es von Außen geschehen. Und so beschloß er denn, die Heimath zu verlassen, ganz erfüllt von dem Gedanken, sie als ihr Befreier wieder zu betreten.

Bevor er ging, hatte er mit Egmont jene Zusammenkunft zu Willebroek, einem Dorfe zwischen Antwerpen und Brüssel, die durch Goethe's Dichtnng so berühmt geworden ist. Wie vordem zu Dendremonde, so forderte er den Grafen hier noch einmal auf, die Waffen zu ergreifen: „Wollt Ihr Das, so verbinde ich mich mit Euch noch jetzt. Wo nicht, so muß ich Euch verlassen und aus dem Lande gehen."

Egmont's Antwort war, daß Oranien sich in dem Charakter des Königs täusche, wenn er ihn für einen Tyrannen halte; daß man selbst dem Herzog von Alba gehorchen müsse, wenn es dem König einmal gefalle ihn als Gouverneur in die Provinzen zu schicken. Kurz — das war der Schluß seiner Antwort — er werde den König nicht verlassen.

Oranien ging, und nun kam Alba. „Ich habe seiner Zeit Leute von Eisen gezähmt, so werde ich auch wohl mit diesen Leuten von Butter fertig werden." Waren bisher die Niederländer mit Ruthen geschlagen worden, so sollten sie fortan mit Skorpionen gegeißelt werden. Er hatte den Befehl zur Beseitigung aller, die sich jemals irgendwie in Opposition gegen die Regierung eingelassen. Also nicht nur Oranien's, sondern auch Egmont's. Ueber Oranien's Entweichen war er voll Wuth. Er sagte, an dem Einen hätte ihm mehr gelegen, als an allen anderen zusammengenommen.

Gegen Egmont, seinen persönlichen Feind von den Tagen von Gravelingen her, entwickelte er ein System der verruchtesten Arglist. Das Bild, das Goethe von ihr entwirft, ist, wenn auch nicht im Detail getreu, so doch im Gesammteindruck treffend. Nur daß wir mit dem unschuldigen Egmont der Dichtung ein Mitleiden haben, das wir dem geschichtlichen gegenüber nicht empfinden. Von ihm sagen wir: er hat das Schicksal, das sich ihm jetzt zu erfüllen begann, vollauf verdient; und nur der Abscheu vor der raffinirten Handlungsweise Alba's stimmt uns gegen das Geschick Egmont's milder. Wir wollen seinen Abfall von der Sache seines Vaterlandes durch seinen Tod gesühnt, aber wir wollen den dem Tode Geweihten nicht gequält sehen.

Als getreuer Anhänger König Philipp's ritt der arglose Graf dem Herzog entgegen, um ihn zu begrüßen. Er brachte ihm mit echt niederländischer Freigebigkeit mehrere schöne Pferde zum Geschenk mit. Daß Alba im ersten Moment der Begegnung, seine eisige Ruhe verlierend, laut

ausrief: „Da kommt der größte aller Ketzer!“ — daß er sich in schneidendem Spott gegen ihn erging: selbst das machte den völlig vertrauensseligen Grafen nicht argwöhnisch. Bald hatte der Herzog sich gesammelt und strömte nun über in Freundlichkeit gegen ihn; er machte ihm wiederholt Präsente mit seltenen Südfrüchten. Den Grafen an der Seite hielt er seinen Einzug in Brüssel. Wiederholt kamen diesem geheimnißvolle und dringende Warnungen zu, auf der Hut zu sein, zu fliehen, so lange es noch Zeit sei. Er schlug sie in den Wind.

Alba hatte seinen natürlichen Sohn, den jungen Großprior Fernando de Toledo, mit in die Provinzen genommen. Ein eifriger und begabter Soldat, hatte derselbe schon früher eine große Verehrung für den Sieger von St. Quentin und Gravelingen gefaßt und brannte, ihn persönlich kennen zu lernen, um seine Freundschaft zu verdienen. Es bahnte sich zwischen beiden auch sofort ein näheres Verhältniß an. Sie ergingen sich in den ausgelassensten Lustbarkeiten.

Am Tage, nachdem er die mysteriöse Warnung erhalten hatte, gab der Großprior ein Gastmahl, zu dem neben anderen niederländischen Seigneurs auch Egmont geladen war. Alba ließ sie bitten, sich nach Aufhebung der Tafel bei ihm einzufinden um ihm wegen der Anlage, der in Antwerpen neu zu errichtenden Citadelle, welche die Zwingburg des Protestantismus im Lande werden sollte, ihren Rath zu geben. Fernando flüsterte dem Grafen zu, sich sofort zu entfernen, sein schnellstes Roß zu besteigen und ohne Zeitverlust zu fliehen. Zum erstenmal fuhr dieser bei einer Warnung erschrocken zusammen, stand von der Tafel auf und begab sich in's Nebenzimmer, wohin ihm Noircarmes, sein getreuer Waffengefährte bei der Belagerung von Valenciennes, folgte und ihn durch die Vorstellung beruhigte, daß sein Entweichen in Alba's Augen das Eingeständniß seines bösen Gewissens sein werde.

Egmont kehrte in den Saal zurück. Nach aufgehobenem Mahl begab er sich mit Hoorn und zwei anderen Geladenen zu Alba, der die Eintretenden höflich empfing, ihnen die Pläne der projectirten Burg vorlegte und sich dann entfernte. Als sie nach beendeter Discussion aufbrechen wollten, ersuchte der Capitain der herzoglichen Leibwache den Grafen, noch einen Augenblick zu verweilen, da er ihm eine wichtige Mittheilung zu machen habe. Sobald sie allein waren, forderte er ihm den Degen ab. Als Egmont vor Ueberraschung und Aufregung sprachlos dastand, öffneten sich die Thüren und eine Abtheilung Soldaten trat ein. Da übergab er seinen Degen mit den Worten: „Er hat dem König manchen Dienst geleistet.“ Dann wurde er abgeführt. —

Was folgt, ist bekannt aus der schönen Erzählung Schiller's („Prozeß und Hinrichtung der Grafen von Egmont und Hoorn“), die im Wesentlichen mit den Quellen übereinstimmt.

Digitized by Google

Egmont's Ende ist in der Goethe'schen Dichtung durchaus Phantasiegebilde, und auch jene rührende Scene im Gefängniß zwischen ihm und Alba's Sohn, die Schiller so sehr bewunderte, Goethe'sche Erfindung.

Egmont's Haft war eine schimpfliche Quälerei; die gegen ihn erhobene Anklage eine so infame Verdrehung der Thatsachen, daß ein Mitglied des Alba'schen Blutraths selber erklärte: Egmont verdiene nicht sowohl bestraft als vielmehr ausdrücklich belohnt zu werden. Sein Prozeß war ein Skandal, der allem Recht und Gesetz in's Gesicht schlug. Das Urtheil über ihn, das immer gleiche, wo der Kläger zugleich der Richter ist. Es lautete auf Tod. Mit standhafter Würde ging er ihm entgegen und bewies auf dem Schaffot, daß er, der in so charakterlosem Wankelmuth gelebt hatte, mit der Festigkeit eines tapferen Soldaten zu sterben verstehe.

Sein Tod hat die Schuld seines Lebens vollauf gesühnt. Denn wahrlich, nicht schuldlos hat er ihn erlitten, wie der Goethe'sche Egmont. Er verrieth sein Vaterland an den spanischen Tyrannen. Und erschüttert sehen wir ihn unter der grausamen Hand dessen fallen, dem zu Liebe er schuldig wurde.

G. Droysen.
(Halle.)

Digitized by

Das Schicksal bei den Alten
und
das Gewissen bei den Modernen.*)

[Nachdruck verboten.] [Uebersetzungsrecht vorbehalten.]

Die Comédie Française hat soeben mit großem Beifall die versifizirte Uebersetzung des Königs Oedipus von Sophokles, deren Verfasser Monsieur Jules Louroix ist, wieder aufgenommen. Diese Uebersetzung ist schon zu Ende des Jahres 1858 mit Erfolg aufgeführt worden. Von der Uebersetzung selbst läßt sich nicht viel sagen; die Verse sind holprig, richtig gereimt und geben so wenig wie möglich eine Vorstellung von der so harmonischen und bewundernswürdig plastischen Form des alten athenischen Dichters. Das einzige Verdienst der französischen Ueber setzung ist das, fast wörtlich zu sein.

Vor ungefähr dreiundzwanzig Jahren hatte man den Erfolg des Stückes der Neugierde und mehr noch dem Talente zugeschrieben, mit dem Monsieur Geffroy, einer der gebildetsten und ausgezeichnetsten Schauspieler, welche Frankreich damals besaß, und dessen Ruf seinem Verdienste nicht gleichkam, die Rolle des Oedipus darstellte: es war seine Glanzrolle. Diesmal konnte das Stück nicht dieselbe Neugierde hervorrufen, und so vortrefflich auch der neue Oedipus, Monsieur Monnet-Sully, gewesen ist, hatte er doch fast mehr die Erinnerung an seinen Vorgänger zu fürchten, als daß er aus der Vergleichung Vortheil gezogen hätte. Indessen ist der Erfolg noch durchschlagender als das erste Mal gewesen. Obgleich es mitten im Sommer gegeben wurde, so hat doch dies griechische Stück ganz Paris herbeigezogen und füllt noch jetzt das Theater wie ein neues Kassenstück. Darum hat man wohl zugeben müssen, daß es das Drama

*) Bei Gelegenheit der Aufführung des König Oedipus im Théâtre français.

Digitized by Google

ſelbſt war, welches die Zuſchauer feſſelte, und daß man vor allen Dingen dem alten Sophokles Beifall ſpendete.

Ich will hier nicht das Stück vom literariſchen Standpunkt aus beſprechen. Kommentatore und Kritiker haben ſchon unzählige Male das Ganze und die Einzelnheiten geprüft. Mit Recht haben ſie die Pracht der Expoſition, die grandioſe Einfachheit der Handlung und deren ergreifenden Fortgang, die Schrecken der Entwickelung bewundert. Sehr wenig würde mir über all das zu ſagen bleiben, wenn ja noch etwas bleibt. Nie ſind die beiden Hauptfaktoren der Tragödie, von denen Ariſtoteles ſpricht, Furcht und Mitleid, beſſer vereint geweſen, noch haben ſie je mächtigere Wirkungen hervorgerufen. Die atheniſche Kunſt hat ſich mit einem Schlage zu einer Höhe erhoben, die keine moderne überflügeln, ja, der keine auch nur gleichkommen konnte. Monſieur Francisque Jarcey, der wohl am meiſten von allen lebenden Kritikern ſich mit den Theaterangelegenheiten beſchäftigt hat und ſie gründlich kennt, bemerkt in Bezug darauf, daß vom Standpunkt des dramatiſchen Handwerks das Sujet des Königs Oedipus von den modernen Dramaturgen ſehr häufig auf die Bühne gebracht worden iſt: das Suchen nach dem unbekannten Urheber eines Verbrechens. Hier ergiebt ſich nun noch, daß der Nachforſchende auch zugleich der Schuldige iſt, daß er ehrlich und aufrichtig ſucht, und daß die Unterſuchung auf ihn zurückfallen und ihn vernichten muß. Welches von allen den Stücken, die eine Nachforſchung dieſer Art zum Gegenſtande haben, könnte wohl mit dem König Oedipus verglichen werden, ſei es in Bezug auf den tragiſchen Charakter, ſei es in Bezug auf die Art und Weiſe, in der es entwickelt iſt, oder auf die Wirkung, die es hervorbringt?

Die Geſchichte des Laios, der Jokaſte, des Oedipus ſteht uns ſehr fern, ſie iſt uns ebenſo fremd, wie ſie den Zeitgenoſſen vertraut war; man kann wohl behaupten, daß viele von den Zuſchauern, beſonders den Frauen, die nach der Comédie Française gingen, um den König Oedipus zu ſehen, vor der Vorſtellung nie davon hatten ſprechen hören. Wir glauben nicht mehr an die Orakel des pythiſchen Apollo, nicht mehr an die Rache der helleniſchen Götter, allerhand kleine Details des Alterthums, ſind in einer wörtlichen Ueberſetzung dunkel, ſonderbar, unverſtändlich, ja faſt lächerlich für die Modernen; die Eigenthümlichkeit der Coſtüme, die die Handlung unterbrechenden Chöre, welche unter Muſikbegleitung deklamieren, die Zwiſchenſpiele, die, vom Orcheſter ausgeführt, dem Stücke hinzugefügt wurden: alles trug dazu bei, Auge und Geiſt zu zerſtreuen, die Rührung zu unterdrücken. Und doch hat dieſe Rührung das ſkeptiſchſte, das am ſchwerſten zu rührende Publikum ergriffen, gepackt — das Pariſer Publikum. Es hat geſchaudert, es hat geweint. Bei gewiſſen Stellen hielt das ganze Theater angſtvoll, beklemmt den

Digitized by

Athem zurück. Ja, es war oft so still, daß selbst der Gedanke zu bewundern, das Bewußtsein von dem unterjochenden Gefühl in dem lautlosen Schweigen erstarb. Was mußte nun Oedipus erst den Athenern sein, die ihn in ihrer Sprache hörten? Welche tragische Macht ist denn in diesem Stücke, daß es noch nach zweitausend Jahren die Menschen bis in's Innerste ergreift?

Aber, wie ich schon gesagt habe, nicht die literarische Seite will ich behandeln. Ich möchte im Gegentheil darstellen, wie dieses Meisterwerk, „König Oedipus", so mächtig durch sein Genie, so bewundernswürdig durch die Schönheit der Form, den Hauch der Poesie, die Wahrheit der Charaktere, alle unsere Ideen, unser modernes Gefühl in vielen Beziehungen verletzt. Vielleicht wird es das größte Lob für den Dichter sein, darzuthun, daß es trotz alledem noch ergreifen kann. Auf jeden Fall eignet es sich zum Thema einer interessanten, moralischen Studie. Für Diejenigen, die da glauben, daß nichts Absolutes hier auf der Erde existirt und daß die Menschheit sich einer fortwährenden Entwickelung unterzieht, giebt es für das Nachdenken nichts Furchtbareres, als der Anblick eines Meisterwerkes aus vergangenen Zeiten, welches uns so zu sagen mit einem einzigen Blicke die ganze Ausdehnung des vollzogenen Fortschrittes übersehen läßt.

König Oedipus setzt nicht nur in Erstaunen, er empört auch das Gewissen eines modernen Zuschauers. Uns erscheint Oedipus unschuldig, er ist mehr als unschuldig, er ist ein Märtyrer, und von allen Märtyrern der unseres Mitleids würdigste. Wohl niemals sind einem Menschen schrecklichere Prüfungen auferlegt worden! Als Sohn der Mörder, seines Vaters, der Gemahl seiner Mutter, hat er Söhnen und Töchtern das Leben gegeben, die dem Inzest entsprungen sind, und hat sich mit Schmach bedeckt; sich und Anderen ist er ein Gegenstand des Abscheues geworden und nicht länger hat er das Licht des Tages erblicken wollen, sondern hat sich die Augen ausgestochen. Mit dem Fluch der Götter und seinen eigenen Verwünschungen beladen, entfernt er sich, im Dunkeln herumtappend, ein Flüchtling, einsam, ein Bettler, blind aus jenem Theben, wo er noch heute Morgen, absoluter König, triumphirender Monarch war, der die Stadt gerettet, indem er sie von der Sphinx befreite, der ihren Ruhm vergrößert hatte, der Wohlthäter, auf den sich alle Blicke lenkten, um ein Mittel gegen die Geißel der Pest zu finden, die Stadt und Land dezimirt hatte.

Ist er der freiwillige Urheber aller Verbrechen, die ihn zu Boden drücken? Nein, schon bei seiner Geburt hatte ein Orakel verkündet, daß das Kind seinen Vater tödten, seine Mutter heirathen würde, und das Kind wurde einem Hirten übergeben, damit dieser es auf dem Cithäron aussetze. Ist es die Schuld des Kindes, wenn der Hirt, von Mitleid

Digitized by Google

ergriffen, nicht die Kraft hat, dem ihm gewordenen Befehl zu gehorchen und es einem andern Hirten anvertraut, anſtatt es umkommen zu laſſen? Iſt es ſeine Schuld, daß jener Hirt es nach Korinth führt, daß der König Polibos und ſeine Frau, die kinderlos waren, es aufnehmen, wie ihren Sohn erziehen und adoptiren.

Und nicht nur hat er nichts gethan, ſein ſchreckliches Geſchick zu erfüllen, ſondern er hat alles gethan, was in ſeiner Macht ſtand, ſich demſelben zu entziehen. Eines Tages wirft ihm Jemand die Beleidigung: Baſtard! in's Geſicht. Er fragt Polibos und ſeine Frau, die ihm nicht antworten; er eilt nach Delphi, das Orakel zu befragen; das Orakel, anſtatt ihn zu befriedigen, prophezeiht ihm die ſchrecklichſten Dinge, daß er ſeinen Vater tödten, ſeine Mutter heirathen würde. Er ſollte Polibos tödten, er deſſen Frau heirathen? Ohne auch nur nach Korinth zurückzukehren, flieht er, von Entſetzen erfüllt, nach der entgegengeſetzten Richtung und dieſelben Anſtrengungen, die er macht, das Orakel nicht zu erfüllen, führen ihn dahin, es zu thun. Er wäre kein Verbrecher geworden, wenn er nicht befürchtet hätte, es zu werden. Auf dem Wege nach Phocis, auf dem er ſich von Korinth entfernt, begegnet er Laios, der ihm mit der Peitſche in's Geſicht ſchlägt; aufbäumend unter dem Schimpfe, züchtigt er den Frechen mit dem Stocke, und — ſein Vater iſt es, den er getödtet hat. Beim Ueberſchreiten des Berges trifft er die Sphinx, die ihm ihr fürchterliches Räthſel aufgiebt; er löſt es und befreit Bootien von dem Ungeheuer, welches es verwüſtet. In Theben wird er wie ein Befreier empfangen, ihm als ſolchem zugejauchzt, der vakante Königsſitz ihm angeboten und damit auch die Ehe mit der Königin — und ſeine Mutter iſt es, die er geheirathet hat. Im tiefſten Abgrunde befindet er ſich in dem Augenblick, in dem er am höchſten zu ſtehen wähnt.

Nein, einem Modernen erſcheint Oedipus nicht als Verbrecher. Er iſt ein Opfer und der unglücklichſten eins. Ohne es zu wiſſen, wider Willen hat er ſeinen Vater getödtet, ſeine Mutter geheirathet. Kein Beichtiger, keine menſchliche Jury würde auch nur eine Sekunde zögern, ihn freizuſprechen. Für uns Moderne kann das nicht Verbrechen genannt werden, wobei die verbrecheriſche Abſicht fehlt. Wenn es hierbei ein Verbrechen giebt, ſo iſt es der Gott, der ihn zum Böſen beſtimmt und ihn gezwungen hat, es trotz ſeines Sträubens zu thun. Dieſer Gott iſt es, der ihn bei der Hand genommen hat, um ihn zu mißbrauchen, um ihm unfreiwillige und unbekannte Frevelthaten aufzubürden. Oedipus iſt zu rückſichtsvoll gegen dieſen abſcheulichen Himmel, wenn er ſich ſelbſt für Verbrechen ſtraft, an denen er keinen Theil hat. Weit entfernt, ſein Haupt unter das laſtende Unglück zu beugen, hätte er vielmehr das Recht gehabt, ſich, ſo niedergedrückt er auch war, dagegen aufzulehnen, den un-

Digitized by Google

gerechten und bösen Göttern die Faust zu weisen und ihnen, ohne Furcht vor ihrem Zorne, zuzurufen: „Ich bin besser als ihr!“

Wenn ein Autor des 19. Jahrhunderts das Sujet von Oedipus behandeln wollte, so würde sich ihm diese Forderung des modernen Gewissens zuerst aufdrängen. Er würde uns in der letzten Scene keinen resignirten Oedipus vorführen, der das Haupt unter dem Verhängniß beugt, einen Oedipus, der vor sich selbst Grauen empfindet, und bei dem das Entsetzen, welches uns sein Anblick einflößt, nur durch das Uebermaß seiner Leiden gemildert wird, einen Oedipus, der die Luft mit seinen Klagen erfüllt — sondern einen stolzen, aufrührerischen Oedipus, stark durch seine Unschuld, einen Oedipus, den höhere böse Wesen wohl besiegen, aber nicht entehren konnten. Man kann sicher sein, daß auch ein solcher Oedipus nicht ohne Größe sein würde.

Es ist nur zu wahr, daß dieser Oedipus das moderne, menschliche Gewissen so empört, daß sogar mehrere Kritiker glaubten, es versuchen zu müssen, die Entwickelung des Sophokles zu rechtfertigen. Sie haben den Stolz des Oedipus in den ersten Scenen gezeigt, sein Vertrauen auf sein Genie, seine Anmaßung bei der Erinnerung an seinen Sieg über die Sphinx, seine heftige Sprache, seinen lodernden Zorn gegen Tiresias und gegen Kreon — sie haben gesagt, daß er in der Entwickelung für diese Fehler bestraft würde. Aber man kennt das Alterthum sehr wenig, wenn man glauben will, daß die Alten Zorn, Selbstvertrauen, selbst den Stolz zu den Lastern gezählt hätten. Oedipus spricht und handelt wie jedweder Held Homers gesprochen und gehandelt haben würde.

Weit entfernt, dem Helden seiner Tragödie die Sympathien der Versammlung zu entziehen, hat Sophokles sich vielmehr bestrebt, sie ihm alle zuzuwenden. Er beherrscht die Stadt, deren König er ist; wie ein guter Vater, wie er sagt, duldet er für Alle, für die Leiden jedes Einzelnen. Er hat auf eigenen Antrieb das Orakel befragen lassen, um Heilmittel zu erlangen. Wenn er gegen Tiresias, gegen Kreon heftig wird, so geschieht es nur, weil er in dem einen das Werkzeug, in dem andern das Haupt einer Verschwörung, die seine Entthronung zum Zweck hat, erblickt. Mit welchem Feuer, mit welcher männlichen Kraft setzt er die Untersuchungen fort, die ihn zermalmen sollen! Mit welcher heldischen Willenskraft besteht er darauf, den Becher bis auf die Hefe zu leeren. Wo findet man ein muthigeres und in seiner Einfachheit erhabeneres Wort, als die Antwort des Oedipus, die er dem über seine Geburt befragten Hirten giebt: „Oh König, das ist schrecklich zu sagen, schrecklich auch es zu hören. — Und dennoch muß ich es hören!“

Nein, nein, Sophokles hat Oedipus nicht erniedrigen wollen, um dem Publikum seine Prüfungen erträglicher zu machen, er hat ihm im Gegentheil, soviel in seiner Macht stand, groß und stolz geschaffen.

Digitized by Google

Wir müſſen die Frage, wie ſie ſich uns darſtellt, erörtern. Weder das Gewiſſen des Sophokles noch das der andern wurde durch die Fabel des Stückes (der Geſchichte) in der Weiſe erregt, wie es bei uns Modernen der Fall iſt. Man ſieht es ja bei den Chören, welche die Gedanken des Dichters und gewiſſermaßen das Gewiſſen der Zeitgenoſſen interpretiren. Der Chor iſt bei der ſich vollziehenden Tragödie gegenwärtig, mit Bewegung und Intereſſe folgt er allen Peripetien, und ſelbſt bei deren Ende ſtößt er keinen Zorngesſchrei aus, proteſtirt er nicht dagegen. Wenn er auch von Mitleid ergriffen iſt und durch Seufzer auf die Klagen des Oedipus antwortet, ſo denkt er doch nicht einen Augenblick daran, ihn zu vertheidigen. Für ihn iſt der Unglückliche mit jenem Stempel der Verworfenheit gebrandmarkt, welchen der Jehova der Bibel auf die Stirn Kains drückte. Er tritt bei Seite, um dem Verdammten Raum zu geben, der mit ſich den Fluch Apollo's und ſeinen eigenen hinwegträgt und der, indem er ſich entfernt, Theben von der Schande befreit, die ſie Alle gemeinſchaftlich ſühnen. Er tritt zur Seite und neigt ſich mit religiöſem Schauder vor der unbeugſamen, unerbittlichen Gerechtigkeit der Götter, die er nicht zu unterſuchen wagt — ſie hat ihm ja keine Rechenſchaft abzulegen.

Man ſieht es noch beſſer an der Haltung des Oedipus. Monſieur Geffroy, welcher die Rolle im Jahre 1858 gab, verlieh derſelben gegen das Ende eine Haltung, die großen Effekt machte. Der blinde Oedipus, deſſen Schritte gelenkt werden müſſen, richtet ſich vor dem Abgange noch einmal auf. Nachdem er kurze Zeit unter dem Verhängniß zuſammengebrochen, ſeiner Stadt, ſeinen Kindern, ſeinem ganzen Volke Lebewohl geſagt hat, da, inmitten der Trauernden, erhebt er ſich im letzten Augenblicke des Scheidens. Einem Titanen glich er, vom Blitze getroffen, aber dennoch ſtolz; denn er iſt ſtark durch ſeine Unſchuld. Der dramatiſche Eindruck war gewaltig; aber, ich fürchte nicht es auszuſprechen, es lag ein Widerſpruch gegen das antike Drama darin. Es war ein ganz moderner Ausdruck. Nichts in dem ganzen Stücke des Sophokles berechtigt zu einer ähnlichen Geberde, und den atheniſchen Zuſchauern mußte ſie geradezu wie eine Ruchloſigkeit erſcheinen. Monſieur Monnet-Sully iſt der hiſtoriſchen Wahrheit viel näher gekommen, wenn er bis zur letzten Sekunde ſich beugt, ſich unterwirft, wenn er ohne Widerſpruch, ohne ſich umzuwenden ſein Schickſal annimmt, als er nichts mehr beſitzt als den verachteten Arm eines elenden Sklaven, der ihn hinausgeleiten ſoll aus der Stadt, die er befleckt, der Stadt, in der er vor kurzem noch herrſchte. Es thut nichts, ob die Verbrechen freiwillig begangen wurden oder nicht, von dem Augenblick an, wo er ſie begangen hat, iſt er ſchuldig, wird er wie ein Schuldiger behandelt und hält ſich ſelbſt für einen ſolchen. Die letzte Scene des Dramas iſt voller Klagen, aber nicht die

Digitized by Google

geringſte Spur von Auflehnung. Es ſcheint faſt, als ob Oedipus ſich darin gefiele, alle Abſcheulichkeiten, deren Urheber er iſt, aufzuzählen, den Dolch in der moraliſchen Wunde umzudrehen, wie er noch kurz vorher die Spitze der verhängnißvollen Spange (Nadel) in ſeinen Augen umwendete. Er erſchrickt vor ſeinen eigenen Miſſethaten, mehr noch, — weit entfernt davon, daß die Geradheit ſeines Herzens ihm eine Milderung verurſachen ſoll, iſt ſie ihm ſozuſagen nur ein erſchwerender Umſtand, ſie dient nur dazu noch beſſer darzuthun, daß er der Gegenſtand des Haſſes der Götter iſt, und das iſt in ſeinen Augen das größte Verbrechen. Er iſt ein verfluchtes Weſen; von der Wiege an von dem Zorne eines mächtigen Weſens verfolgt — das genügt, daß die andern ihn mit Entſetzen hören, daß er ſich vor ſich ſelber entſetzt. Laßt den Verfluchten vorübergehen! Wir ſind noch weit entfernt von der Zeit, wo das menſchliche Gewiſſen den Himmel ſelbſt vor die Schranken fordern wird, wo die Philoſophie die Götter richten, und ſie aufrufen wird gerecht zu ſein und den Menſchen wenigſtens gleichzukommen.

Hier müſſen wir anhalten, denn wir treten aus der eigentlichen Literatur heraus, um in eine höhere Sphäre, in die Philoſophie einzutreten, wir rühren an das ſchwerſte Räthſel, oder vielmehr an das einzige Räthſel, welches das menſchliche Gewiſſen von jeher beſchäftigt hat: „Warum die Leiden? Warum das Unglück auf dieſer Erde?“

Die Menſchheit hat nicht lange gebraucht, um Freuden und Schmerzen kennen zu lernen; ſchon am erſten Tage war ihr dies Loos geworden. Sie ſah, wie die Kinder der Zärtlichkeit ihrer Mütter entriſſen wurden, ſah, wie die einen das höchſte Alter erreichten, die anderen in der Blüthe ihres Lebens dahinwelkten; ſie hat es geſehen, daß die Leidenſchaften die Erde mit Trauerſpielen erfüllten und ſie mit Blut überſtrömten, daß dieſelben Individuen abwechſelnd das erfuhren, was Boſſuet ſo ſchön „les extrémités des choses humaines“ nennt, die höchſte Glückſeligkeit und das tiefſte Leid; ſie hat die Kraft als Herrſcherin und als Beſiegte geſehen, die Niedrigſten erhöht, die Glücklichſten hinabgeſtürzt ins äußerſte Elend und hat geſehen, daß die ſorgfältigſten Berechnungen getäuſcht wurden. Zeitig genug hat ſie die Wahrheit erkannt, daß Niemand des folgenden Tages ſicher ſein kann, und ob glücklich oder unglücklich, weiß er nicht, was ihm in der Zukunft bevorſteht. In dem Maße wie das Bewußtſein in ihr erwachte, hat ſie ein noch verwirrenderes Schauſpiel geſehen. Sie bemerkte, daß ſowohl die Rechtſchaffenheit als auch der Verſtand den Menſchen nicht vor den Schlägen des Schickſals ſchützten. Die Gewaltthätigen triumphirten und genoſſen in Frieden die Früchte ihrer Uebergriffe, die Beſten wurden ins Elend getrieben, ja bis zum Tode unterdrückt, ihr Blut ſchrie um Rache und die Rache kam nicht. Sie ſah das Unglück ſich erbarmungslos auf den Unglücklichen ſtürzen,

Digitized by Google

ja ſich noch mehr erbittern, nachdem er gefallen war; ſie hat geſehen, wie es eine Familie hartnäckig verfolgte, nach dem Vater die Kinder und ſogar die Enkel. Moralität lehrt das Leben nicht; ganz im Gegentheil iſt die Moralität die Vergeltung und die Ehre der Menſchheit. Von den Opfern des Schickſals empören ſich einige, andere ergeben ſich, die Menſchheit hat aber das Bedürfniß verſtehen zu wollen. Aus dieſem Bedürfniß entſprangen alle Philoſophien, ja, man kann ſagen alle Religionen — die Bemühungen, das Schauſpiel des Lebens mit dem Gewiſſen, die Wirklichkeit mit der Vernunft zu verſöhnen.

Schon frühzeitig hat der Menſch empfunden, daß er das Spielzeug höherer Kräfte iſt, die er nicht beherrſchen kann und die ihn leiten, ohne daß er errathen kann, wohin ſie ihn führen. Wenn er Herr ſeiner augenblicklichen Handlungen iſt oder es zu ſein glaubt, ſo kann Niemand vorausſehen, was das Reſultat ſeiner Handlungen ſein wird. Alles täuſcht uns — Hoffnung, Ehrgeiz, Liebe, bis zur Verzweiflung. Sehr oft iſt es die Frau, die man freudvoll geheirathet hat, die den Ruin und die Trauer in unſer Haus bringt; oft das Kind, deſſen Geburt wir mit Feſtlichkeiten gefeiert und das uns eines Tages Blutsthränen erpreſſen wird. Nichts, auf das man ſein Vertrauen ſetzen kann, weder auf die Tugend noch auf die Weisheit. Daher auch die ewige Melancholie der Menſchen ſelbſt inmitten der Lebensfreuden. Sie denken an dieſes ihnen verhüllte Morgen und die Fähigkeit, daran denken zu können, unterſcheidet ſie eben von den andern, jetzt lebenden Thieren.

Welches ſind dieſe höheren Kräfte, die mit den Menſchen ihr Spiel treiben, die ſie, wie der Vogelſteller einen Vogel in der Hand, halten, immer bereit, wenn es ihnen gefällt, dieſen die Freiheit zu geben oder ſie zu erdrücken? Sind ſie wenigſtens gut? Sind ſie ſchlecht? Das iſt die Frage, die Hiob in ſeinem äußerſten Elende ſtellte, das iſt die Frage, die alle Generationen, eine nach der andern, ſich geſtellt.

Da die Menſchheit dieſe Kräfte nicht kannte, ihr Geheimniß nicht wußte und nur die Wirkung ſah, durch welche ſie ſich äußerten, ſo war ſie darauf angewieſen, dieſe zu errathen. Die moraliſche Geſchichte der Menſchheit iſt die Aufeinanderfolge der Hypotheſen, welche ſie abwechſelnd aufgeſtellt, denen ſie abwechſelnd angehangen hat. Man kann ſich nicht wundern, daß ſie ſich dieſe Kräfte nach ihrem eigenen Bilde geformt hat; konnte ſie denn wo anders ihr Vorbild ſuchen?

Um das auf der Erde wechſelnde Gute und Böſe zu erklären, hat ein Theil des Orients die menſchliche Seele in zwei Beſtandtheile zerlegt. Der Menſch iſt abwechſelnd bald gut, bald böſe, großmüthig und brutal, der Liebe und des Haſſes fähig, wohlthätig und rachſüchtig, er iſt Engel und Teufel. Daraus entſtand die Hypotheſe der Manichäer. Zwei höhere Prinzipien von gleicher Macht theilen ſich in das Weltreich

Digitized by Google

und führen einen ewigen Krieg. Die Erde ist ihr Schlachtfeld, sie treffen sich gegenseitig, wenn sie die Erde treffen. Ormuzd ist der Geist des Lichts, Ahriman der Geist des Bösen, der eine nennt sich Licht, der andere Finsterniß, der eine giebt das Leben, der andere sendet den Tod. Von dem einen entspringen Friede, Freude und Glück, Verderben und Trauer bezeichnen überall den Weg des andern. Der eine hat die Welt in seiner Güte erschaffen, der andere zerstört sie in seiner Eifersucht, er macht aus ihr ein Thal der Trostlosigkeit und der Verzweiflung. Die Menschheit unterliegt bald der Macht des Ormuzd, bald der des Ahriman. So erklärt sich das Leid und die Unterdrückung, so die Bosheit, so das unverdiente Uebel, welches den Gerechten zu Boden drückt, so versöhnen sich die Gegensätze, welche das Leben bietet. Um das Herz des Gerechten trösten zu können, um das Ersterben der Hoffnung zu verhindern, fügt die Menschheit dieser Doktrin den schönen Traum von dem endlosen Siege des Ormuzd hinzu, der Geist des Guten wird also in diesem Zweikampfe siegen, die Macht wird auf Seiten der Güte liegen. Ein erbärmlicher Trost für die Eintagswesen, die Ahriman gequält hat, die nie die Stunde der Strafe für ihn, noch der Vergeltung für sich sehen werden.

Dem gleichen unerklärlichen Wesen hat das alte Griechenland eine andere Lösung gegeben. In seiner theologischen Auffassuug hat es angestanden, alles Gute auf eine, alles Böse auf die andere Seite zu stellen, aber, wenn es auch die Götter nach dem Bilde des Menschen erschaffen, so hat es sie ganz und gar danach gemacht. Die Menschen sind aus Gutem und Bösen gemischt und je nach den sie bewegenden Gefühlen und Leidenschaften, nach der Stunde, in der sie bald nachsichtig oder streng, bald mitleidig oder hart, barmherzig oder rachsüchtig sind, müssen es auch ihre Götter sein: größere, stärkere Wesen als die Menschen, aber ihnen ähnlich, wirkungsvoller in ihrem Schutze, unversöhnlicher in ihrer Rache, zu gleicher Zeit besser und schlechter. So beschaffen werden sie nicht nur den Menschen ähnlich, sondern drücken auch besser die Naturkräfte aus, die sie darstellen und von denen sie sich, nach der arischen Tradition, im Uranfange kaum unterscheiden. Sind nicht die Kräfte der Natur bald wohlthätig, bald verderblich? Tödtet nicht auch das uns erwärmende Feuer? Zerstört nicht das Gewitter die Felder, die es an andern Tagen befruchtet? Bewässert und überschwemmt nicht derselbe Fluß? Verschlingt nicht das Meer, das sanft eine Barke nach dem entfernten Gestade trägt, zu Zeiten eine andere? Die Sonne, die die Erde bescheint, Wärme und Leben darauf verbreitet, Augen und Herzen erfreut, versengt nicht auch dieselbe Sonne zuweilen die hoffnungsvollen Ernten, ja, giebt sie nicht manchmal den Menschen selbst den Tod? So gehen aus denselben Kräften der Natur das Gute und das Böse, Frucht-

Digitized by

barkeit und Zerſtörung hervor. Sie ſind die Herren des menſchlichen Geſchickes. Bald gut, bald böſe ſpielen ſie in ihrer Macht mit der ſchwachen Menſchheit, ihr Wohlwollen iſt die Freude des Menſchen, ſein Schmerz ihr Haß und ihre Rache. Mit den Herren ſtreitet man nicht, man muß ſie nehmen wie ſie ſind, mit ihren Launen, mit ihren guten Eigenſchaften, mit ihren Fehlern, Laſtern, Tugenden und ihrer Tyrannei. Die ganze Kunſt beſteht nur darin, ſich ihr Wohlwollen und ihren Schutz zu ſichern.

Hieraus entſtand die helleniſche Religion; daher die Schickſalsidee, die das atheniſche Theater beherrſcht, wie ſie damals auch die Gewiſſen beherrſchte. Niemand kann gegen die Götter kämpfen, Niemand ihrer Strenge entgehen, Niemand ſich ſeinem ihm zugetheilten Schickſal entziehen. Die Anſtrengungen ſelbſt, das verhängnißvolle Ziel zu vermeiden, führen Jeden nur um ſo ſicherer dahin. Man beleidigt die Götter durch ein Verbrechen, man beleidigt ſie durch einen Schimpf oder eine Unehrerbietigkeit, man beleidigt ſie ſelbſt durch eine unfreiwillige Unvorſichtigkeit. Wehe Dem, den der Haß der Götter, ob ſchuldig oder unſchuldig, einmal verfolgt! Er verläßt ihn nicht mehr, ſein Ende iſt tragiſch; ihr Haß wird ihn bis in ſeinen Kindern, bis auf den letzten Tropfen ſeines Blutes verfolgen. Niobe, ſo ſtolz auf ihre fruchtbare Mutterſchaft, hat Latona verſpottet. Apollo tödtet die Söhne der Niobe, Artemis durchbohrt die Töchter mit ihren Pfeilen. Das Verbrechen des Pelops fällt zurück auf Atreus und Thyeſtes, auf Agamemnon, Klytämneſtra, auf Elektra und Oreſtes. Die Götter ſind nicht eher beſchwichtigt, als bis nicht, von Generation zu Generation, das Verzeichniß aller Frevelthaten, aller Strafen erſchöpft iſt. Venus iſt beleidigt worden, weder Paſiphae wird ihrer Wuth entgehen, noch Ariadne, noch Phädra, noch Hippolyt. Ein Fluch iſt auf die Labdaciden gefallen. Sie vergießt das Blut des Laios durch Oedipus, Oedipus heirathet ſeine Mutter, die aus dieſer ſcheußlichen Verbindung gezeugten Kinder ſind verflucht vom Mutterſchooße an; aus dem Vatermorde und dem Inzeſt können nur Weſen geboren werden, die dem entſetzlichſten Schickſal geweiht ſind. Eteokles und Polinikes, die beiden feindlichen Brüder, tödten ſich gegenſeitig, ihre Schweſter, die unſchuldige, reine Antigone, wird lebendig begraben. Beugt Euch, Ihr Sterblichen, neigt das Haupt und fragt nicht! Das Schickſal wird vollzogen, die Macht der Götter iſt es, die ſich Euch offenbart! Sie ſind die Stärkeren. Euer Mitleid ſchon kann ein Verbrechen ſein, welches das Gewitter auf Euer Haupt herabzieht. Betet vielmehr, daß der Blitz nur neben Euch niederſchlage! Rufet die Götter an! Durch Opfer und Gebete ſucht ſie Euch günſtig zu ſtimmen; verſäumt weder Zeremonien noch Ritus; wenn ſie dem Gehaßten ſchrecklich ſind, ſo ſind ſie doch dem von ihnen Geliebten hülf-

Digitized by Google

reich; verfolgt Euch ein Gott, so seht wenigstens zu, daß ein anderer Euch beschütze.

Indessen hat diese Erklärung des Uebels auf der Erde, nämlich daß es durch den Zorn der Götter veranlaßt werde, dem menschlichen Gewissen nicht lange genügt. In dem Maße, als die Vernunft erwachte, blickte der Mensch auch in sich selbst. Er fühlte, daß der Haß, der Zorn der Menschheit unwürdige Instinkte sind und daß selbst die Rache ein Vergnügen nicht ohne Gewissensbisse ist. Er fühlte, daß die Gerechtigkeit eine der brutalen Kraft überlegene Macht sei, daß es edler ist, zu lieben, als zu hassen, daß die höchste moralische Würde ist, verzeihen zu können. Seine theologische Auffassung änderte sich mit einem Schlage. Wenn Griechenland auch fortfuhr, die Götter nach menschlichem Bilde zu machen, so dachte es doch, daß diese den Menschen nicht in ihren Schwächen, Leidenschaften, Lastern gleichen sollten, sondern in dem, was es Bestes in ihnen gebe: in der Großmuth, Nachsicht, Barmherzigkeit und Güte. Es stellte sie sich nicht nur stärker vor, sondern mehr noch, als besser, durch ihre moralische Würde edler, wie sie auch schöner waren. Der Kultus der Schönheit, der Hauptkultus der Griechen, reinigte in nothwendiger Konsequenz die Seele der Götter. Ein anderer Fortschritt vollzog sich zu gleicher Zeit. Unter dem Einfluß der Philosophie stürzte der Polytheismus zusammen. Der menschliche Verstand protestirte gegen die Anzahl von Göttern, die sich an Macht und Majestät fast gleichkamen. Die Idee von einem einzigen Gott, der die Welt beherrscht, alleiniger, wahrer Herr aller Dinge ist, drang allmählig in den Geist der Menschen ein. Jupiter, Vater Zeus gewann immer mehr an Ansehen auf Kosten der andern olympischen Götter. Er hatte damit angefangen, einfach Agamemnon, der Anführer des Clans, der König des Lehnswesens zu sein — er wurde unmerklich der einzige wahre Gott. Griechenland erhob sich zu der Erkenntniß eines alleinigen Gottes, eines allmächtigen, höchsten Wesens, welches das Weltall regiert, das es aus dem Nichts geschaffen, und dessen Wille allein Gesetze giebt und den Lauf der Ereignisse regelt. Das war das Werk der atheniſchen Philosophie. In diesen Typus des einen Gottes hatte das hellenische Gewissen sein reinstes Empfinden niedergelegt. Der olympische Jupiter war, seinen Gesichtszügen nach zu urtheilen, ein Mann von vierzig Jahren, in seiner ganzen Schönheit und Kraft, in seiner vollen Reife; auch seinen Erfahrungen, seiner Vernunft nach war er ein Mensch. Die unehrerbietige, ausschweifende Sage von Jupiter, dem schlechten Sohne und schlechten Gatten, dem Jupiter der tausend Bastarde, verschwand von der Bildfläche. Zeus wurde ganz Intelligenz, ganz Vernunft, ganz moralischer Adel. Als Phidias sein Bild schuf, hat er die Religion der Menschen vervollkommnet, als Platon

Digitized by Google

ihn definiren wollte, nannte er ihn im Timäus „den guten und neidloſen Gott".

Aber nun erſchien das moraliſche Räthſel nur noch furchtbarer. Wenn es einen Gott giebt, der Herrſcher aller Dinge, Weltordner, allmächtig, allgütig und gerecht iſt, warum denn das Leiden und der Schmerz auf der Erde? warum die unvorhergeſehenen, ſchrecklichen Schläge, die den Unſchuldigen und Gerechten ebenſo wie den Böſewicht treffen?

Jetzt kommt zuerſt der Glaube an die Unſterblichkeit der Seele der Philoſophie zu Hülfe, um ihr das Räthſel der Welt löſen zu helfen. Die Idee von einem Weiterleben ſchwebte ſchon ſeit langer Zeit in den Träumen der Menſchheit; der Orient hatte ſie gekannt, Egypten hatte ſie aufgenommen, die griechiſche Philoſophie mit Sokrates, unterſtützt durch den Einfluß der Myſterien, ſie zum Schlußſtein ihrer moraliſchen Lehre gemacht. Nein, die Gerechtigkeit iſt nicht von dieſer Welt; ja, der Unſchuldige wird oft unterdrückt, oft zum Märtyrer, aber nach dieſem Leben wird der Tag der himmliſchen Gerechtigkeit erſcheinen. In einem andern Leben findet er Sühne oder Vergeltung für das irdiſche. In der Unterwelt iſt der Tartarus, ſind die Elyſäiſchen Felder. Jeder, wenn er ſeinen letzten Athem ausgehaucht, wird vor den Richtern erſcheinen, denen nichts entgeht, weder das Gute, noch das Böſe, das er gethan; alle Handlungen werden auf ihrer untrüglichen Waage gewogen. Jeder wird nach ſeinen Werken gerichtet, der Triumphirende, der Gewaltthätige muß für die Triumphe und Gewaltthaten ſeufzen, der Unterdrückte die Entſchädigung für ſeine Leiden empfangen.

In ſolchem Zuſtande fand das Chriſtenthum die Welt. Der Lehre der griechiſchen Philoſophie fügte es etwas hinzu: das unendliche Paradies, die ewige Hölle. Der alten Philoſophie war das jenſeitige Leben nur wie eine Vergeltung erſchienen, das Chriſtenthum machte daraus das wahre, das einzige Leben, welches das Leben dieſer Welt erklärt, dasjenige, für welches das Leben dieſer Welt nur eine Vorbereitung iſt.

Was auch aus dem Chriſtenthum in Zukunft werden mag, unleugbar iſt es, daß es während zweitauſend Jahren der große Tröſter der Menſchen iſt. Der ſchönſte Traum von Glück und Gerechtigkeit, den die Menſchheit je geträumt, ja träumen wird, iſt dieſer. Die antike Philoſophie konnte zu den Menſchen ſagen: „Ihr, die Ihr leidet, tröſtet Euch und hofft!" das Chriſtenthum allein konnte ſagen: „Ihr, die Ihr leidet, freuet Euch! Liebet Euch untereinander! Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt! Selig ſind die Leidtragenden!" In dieſen drei Sätzen lag das ganze Evangelium. Es log nicht, es brachte den Gläubigen das Himmelreich.

Ihr Wehklagenden, Ihr Unterdrückten, Ihr mit Füßen Getretenen,

Digitized by Google

kommt zu mir, hier ist die unendliche Hoffnung. Ihr, die Ihr das Glück sucht und nicht gefunden habt, Ihr, die Ihr geliebt habt und deren Neigung getäuscht worden ist, Frauen, Mütter, klagende Gatten, Ihr, die das Glück getäuscht, die Freude verrathen hat, Ihr, die die Natur oder die Mächtigen niedergeschlagen, Ihr Demüthigen, Elenden, Sklaven, unschuldige, ja auch schuldige Opfer, eilt Alle herbei, hier ist die endlose Hoffnung! Ich öffne Euch das Haus des Vaters! Den Reichen, den Mächtigen, den Unterdrückern ist es verschlossen. Euer ist es, der Enterbten! Was sind zwanzig, dreißig, vierzig Jahre des Leidens auf der Erde im Vergleich zu jener ewigen Freude und jenem ewigen Triumph? Jede Eurer Thränen wird gezählt, jedes Eurer Werke hundertfach zurückgezahlt, jede Eurer vorübergehenden Prüfungen Euch mit Glückseligkeit vergolten werden. Je mehr Ihr gelitten habt, desto mehr werdet Ihr belohnt. Hat man nicht Recht, auszurufen: „Selig sind, die da Leid tragen und die am meisten gelitten haben, sind sie nicht die wahrhaft Geliebten des Himmels? Ja wahrlich, das ist die frohe Botschaft, die Christus der Welt verkündet! Und darf man sich wundern, daß die Erde sie mit so vielem Beifall aufgenommen hat?

Man muß das Christenthum im Mittelalter betrachten, zur Zeit seines Glanzes, im Augenblick, wo es über Geister und Seelen herrscht, im Augenblick, wo es Alles hervorgebracht hat, was aus ihm hervorgehen konnte, und was im Evangelium nur Gefühl war, vervollständigt erscheint es durch die Gelehrten. Damals bietet es ein philosophisches System von wundervoller Uebereinstimmung, in das alles aufgenommen, in dem alles erklärt wird. Dem Judenthum und der griechischen Philosophie hat man die Lehre von dem einzigen, alleinherrschenden, allmächtigen, allgütigen Gotte entlehnt. Um das Unglück auf der Erde zu erklären, hat man aus der Zendreligion (Manichäismus) des Orients das Prinzip des Bösen genommen. Gott hat man den Teufel gegenübergestellt. Aber der Teufel ist nicht wie Ahriman, er ist mit Ormuzd nicht einesgleichen, er ist nichts als eine, wenn auch untergeordnete Macht und den Menschen überlegen, der Erstgeborne der Engel, der, ein Fürst des Lichtes, jetzt ein Fürst der Finsterniß geworden ist.

Um das Böse in der menschlichen Natur zu erklären, hat das Christenthum die Idee der Erbsünde aus der Genesis geschöpft. Der Mensch ist sündig, der Fehler der ersten Frau des ersten Mannes hat die nach dem Ebenbilde Gottes geschaffene Kreatur verderbt, er hat ihr einen unauslöschlichen Makel angeheftet. Um den Menschen die Pforten des Himmels wieder zu öffnen, mußte der Sohn Gottes selbst auf die Erde herabsteigen und am Kreuze sterben. Die ganze christliche Philosophie beruht auf diesen drei Ideen (Grundlehren). Diese drei Lehren beantworten alle Zweifel des menschlichen Gewissens. Die Erde ist nicht

Digitized by Google

mehr das Eden, welches ein allgütiger Gott am erſten Tage erſchaffen hat; durch die That des Verſuchers und die Mitſchuld des Menſchen iſt ſie der Ort geworden, wo der Menſch ſein Brot im Schweiße ſeines Angeſichts ißt, wo die Frau in Schmerzen gebärt. Auf der Welt herrſcht Satan und breitet ſeine Macht und ſeine Werke aus. Aber dem irdiſchen Paradieſe Adams iſt ein himmliſches Paradies des Menſchenſohnes gefolgt. Das himmliſche Jeruſalem — das iſt das wahre Vaterland. Die Erde iſt nur ein Ort der Prüfungen, für einen Tag die Wohnung raſch verſchwindender Geſchlechter. Eine furchtbare Prüfung! — denn der Menſch hat nicht ungeſtraft vom Baume der Erkenntniß des Guten und Böſen gegeſſen. Eine furchtbare Prüfung! denn ſeine Seligkeit oder ſeine ewige Verdammniß hängen von dem Gebrauch ab, den er von der Freiheit eines nur kurzen Tages gemacht; eine um ſo furchtbarere Prüfung, als der Verſucher immer da iſt, der nach Beute ſuchend umherſtreift und ſich bemüht, ſein Volk von Verdammten mit Seelen zu bereichern, der einen unermüdlichen Verbündeten in allen Wünſchen des verderbten Fleiſches, des entarteten Geiſtes hat. Aber der Menſch kann mit der allmächtigen Hülfe der Gnade ſiegen, die Dem, der ſie erfleht und verdient, nie mangeln wird. Die erſte Bedingung, das ewige Leben zu erlangen, iſt, der Welt der geſunkenen Natur abzuſterben, in ſich Alles zu erſticken, was vergänglich, was vom Satan iſt: die Begierden, Lockungen der Sinne, ja ſogar die Gefühle und menſchlichen Neigungen, durch die der Verſucher uns fängt; ſich der Erde zu entreißen, zu entfremden, mit Freuden alle Demüthigungen, alle Beleidigungen, alle Martern zu ertragen, dahin gelangen, ſie nicht mehr zu fühlen und ſoviel wie möglich die Aehnlichkeit mit unſerem göttlichen Meiſter zu erlangen, in einem Wort, den Himmel ſchon im Voraus zu bewohnen und den Tag der unfehlbaren und unerbittlichen Gerechtigkeit zu erwarten, der über den Ruinen des Weltalls die Aergerniſſe des Lebens wieder gut machen wird.

Das war das Weſen der chriſtlichen Lehre. Und auch ſie hat nicht lange genügt, den menſchlichen Gedanken zufriedenzuſtellen. Die Dogmen, die das theologiſche Gebäude ſtützten, ſind eins nach dem andern unter den Schlägen der modernen Kritik geſunken. Man hat aufgehört, an den Teufel zu glauben, man hat aufgehört, an die Erbſünde und die Erlöſung, man hat aufgehört, an Chriſtum zu glauben. Keins dieſer Dogmen hat vor dem ernſten Studium der Geſchichte, der Beobachtung der Natur, vor den durch die Wiſſenſchaft feſtgeſtellten Wahrheiten ſtandhalten können. Das Uebernatürliche iſt nach und nach abgeſchafft worden. Der Zauber einer aus unſäglichen Tröſtungen und unendlichen Hoffnungen zuſammengeſetzten Religion iſt gebrochen und hat die Menſchen nicht länger feſſeln können. Mag man davon ſagen was man will, nicht das Herz iſt es, das die Menſchen leitet, ihr unabweisliches Bedürfniß iſt

Digitized by Google

der Besitz der Wahrheit. Vergebens hat die moderne, spiritualistische Philosophie versucht, auf den Trümmern des Christenthums die beiden Dogmen der hellenischen Philosophie, nämlich den Glauben an einen lebendigen Gott, Gott-Vorsehung, Gott-Gerechtigkeit, und den Glauben an ein zukünftiges Leben, wo alle Uebelthaten dieser Welt vergolten werden, zu erhalten. Der Versuch des Deismus ist gescheitert. Wieviel unter den Menschen giebt es in unserer jetzigen Zeit, die, ich will nicht sagen des Weiterlebens der Person nach dem Tode sicher sind, sondern die sich auch nur einen bestimmten Grund für diese Hoffnung sagen können. Wieviel können auch nur den Glauben an eine göttliche Vorsehung festhalten, wenn die Wirksamkeit dieses Gottes sich nirgends offenbart und nur seine verhängnißvollen Gesetze die Welt regieren und alle Ereignisse nach einer unwandelbaren Logik sich vollziehen? Wenn es ein höheres Prinzip giebt, welches das Universum lenkt, mit welchem Rechte schließen wir daraus, das dieses von dem Universum verschieden, daß es bewußt, daß es gut ist? Wenn es Ordnung und Glück nicht in alles Existirende hat legen können oder wollen, mit welchem Rechte nehmen wir dann an, daß es eines Tages auf dieses Schauspiel die Wiedervergeltung für alle Unordnung, für allen Schmerz folgen lassen will oder kann?

Und dennoch sind dieselben Thatsachen immer da. Das menschliche Leben ist immer von denselben Tragödien erfüllt. Die Thränen der Menschen benetzen noch immer die Erde, derselbe Chor des Jammers und der Verzweiflung steigt noch stetig zum Himmel empor, Verluste, Krankheit, Trauer suchen immer noch die Menschen heim, Gute und Böse haben den gleichen Theil der Last und oft ist der Antheil der Besseren der schwerere. Und dasselbe Räthsel beunruhigt die Gewissen — warum existirt das Böse, warum ist der Schmerz?

Sonderbar! Nicht aus der Frömmigkeit, nein aus der Gottlosigkeit ist diesmal die Antwort hervorgegangen. Eine neue Lösung des furchtbaren Räthsels ist der Menschheit erschienen. Bis jetzt ist sie in den Systemen der Philosophen, in den Schlußfolgerungen der Gelehrten nur leicht skizzirt; jeden Tag aber tritt sie klarer hervor, erwirbt sie bei den Generationen eine immer größere Zahl von Anhängern. Die Lösung ist folgende:

Der Mensch hat Unrecht, wenn er vom Leben, von der Natur Moralität und Gerechtigkeit verlangt; sie kennen weder das eine, noch das andere, alle Beide sind sie nur das, was sie nach dem unvermeidlichen Verhängniß der Dinge sein sollen. Die Natur ist weder gut, noch böse, sie steht außerhalb der Güte, außerhalb der Schlechtigkeit, sie ist theilnahmlos, wie sie gefühllos ist. Es ist ebenso nutzlos, Werke der Gnade zum Himmel aufsteigen zu lassen, wie gefaltete Hände zu ihm zu erheben. Kein Gelübde, kein Gebet kann das verhindern, was kommen

Digitized by Google

ſoll. Der Himmel iſt taub und ohne Zweifel auch blind. Die Geſetze der Welt ſind Kinder der Nothwendigkeit, ſie ſind das Weſen ſelbſt der Dinge. Alles iſt in unvermeidlicher Folge verknüpft, was iſt, konnte nicht anders ſein. Gerechtigkeit und Güte werden im menſchlichen Herzen geboren, ſie ſind der Adel unſeres Geſchlechts, und mit Recht verſucht unſer Geſchlecht, ſie in Allem, was ſeiner Wirkſamkeit unterworfen iſt, geltend zu machen; aber man muß darauf verzichten, ſie außerhalb der menſchlichen Seele zu finden, und das iſt die letzte Täuſchung des Anthropomorphismus, wenn er von einem oberſten, unübertrefflichen Gewiſſen der Welt träumt. Außerhalb des Menſchen vollbringt nur die rohe Kraft unaufhörliche Veränderungen. Um ſo beſſer für Die, denen dieſe Wandlungen zu Statten kommen und die nach der Geburt ihnen ihr Gedeihen und ihre Freuden verdanken; um ſo ſchlimmer für die, welche von ihnen aufgelöſt und zermalmt werden. Sie gehen ihren Weg, ohne ſich um Klagen, um Hoſiannah's zu kümmern. Das Einzige, was zu wiſſen übrig bleibt, iſt, ob dieſe Wandlungen einen Zweck haben, ob ſie zu einer Entwickelung führen oder ob ſie nichts als ein Spiel des Zufalls ſind. Das iſt das metaphyſiſche Räthſel, das dem Menſchen in dem aktuellen Zuſtand der Wiſſenſchaft nicht anders gelöſt werden kann, als durch den Glauben.

Das Leiden und der Schmerz ſind nicht nur den Menſchen eigen, nein, ſie ſind überall in der Natur. Das Leben war nicht immer au unſerem Planeten, es wird nicht immer hier fortbeſtehen. Wie ein gewiſſer Grad der Abkühlung es werden ließ, ſo wird ein anderer Grad der Abkühlung es auslöſchen. Das Leben ſelbſt hat den Tod zur Bedingung, jedes Weſen, welches einen Anfang gehabt, iſt vergänglich jedes Weſen dauert nur, indem es für eine gewiſſe Zeit einen Theil des ſchon beſtehenden Lebens an ſich zieht, abſorbirt und ohne Aufhören tödtet, um zu leben. Das Leben geht aus dem Tode hervor, wie es auch darauf hinzielt. Sein letztes Wort iſt die Vernichtung.

Das Mineral, die Pflanze, das Thier, alles verſchlingt ſich untereinander, ſogar der Menſch, der ſchrecklichſtt der Verſchlingenden? Gerechtigkeit, Moralität ſind nirgends. Warum am Pole denn das ſtarre Eis, am Aequator die glühende Hitze? warum geht von tauſend Körnern nur eins auf und kann ſeine Beſtimmung erfüllen, während neunhundertneunundneunzig verzehrt werden oder umkommen, weil ſie auf den Felſen gefallen ſind, weil es ihnen an Wärme, Regen und Licht gefehlt hat? Warum werden aus zwanzig Eichen, die aus der Eichel ſich entwickeln, neunzehn von der zwanzigſten erſtickt, welche, von Natur ſtärker, die ganze Lebenskraft des Bodens, alle Luft, alle Sonnenſtrahlen nach und nach für ſich in Anſpruch nimmt? Warum leben von zweitauſend Fiſchen, die in der Laichzeit ausgekommen ſind, nur zehn weiter, während die

Digitized by

andern früher oder später verzehrt werden, nur zur Nahrung für den größeren dienen, der darum, weil er sie verzehrt hat, sich doch nicht besser befindet, bis auch er seinerseits von einem noch größern verschlungen wird? Warum sind diese Opfer immer ganz harmlose, die am wenigst starken Geschöpfe, die nicht im Stande sind, sich zu vertheidigen? Ein Schrei ertönt durch die ganze Welt: Wehe den Schwachen! Die, welche der Himmel am meisten schützen sollte, wenn es eine Gerechtigkeit des Himmels gäbe, beschützt er am wenigsten. Das hieße doch ihm zu viel Arbeit auferlegen, wenn er eines Tages alle Ungerechtigkeiten vergelten sollte. Wenn sie aber nicht vergolten werden, und es giebt dennoch einen Gott, so steigt wohl die Lästerung zu den Lippen auf. Besser ist es für seine Ehre, daß die Welt nicht sein Werk ist, denn die Gewalt triumphirt darin.

Der Anblick dieses universellen Schauspiels hat dem beunruhigten menschlichen Gewissen den Frieden wiedergegeben. Der Mensch mußte sich sagen, daß seine Lage durchaus nicht verschieden von der aller übrigen Wesen ist. Nie hat ein Gott die Hand ausgestreckt, einen armen Sperling den Krallen des Sperbers zu entreißen. Und warum sollte er sie ausstrecken, einen Menschen zu retten? Ein Kind wird geboren, die Hoffnung und der Stolz seiner Eltern, ein einziges Kind, das der Gegenstand aller Sorgen ist und das einst alle Lebensfreuden erwarten; aber es hat schlechte Säfte geerbt, oder die zwei Konstitutionen, aus denen es hervorgegangen, haben sich nicht den Gesetzen des Lebens gemäß mischen können, genug, das Kind stirbt, kein Wunder kann es retten. Eine junge schöne Frau trägt den Keim des Todes in sich, nichts kann sie davon erlösen, der mächtigere Tod wird sie aller zärtlichen Liebe, die sie zu fesseln, zurückzuhalten versucht, entreißen. Ein Vater ist die Stütze einer zahlreichen Familie, die von ihm allein den Unterhalt erwartet; er hat sich bei der Arbeit für das tägliche Brot erkältet, die Brust ist angegriffen, nichts kann ihn retten: er wird nichts weiter hinterlassen als Trauer und Hunger. Das soziale Leben hat ebensowohl seine Gesetze wie die Natur. Wer sich auf ihrer Bahn befindet, wird unfehlbar zermalmt wie Jemand, der auf den Schienen ist, wenn die Lokomotive darüber fortbraust; aber dieselben Gesetze begünstigen Jeden, der mit ihnen übereinstimmt und von ihnen getragen erscheint. Mag er intelligent oder dumm sein, was thut das zu seinem Erfolge, zu seinem Glücke? was thut es, böse oder gut zu sein? Zuweilen nützen Intelligenz und Moralität, aber nur, weil sie uns helfen, gewisse Gesetze des Lebens kennen zu lernen, oder auf heilsamem Wege zu bleiben; aber auch sie täuschen. Oft genug wird der Mensch niedergeworfen von Gesetzen, die er nicht kannte, deren Wirkung er nicht voraussehen, deren Kraft er nicht ermessen konnte.

Digitized by Google

Was iſt da zu thun? Sich ergeben. Lange Zeit wird noch vergehen, ehe der Menſch alle Geſetze des ſozialen und phyſiſchen Lebens kennen wird; aber ſelbſt dann wird es noch ſolche geben, die zu kennen ſeine Perſönlichkeit zu ſchwach iſt, ja die ſelbſt den gemeinſamen Anſtrengungen der ganzen Menſchheit überlegen ſind. Es ſteht nicht in ſeiner Macht, die Bewegung der Sonnen-Oberfläche auch nur für einen Tag zu beſchleunigen oder zu verzögern; es ſteht nicht in ſeiner Macht, die Erde auch nur um einen Grad mehr oder weniger gegen ihre Achſe zu neigen, ſelbſt die Strömung des Ozeans kann es nicht ändern. Was nützt es alſo, ſich gegen die Macht der Dinge zu empören? Die Auflehnung iſt ebenſo unnütz wie die Bitten. Der abſtoßende Peſſimismus eines Schopenhauer, eines Hartmann iſt nur der Schrei eines kranken Kindes; noch glaubt man an den Himmel, wenn man ſeine Zeit damit verbringt, ihn zu ſchmähen. Das beſiegte oder ſterbende Thier ergiebt ſich der Nothwendigkeit; wenn es ſchreit, dann deutet es an, daß es leidet und nicht, daß man ihm helfen ſoll. Der Menſch hat nichts anderes zu thun. Der moderne Menſch verzichtet darum nicht auf ſeine Thatkraft, er kämpft mit aller Macht gegen die Natur, und gerade, wenn er ihr ihre Geheimniſſe entreißt, ihre Kräfte zu ſeinem Nutzen verwendet, kämpft er gegen ſie, und bis zu Ende wird er gegen ſie kämpfen. Wird er beſiegt, ſo wird er ſein Schickſal ertragen. Er erwartet keinen Schutz in ſeinen Anſtrengungen, ſelbſt nicht den großmüthigſten, oder wenn er ihn erwartet, ſo zeigt das nur einen Reſt von Aberglauben, der in irgend einem dunkeln Winkel ſeines Herzens oder Geiſtes wacht, die letzten Spuren ſeiner theologiſchen Erziehung; wird er unterdrückt und unterliegt er, ſo erwartet er dafür keine Vergeltung. Die Vergleiche, die er in ſeiner Umgebung anſtellen kann, reizen ihn nicht; der Andere hat eine gute Nummer in der großen Lebenslotterie gezogen, während ihn ſelbſt eine ſchlechte traf. Der Eine wird ſtark, der Andere ſchwächlich geboren; der Eine iſt dazu geeignet, reich zu werden, der Andere, um elend zu ſterben. Alles geſchieht, wie es geſchehen ſoll.

Ich ſage durchaus nicht, daß dieſe Philoſophie tröſtlich iſt. Was thut es, wenn ſie nur der Wahrheit gemäßer iſt, als eine andere. Aus ihr geht eine Ergebung hervor, die auch ihre Größe hat, die ihre Freuden haben kann, die für eine ſtolze, kraftvolle Seele mehr iſt als ein Troſt. Die Tugend erſcheint nicht mehr wie die allerſicherſte Berechnung, die vortheilhafteſte Verſorgung, jene iſt noch beſſer als die Tugend, weil ſie ihre einzige Belohnung iſt. Mag die Natur auch ſtärker ſein als der Menſch, ſie wird ihm nie an Würde gleich ſein; er hat das Gewiſſen, den Verſtand, er hat außerdem noch das Gefühl der Gerechtigkeit, das nur ihm eigen und das den Unterdrückten über den Unterdrücker ſtellt. Dieſe Größe des Menſchen hat

Digitized by Google

Pascal so schön in der berühmten Stelle, in der das Gewissen der modernen Menschheit so trefflich dargestellt ist, gezeigt: „Der Mensch ist nur ein Rohr, das schwächste in der Natur, aber es ist ein biegsames Rohr. Das ganze Universum braucht sich nicht zu wappnen, um es zu zerbrechen. Ein Nebel, ein Tropfen Wasser genügt, ihn zu tödten. Aber wenn auch das Weltall ihn zerschmettern würde, so ist der Mensch doch edler als das, was ihn tödtet, weil er weiß, daß er stirbt und die Ueberlegenheit des Universums erkannt hat; das Universum weiß davon nichts."

Wird aber diese Lösung des großen Räthsels, zu welchem die Wissenschaft mit jedem Tage mehr hinzuführen scheint, die sich schon Vielen aufdrängt und bestimmt zu sein scheint, sich bald Allen zu offenbaren, wird sie der menschlichen Intelligenz immer genügen? Oder ist sie auch bestimmt zu vergehen, durch eine andere Hypothese, eine mit den Thatsachen und der Vernunft mehr übereinstimmende Doktrin ersetzt zu werden? Die Zukunft allein kann es lehren. Was für Erklärungen die Menschheit auch von dem beunruhigenden Schauspiele des Lebens gegeben hat oder geben wird, das Schauspiel ist immer dasselbe. Der Mensch ist immer schwach, die Natur und das Leben stärker als unser Wollen, unsere Berechnungen. Immer werden sich aus unseren Handlungen Folgen ergeben, die wir im Augenblick der That nicht vorhersehen konnten. Immer wird es Schmerzen, Umwälzungen, Trümmer geben. Das Glücksrad wird sich fort und fort drehen, und morgen Die herabstürzen, die es heute erhoben hat. Immer wird man Leiden und unverdiente Leiden sehen, nur zu oft der Mensch mit eigener Hand das Spinnennetz gewebt haben, in dem er später gefangen und sich vergebens wehren wird. Der zuerst Neid erregte, wird einst Mitleid einflößen. Das ist der ewige Gegenstand der Melancholie und des Mitgefühls der Menschen.

Und so komme ich zum Schluß noch einmal auf die Tragödie König Oedipus zurück, die mir als Ausgangspunkt für meine moralische Studie gedient hat. Das alte griechische Stück wird darum die Menschheit immer bis in's Innerste ergreifen. Wir glauben nicht mehr, daß der Mensch wider seinen Willen zum Verbrecher werden kann, wir glauben nicht mehr an das Schicksal, an Orakel, an die Rache und den Fluch der Götter, aber wir wissen, daß es immer Unglückliche, immer ein schreckliches und unvorhergesehenes Zusammenwirken von Umständen geben wird, die sich vereinen, den Menschen zu übermannen. Niemand kann zum Schmerze sagen: „Ich werde Dich nicht mehr kennen." Klein oder groß, unbekannt oder berühmt, reich oder arm, rechtschaffen oder boshaft, Jeder kann ein Kreuz zu tragen bekommen, doch weiß Niemand, wie dieses Kreuz beschaffen sein wird. Das rührt, das bewegt, das macht die Thränen fließen; und das in Folge eines Gefühls von Sympathie,

Digitized by Google

einer wehmüthigen Einkehr in ſich ſelbſt. Die Tragödien der Alten und der Modernen haben nie ein anderes Thema gehabt.

Die unvergleichliche Schönheit des Sujets im König Oedipus beſteht darin, den Menſchen aller Zeiten das höchſte, ſchreckliche Beiſpiel von menſchlichem Elende in der That vorzuführen. Am Morgen iſt Oedipus triumphirender König von Theben, der nur ſich allein die Königswürde verdankt, iſt der Beſieger der Sphinx, der mit Beifall empfangene Herr, zu dem man fleht wie zu einem Gott, geliebter Gatte, glücklicher Vater, den blühende, fröhliche Kinder lächelnd umringen, er iſt der, „den Alle nennen den berühmten Oedipus“. Am Abend — warum noch länger bei dieſem entſetzlichen Gegenſatze verweilen? Niemals iſt Jemand tiefer hinabgeſtürzt in den Abgrund des Schmerzes. Nie hat ein Drama mehr Menſchlichkeit umſchloſſen, tragiſcher den elenden Zuſtand des Menſchen gezeigt. Nichts gehört uns, nichts bleibt uns, weder Macht, noch Weisheit, noch Rechtlichkeit, nichts beſchützt uns gegen die Schickſalsſchläge: „Niemand kann glücklich genannt werden, bevor er ſeinen letzten Tag gelebt“. Dies iſt das letzte Wort des Stückes, es iſt auch das letzte Wort des Lebens.

Charles Bigot.
(Paris.)

Digitized by

Literaturgeschichte und Literarhistoriker in Deutschland.

Die deutsche Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts von Rudolf von Gottschall. Fünfte vermehrte Auflage. 4 Bände. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt.

[Nachdruck verboten.] [Uebersetzungsrecht vorbehalten.]

Was ist Literaturgeschichte?

Wenn man überblickt und nebeneinanderhaltet, wie ganz verschieden die Literarhistoriker in Deutschland ihre Aufgabe erfaßt und durchgeführt haben, so liegt es nahe, einmal diese Frage zu stellen.

Literaturgeschichte ist die Geschichte der Literatur, nicht die Aufzählung der Literaturdenkmäler eines Volkes, auch nicht die Kritik derselben oder die Charakteristik ihrer Autoren, ebensowenig als die Geschichte eine einfache oder kritisirende Relation über Thatsachen ist, welche wir als Annalen und Chronik bezeichnen.

Immer mehr ist in der Geschichtsschreibung das Bestreben zur Geltung gekommen, die Thatsachen nicht einfach als solche hinzunehmen, sondern zu erklären, und den Zusammenhang derselben untereinander und mit ihren verborgenen Ursachen aufzufinden, und diese Aufgabe der Geschichte ist in immer höherem Sinne aufgefaßt und immer zweckmäßiger eingeleitet und durchgeführt worden.

An die Stelle der pragmatischen trat die philosophische und endlich die naturwissenschaftliche Methode und Auffassung.

Heute ist jene Ansicht zur Herrschaft gelangt, welche dem Geschichtsschreiber den Nachweis der Naturgesetze in den Schicksalen des Menschengeschlechts zur Pflicht und Aufgabe macht und dieselbe Pflicht und Aufgabe wird man auch dem Literarhistoriker auferlegen müssen.

Digitized by Google

Eine Literaturgeschichte darf heut zu Tage ebensowenig eine Aufzählung literarischer Werke als eine Sammlung von literarischen Portraits oder Kritiken sein, sie muß eine Art Naturgeschichte der Literatur sein und sich ebenso mit der Physiologie wie mit der Pathologie derselben beschäftigen.

Sie darf sich nicht mit der historischen Methode, mit dem Nachweis des Zusammenhanges der literarischen Thatsachen begnügen, noch weniger mit der philosophischen, welche die Thatsachen nach vorgefaßten Doktrinen modelt und abkanzelt, sie muß ausschließlich die Methode der Naturwissenschaften anwenden, welche heute schon mehr oder minder in allen Wissenschaften zur Geltung gekommen ist, die Thatsachen erforschen, ihren Zusammenhang und ihren Ursprung bloslegen und von den Thatsachen zu den Ideen, von dem Einzelnen zum Allgemeinen fortschreiten und auf diese Weise jene Naturgesetze nachweisen, welche in der Entwicklung der Literatur ebenso maßgebend sind, wie in jener der Steine, Pflanzen und Thiere.

Es gehört deshalb unzweifelhaft, wenn schon zur literarischen Kritik, in um so größerem Maße zur literarischen Geschichtsschreibung eine große Befähigung, ein unbefangener und eifriger Forschergeist, ein weiter Blick, der das gesammte Culturgebiet übersieht, eine seltene Freiheit der Anschauung, ein tiefes und über alle Gebiete ausgebreitetes Wissen. Es genügt heute nicht mehr Aesthetiker zu sein.

Jene Methode der literarischen Kritik und Geschichtsschreibung, welche den allgemeinen Maßstab einer theoretischen und bornirten Aesthetik an die Einzelerscheinungen legt, hat sich längst als absolut unhaltbar erwiesen, weil sie zugleich ungerecht und unsinnig ist.

Wie die Naturprodukte, so tragen auch die literarischen die Bedingungen ihres Werdens und Gedeihens in sich, und es ist nicht die Aufgabe des Literarhistorikers, über die literarischen Erscheinungen eine Art ästhetisches Ketzergericht abzuhalten, sondern vielmehr umgekehrt, aus den Produkten der Literatur die historischen und ästhetischen Gesetze abzuleiten.

Alles was ist, hat ein Recht zu sein.

Die einzige Lebensbedingung eines literarischen Werkes ist das Talent des Autors.

Was nicht das Werk des Talentes ist, wird sich niemals einen Platz in der Literatur erobern, und wo das Talent geschaffen hat, dort ist das Geschaffene auch lebendig und wird auch dann leben, wenn eine verblendete, unwissende oder böswillige Kritik ihm das Recht der Existenz zu bestreiten sucht.

Deshalb hat der Literaturhistoriker nur das Talent, niemals aber die Eigenthümlichkeiten des Autors zu richten, diese hat er vielmehr aus ihrem

Digitized by Google

Zusammenhange mit der Individualität des Autors, mit seinem Vaterlande, seinem Volke und seiner Zeit, vor allem aber mit anderen Culturströmungen zu erklären, und gelingt ihm dies, hat er seine Aufgabe erfüllt.

Ebensowenig es die Aufgabe des Naturforschers sein kann, der Schlange einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie keine Füße hat, oder dem Tannenbaum, daß er keine Rosen trägt, ebensowenig hat der Literaturhistoriker das Recht, den Dichter dafür anzuklagen, daß er gewisse Eigenschaften, die seiner Individualität und seiner Zeit fern liegen, nicht besitzt oder andere aufweist, die aus seiner Anlage und seinen Lebensverhältnissen naturgemäß herauswuchsen.

Beide, der Naturforscher wie der Literarhistoriker sind nicht dazu da, der Natur Vorschriften zu geben, sondern nur ihr Walten in dem Bestehenden nachzuweisen und zu erklären.

Jede literarische Erscheinung, sofern sie nur vom Talente begleitet ist, hat ihre volle Berechtigung innerhalb ihres Volkes und innerhalb ihrer Zeit.

Wenn man Shakespeare und Calderon, Molière und Goldoni, Petöfi und Miczkiewicz, Victor Scheffel und Iwan Turgenjew mit demselben Maßstab mißt, wird unstreitig jedesmal einer von Beiden entschieden zu kurz kommen.

Der naturhistorische Standpunkt bleibt immer derselbe, während der ästhetische sehr wandelbar ist und sich oft binnen wenigen Jahren ändert. Ich erinnere hier nur an Ben Johnson, der Shakespeare bei Lebzeiten den „Verderber der englischen Bühne" nannte, und schon zehn Jahre nach dessen Tode als den größten Bühnendichter Englands feierte.

Der große Frankfurter Weise, Arthur Schoppenhauer, hat das Wesen des Dichters besser bezeichnet als irgend Jemand vor ihm und seit ihm. Er sagt in seinem Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung" (S. 394) wörtlich:

„Ist doch überhaupt der Dichter der allgemeine Mensch: alles was irgend eines Menschen Herz bewegt hat und was die menschliche Natur in irgend einer Lage aus sich hervorbringt, was irgendwo in einer Menschenbrust wohnt und brütet, — ist sein Thema und sein Stoff, wie daneben auch die ganze übrige Natur, daher kann der Dichter so gut die Wollust wie die Mystik besiegen, Anacreon oder Angelus Silesius sein, Tragödien oder Comödien schreiben, die erhabene oder die gemeine Gesinnung darstellen, — nach Laune und Beruf. Demnach darf Niemand dem Dichter vorschreiben, daß er edel und erhaben, moralisch, fromm, christlich, oder dies oder das sein soll, noch weniger ihm vorwerfen, daß er dies und nicht Jenes sei: Er ist der Spiegel der Menschheit und bringt ihr was sie fühlt und treibt zum Bewußtsein."

Wir können uns leider der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die

Digitized by Google

Literaturgeschichte in Deutschland den hier entwickelten, immer gebieterischer auftauchenden Anforderungen nur wenig Rechnung getragen hat.

Auf dem Gebiete der deutschen Literaturgeschichte ist zuerst Koberstein zu nennen. Er war der erste, der den Versuch wagte, ein Gesammtbild von dem so reichen literarischen Leben des deutschen Volkes zu geben, er kam indeß nicht über einen tüchtigen Grundriß hinaus. Er beherrscht den gewaltigen und vielseitigen Stoff in keiner Richtung geistig, und so kann man ihm keinen höheren Rang als den eines Annalenschreibers der deutschen Literatur zuerkennen.

Der eigentliche Schöpfer der deutschen Literaturgeschichte ist Gervinus. Er hat der Erste ein umfassendes Gemälde derselben, von den ersten Anfängen bis zu Goethe's Tod, geboten.

Sein Standpunkt ist indeß in mehr als einer Beziehung ein einseitiger und sogar beleidigender.

Vor Allem verkennt er das Wesen der poetischen Literatur vollständig indem er dieselbe für sich allein behandelt und nicht allein aus ihrem naturgemäßen Zusammenhange mit den anderen Culturströmungen herausreißt, sondern sogar getrennt von der wissenschaftlichen Literatur, mit der sie durch tausend geistige Bande innig verwoben ist, behandelt.

Seine Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen wird dadurch zu einer Chronik derselben degradirt, sie ist nicht viel mehr als eine Aufzählung literarischer Werke, eine Aneinanderreihung literarischer Portraits und Urtheile.

Gervinus ist indeß nicht einmal ein durchaus guter Beurtheiler. Es fehlt ihm eigentlich an dem feinen Sinn für das Schöne. Ihm ist stets die Gesinnung die Hauptsache, er begreift nicht, daß dieselbe mit der Poesie absolut nichts zu schaffen hat, er verwechselt jederzeit den Charakter mit dem Talent, das Gute mit dem Schönen, für das Genie, das seinen eigenen Flug über Zeiten und Völker hinweg nimmt, fehlt ihm nun gar jedes Verständniß. Deshalb wird er einer Erscheinung, wie die Lessing's, deren Tüchtigkeit vor Allem im Charakter und der Verstandesthätigkeit liegt, so vollkommen gerecht, während seine kleinliche Auffassung Goethe's, Schiller's und Jean Paul's geradezu peinlich berührt. Die „braven Leute und schlechten Musikanten" kommen bei Gervinus am Besten weg.

Im Ganzen genommen hat er mehr Böses als Gutes gestiftet, indem er in poetischen Dingen dem Philisterium das Wort ertheilt hat. Von ihm geht jene falsche Auffassung dichterischen Werthes aus, jene Begriffsverwirrung, welche sich heute noch in literarischen Dingen bemerkbar macht, jene bornirte Kritik, welche nicht darnach fragt, was der Dichter leistet, sondern ob er sich zu jenen Prinzipien bekennt, welche eben die herrschenden sind, jene Aechtung des selbständigen Talentes und jene Protektion der Mittelmäßigkeit, welche uns noch auf jedem Schritte belästigt.

Digitized by Google

Noch einseitiger war Gervinus als Politiker, und diese Einseitigkeit übertrug er auch auf literarische Verhältnisse.

Er und seine Partei waren im Rechte, die Wiedergeburt Deutschlands von Preußen und nur von diesem zu erwarten, das durch seine mustergiltige Verwaltung, seine unbestechliche Rechtspflege, seine ausgezeichnete Finanzverwaltung, wie seine geradezu einzige Heeresorganisation, berufen war, sich an die Spitze des deutschen Volkes zu stellen, und es war in politischer Beziehung auch ganz richtig, Preußen schon 1848 die deutsche Kaiserkrone anzubieten; aber der politische Parteistandpunkt gehört nicht in die Geschichte und noch weniger in die Literaturgeschichte; indem Gervinus aber diesen Parteistandpunkt in einer, den Gegnern gegenüber gehässigen Weise in seinen Werken zur Geltung brachte, hat er diese letzteren ihres wissenschaftlichen Charakters und Werthes beraubt und seine „Geschichte des 19. Jahrhunderts", wie seine „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen" zu Pamphleten gestempelt, und dies um so mehr, weil das, was in politischer Beziehung richtig war, auf literarischem Gebiete der Wahrheit geradezu ins Gesicht schlug. Denn ebenso sehr Preußen berufen war, in politischen und militärischen Dingen Deutschland zu führen, ebensowenig war und ist es dazu veranlagt, die geistigen Kräfte der Nation zu kommandiren.

Nicht Preußen und nicht Oesterreich waren die eigentlichen Stätten des deutschen Geisteslebens, der deutschen Wissenschaft und der deutschen Dichtkunst, sondern seit jeher die kleineren Staaten, besonders Mittel- und Süddeutschlands.

Wenn aber Gervinus in seiner Geschichte des 19. Jahrhunderts von dem Rauschgolde sprach, das die Oesterreicher für echtes Gold der Poesie ausgeben möchten, entstellt er tendenziös die Thatsachen, denn die Wahrheit ist, daß Oesterreich für deutsche Poesie mehr geleistet hat als Preußen, und Poeten wie Walter von der Vogelweide, Ferdinand Raymund, Grillparzer, Friedrich Halm, Bauernfeld, Zedlitz, Nikolaus Lenau, Anastasius Grün, Charles Sealsfield, Adalbert Stifter, Leopold Kompert, Carl Egon Ebert, Alfred Meister und Robert Hamerling direkt oder indirekt als Rauschgold zu bezeichnen, dazu gehört noch mehr als Beschränktheit und Geschmacklosigkeit.

Julian Schmidt hat in seiner deutschen Literaturgeschichte seit Lessing's Tode fast nur die letzten Consequenzen der von Gervinus inaugurirten, politisch engherzigen, philisterhaften, parteiischen, pamphletistischen Richtung in der Literaturgeschichte gezogen.

Es wird ihm recht schwer, etwas gelten zu lassen, was nicht preußisch und nicht protestantisch ist. Sein kirchlicher Standpunkt ist vor Allem seine Achillesferse, sogar Goethe und Schiller hält er das Kreuz entgegen und brandmarkt sie als moderne Heiden.

Digitized by Google

Dieser Standpunkt macht ihn auch in der modernen Literatur ungerecht gegen alle freien Geister, man weiß, mit welchem Fanatismus er z. B. Carl Gutzkow und Friedrich Hebbel verfolgt hat, und zwar bis zur Inconsequenz, da gerade Hebbel es war, der in seiner Maria Magdalena einzig und allein jenes realistische Drama aus dem modernen Leben und dem Leben des deutschen Volkes geschaffen hat, dem Julian Schmidt so sehr das Wort redet.

Dennoch hat sich Julian Schmidt unstreitig ein großes Verdienst erworben, er hat die Luft gereinigt von den parfümirten Miasmen, mit denen das junge Deutschland dieselbe erfüllt hatte, und er hat einer gesunden realistischen Poesie die Bahn gebrochen, zuerst indem er die Poeten aus der von den Romantikern ererbten imaginären Welt in die reale Welt verwies und aus der Fremde in die Heimath, zu nationalen Stoffen, zurück führte, denn die reale Welt ist unstreitig die poetischeste und in dem Nationalsten kommt immer das rein Menschliche am kräftigsten zum Durchbruch, daher auch die nationalsten Poeten immer im Auslande am meisten Anklang gefunden haben. Er hat Kleist gleichsam neu entdeckt, Otto Ludwig und Gustav Freitag zur Geltung gebracht und in gewissem Sinne auch der nationalen Oper Richard Wagner's die Wege geebnet.

Wenn Julian Schmidt also auch, ebensowenig wie Gervinus, eine wirkliche Geschichte der Literatur gab, wenn er sich in seiner Kritik niemals vom politischen und religiösen Parteistandpunkte und der Engherzigkeit des Philisters frei machen konnte, so ist seine Kritik doch nicht unfruchtbar geblieben, sondern hat gute und nachhaltige Wirkungen geübt.

Vilmar hat in seinen „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur" zwar mehr Geschmack, aber auch keine größere geistige Freiheit als Gervinus und Julian Schmidt bewiesen. So lange er sich in der Weihrauchluft des Mittelalters bewegt, hat er ein liebevolles Verständniß für die literarischen Schöpfungen, sobald er aber den kühnen Geistern der späteren Jahrhunderte gegenüber steht, zeigt sich sein Blick verschleiert, und er sieht endlich sogar in Schiller einen Verderber der Jugend und des Christenthums.

Heinrich Kurz hat es mit seiner „Geschichte der deutschen Literatur" ohne Zweifel sehr gut gemeint, wie er in seinem Urtheil stets unparteiisch, ja warm ist, so wollte er nichts übersehen, auch nicht das kleinste Blümchen in dem reichen Garten der deutschen Poesie, und in dem redlichen Bemühen, Alles zu geben, gab er eigentlich sehr wenig. Es gelang ihm nicht, sich zu einer geistigen Beherrschung des riesigen Stoffes emporzuschwingen und so blieb sein Werk ein Compendium, aber allerdings ein stattliches und verläßliches Compendium, von großem, ich möchte sagen lexikalem Werth.

Digitized by Google

Gleich Heinrich Kurz hat auch Carl Goedeke in seinem „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung“ nur ein sehr werthvolles biographisches und bibliographisches Material gesammelt und historisch geordnet.

Die beste und nach allen Seiten hin befriedigendste Literaturgeschichte besitzen wir in dem Werke „Die deutsche Nationalliteratur im 19. Jahrhundert“ von Rudolph von Gottschall.

In welchem Maße Gottschall sich seiner Aufgabe bewußt ist, beweist schon die dem Titel beigefügte Erklärung „Literarhistorisch und kritisch dargestellt“. Der Autor weiß, daß Literaturgeschichte und Kritik zwei sehr verschiedene Aufgaben sind.

Wie groß das Verdienst Gottschall's um die deutsche Literaturgeschichte ist, leuchtet schon daraus genügend hervor, daß er der Erste und Einzige ist, welcher der Wissenschaft dieselbe Aufmerksamkeit widmet wie der Dichtung und den Zusammenhang dieser beiden unter sich, sowie mit anderen Kulturströmungen niemals aus dem Auge verliert.

Es ist eben etwas ganz Anderes, ob ein schwerfälliger Politiker wie Gervinus, ein oberflächlicher Journalist wie Julian Schmidt oder ein namhafter Dichter über Literatur schreibt.

Die bedeutende Poetennatur Gottschall's wird in seiner deutschen Nationalliteratur herrlich offenbar. Er zeigt indeß ein so glückliches Verständniß für jede Individualität, ein so feines Gefühl für die Schönheiten auch der verschiedenartigsten Werke, eine so seltene Objektivität und liebevolle Gerechtigkeit, daß sein Werk nicht nur als das Produkt eines bedeutenden und vornehmen Geistes, sondern auch als das Denkmal eines edeln und wahrhaft männlichen Charakters erscheint.

Einzelne seiner literarischen Portraits sind geradezu Meisterwerke. Wie ein großer Portraitmaler, ein Vandyk oder Velasкez, versteht er es, Licht und Schatten wunderbar zu vertheilen, das Charakteristische hervorzuheben, und über der realistischen Aehnlichkeit niemals den idealen Zug zu verlieren. Bei ihm kommen niemals jene Verrenkungen und Verzerrungen, jene beleidigenden Farbeneffekte und jene unwahren grellen Lichter vor, durch die sich schlechte Maler und schlechte Kritiker bemerkbar zu machen suchen.

Man lese nur einmal, was Gottschall und Julian Schmidt über denselben Poeten, z. B. über Jean Paul, sagen. Klingt nicht aus jeder Wendung, jedem Worte Julian Schmidt's, aus dieser ganzen Art Darstellung jener kritische Ton heraus, der sich seitdem anmaßend und lärmend auf dem literarischen Markt, insbesondere in Berlin, breit gemacht hat? Julian Schmidt hat unstreitig diese ganze Clique, die uns so lange belästigt hat, heute aber durch den gesunden Sinn des Publikums in den Kehricht geworfen ist, auf dem Gewissen. Wie ganz anders spricht Gott-

schall über Jean Paul. Das ist ein kritischer und ein literarhistorischer Standpunkt, man sieht den ganzen genialen Menschen in seinen Vorzügen wie in seinen Fehlern vor sich, nichts wird verschwiegen, aber die Schattenseiten werden nicht mit frivolem Behagen, sondern mit einer liebenswürdigen und wohlthuenden Schonung behandelt und das Herrliche, was wir Jean Paul verdanken, freudig, ja begeistert anerkannt.

Wie gegen seine Landsleute, so war aber auch Gottschall gegen die Ausländer und ihre Verdienste stets gerecht und wohlwollend.

Heute, wo durch die Clique der Mittelmäßigkeiten in Berlin sogar die seichtesten und verwerflichsten französischen Comödien dort eingebürgert sind, erscheint es fast unglaublich, daß es eine Zeit gab, wo das Vorurtheil gegen Alles, was an dramatischen Gaben von Paris herüberkam, so groß war, daß das Berliner Publikum sogar in jeder Beziehung ausgezeichnete französische Stücke ablehnte. So geschah es auch, daß das wunderbare Stück „Le fils du Giboyer" von Emil Augier, von Laube unter dem Titel „Der Pelikan" im Wiener Burgtheater zur Aufführung gebracht und dort auf das Glänzendste aufgenommen, in Berlin einen eklatanten Mißerfolg hatte. Niemand fand sich, der den Muth gehabt hätte, dem Berliner Publikum die Wahrheit zu sagen und ihm zu beweisen, daß es in diesem Falle einem Augier gegenüber wenig Urtheil und noch weniger Geschmack bewiesen habe. Da stand Gottschall auf, unbekümmert um Gunst und Mißgunst der kritischen Zunft oder des Publikums und schrieb in den „Blättern für literarische Unterhaltung" eine Philippika, welche die Berliner zuerst ein wenig stutzig machte, dann aber die besten Folgen hatte.

Daß auch Gottschall nicht unfehlbar ist, versteht sich von selbst. Auch er kann aus seiner Individualität nicht ganz heraus und so wird sich wohl Niemand finden, der jedem seiner Urtheile beipflichtet. Wenn er sich aber auch da und dort einseitig zeigt, so fühlt man doch immer das Bemühen heraus, objektiv zu bleiben, und bleibt seine Subjektivität stets eine unabsichtliche und unbewußte und auch da noch ein wohlthuender Gegensatz zu der tendenziösen Ungerechtigkeit und Falschmalerei der neuesten deutschen Kritiker und Literarhistoriker.

Gottschall's „deutsche Nationalliteratur" sollte deshalb nicht nur in keinem deutschen Hause fehlen, sondern sie ist auch diejenige Literaturgeschichte, aus der das Ausland sich am besten über die moderne deutsche Literatur unterrichten kann.

Wenn auch Julian Schmidt und Gottschall ihre literarische Geschichte des 19. Jahrhunderts mit einem Rückblick auf die sogenannte klassische Zeit einleiten, so sind ihre Werke doch eigentlich nur Spezialwerke, sie geben kein Gesammtbild der deutschen Literatur, sondern nur ein Bild der für uns interessantesten Epoche derselben.

Eine Reihe anderer Literarhistoriker betrachtet die deutsche Literatur aus einem besonderen Gesichtspunkte, so Cholevius in seiner „Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen", oder Hettner in seiner „Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert" und Hildebrand in dem berühmten Werke: Die deutsche Nationalliteratur des 18. Jahrhunderts. Die beiden Letzteren scheinen gleich Gervinus die deutsche Literatur mit Goethe für begraben zu halten, und absolut keinen Begriff von dem Werthe und der Bedeutung der modernen Literatur zu haben. Wenn Hildebrand in einer späteren Auflage von der heutigen Literatur spricht, so geschieht es in einer so flüchtigen Weise, daß er dadurch mehr verletzt und sich selbst ungleich mehr bloßstellt, als wenn er der modernen Literatur das Böseste nachsagen würde.

Alle diese gelehrten Herren sind eigentlich außerhalb des Kreises ihrer Gelehrsamkeit erstaunlich unwissend, und wie sich die Welt um sie herum verändert hat und täglich verändert, davon haben sie nun gar keine Ahnung. Sie vergessen, daß Schiller und Goethe zu ihrer Zeit auch nicht mehr galten, als die bedeutenden Dichter von heute, daß sie von der kritischen Zunft, die auch damals in Berlin ihren naseweisesten Vertreter hatte, ebenso gassenjungenhaft behandelt wurden wie die heutigen Autoren. Die damalige kritische Leuchte Berlins, der berüchtigte Nicolai, machte Schiller wie einen Straßenräuber, wie einen Hallunken herunter und auf Goethe schrieb er sogar eine Parodie, die das liebe Publikum heiter aufnahm. Ja, damals bedeutete Goethe noch nicht einmal so viel wie ein königlicher Kammerdiener. Das mag paradox klingen, aber es ist wahr. In dem 1807 erschienenen Werke „Biographien berühmter Zeitgenossen" werden Goethe genau 11 Zeilen, dagegen dem Kammerdiener Ludwig XVI. drei lange Spalten gewidmet.

Es ist ein großer Fehler, die Leistungen seiner Zeitgenossen zu unterschätzen, ein Fehler, der sich bitter rächt, und gerade die Deutschen besitzen diesen Fehler in hohem Maße.

Wenn die Franzosen heute ihre großen Poeten — ich erinnere nur an Victor Hugo — lieben, feiern, anbeten, werden dieselben in Deutschland parodirt und dem Gelächter des literarischen Pöbels und der literarischen Demimonde preisgegeben.

Deshalb können Literaturhistoriker, welche diesem Gebahren gleichsam den Stempel der Berechtigung aufdrücken, nicht genug getadelt werden.

Die moderne Literatur übt Wirkungen, die jenen der klassischen wie der romantischen nicht nachstehen, sondern dieselben weit übertreffen.

Schon deshalb verdient sie Beachtung. Damals schrieb der Autor, auch der beste, ausschließlich für die literarische Welt, heute schreibt er für das ganze Volk, und wenn er ein originelles Talent, oder gar einen genialen Funken besitzt, für die ganze Welt. Ein wissenschaftliches Werk

von Darwin, Mommsen, Renan oder Mantegazza, ein Roman von Turgenjeff, Bret Harte oder Daudet wird überall gelesen, ein Stück von Alexander Dumas oder Emil Augier überall gegeben. Damals war die Poesie, wie der große Spanier Calderon sie nennt, eine Bettlerin bei dem großen Lebensmahle der Creaturen. Heute beherrscht die Literatur die Welt. Wenige unserer Literarhistoriker haben das Wesen der modernen Literatur so sehr erkannt und so tief erfaßt, wie Rudolph von Gottschall.

Der ausländischen Literatur gegenüber verhalten sich die deutschen Literarhistoriker ganz merkwürdig. Julian Schmidt, der sich in seiner deutschen Literaturgeschichte so abstoßend, engherzig und kurzsichtig zeigt, wird liebenswürdig, gerecht, nachsichtig, ja sogar freisinnig, wenn er über französische oder englische Literatur schreibt, „der Zopf, der hängt ihm hinten", so lange er seine Landsleute massakrirt, sobald er den Rhein überschreitet, schneidet er sich ihn ab, setzt unter Umständen eine Jakobinermütze auf und tanzt sogar Cancan. Er, dem nicht nur Gutzkow und Hebbel, sondern sogar Schiller und Goethe unmoralische und unchristliche Dichter sind, vertheidigt jetzt sogar Paul de Kock und preist ihn mehr, als es je ein Franzose gewagt hätte.

J. J. Honegger in seinen Werken „Literatur und Cultur des 19. Jahrhunderts" und „Grundsteine einer allgemeinen Culturgeschichte der neuesten Zeit" hat zuerst den Versuch gemacht, ein Gesammtbild der Culturthätigkeit der gebildeten Völker in unserem Zeitalter zu geben. Da ihm reiches Wissen zu Gebote steht, sein Standpunkt ein hoher, sein Blick ein freier ist, so wurde es seinem reichen Talente leicht, Vortreffliches zu schaffen, den Zusammenhang der verschiedenen Elemente der Cultur geistvoll zu beleuchten und den heutigen gesteigerten Ansprüchen in mehr als einer Beziehung gerecht zu werden. Besonders gelang es ihm die moderne französische und englische Literatur in einer meisterhaft klaren schönen und geistvollen Weise zu erörtern. Seine literarischen Portraits von Victor Hugo, Beranger und Lord Byron sind wahre Cabinetsstücke und sollten in keiner deutschen Chresthomathie und in keinem Hausschatz deutscher Prosa fehlen.

Auch J. J. Honegger's letztes Werk: „Russische Literatur und Cultur" steht auf der vollen Höhe dessen, was ich als die Aufgabe des Literarhistorikers bezeichnet habe. Es ist ganz natürlich, daß ein so ausgezeichneter Mann wie J. J. Honegger den Neid aller Jener erregen muß, die sich Kritiker nennen und im besten Falle nichts zu Stande bringen als ein paar gelungene Witze. Von dieser Seite hat das Werk Anfeindungen erfahren, denn Tadel kann man es nicht nennen, wenn die Beurtheiler sich an Bagatellen, an Druckfehler und dergleichen klammern, um eine vortreffliche Leistung herabzusetzen. Die Urtheile dieser Herren erinnern an jenes des alten österrei-

chischen Haudegens, der vor dem ergreifenden Schlachtengemälde eines großen Meisters ausrief: „Nein, ist das ein elendes Bild! da vorne liegt ein sterbender Soldat, der hat statt zwei Knöpfen deren sechs hinten am Waffenrock."

Ein Werk wie das J. J. Honegger's will als Ganzes aufgefaßt und beurtheilt werden, und als Ganzes betrachtet ist es ein Meisterwerk. Dies muß man auch dann zugeben, wenn man vielleicht mit dem deutschnationalen Standpunkt, von dem aus der Autor Rußland auffaßt, nicht ganz einverstanden ist. Wir finden in demselben vor Allem eine ganze Reihe jener herrlichen literarischen Portraits, wie sie eben Honegger eigen sind und ihm einen wohlverdienten Ruf, weit über die Grenzen Deutschlands hinaus, verschafft haben.

Johannes Scherr, der eine „Allgemeine Geschichte der Literatur" schrieb, ist ein origineller Kopf und ein redlicher Charakter, aber einer solchen Aufgabe war er in keiner Richtung gewachsen.

Schon in der Composition seines Werkes verrathet sich der Dilettant, der auch in seinem Style gar unbändig herumpoltert.

Statt die gemeinsamen Elemente und Strömungen, die von einem Volke zum andern hin und wieder schießenden Fäden des großen literarischen Webstuhles nachzuweisen, verfällt er in den Fehler, jede Literatur für sich zu behandeln und giebt so, statt der versprochenen Allgemeinen Geschichte der Literatur, eigentlich nur so und so viel besondere Geschichten verschiedener Literaturen.

Nun kommt noch sein engherziger, hypernationaler Standpunkt dazu. Man sollte meinen, daß ein Mann, der es unternimmt, die Weltliteratur historisch und kritisch zu behandeln und seinen Landsleuten vorzuführen, sich vor Allem dessen bewußt ist, daß, wie kein Mensch, so auch kein Volk von Fehlern frei ist, daß die Völker wie die Menschen stets die Fehler ihrer Tugenden an sich haben, daß sich die großen gebildeten Nationen deshalb unter einander ergänzen müssen und erst aus ihrem Zusammenwirken das entsteht, was wir europäische Cultur nennen. Von diesem einzig richtigen Gesichtspunkt finden wir bei Johannes Scherr keine Spur. Im Gegentheil sehen wir insbesondere in seinem „Michel" ganz andere Anschauungen in der bizzarrsten Weise zu Tage treten. Deutschland ist das einzige Land, das deutsche Volk das einzige Volk der Welt, Alles Andere ist werth, mit Feuer und Schwefel ausgerottet zu werden wie Sodom und Gomorrha.

Das Franzosenthum ist für Scherr ein „Mischmasch von Aeffischem und Tigerlichem" (I. 169), das ganze französische Wesen „Phrasenzeug, Wind, Schwindel" (III. 117). Die Engländer sind „das niederträchtigste Heuchlerpack, welches die Erde trägt" (II. 151). Polen besteht für Scherr aus „einem lüderlichen Adel und schweinischen Leibeigenen", in der Schweiz

behauptet Scherr, regiere ſich das Volk nicht mehr und nicht weniger ſelbſt als das ruſſiſche (III. 36). Spanien und Italien ſtehen nach ſeiner Anſicht gegen Deutſchland „in moderner Cultur unermeßlich weit zurück".

Deutſchland dagegen iſt für Scherr „das edelſte Land der Erde, von deſſen Gedankenhort alle anderen Nationen zehren".

Wir ſehen, beſcheiden iſt Johannes Scherr keineswegs, und wenn es mehr ſolcher famoſer Patrioten in Deutſchland gäbe, hätten die Deutſchen durchaus keine Urſache, ſich über den „ungariſchen Globus" der Magyaren luſtig zu machen.

Die größten Geiſter haben ihr Vaterland geliebt, aber ſie haben es nicht blind vergöttert, eben weil ſie Patrioten waren. Die Vaterlandsliebe iſt unſtreitig ſchön, aber ſie hat mit den Vorzügen eines Landes oder Volkes nichts zu ſchaffen.

Jedes Volk, das wilde auch,
Liebt ſein Heimathland.
Liebt die Sprache ſeiner Mutter,
Seine Erde, ſeinen Brauch

ſingt der Kleinruſſe, und wir ſehen in der That, daß die wildeſten Völker ihr armes ſteriles Land am meiſten lieben.

Das Lob des eigenen Volkes klingt immer wie Selbſtlob, und wir haben geſehen, wohin dieſe Selbſtvergötterung bei anderen Völkern geführt hat.

Alle großen Patrioten haben unabläſſig mit ihrem Lande, ihrem Volke gehadert, ſie haben deſſen Fehler ſtets vor Augen gehabt und nie beſchönigt, aber ſie haben auch ihre ganze Kraft eingeſetzt, es beſſer zu machen, ſo Peter der Große, ſo Friedrich der Große, Joſeph II., Pombal, Freiherr von Stein, Cavour und Bismarck.

Wer ſo wie Scherr in ſeinem Vaterlande Alles untadelhaft findet, iſt ohne Zweifel ein treuer Sohn deſſelben, aber bornirt, und bornirte Menſchen ſollen keine Literaturgeſchichte, am wenigſten aber eine Geſchichte der Weltliteratur ſchreiben. Daß er trotzdem manchmal das Richtige trifft und bei einzelnen Dichtern, wie z. B. bei Lermontow, oder gar wo er auf eine verwandte Natur ſtoßt, wie bei Rabelais, ein treffliches, literariſches Portrait giebt, ändert im Ganzen nichts an der Sache.

Die Deutſchen haben gerade durch ihre außerordentliche Fähigkeit, fremdes Weſen zu erfaſſen, fremde Geiſteswerke zu verſtehen und in ihrer Sprache wiederzugeben, Deutſchland zu dem literariſchen Herzen Europa's gemacht.

Die deutſche Literatur iſt im ſchönſten und großartigſten Sinne des Wortes eine Weltliteratur, in ihr ſind die größten literariſchen Werke aller Nationen vereinigt, das ferne Indien oder Perſien fehlt ebenſowenig wie

das nahe Frankreich oder Italien. Gerade dies, die Möglichkeit, sich in deutscher Sprache mit allen Literaturen der Welt, antiken wie modernen, vertraut zu machen, hat die deutsche Sprache für die Nationen des Nordens und Ostens so werthvoll gemacht und derselben große Gebiete in Skandinavien wie in den slavischen Ländern und Ungarn erobert. Gerade der weltumfassende Geist hat Deutschland Ehre und Ruhm gebracht und deshalb darf es sich nicht von einigen Fanatikern verleiten lassen, seine glorreiche Vergangenheit leichtfertig aufzugeben.

„Deutschland, sagen dagegen diese kuriosen Patrioten, hat für seinen Cosmopolitismus wenig Dank geerntet. In jener Zeit, wo wir am meisten Weltbürger waren, wollte die Welt am wenigsten von uns wissen." Das ist einfach eine Tendenzlüge.

In politischer Beziehung mag dies richtig sein, und spielt Deutschland heute eine ganz andere Rolle, aber in geistiger Beziehung hat der Einfluß Deutschlands dafür in den letzten 20 Jahren entschieden abgenommen.

Welche Wirkung hat z. B. der Werther gemacht, sogar die Chinesen haben ihn übersetzt und illustrirt, in Frankreich wie in Italien und England hat er Nachahmer gefunden. Napoleon führte gegen Deutschland Krieg, den Werther in der Tasche, nach der Schlacht bei Jena hatte er den Werther in seinem Zelt unter dem Kopfpolster, und als Goethe sich, auf sein Verlangen, ihm vorstellte, sah er ihn lange an und sprach: Sie sind ein Mann! Die deutsche Dichtung hat in dem ersten Viertel unseres Jahrhunderts geradezu umwälzend auf die gesammte Literatur Europa's gewirkt, die Franzosen wie die Engländer, Italiener, Dänen, Polen und Russen standen unter ihrem Einfluß, in Frankreich und England datirt von diesem Einfluß die literarische Revolution, die gegen den klassischen Zopf stattfand und deren Führer Victor Hugo und Lord Byron waren.

Heute, wo die Deutschen politisch und national so mächtig sind, stehen sie wieder ganz unter ausländischem Einfluß, die französischen Stücke beherrschen die deutsche Bühne, die französischen Romane den deutschen Büchermarkt.

Das ist der Nutzen, welchen den Deutschen ein mißverstandener Nationalstolz bringt. Die Patrioten von der Art Johannes Scherr's stehen deshalb nicht auf dem deutschen Standpunkt, sondern auf jenem der Czechen. Sie haben das „Extra Hungariam non est vita" einfach in das Deutsche übersetzt.

Es ist deshalb Zeit, wieder einmal zu beweisen, daß Ferdinand Kürnberger, der Dichter des Amerikamüden, im Rechte war, wenn er den Ausspruch that: Ich sehe eine Zeit kommen, wo das Deutsch-Schöne und das Welt-Schöne identische Begriffe sein werden.

Johannes Scherr giebt sich aber auch noch andere Blößen. Er

weiß z. B. Manches von der Frivolität der Franzoſen zu erzählen und thut gar entrüſtet, aber Szenen, wie die im „Michel“, in der der Held als Knabe ſeine Eltern belauſcht, jene, wo die Fabrikantenstochter nachts die Najade ſpielt und endlich die, wo Michel vom Balkon aus die Geliebte bei der Toilette belauſcht, würden auch dem Verfaſſer der „Nana“ alle Ehre machen. Ja, ſie ſind ſogar ärger, denn Nana iſt nur gemein, brutal, ſchmutzig, nackt, dieſe Szenen ſind aber lüſtern und ſchmeicheln den Sinnen.

Dann fehlt Scherr auch hie und da das nöthige Wiſſen. Er ſchreibt über Dinge, die er nicht kennt, das beweiſt ſein Urtheil über Kukolnik, den er als Bühnendichter en bagatelle behandelt, von dem er aber abſolut nicht weiß, daß er einer der glänzendſten Erzähler Rußlands iſt, deſſen Novelle „Eine Mutter“ ein Meiſterwerk erſten Ranges iſt.

Wenn es ſchon ſehr ſonderbar ausſieht, daß Scherr über die Königinhofer Handſchrift der Czechen urtheilt, ohne ſie zu kennen, ſo iſt es einem deutſchen Gelehrten abſolut nicht zu verzeihen, daß er zu dem Heldengedichte, deſſen Held Jaroslav Sternberg und deſſen Gegenſtand die ſiegreiche Schlacht bei Olmütz gegen die Tartaren iſt, die Bemerkung macht, daß mit demſelben wohl die Schlacht auf der Wahlſtatt gemeint ſei. Ein deutſcher Profeſſor der Geſchichte ſollte denn doch wiſſen, daß die Schlacht auf der Wahlſtatt keine ſiegreiche war, ſondern daß im Gegentheil die ſchleſiſchen Fürſten in derſelben von den Tartaren geſchlagen wurden und daß von da an der Ausdruck Wahlſtatt für ein beſonderes blutiges Schlachtfeld ſich in der deutſchen Sprache eingebürgert hat.

Alle dieſe Literarhiſtoriker, von denen ich bisher ſprach, ſind aber doch mit dem nöthigen Ernſt und Studium und einer vielſeitigen Gelehrſamkeit an ihre große Aufgabe gegangen.

In neueſter Zeit hat ſich aber die buchhändleriſche Spekulation leider auch der Literaturgeſchichte bemächtigt. Auf die Demoraliſation und Erniedrigung der Kritik iſt, raſcher als es zu erwarten war, auch jene der Literaturgeſchichte gefolgt. Bis jetzt hat die Oberflächlichkeit und Frivolität, welche ein Theil der Journaliſtik zur Schau trägt, mindeſtens die Wiſſenſchaft in Ruhe gelaſſen, jetzt ſoll auch dieſe in den Koth gezogen werden. Es iſt aber unſere Sache, unſere Pflicht, dies einfach nicht zu dulden.

Es heißt immer in Deutſchland, die Franzoſen ſind frivol. Zugegeben ſie ſind es manchmal, aber in Dingen, wo die Frivolität ſogar recht liebenswürdig erſcheint, auf dem Felde der Liebe, aber in ernſten Dingen ſind die Franzoſen niemals frivol. Als Tiſſot ſeine Bücher gegen Deutſchland ſchrieb, wer trat da zuerſt und am entſchiedenſten gegen ihn auf? einige Pariſer Journale, das Journal des Debats an der Spitze, und faſt zu gleicher Zeit erſchien eine Studie über Guſtav Freitag in der Revue

des deux mondes, welche den nationalen Roman in Deutschland geradezu begeistert pries.

Hüten wir uns, daß bei uns die Frivolität nicht in ernsten Dingen um sich greife, die Anfänge dazu sind leider da. Weil Victor Hugo gegen Deutschland gesprochen hat, wurde es zu einer heiligen Nationalsache aufgebauscht, seinen Roman „1793" nicht zu übersetzen, als ob ein Feind Deutschlands nicht ein großer Poet sein könnte, aber die „Nana" wurde wohl übersetzt, sogar zweimal, und noch dazu illustrirt, und die Leipziger Literarische Correspondenz belehrt uns, daß eine Leipziger Buchhandlung, die von Freitags Ahnen 7 Exemplare verkaufte, von Nana deren 92 abgesetzt hat.

Aber immerhin, möge man meinetwegen den ganzen Zola übersetzen, aber die deutsche Wissenschaft, diesen herrlichen Schatz, um den manche Nationen des Erdballs Deutschland beneiden, soll man unangetastet lassen.

Man soll uns verschonen mit knabenhaften Urtheilen unreifer Köpfe über unsere ersten Dichter, mit dem Gift, das der eigenen Unfähigkeit, etwas zu schaffen, entspringt. Der Deutsche ist ohnehin geneigt, seine großen Geister zu kritisiren. Wir sehen das bei Bismarck. Auch ich schwärme nicht für ihn. Auch ich billige nicht Alles, was Bismarck spricht und thut, aber die pöbelhaften Angriffe, die ihn täglich treffen, hat der Mann, dem Deutschland zum großen Theile seine Einigkeit, seinen Ruhm, seine Größe dankt, gewiß nicht verdient. Wenn man ihn kritisirt, so müßte es, denke ich, immer in einer Form geschehen, die mindestens unserer Bildung Ehre macht.

Wie Bismarck von seinen politischen Gegnern, so werden die Heroen unserer Literatur, so werden die großen Autoren von heute von der Kritik und von der modernsten Literaturgeschichte behandelt. Eine erfreuliche Ausnahme macht nur der tüchtige Dr. Ludwig Salomon.

Indeß wenn gewisse Kritiker ihren Witz an unserer Literatur üben, so hat das wenig zu bedeuten, denn man nimmt diese Herren nicht ernst, aber wenn ein ähnliches Verfahren in der Literaturgeschichte Platz greift, ist das eine ernste, eine traurige Sache.

Und traurig ist es auch, daß es im deutschen Buchhandel, der sonst als Muster hingestellt werden kann, Einzelne giebt, die sich aus Spekulation zum Vertrieb solcher Bücher hergeben. Die schöne Ausstattung soll für den Inhalt entschädigen. Das heißt denn doch die Literaturgeschichte zum Bilderbuche degradiren.

Allen diesen neuesten Literarhistorikern, die jetzt über Nacht wie die Pilze aufschießen, sie mögen König, Leixner-Grünberg oder sonst wie heißen, fehlt es vor Allem an dem unerläßlichen speziellen Wissen, dann aber auch an der nöthigen Bildung.

Alle haben ſie verſucht, Gedichte zu machen, Stücke, Novellen, und weil ſie ſelbſt nichts Rechtes zu Stande gebracht haben, grollen ſie jetzt jenen, die etwas mehr oder minder bleibendes zu ſchaffen im Stande ſind.

Der deutſche Dichter mag ſich begnügen, dieſen Herren die ſchönen Worte zuzurufen, die der Herr in Heine's Schöpfungsliedern zu dem Teufel ſpricht:

„Ich, der Herr, kopier mich ſelber,
Nach den Ochſen maa;' ich Kälber,
Nach den Tigern mach' ich Katzen
Mit den hübſchen kleinen Tatzen,
Nach den Menſchen mach' ich Affen,
Aber Du kannſt gar nichts ſchaffen."

An den deutſchen Buchhandel aber appellieren wir im Namen der deutſchen Literatur.

Schriftſteller und Buchhändler ſollen Hand in Hand gehen und auch Hand in Hand die literariſche Ehre ihres Volkes wahren, und deshalb lege ich es den deutſchen Buchhändlern an das Herz, dem beſprochenen Unfug, wo und wie ſie nur können, entgegenzutreten und auch ihrerſeits nicht zu dulden, daß man die Axt lege an die uralte heilige Eiche deutſcher Wiſſenſchaft.

Sacher-Maſoch.
(Leipzig.)

Memoiren eines österreichischen Polizeidirektors.

[Nachdruck verboten.] [Ueberſetzungsrecht vorbehalten.]

1. Die Vereinigung Galiziens mit Oesterreich.

Meine Familie iſt eine echt öſterreichiſche, in dem Sinne nämlich, daß ſie ſtreng genommen keinem beſtimmten Volke angehört, ſondern in derſelben, wie faſt in allen adeligen, ſowie in den Beamten- und Militärfamilien des Kaiſerſtaates, eine Miſchung der verſchiedenen öſterreichiſchen Nationalitäten ſtattfand. Im Jahre 1517 kam Don Mathias Sacher, Rittmeiſter im Heere Kaiſer Karl V. aus Spanien nach Böhmen, vermählte ſich mit einer Tochter des alten und reichen Geſchlechtes von Clementi und wurde im Saazer Kreiſe ſeßhaft. In den folgenden Jahrzehnten kam durch Heirathen deutſches, italieniſches, cechiſches und ungariſches Blut in die Familie.

Mein Vater, Johann Nepomuk von Sacher, in Böhmen geboren und früh in den Staatsdienſt eingetreten, war der cechiſchen Sprache ebenſo ſehr mächtig wie der deutſchen; dieſem Umſtande verdankte er es gleich vielen anderen k. k. Beamten jener Zeit, daß er, als Oeſterreich bei der erſten Theilung Polens von Galizien Beſitz ergriff, nach dieſem Lande transferirt wurde, um daſelbſt bei der Organiſation des neuen Regime thätig zu ſein.

Mein Vater ging, wie er mir ſpäter oft erzählte, nicht gern aus dem geſegneten Böhmen nach dem unwirthlichen, durch den langen Bürgerkrieg verwüſteten Lande der Sarmaten.

Das bekannte, damals Jedermann geläufige Sprüchwort: „In Polen iſt nichts zu holen“ flößte ihm wenig Vertrauen für die Zukunft ein, aber er war der Mann es Lügen zu ſtrafen, und die Folge hat es gelehrt. Ein intelligenter, gebildeter, fleißiger und, was damals

selten war, treuer und ehrlicher Beamter hat er in Galizien rasch eine hohe Stellung errungen, und mannigfache Ehren wurden ihm zu Theil.

Anfangs war er freilich von den neuen Verhältnissen, in die ihn der Wille der Kaiserin versetzt hatte, wenig erbaut, und was er so in späterer Zeit, wenn er Abends bei guter Laune war, nach dem Nachtmahl, uns über die damaligen Zustände zum Besten gab, klang nicht selten wie ein orientalisches Märchen und entbehrte nicht einer drastisch-humoristischen Seite.

Die Geschichtsschreiber sind über die Ursachen des raschen Verfalls und des plötzlichen Unterganges der polnischen Republik durchaus schlecht unterrichtet. Es ist merkwürdig, wie leicht sich Irrthümer auch in der Wissenschaft festsetzen, wie sie durch Tradition fortgepflanzt und wie schwer sie durch spätere Aufklärungen ausgerottet werden.

Einstimmig wurden einerseits die polnische Konstitution, die Wahlmonarchie, das liberum Veto und die Uneinigkeit des Adels, der allein die Nation repräsentirte, andererseits die Ländergier der drei Theilmächte, als Gründe angegeben.

Dies ist nur in sehr beschränktem Maße und nur in Bezug auf jene Zeit richtig, wo Polen in der Agonie lag.

Polen ist nicht an seiner Konstitution und nicht an den Intriguen seiner Nachbarn, sondern ausschließlich in Folge der brutalen Tyrannei, welche gegenüber den Kleinrussen (kirchlich Ruthenen genannt) und den Bauern geübt wurde, zu Grunde gegangen.

Der slavische Osten Europas bildete von jeher eine Welt für sich, in der drei große Nationen um die Herrschaft rangen, die eigentlichen Russen (Großrussen, Moskowiter), die Kleinrussen (Ruthenen) und die Polen.

Die Kleinrussen begründeten zuerst ein großes Reich mit dem Czarensitz in Kiew, und es hatte einige Zeit den Anschein, als sollten sie nicht nur die Polen und die Russen ihrem Einflusse unterwerfen, sondern auch ihre Machtsphäre bis zum Bosporos ausdehnen und Constantinopel erringen.

Die Raubzüge der Mongolen und Tartaren, welche das südliche Rußland in eine Wüste verwandelten und in dieser Wüste ihre goldene Zeltstadt aufschlugen, vernichteten die politische Macht und die frühe Cultur der Kleinrussen für Jahrhunderte und verurtheilten dieses, nach meiner Ansicht, weitaus begabteste unter den slavischen Völkern zur Ohnmacht und Passivität.

Nachdem Russen und Polen gemeinsam die asiatischen Horden vertrieben hatten, begann zwischen diesen beiden großen Nationen der Kampf um die Herrschaft über den slavischen Osten. Der Kampf mußte schließlich zu Gunsten desjenigen Volkes entschieden werden, das es verstand,

das dritte entſcheidende Element in dieſer eigenartigen Welt, die Kleinruſſen, dauernd zu gewinnen. Anfangs ſchien das Glück den Polen zu lächeln. Es gelang ihnen den größten Theil der kleinruſſiſchen Länder, einerſeits bis Kiew, andererſeits bis Smolensk und Polock mit ihrem Staate zu vereinigen und ſiegreich bis Moskau vorzudringen; mit der äußerlichen Vereinigung war es indeß nicht abgethan, die Herzen der Kleinruſſen mußten gewonnen werden, die Bewohner von Rothrußland, Kleinrußland, Weißrußland, Podolien und Lithauen mußten zu guten Bürgern der Republik gemacht werden.

Statt aber dieſelben durch Toleranz in kirchlichen und Gerechtigkeit in politiſchen Dingen zu gewinnen, ſtrebten die Polen von allem Anfang darnach, die Kleinruſſen einfach zu unterjochen und auszurotten, kein Mittel der Gewalt und der Beſtechung blieb unverſucht, um dieſem Volke ſeine politiſchen Rechte und ſeine Freiheit, vor allem aber ſeinem Glauben und ſeine Sprache zu rauben. Jahrhunderte währte der Kampf, allmählig wurden die kleinruſſiſchen Bojaren (Edelleute) und die kleinruſſiſchen Bürger in den Städten zu der Sprache und der Kirche der Sieger bekehrt, aber alle Mittel der Gewalt und der Beſtechung ſcheiterten an dem charaktervollen, zähen, kleinruſſiſchen Landvolke und der kleinruſſiſchen Geiſtlichkeit. Die Polen konnten die vormals unabhängigen, kleinruſſiſchen Bauern ihres Grund und Bodens, ihrer politiſchen Rechte, ihrer Freiheit berauben, ſie zu Leibeigenen machen und ihnen die ſchwerſte, jede menſchliche Kraft überſteigende Robot (Frohne) auferlegen, Sprache und Glauben vermochten ſie denſelben nicht zu nehmen.

Durch Jahrhunderte war die Kirche das einzige Bollwerk des kleinruſſiſchen Volkes, aber dieſes Bollwerk genügte, um das letztere vor dem Untergange zu bewahren.

Während aber die kleinruſſiſchen Länder in dieſer Weiſe von den Polen unterjocht und ausgeſaugt wurden, entſtand ein zweites Kleinrußland an den Waſſerfällen des Dnieper, am ſchwarzen Meere und in den Karpaten.

Die von den Edelleuten mißhandelten Bauern flüchteten ſchaarenweiſe, nicht ſelten mit Weib und Kind, in die Steppen und in die Berge und führten hier ein freies kriegeriſches Leben als Haydamaken*). Aus Räubern entſtand zwiſchen Dnieper und Don mit der Zeit ein großes, freies, tapferes Volk, die Koſaken, mit ſtreng republikaniſchen und ſozialiſtiſchen Einrichtungen. Zuerſt begnügten ſich dieſelben ihr Gebiet zu vertheidigen und kleine Beutezüge in die benachbarten Länder zu unternehmen, es währte jedoch nicht lange, ſo wurden die einſt Bedrückten

*) Rebellen.

zu Angreifern und begannen für ihre Landsleute und Glaubensgenossen in Polen mit bewaffneter Hand, Partei zu ergreifen.

Die Kosakenkriege nahmen ihren Anfang, diese waren es, welche mit Rebellionen der kleinrussischen Bauern (insbesondere in Galzien unter Mucha) zusammentreffend, die südlichen polnischen Länder zu einem permanenten Kriegsschauplatz machten, die fruchtbarsten Striche verwüsteten und den polnischen Staatskörper langsam verbluten machten.

Hierzu kam in zweiter Linie die Unduldsamkeit gegen die Dissidenten (Lutheraner und Reformirte) sowie die unmenschliche Behandlung der eigenen Bauern (polnischen Stammes).

Vergebens erhoben sich allerdings nur vereinzelte, aber gewichtige Stimmen zu Gunsten des unglücklichen Landvolkes.

Zuerst der König Stanislaus Leszinski in seinen „Ouevres du philosophe bienfaisant" und später Zamojski mit seinem Codex.

Sie wurden nicht gehört. Statt die Andersgläubigen zu befriedigen, die Lage der Bauern zu erleichtern und auf diese Weise Millionen Unzufriedener zu guten Bürgern zu machen, fuhr der habgierige, ehrsüchtige Adel in seinen Parteiungen fort. Während am Hofe zu Warschau ununterbrochen die Fäden der Intrigue liefen, wüthete im Reiche selbst der Bürgerkrieg.

Die Conföderirten von Bar unternahmen es vergeblich ihr Vaterland zu retten. Alle Opfer an Zeit und Geld und edlem Blute wurden zu spät und daher fruchtlos gebracht.

Die Patrioten kämpften nur noch für die Ehre Polens und diese gelang es ihnen in der That zu retten. Ganz Europa blickte mit einem Gemisch von Mitleid und Bewunderung auf diese tapferen Männer, auf diese hochherzigen Frauen, welche Alles für das bedrohte Vaterland auf das Spiel setzten.

Unter den letzteren sind besonders die Schwestern des Fürsten Radziwill zu nennen, Frau Morawska und Frau Rzewuska, welche mit dem Säbel in der Faust, an der Spitze der polnischen Reiterei, bei Kleck die Russen atakirten.

Oesterreich spielte den Polen gegenüber, wie immer zur Zeit einer Erhebung, auch damals eine zweideutige Rolle.

Offen wurde die Conföderation von Bar unterstützt und der Generalität (eine Art Revolutionsregierung) derselben der Aufenthalt in Eperies und später in Teschen gestattet. Während aber von hier aus der Bürgerkrieg genährt wurde, unterhandelte Oesterreich bereits mit Preußen und Rußland über die Theilung Polens.

Die Kaiserin Maria Theresia war diesem unerhörten Gewaltakt von allem Anfang an in keiner Richtung günstig gesinnt, aber nicht, wie die Geschichtsschreiber jener Zeit erzählen, nur deßhalb, weil ihr natür-

liches Rechtsgefühl ſich dagegen empörte, ſondern aus ganz anderen Gründen.

Pater Rhin, der Beichtvater Seiner Majeſtät, meines unvergeßlichen gütigen Kaiſers Ferdinand, hatte Gelegenheit, in Rom die regelmäßigen Rapporte, welche die Jeſuiten an ihre Oberen und den General in Rom erſtatten mußten, einzuſehen und in denſelben manche unerwartete Aufklärung über die kleinen Urſachen großer hiſtoriſcher Ereigniſſe zu entdecken.

Pater Rhin, war eine der beſten, edelſten Prieſternaturen, die mir begegnet iſt, eben deßhalb ſtellte ihn der Orden an die Seite des Kaiſers, der die Güte und die Milde ſelbſt war, aber Pater Rhin war auch einer der geiſtvollſten und aufgeklärteſten Prieſter, ein Gelehrter, ein Künſtler.

Uns verband die gemeinſame Liebe zur Naturwiſſenſchaft und zur Malerei. Pater Rhin war ein begabter Dilettant, in der letzteren und ich beſitze heute noch als werthvolle Andenken an den edlen Freund zwei von ihm gemalte Oelgemälde, Copien der Portraits Carl I. von England und der Prinzeſſin Thurn und Taxis von Van Dyk.

Pater Rhin wurde manchmal, wie alle wahrhaft guten Menſchen, geſprächig, und in ſolchen Stunden verdankte ich ihm oft die intereſſanteſten Aufklärungen.

Die Idee der Theilung Polens ging, nach ihm, von dem Prinzen Heinrich von Preußen aus und wurde vom Kaiſer Joſeph II. begierig aufgegriffen. Dieſer junge, ſich mit den weitgehendſten Reformideen und Plänen tragende Monarch, war ſich der Schwierigkeiten, welche ihm die mannigfachen komplicirten Verhältniſſe einerſeits im deutſchen Reiche, andererſeits in den öſterreichiſchen Erblanden und Ungarn entgegenſtellten, wohl bewußt. Es wurde daher eine ſeiner Lieblingsideen, ein Land zu erwerben, in dem ihn weder verbriefte ſtändiſche noch kirchliche Rechte hinderten, in dem er frei walten und ſchalten und ſeine Ideen gleichſam verſuchsweiſe durchführen konnte.

Joſeph II. richtete in dieſem Sinne ſeine Aufmerkſamkeit zuerſt auf die an Ungarn grenzenden türkiſchen Länder und ſpäter, als die polniſchen Angelegenheiten ſich immer mehr verwickelten, auf Polen.

Kaunitz verhielt ſich anfangs vorſichtig und ſpröde, ließ ſich aber mehr und mehr von dem Kaiſer erwärmen und als Prinz Heinrich von Preußen in St. Petersburg erſchien, um perſönlich mit der Czarin Katharina II. zu unterhandeln, trat auch der damalige kaiſerliche Geſandte dem diplomatiſchen Complot bei. Die Czarin ſträubte ſich anfangs, ließ ſich aber doch endlich für das unerhörte Projekt gewinnen.

Die Jeſuiten, welche ſtets zu den beſten Freunden Polens zählten, in dem ſie das wichtigſte Bollwerk gegen das ſchismatiſche Moskowiterreich erblickten, bekamen zuerſt Wind von den Petersburger Abmachungen.

Pater Porhammer, der Beichtvater der Kaiserin Maria Theresia, wurde mit der wichtigen Mission betraut, an das tiefe religiöse Gefühl dieser großen Frau zu appelliren.

Er entledigte sich seiner Aufgabe in einer äußerst geschickten Weise. Die Kaiserin wußte noch nichts von den Plänen ihres Sohnes und des Fürsten Kaunitz. Porhammer ignorirte dies absichtlich, er stellte sich so, wie wenn er die Kaiserin als die Mitschuldige dieser, der katholischen Kirche so gefährlichen Projekte halten würde, und zugleich war er so klug, Maria Theresia weder direkt Vorstellungen zu machen, noch indirekt am Hofe Intriguen in dieser Richtung zu spinnen.

Er wartete die nächste Beichte der Kaiserin ab, und bei dieser geschah das Unglaubliche und einem Nichtkatholiken fast Unverständliche, daß der einfache Jesuit, ohne jede andere Macht als die priesterliche zu binden und zu lösen, der Monarchin, die eins der größten Reiche absolut beherrschte, und nun ihre Sünden beichtend, in Demuth vor ihm kniete, die Absolution verweigerte.

Maria Theresia zeigte sich auf das Höchste erschreckt und aufgeregt. Nach langen Bitten und Drängen von ihrer Seite erklärte ihr Pater Porhammer, sie verschweige gewissentlich die größte Sünde, die sie auf dem Gewissen habe.

Die Kaiserin dachte nach und schwor immer wieder, sie habe Alles vorgebracht, was sie nur auf dem Gewissen habe und bat um Vergebung für die Sünde, die sie nur unwissentlich begangen haben könne.

Endlich brachte der Jesuit die polnische Angelegenheit zur Sprache, er klagte die Kaiserin an, daß sie das Feuer in Polen schüre, um sich schließlich mit polnischem Lande zu bereichern, dies wäre indeß das Schlimmste nicht, aber sträflich und durchaus verwerflich sei es, ein katholisches Land, ein dem Papste treu ergebenes Volk, an eine protestantische Macht, wie Preußen, und an das von Rom abgefallene Rußland auszuliefern.

Maria Theresia gab zur Antwort, daß ihr derlei Absichten ganz ferne lägen, und als der Jesuit ihr die Umtriebe des Kaisers und des Fürsten enthüllte, war sie wie vom Donner gerührt und betheuerte, daß sie denselben vollkommen ferne stehe und zu ähnlichen Plänen niemals ihre Zustimmung geben werde.

Pater Porhammer wagte es, ihren Worten keinen Glauben zu schenken, er fuhr fort sie anzuklagen, ihr in das Gewissen zu reden und blieb dabei, ihr die Absolution zu verweigern.

Die fromme Kaiserin flehte mit erhobenen Händen und weinte sogar, den Jesuiten rührte dies nicht.

An demselben Tage gab es zwei heftige Scenen in der Hofburg, die erste zwischen Maria Theresia und Kaiser Joseph, die zweite zwischen

der Monarchin und dem Fürsten Kaunitz. Die Jesuiten konnten in Folge derselben nach Lemberg, Warschau und Rom berichten, daß die Kaiserin auf Seite Polens stehe und Preußen und Rußland niemals gestatten werde, sich polnische Landestheile anzueignen.

Die Sachlage war indeß nicht mehr darnach, daß das Veto Maria Theresia's das Unglück und den Fall Polens hätte aufhalten können.

Schließlich zwischen die Alternative gestellt, zusehen zu müssen, wie Preußen und Rußland sich namhaft vergrößerten oder ihren Antheil an der unblutigen Beute zu behaupten, entschied sich Maria Theresia doch für das Letztere allerdings unter Seufzern und Thränen, und nachdem sie ausdrücklich gegen das Unrecht, das man Polen zufüge, protestirt hatte. So viel damals noch für Polen zu retten war, rettete sie, indem sie ihre Zustimmung zu dem Plane, Polen einfach von der europäischen Karte zu löschen, verweigerte, und es daher durchsetzte, daß statt einer vollständigen Zerstückelung der Sarmatenrepublik, nur eine Abtrennung einzelner Gebietstheile von dem Staatskörper derselben beschlossen wurde.

Auch für dieses Vorgehen wollte sie mindestens den Schein des Rechtes für sich haben, und ließ eine Denkschrift verfassen und publiciren, in der ihr Anspruch auf mehrere polnische Landestheile dargethan und die Besitzergreifung als einfache Revindikation dargestellt wurde.

Europa schenkte ihr, was ihre Person betraf, Glauben, und dies kam auch in einem der vielen satyrischen Bilder, die damals in Umlauf waren und das mein Vater aufbewahrte, zum Ausdruck. Auf diesem Bilde sieht man die Czarin mit der kleinen Krone, die sie zu tragen pflegte und im Hermelinmantel auf einem Stuhle sitzen, und während sie ihren einstigen Liebhaber, den unglücklichen Stanislaus August Poniatowski, dem die Krone vom Kopfe fällt, anlächelt, von der Karte Polens, welche sie auf dem Schooße hält, ein beträchtliches Stück abreißen. Ihr gegenüber steht der König von Preußen, der drohend seinen Degen auf die Karte legt, während Joseph II. sich von dem garstigen Schauspiel, das die in den Lüften schwebende Fama in die Welt hinausposaunt, abwendet, aber gleichsam zufällig ein Stück der Karte mit sich nimmt.

Maria Theresia fehlt auf diesem Bilde, das Gericht der Zeitgenossen sprach sie von jeder Schuld frei.

Kaum war der erste Theilungsvertrag abgeschlossen, wies die österreichische Regierung die Generalität der Conföderirten von Bar aus dem Lande und dieselbe mußte Teschen plötzlich verlassen. Die Oesterreicher waren die ersten, welche in Polen einrückten, sie bemächtigten sich ohne einen Schuß abzufeuern am 6. Juni Landskrons, und standen am 20. Juni in Tiniec. Am 15. August übergaben die Conföderirten ihr letztes Bollwerk, Czenstochow, den Russen und zerstreuten sich nach allen Richtungen der Windrose.

Niemand dachte mehr daran, Widerstand zu leisten.

Die Oesterreicher drangen, auf eine ungenaue Karte von Polen gestützt, viel weiter vor, als es ihnen nach dem Theilungsvertrage zustand. Sie gaben später vor, die Flüsse Zbrucz und Podhorez verwechselt zu haben. Angeblich den Fluß, der ihre neue Grenze bilden sollte, suchend rückten die kaiserlichen Truppen bis Kamieniec Podolski vor. Niemand dachte aber daran, das Verlangen zu stellen, daß Oesterreich die willkürlich besetzten Landstriche herausgebe, da auch Preußen viel mehr, als ihm gebührte, an sich gerissen hatte.

Die polnische Nation — damals ausschließlich durch den Adel repräsentirt — gab in jenen Tagen ein abscheuliches Schauspiel von Verrath und Käuflichkeit. Die Patrioten begnügten sich mit leeren Protesten.

Der Reichstag zu Warschau gab am 13. September 1773 seine Zustimmung zu der ersten Theilung Polens.

Oesterreich bekam damals mehr, als es heute noch an polnischem Gebiet besitzt, nämlich Rothrußland, Streifen der Palatinate Krakau und Sandomir mit den berühmten Salzbergwerken von Bochnia und Wieliczka und ein Stück des fruchtbaren Podolien.

Polen verlor damals seine reichsten Provinzen.

Da das von Oesterreich neu erworbene Land größtentheils den ehemaligen kleinrussischen Fürstenthümern Halicz und Wladimir angehörte, erhielt es den Namen Königreich Galizien und Lodomerien und durch ein komisches Mißverständniß die Dohle im Wappen. Diese Dohle war nämlich ursprünglich nur ein etwas primitiver oder verkümmerter Adler, da aber die Dohle in Galizien sehr häufig und für dasselbe charakteristisch ist, nehmen die betreffenden Beamten ohne Weiteres den kuriosen schwarzen Vogel im Haliczer Wappen für eine Dohle.

Statt das unglückliche Vaterland zu betrauern, suchten die polnischen Magnaten damals nur von ihren neuen Herrschern Titel und Orden zu erhalten, und die Monarchen waren damit so freigebig, daß sie auch jene damit beschenkten, welche noch zur Zeit Bürger der Republik waren.

Besonders liebenswürdig zeigte sich Kaiser Joseph II. Damals war es, wo eine Reihe polnischer Familien den deutschen Reichsfürstentitel erhielt, von den Galizien angehörenden insbesondere die Czartoryski, Sapieha, Lubomirski und Sanguszka, die Potocki und viele andere bekamen den Grafentitel.

Als der Jesuitenorden aufgehoben wurde, begann ein abscheulicher Kampf um die Jesuitengüter. Ein Jeder suchte sich auf Kosten des Staates zu bereichern. Als einer dieser vornehmen Räuber, der Bischof Mlodzeiowski, den berühmten Philosophen Rousseau besuchte, empfing er ihn auf das Beste, kaum nannte aber der Kirchenfürst seinen Namen,

kehrte ihm Rousseau den Rücken, indem er ausrief: „Sie haben mich von vorne gesehen, betrachten sie mich jetzt auch von hinten."

In diese Zeit allgemeiner Demoralisation in Polen fielen die ersten Scenen der französischen Revolution und übten eine ungeheure Wirkung. Je mehr sich die Dinge in Paris entwickelten, um so rascher kamen die Polen zur Besinnung. Die Folge war ein allgemeiner Aufschwung auf allen Gebieten, zu einer wirklich durchgreifenden Reform konnte sich indeß der polnische Adel doch nicht entschließen. Nachdem man 1775 die Rechte der Dissidenten neuerdings eingeschränkt hatte, wurde auf dem Reichstage von 1790 der Antrag Zamoiski's, den Bauern gewisse Rechte und Freiheiten zu gewähren, von Seite des souverainen Adels mit Wuthgeheul aufgenommen und verworfen, sein Codex von dem Landboten Sokolnicki zur Erde geworfen und mit Füßen getreten.

Allmählig gewannen indeß die besseren Elemente im Adel die Oberhand, und im Jahre 1791 wurde eine neue Constitution berathen, beschlossen und proklamirt, welche einen allerdings nur sehr mäßigen Fortschritt bekundet. Den Bauern wurde so gut wie nichts bewilligt, aber der Bürgerstand erhielt gewisse politische Rechte und eine Vertretung im Reichstage.

Schon die in dieser neuen Constitution enthaltenen geringen Zugeständnisse erschienen aber den meisten Magnaten als eine Preisgebung der Adelsrechte und eine Gefahr für den Staat, und so bildeten dieselben die Conföderation von Targowica am 24. Mai 1792.

Kaiser Joseph verweigerte derselben jeden Beistand, um so bereitwilliger wurde ihnen derselbe in Petersburg zugesagt und, die Russen rückten zugleich mit den Conföderirten gegen die polnische Republik in das Feld.

Der König benahm sich elend, er zeigte sich zuerst zweifelhaft um sich schließlich ganz den Conföderirten in die Arme zu werfen. Die Russen rückten von allen Seiten vor, die Preußen und Oesterreicher sammelten Truppen an den Grenzen, die drei Reiche rüsteten sich zu neuem Raube. Der polnische Reichstag zeigte sich zu weiteren Cessionen bereit. Da erhob sich noch einmal die Nation zum Kampfe. Der edle Kosziusko trat an die Spitze.

Es war indeß zu spät. Zu den Russen gesellten sich die Preußen und die Oesterreicher unter Arnoncourt besetzten Chelm und einen Theil von Wolhynien.

Nachdem Kosziusko bei Maciejowicze geschlagen und gefangen und Praga erstürmt worden war, kapitulirte Warschau, und es erfolgte 1796 die zweite Theilung Polens. „Finis Poloniae!"

Die Oesterreicher besetzten jetzt auch die Stadt Krakau, die Pilica, Weichsel und der Bug begrenzten jenen Theil Polens, der fortan dem

habsburgischen Scepter zu gehorchen hatte. Mit diesem neuem Lande, dem Königreich Galizien wurde später ein Stück der damals türkischen Moldau, die Bukowina vereinigt.

Bei der Uebernahme Galiziens durch die österreichische Regierung war dieses Land, in dem der Bürgerkrieg vor allem gewüthet hatte, eine Wüste. Die Beamten, welche aus den geordneten Verhältnissen der in jeder Richtung blühenden Erblande hierher versetzt wurden, empfing ein wahrhaft trostloses Bild allgemeiner Verwirrung, Verarmung und Verwilderung. Die polnischen Magnaten waren nicht gewohnt Gesetz und Recht zu respektiren und fuhren fort, auch unter dem neuen Regiment, ihre Unbärdigkeit zu äußern. Es waren, an der Stelle eines Herrschers, hundert oder mehr kleine Tyrannen, denen vorläufig das Land gehorchte und von denen die übrigen Bewohner desselben, den kleinen Adel nicht ausgenommen, bedrückt und nicht selten brutal mißhandelt wurden.

Einige Fälle, die mein Vater mehr als einmal zum Besten gab, werden genügen, um von der souverainen Willkür dieser Despoten, die Alles für erlaubt hielten, was ihnen nur beliebte, eine schwache Vorstellung zu geben.

Einer dieser Magnaten war gewohnt Jeden, der ihm nicht zu Gesicht stand, mit Prügeln zu traktiren und dann mit Geld zu entschädigen und die Leute, Edelleute so gut wie Bürger und Bauern nahmen Prügel und Geld gleich willig in Empfang. Einmal ließ er sogar einen adeligen Nachbar, mit dem er im Prozesse lag, als ihm derselbe auf der Straße begegnete, aus der Britschka*) reißen und ihm von seinen Kosaken fünfhundert Hiebe aufzahlen.

Ein andermal als ihn ein Edelmann in der Schenke beleidigte, rief er ihm zu: „Bemühe dich nicht, du bekommst keine Prügel, denn ich habe kein Geld bei mir.

Ein anderer Magnat hielt einen armen Edelmann durch volle fünf Jahre in Ketten in einem Keller gefangen. Ein dritter Wütherich brauchte Hände zur Feldarbeit. Wie verschaffte er sich dieselben? Er kam in der Nacht mit seinen Leuten auf das Nachbargut, ließ die fremden Bauern wie Schafe mit Peitschen zusammentreiben und nach seinem Gute übersiedelu, während er das Dorf einfach von der Erde wegrasirte.

Eine vornehme polnische Dame, als Beauté wie als strenge Tugend gleich berühmt, wurde von ihren zahlreichen Bewunderern und endlich sogar von ihrem eigenen Gatten bestürmt, ihre seltene Schönheit der Kunst nicht länger vorzuenthalten sondern mit Hülfe derselben zu verewigen. Es fand sich ein Bildhauer der seine Bitten, mit denjenigen

*) Leichter Wagen.

ihrer Freunde vereinigte und sie bat, ihm als Vorbild für eine mythologische Statue zu dienen.

Die stolze Dame willigte endlich ein und ließ den Künstler auf ihr Schloß in der Nähe von Zloczow kommen, wo sie den Sommer verbrachte. Als das herrliche Bildwerk fertig war und sie es genügend bewundert hatte, wendete sie sich zu dem Bildhauer mit dem Worten: „Ich finde, daß eine Frau, die Gott so schön erschaffen hat, die Pflicht hat, ihre Schönheit in einem Kunstwerke der Nachwelt zu hinterlassen, aber die weibliche Ehre gestattet nicht, daß ein Mann am Leben bleibt, der sich rühmen kann, das Original gesehen zu haben. Ich muß Sie deßhalb tödten lassen.“ Ihre Leute, welche schon bereit waren, bemächtigten sich auf der Stelle des armen Künstlers, kleideten ihn aus, setzten ihn in ein Bad und öffneten ihm die Adern.

Die Fama aber sprach von einem Selbstmorde.

Nicht weniger autokratisch verfuhr der Landadel mit Bauern und Juden.

Von dem sarmatischen Uebermuthe giebt folgende hübsche Geschichte das richtigste Bild. Ein Gutsbesitzer, der ein trefflicher Pistolenschütze war, nahm ein adeliges Fräulein nur deßhalb zur Frau, weil es auch meisterhaft mit Schießwaffen umzugehen verstand. Das junge Paar schoß zusammen nach der Scheibe, und gab es was zu erlegen, ging es gemeinschaftlich auf die Jagd; als aber einmal ein strenger Winter den Herrensitz mit Schnee verbarikadirte und der polnische Nimrod sich langweilte, begann er einen eigenthümlichen Sport zu pflegen.

So oft seine Frau, polnisch gekleidet, mit kurzem Rock, in rothen Männerstiefeln durch das Zimmer ging, nahm er seine Pistolen von der Wand und schoß ihr die Absätze von den Stiefeln herab.

Frau Nimrod ließ sich das einige Zeit gefallen, dann nahm sie eines Tages die Pistole und schoß ihrem Manne die Spange an dem Gürtel vorne entzwei.

Von da an ließ er sie in Ruhe.

Ein anderer Edelmann liebte es, die Juden zur Zielscheibe zu wählen. Er ließ sie am liebsten auf Bäume steigen und schoß sie wie Vögel herab. Einmal erschoß er das Kind des jüdischen Faktors seiner Schwester, diese machte ihm Vorwürfe, er aber lachte sie einfach aus und einige Tage später brachten seine Kosaken und Diener ein paar Wagen voll Juden auf das Gut seiner Schwester und leerten sie im Hofe aus. „Da die gnädige Frau die Juden so liebe“, sagte der Anführer der Escorte lächelnd, „so sende ihr sein Herr diese Ladung als Entschädigung für das erschossene Kind.“

In den Städten, wo neben den polnischen, deutsche und kleinrussische Bürger, welche längst die Sprache der regierenden Nation ange-

nommen hatten, und Juden in großer Zahl wohnten, waren die Zustände besser, es herrschte eine gewisse Gesetzmäßigkeit, und Leben und Eigenthum genossen einigen Schutz. Auf dem flachen Lande schien aber anfangs die polnische Wirthschaft unausrottbar.

Der Bauer lebte wie das liebe Vieh und wurde vielleicht noch schlechter als dieses behandelt.

„Wo Gott eine Kirche hinbaut", sagt der polnische Dichter Krasicki, „stellt der Teufel gewiß gegenüber eine Schenke hin. Der Branntwein war der einzige Trost des mißhandelten Landmannes und dieser wieder war es, der ihn ganz in die Hände des Juden gab.

Trotz aller brutalen Gewaltakte, welche der Adel von Zeit zu Zeit gegen die Juden verübte, war doch Alles in Judenhänden, der Handel, das Handwerk, die verschuldeten Gutsbesitzer, die Schenken, die dem Trunk ergebenen Bauern. Schulen gab es in den polnischen Dörfern gar nicht.

Besonders traurig war damals die Lage der Kleinrussen (Ruthenen). Diese hatten früher eigene Fürsten gehabt und selbständige Staaten gebildet, neben einem tapferen Bojarenadel, Städte mit reichen Bürgern und einen freien Bauernstand besessen. Da sie das Christenthum und die Antriebe zur Bildung von Byzanz empfangen hatten, waren sie viel früher zu einer namhaften Cultur gelangt, als die von Rom aus bekehrten Polen.

Homer wurde bei ihnen zu einer Zeit studirt und übersetzt, wo das westliche Europa von seiner Existenz noch keine Ahnung hatte.

Unter polnischer Herrschaft hatten sie nach und nach Alles verloren, alle Rechte, Freiheit und Eigenthum. Ihr Adel hatte die polnische Sprache angenommen und sich zur römischen Kirche bekehrt, ebenso der kleinrussische Bürgerstand.

Zur Zeit, wo die österreichischen Beamten nach Galizien kamen, bestand das kleinrussische Volk nur noch aus Geistlichen und Bauern. In den Karpaten hausten zahlreiche Räuber, durchaus vor dem Stock des Gutsherrn geflüchtete Bauern.

Die Tyrannei der polnischen Edelleute war eine unglaubliche. Sogar die Schlüssel zu der griechisch-katholischen Kirche verpachteten dieselben an die Juden und die armen Bauern mußten oft Sonntags ihre letzten Groschen zusammenschießen, um ihre Kirchenschlüssel auszulösen und sich Messe und Predigt zu erkaufen.

Die Schulen, welche die griechisch-katholische Geistlichkeit errichtete, denn diese kümmerte sich ungleich mehr um den Volksunterricht als die römisch-katholische der Polen, wurden selten ihrem Zweck erhalten. Meistens belegte der polnische Gutsherr das ohnehin dürftige Schulge-

bäude einfach mit Beschlag und quartirte in demselben einen Theil der Hofdienerschaft ein, oder benutzte die Räume als Granarium.

Die Bauern, ihre Frauen, ihre Töchter und Kinder wurden bei dem geringsten Versehen offiziell mit Stockprügeln und Ruthenhieben gestraft, die Hiebe mit dem Kautschuk ungerechnet, die ihnen nebenbei von dem Herrn, seinem Mandatar, seinen Leuten und nicht allzuselten auch von den schönen Händen der Herrin und ihrer Töchter, privatim verabreicht wurden.

Widerspenstige wurden einer rafinirten Folter unterworfen, besonders Renitente einfach getödtet, da nach polnischem Rechte das Leben eines Bauern nicht höher geschätzt wurde als auf 20 polnische Gulden.

Gefiel ein Bauermädchen dem Gutsherrn, wurde es ohne Weiteres zum Dienste in den Edelhof befohlen und nachdem sich der Despot mit ihr die Zeit vertrieben, wieder fortgeschickt. Die Glücklichsten unter diesen armen Geschöpfen waren noch diejenigen, die es im Edelhofe zu der bevorzugten Stellung einer Maitresse brachten, dort wo keine Frau ihnen im Wege stand.

„Als Gott der Herr in seiner Fürsorge uns so viele russische Völkerschaften anvertraute", sagt der edle menschlichfühlende und weitblickende polnische Graf Heinrich Rzewuski in einem seiner trefflichen Werke, „wie sind wir mit ihnen verfahren? Es ist eine Schmach daran zu denken; darum hat auch Gott uns selbst unter das russische Joch gebeugt. Früher hatten wir uns doch eines Besseren besonnen und die russischen Unterthanen milde behandelt. Nach der Theilung aber hat die Habgier sich derart der Herzen bemächtigt, daß man den Bauern gegenüber sich Unmenschlichkeiten zu Schulden kommen ließ, von denen selbst unsere härtesten Vorfahren keinen Begriff hatten." War es ein Wunder, daß die sonst so geduldigen gutmüthigen Kleinrussen, als sie in der Ukraine durch das Einrücken der Russen Luft bekamen, endlich Rache an ihren Tyrannen nahmen und 1764 jenes schreckliche Blutbad unter dem polnischen Adel anrichteten, das mehr als 50,000 Menschen das Leben kostete und heute noch als „Humanier Schlächterei" im kleinrussischen Volksliede lebt.

Außer den Polen, Kleinrussen und Juden gab es in Galizien noch eine Reihe anderer Völkerschaften. Je mehr man nach dem Süden kam, um so größer wurde das Völkergemenge, da gab es ganze Städte, die nur von Armeniern bewohnt waren und ganze Dörfer der Karaiten, Deutschen (Menoniten), Großrussen (Lipowaner), Ungarn, Rumänen (Wallachen) und außerdem noch Zigeuner und Türken. Mitten in dieses Babel war mein Vater hinein versetzt worden, hier galt es fortan zu wirken.

2. Maria Theresia und die Fürstin Lubomirska.

Nichts ist besser im Stande, von den Verhältnissen in Galizien zu Anfang der österreichischen Herrschaft eine Vorstellung zu geben, als der Prozeß der Fürstin Anna Lubomirska.

Diese hohe Dame war eine Tochter des Fürsten Radziwil und die schönste Frau Polens.

Schon als Mädchen war sie von aller Welt gefeiert und sogar von den Frauen bewundert und liebkost, während sie die Männer förmlich wahnsinnig machte. Ihr Vater verlobte sie mit dem Fürsten Lubomirski, der einer der vornehmsten Cavaliere Polens war und seine politischen Ansichten theilte. Er spielte eine große Rolle in den damaligen Wirren und sein kriegerischer Geist machte ihn zu einem der besten Soldaten seines Vaterlandes.

Anna Radziwill liebte ihn nicht, aber sein männliches, thatkräftiges Wesen übte auf sie einen großen Reiz; auf alle zur Ueppigkeit geneigten Frauen übt männliche Energie, ja oft sogar männliche Brutalität eine Art Zauber aus. Es war eine Heirath aus Politik und aus Geschmack.

Lubomirski braunte indeß ernstlich für die hinreißend schöne, geistvolle Prinzessin und er war nicht klug und gewandt genug, ihr dies zu verbergen.

Dies reizte den Muthwillen der Prinzessin.

Ein junger Edelmann am Hofe ihres Vaters, Herr Jelecki, liebte sie seit Jahren leidenschaftlich und sie hatte von seinen Gefühlen Kenntniß, ohne Mitleid mit ihm zu fühlen. In einer ausgelassenen Anwandlung beschloß sie, jetzt das Füllhorn ihrer Gunst über ihren unglücklichen Anbeter auszuschütten.

Nach der Trauung fand ein fürstliches Festmahl statt und diesem folgte ein glänzender Ball. Während des Tanzes war Anna Radziwil, jetzt Fürstin Lubomirska, aus dem Saale verschwunden. Ihr Gatte war der Erste, der sie vermißte und suchte. Er fand sie in einem tête-à-tête mit Jelecki.

Der Fürst raste, die Fürstin lachte ihn aus, Jelecki versuchte sich zu entschuldigen, aber vergebens. Lubomirski rief seine Diener und ließ den unglücklichen Anbeter seiner Frau so lange mit Stockstreichen traktieren, bis er ohnmächtig liegen blieb.

Die Fürstin lebte hierauf ein Jahr lang mit ihrem Gemahl in Warschau als die Königin der dortigen Gesellschaft, der alte König lag zu ihren Füßen und der spätere Marschall Poniatowski war ihr Liebhaber.

Dann begann sie die Warschauer Etikette zu beengen und sie entfloh eines Tages den Armen ihres Gatten, der kurze Zeit darnach, als einer

der Häupter und Führer der Konföderirten von Bar sich gezwungen sah, außer Landes zu gehen und von Bartfeld in Ungarn aus den Kampf zu leiten.

Die Fürstin Anna Lubomirska lebte jetzt auf ihrem Schlosse Bialykamien in Podolien, in der Nähe der Stadt Tarnopol, in völliger Ungebundenheit und asiatischem Luxus, ganz nach ihrem Geschmacke. Ein ungeheurer Reichthum stand ihr zur Verfügung und erleichterte ihr jede Art von Tollheit und Ueppigkeit.

Dabei war aber dieses entartete Weib gläubig und fromm, wie eine in ihrer Klosterzelle eingesperrte Nonne, ging täglich zur Messe, beichtete und empfing das Abendmahl jeden Samstag, und übte Wohlthätigkeit im größten Maßstabe. Ihr Schloß war das liebste Refugium der aus anderen Gegenden vertriebenen Jesuiten und in Folge dessen erfreute sie sich der ganz speziellen Protektion des Ordens und des heiligen Vaters in Rom.

Sie lebte wie eine Autokratin, die Niemandem außer Gott Rechenschaft schuldig ist und mit ihrem Gott glaubte sie sich, mit Hülfe der Jesuiten, prächtig abzufinden.

Jede Laune, die ihr erfinderischer Kopf, ihre nach Aufregungen, nach Neuem, Ungewöhnlichem dürstende bizarre Phantasie geboren, war sie gewohnt, auch sofort zu verwirklichen, koste es was es wolle, ohne Rücksicht auf ihre Umgebung, auf fremdes Glück oder Menschenleben.

Was Pan Kaniowski, der durch seine blutdürstigen Witze berüchtigte Potocki Herr von Kaniow als Mann, das war sie als Weib.

Beide waren nicht grausam, sondern nur spaßhaft, aber ihre Späße waren echt polnische Späße, zu denen nach dem Sprüchwort ein Arzt, ein Geistlicher und ein Todtengräber gehört.

Es war einmal im Winter, nach Weihnachten, als ein sogenannter Kulig, ein aus Hunderten von Schlitten bestehender Zug in Bialykamien eintraf und das Schloß sich mit zahlreichen Gästen füllte. Fast der ganze Adel der Nachbarschaft war für mehrere Tage bei der Fürstin versammelt und Fest folgte auf Fest.

Unter Anderem plante die Fürstin eine Jagd in ihrem Park, aber die Förster erklärten, es sei nicht möglich, in so kurzer Zeit Wölfe oder anderes Wild einzufangen.

„Aber ich will jagen," sagte die Fürstin, „und zwar morgen schon."

Die Förster betheuerten nochmals, daß es unmöglich sei.

„Unmöglich!" rief Anna Lubomirska aus, „wenn ich will, ist nichts unmöglich."

Sie half sich, ohne viel Umstände zu machen, indem sie eine Anzahl ihrer Bauern in Felle von Bären, Wölfen, Luchsen und Wildschweinen einnähen ließ. Den folgenden Morgen fand die Jagd wirklich statt und

die übermüthigen adeligen Herren und Damen ergötzten sich damit, die armen, zu Thieren degradirten Bauern mit Hunden zu hetzen und ihre Flinten auf sie abzubrennen. Die Mehrzahl kam mit der Angst und ein paar Schrotten davon, doch blieben auch Einige todt auf dem Platze. Das genirte jedoch die spaßhafte polnische Magnatin nicht im Mindesten.

An dem Hofe derselben befanden sich zwei junge Pagen aus kleineren, aber guten adeligen Familien, zum Zwecke ihrer Ausbildung in ritterlicher Art und Sitte, der Eine, Ksawery Czacki, vierzehn, der Zweite, Vincenti Kielanewski, sechzehn Jahre alt. Beide verehrten ihre schöne Gebieterin schwärmerisch, und jedes Zeichen von Gunst, daß sie dem Einen gab, erregte den Neid und die Eifersucht des Anderen.

Als die Fürstin einmal von einem Ritte heimkehrte, war eben Czacki zur Hand, und sie ließ sich von ihm die Stiefeln ausziehen und die bequemen Pantoffeln anziehen. Czacki knieete vor ihr und von seiner Anbetung übermannt küßte er Anna Lubomirska den Fuß. Die Fürstin lachte, gab ihm einen Backenstreich und küßte ihn auf die Stirne.

Kielanewski stand eben in der Gallerie und sah durch das Fenster, was da vorging. Sofort entflammte sein Zorn, und als Czacki das Gemach der Gebieterin verließ, beschimpfte ihn Kielanewski mit Worten, die sich ein edler polnischer Schlachzitz nicht gefallen lassen konnte.

Czacki forderte den Kielanewski zum Duell. Sie schlugen sich im Garten. Ihre Zeugen waren der französische Koch der Fürstin und ein alter polnischer Offizier, der in Bialykamien das Gnadenbrod genoß. Czacki bekam einen leichten Säbelhieb über das Ohr und Kielanewski wurde an der Hand verwundet.

Als die Fürstin von dem Ehrenhandel hörte, lachte sie herzlich, dann ließ sie die beiden Helden vorrufen, schalt sie aus und befahl, dem Czacki zwanzig, dem Kielanewski aber, da er den Streit begonnen, fünfzig Ruthenhiebe zu verabreichen. Die Strafe wurde im Beisein der Fürstin vollzogen.

Dies war indeß noch einer ihrer harmlosesten Späße. Viel ärger erging es dem Edelmann Dolgopolski, mit dem Anna Lubomirska eines Meierhofes wegen Prozeß führte und der ihr allerhand Possen gespielt und sie noch überdies auf einem Balle laut die polnische Messalina genannt hatte.

Tag und Nacht lauerten die Kosaken der Fürstin ihrem Gegner auf, und als dieser einmal in seliger Weinlaune von einem Bankett heimkehrte, wurde er von ihnen überfallen, nach tapferer Gegenwehr gefangen genommen und gefesselt nach Bialykamien gebracht.

Die Fürstin befahl im ersten Zorn, ihn aufhängen zu lassen, aber ihr Beichtvater, der Jesuit Glogowski, beschwor sie, sich nicht von ihrem Hasse zu einer That hinreißen zu lassen, welche die schlimmsten Folgen

für sie haben könne, da die Tödtung eines polnischen Edelmanns als gemeiner Mord gestraft wurde und auch in diesen unruhigen Zeiten sich für einen solchen Fall eklatanter Gewaltthat Richter und Urtheilsvollzieher finden würden. Die Fürstin beruhigte sich und widerrief ihren Befehl, aber den verhaßten Feind, den sie in ihrer Gewalt hatte, so leichten Kaufes loszugeben, war auch nicht nach ihrem Geschmacke.

Dolgopolski hatte sie die Messalina Polens genannt, das gab ihr den spaßhaften Gedanken ein, ihn dadurch zu strafen, daß sie ihm die Macht ihrer Schönheit fühlen lasse. Wenn er gleich Jenen, die er verspottet hatte, für sie in Leidenschaft entbrannte und sie ihn dann mit Hohn bezahlen konnte, feierte sie ohne Zweifel einen größeren Triumph, als wenn sie seinem Leben ohne viel Federlesens ein schnelles Ende machte.

Wenn Anna Lubomirska etwas einfiel, was ihr Unterhaltung verhieß, war es auch schon beschlossen und ausgeführt.

Dolgopolski wurde also auch zur selben Stunde in einen Saal im Schlosse gebracht, und nachdem man ihn seiner Fesseln entledigt hatte in einen großen Käfig gesperrt, in dem Anna Lubomirska früher einen Bären gehalten hatte. Man bewirthete ihn hier auf das Beste mit Speisen aus der fürstlichen Küche und den besten Weinen aus dem fürstlichen Keller. Als es dunkel wurde, ging plötzlich ein Vorhang auf und Dolgopolski blickte in das hell erleuchtete Schlafgemach seiner Todfeindin.

Am Morgen war Delgopolski verurtheilt, Zeuge des Lever's der Fürstin zu sein und so Tag für Tag durch mehr als ein Monat. Der arme Schlachzitz nahm sich zusammen, um der Versuchung nicht zu erliegen, aber er war lange kein heiliger Antonius, und so hatte die Fürstin schließlich doch die Genugthuung, seinen Haß in glühende Liebe verwandelt und ihn selbst vor sich auf den Knieen zu sehen. Als sie ihren Zweck erreicht hatte, lachte sie ihn aus, befahl, um ihn abzukühleu, wie sie sagte, ihm den Kopf vollständig zu rasieren und ließ ihn dann einfach laufen.

Chojecki, der Sohn des Besitzers von Drohojew, war bei einem Gefechte zwischen den Conföderirten und den Russen versprengt worden und kam mit einigen Uhlanen nach Bialykamien, wo ihn Anna Lubomirska gastfreundlich aufnahm.

Der empfängliche junge Offizier verliebte sich sofort wahnsinnig in die Fürstin. In einer schwachen Stunde gestand er seine Leidenschaft dem Jesuiten Glogowski, der wieder Anna Lubomirska davon Mittheilung machte.

Bei einem tête-à-tête, das sie veranstaltet hatte, richtete die Fürstin die Frage an Chojecki, ob es wahr sei, daß er sein Leben für ihre Gunst hingeben würde. Der verblendete Thor fiel ihr zu Füßen und schwor,

was eben nur ein verliebter junger Mensch schwören kann, und die Fürstin nahm ihn beim Wort.

Sie beglückte ihn mit ihrer Liebe und ließ ihn dann vor ihren Augen in einem unterirdischen Keller tödten und auf der Stelle einscharren. In derselben Nacht entstand Allarm, es hieß, die Russen rücken an, die Uhlanen ritten davon, im Glauben, daß Chojecki bereits die Flucht ergriffen habe und seither wurde nichts mehr von ihm gehört.

Als ihr Beichtvater ihr einmal Vorstellungen über ihr schändliches, sündhaftes Leben machte, rief sie aus: „Gut, ich jage alle meine Verehrer fort, sperre mich ein und ziehe Nonnenkleider an, aber dann müssen Sie mir selbst dafür den Hof machen.

Der alte Mann ergriff die Flucht und hütete sich wohl, ihr noch ferner Moral zu predigen.

Damals war Russocki ihr Favorit, der sie furchtbar ausbeutete. Der Skandal wurde immer größer, das öffentliche Aergerniß verlangte eine Genugthuung. Ihr Vater und ihr Mann, die sich damals in Bartfeld befanden, beschlossen, ihrem Treiben ein Ende zu machen und sie nach polnischem Recht in ein Kloster zu stecken. Ein bewährter lithauischer Edelmann ihres Anhanges erhielt von ihnen das Urtheil, die schriftliche Vollmacht ihres Gatten, sich der Person der Fürstin zu bemächtigen und einen Brief ihres Vaters. Wenn es ihm nicht gelingen sollte, Anna Lubomirska zu verhaften, war er beauftragt. mindestens den in ihrem Besitze befindlichen Familienschmuck, im Werthe von mehreren Millionen polnischen Gulden in Sicherheit zu bringen.

Der Sendbote kam nach Bialykamien, wurde aber von der Fürstin mit Mißtrauen empfangen und so scharf bewacht, daß er nach drei Tagen, in der Ueberzeugung, daß es unmöglich sei, das Urtheil zu vollstrecken, sich damit begnügte, mit Hilfe einer Kammerfrau, die er bestach, den Schmuck der Fürstin an sich zu nehmen und mit demselben davonzureiten. Durch einen Zufall entdeckte Anna Lubomirska sofort das Geschehene. Russocki warf sich auf ein Pferd und sprengte mit den Kosaken der Fürstin ventre à terre dem Lithauer nach. Obwohl dieser einen Vorsprung gewonnen hatte, wurde er dennoch eingeholt, gefangen genommen und nachdem sich der Favorit der Fürstin seiner Papiere bemächtigt hatte, nach Bialykamien zurücktransportirt und hier, mit Ketten beladen, in den tiefsten Kerker geworfen.

Nachdem die Fürstin aus den Papieren des Lithauers die ihr drohende Gefahr und die Pläne ihres erzürnten Vaters und ihres beleidigten Gatten kennen gelernt hatte, beschloß sie an dem Werkzeug derselben ein Exempel zu statuiren, damit Anderen die Lust vergehe, eine ähnliche Mission zu übernehmen.

Der Magiſtrat der Stadt Tarnopol beſaß alle Rechte eines ſogenannten Skabinatsgerichtes und unter dieſen auch das Jus gladii.

Anna Lubomirska ſandte ihren Favorit nach Tarnopol und lud den geſammten Magiſtrat zu ſich ein. Die Herren kamen gerne, denn man tafelte in Bialykamien ganz vortrefflich. Nachdem ſie Bürgermeiſter und Schöffen reich beſchenkt hatte, ließ die Fürſtin beim Diner ihre feurigſten Weine auftiſchen. Als Alle in der beſten Laune und ihrer Sinne nicht mehr ganz mächtig waren, richtete Anna Lubomirska die Frage an den Bürgermeiſter: ob es wahr ſei, daß die Stadt Tarnopol das Recht über Tod und Leben beſitze?

Der Bürgermeiſter beſtätigte es, aber Anna Lubomirska erhob Zweifel dagegen und brachte ihn immer mehr in Hitze.

„Wenn wir nur einen Verbrecher zur Hand hätten," rief er aus, „ſo würde ich es auf der Stelle beweiſen."

Die Fürſtin erklärte hierauf, daß es an einem geeigneten Objekt nicht fehle und erzählte den Vorfall mit dem Lithauer, indem ſie denſelben, mit Verſchweigung aller anderen Umſtände, einfach als einen Räuber ihres Schmuckes darſtellte.

Der Bürgermeiſter und die Schöffen von Tarnopol ließen hierauf den Lithauer vorführen und nahmen ihn in das Verhör. Vergebens machte er ſeinen Adel geltend, er konnte ihn nicht beweiſen, dagegen wurden die Zeugniſſe der Fürſtin, ihres Favoriten und ihrer Leute gegen ihn als vollgültig angenommen.

Das Tarnopoler Skabinatsgericht verurtheilte ihn zum Tode und ließ die Strafe ſofort vollziehen, Alles im heiterſten Weinrauſche, und da kein Scharfrichter zur Hand war, nahm man einen Fleiſchhauer, der auch wirklich den Unglücklichen mit dem Schwerte enthauptete.

Nicht lange nach dieſer Blutthat rückten die Oeſterreicher ein und das öſterreichiſche Criminalgericht machte ſofort der Fürſtin, ihrem Favoriten und dem Bürgermeiſter von Tarnopol den Prozeß.

Die Anklage lautete auf Mord. Da begann aber auch ſchon die fieberhafteſte Thätigkeit der Jeſuiten in Lemberg und Wien zu Gunſten der Fürſtin.

Anna Lubomirska kam nach Wien, lebte hier wahrhaft fürſtlich und erregte gleichviel Aufſehen durch ihre Verſchwendung, wie durch ihre Schönheit.

Eines Tages befand ſich die Kaiſerin in ihrer Loge in der Hofburgkirche bei den Auguſtinern. Da wurde vor dem Altar ein Teppich ausgebreitet und eine ganz in Schwarz gekleidete vornehm ausſehende Frau erſchien und warf ſich auf demſelben, mit dem Geſicht zur Erde und mit ausgebreiten Armen, in Kreuzform nieder.

Der ganze Hofstaat gerieth über dies seltene, echt polnische Schauspiel in Aufregung.

„Wer ist diese Frau?“ fragte Maria Theresia.

„Es ist die unglückliche Fürstin Anna Lubomirska,“ erwiederte ihr Beichtvater, der Jesuit Pater Porhammer, „welche in dieser tiefen Reue und Demuth ihre Sünden abbüßt.“

Maria Theresia war tief gerührt, Porhammer benutzte diese Stimmung und noch an demselben Tage wurde das allerhöchste Cabinetsschreiben erlassen, durch das der Criminalprozeß gegen die Fürstin Anna Lubomirska und ihre Mitschuldigen einfach niedergeschlagen wurde.

So kam diese entartete Frau, diese blutbefleckte vornehme Mörderin scheinbar ohne Strafe davon, aber die göttliche Gerechtigkeit verschonte sie deßhalb doch nicht. Sie lebte noch kurze Zeit in Saus und Braus, dann mußte sie ihren Schmuck und endlich ihre Güter verkaufen. Zuletzt wurde sie vollständig verarmt zur Säuferin, trieb sich in den gemeinsten Schänken herum, schlief oft in denselben hinter dem Ofen gleich einer Bettlerin, und starb elend, auf dem Stroh, im Säuferwahnsinn. Sie ist in Tarnow begraben, auf ihrem Obelisk ist ihr Wappen, die Fürstenkrone und — ein Herz von Stein zu sehen.

Hofrath von Sacher-Masoch.

(Nachlaß.)

Zum Räuber-Jubiläum.

[Nachdruck verboten.] [Ueberſetzungsrecht vorbehalten.]

Der 13. Januar 1882 iſt ein wichtiger Gedenktag der deutſchen Bühne. Schiller's „Räuber“ feiern an dieſem Tage ihr hundertjähriges Geburtsfeſt auf dem Theater. Am 13. Januar 1782 um 5 Uhr Nachmittags (ſo früh hatte man der Länge des Stückes halber den Anfang feſtſetzen müſſen) ging zum erſten Male der Vorhang des Mannheimer Theaters vor der Aufführung dieſes gigantiſchen Drama's in die Höhe. Als er zum letzten Male ſank, hatte das deutſche Theater einen glänzenden Erfolg errungen, welcher von hoher Bedeutung für die fernere Entwickelung der jungen Bühnenkunſt geworden iſt. Mittelbar und unmittelbar. Mittelbar dadurch, daß durch die Aufführung in dem Bewußtſein Schiller's, wie es ſein Brief an Dalberg vom 17. Januar ausſpricht, die Ueberzeugung geboren wurde, daß er das Zeug eines dramatiſchen Dichters beſitze. „Beobachtet habe ich ſehr Vieles, ſehr Vieles gelernt, und ich glaube, wenn Deutſchland einſt einen dramatiſchen Dichter in mir findet, ſo muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen.“ So ſchreibt der Dichter, der unſer größter Dramatiker geworden und bis heute geblieben iſt. Die Gedankenreihe, welche ſich für den Literatur- und Theater-Hiſtoriker an dieſes Bekenntniß knüpft, iſt unabſehbar. Aber auch ganz unmittelbar war der Erfolg jener Mannheimer Aufführung der „Räuber“ für daß deutſche Theater wichtig. Sie hatte zunächſt einen großen Schauſpieler geboren. Mit einem Schlage war der junge „Iffland“, der den Franz Moor geſpielt hatte, ein berühmter Künſtler geworden. Was er für die deutſche Bühne als Darſteller und Direktor in Berlin geleiſtet hat, bewahrt die Theatergeſchichte auf ihren Tafeln. Dann aber hatte die Räuber-Aufführung zwei Rollen auf die Szene geſtellt, welche die Entwickelung der ſchauſpieleriſchen Kunſt ganz weſentlich gefördert haben. Sehr richtig ſagt Eduard Devrient in ſeiner Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt: „Die Rollen des Karl und des Franz Moor haben die Productionskraft des jugendlichen Helden und des In-

triguants bis an die Grenze des Möglichen gedrängt". Und wir dürfen mit Recht hinzusetzen, daß beide Rollen, der idealistische wie der materialistische Verbrecher, Haupt- und Lieblings-Aufgaben der deutschen Schauspieler geblieben sind und bleiben werden, solange es leidenschaftliche Helden- und Characterspieler geben wird.

Diesen wichtigen Gedenktag wird nun nicht blos die Mannheimer Bühne feiern, welche allerdings ganz besondere Vorbereitungen trifft für dies Centennarium, er wird voraussichtlich auf allen deutschen Bühnen festlich begangen werden. Natürliicherweise mit einer Aufführung der Räuber.

Dabei tritt denn auch die Costümfrage wieder in den Vordergrund. Herr von Dalberg hat bekanntlich den Dichter veranlaßt, in seiner Bühnenausgabe des Stückes die Handlung desselben um mehrere Jahrhunderte zurückzuverlegen und die Räuber sind in Mannheim zuerst im altdeutschen Costüme gegeben worden. Diesem Beispiele sind alle deutschen Bühnen über ein halbes Jahrhundert lang gefolgt. Erst seit etwa drei Decennien ist es Mode geworden, das Costüm des 18. Jahrhunderts anzuwenden.

Der Urheber dieser Veränderung ist wohl Eduard Devrient. Wenigstens tadelt er im dritten Bande seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" die Zurückverlegung der Handlung auf das Lebhafteste, behauptet, daß durch dieselbe „der eigentliche Geist des Gedichtes, alle seine tiefer liegenden Motive gelähmt, die besten Lebensnerven der Characteere durchschnitten worden seien", ja er beklagt es schließlich, daß „bis auf den heutigen Tag (der Band ist 1848 erschienen) der Sinn des merkwürdigen Gedichtes für die theatralische Wirkung verfälscht worden" sei. In einer Anmerkung fügt der Historiker der deutschen Schauspielkunst hinzu: „Nur wenige und untergeordnete Bühnen haben das Stück nach dem blos verkürzten Originale und in der Tracht der Zeit, in welcher es gedacht ist, gespielt."

Das Hoftheater in Karlsruhe, dessen Leitung Eduard Devrient bald nach dem Erscheinen seines Geschichtswerkes übernahm, ist wohl die erste namhaftere Bühne gewesen, welche das Rococokostüm bei der Darstellung der Räuber adoptirt hat. Nach und nach ist die Mehrzahl der Bühnen nachgefolgt und namentlich durch die Reisen der Meininger, welche die Räuber auch in ihrem Repertoire führen, ist für die Anwendung der Tracht des vorigen Jahrhunderts bei Darstellung der Räuber erfolgreich Propaganda gemacht worden.

Dabei hat man denn mancherlei Tadel vernehmen müssen gegen die Gewaltsamkeit jenes von Dalberg, der das junge Genie mißhandelte und gezwungen habe, gegen seine Ueberzeugung in eine Entwerthung seiner Dichtung zu willigen, um nur überhaupt auf die Bretter zu gelangen,

und mancher Pfeil gegen die despotischen und unfähigen Theater-Intendanten und Directoren ist dabei vom grünen Bogen kritischer Schützen abgeschnellt worden.

Ich gestehe, daß mich die Gründe Eduard Devrients und die zahlreiche Gefolgschaft, welche er gefunden, nicht von der Ueberzeugung haben abbringen können, daß Herr von Dalberg, als er dem jungen Schiller die Zurückverlegung seines Stückes vorschlug, durchaus Recht gehabt hat, daß sein Vorschlag und Rath einem künstlerischen Auge, einem gereiften Geschmacke, einer ganz richtigen Anschauung entsprungen sind. — Es ist bekannt, daß der Ausschuß des Mannheimer Theaters (die Schauspieler Iffland, Beck, Beil, Kirchhöffer, Meyer) in seinem Berichte an Dalberg Folgendes sagt: „Wir halten uns verpflichtet, Ew. Excellenz zu benachrichtigen, daß in Betracht der Räuber die allgemeine Stimme wider das altdeutsche Costüm sich erklärt hat. Da die Wirkung, welche dieses Stück im Ganzen machen wird, schwer zu bestimmen ist, sollten wir im Fall einer nicht ganz erwünschten Wirkung uns wohl nicht dem Vorwurf aussetzen, das veränderte Costüm habe die Wirkung gemindert?" Dalberg schrieb an den Rand des Berichtes: „Mag die allgemeine Stimme sagen, was sie immer will; Urtheile des Pul ..ms über Stücke können nur alsdann Eindruck machen, wenn die Stücke erst vorgestellt sind. (O weiser Daniel!) Hier ist es schiefes Vorurtheil einiger mit Schauspielwirkung wenig vertrauter Köpfe. Die Räuber können nach allen Begriffen vom Theater-Effect nicht anders als mit idealischem Anstrich und älteren Costümen gegeben werden. Denn wo ist nur der geringste Grad von Wohrscheinlichkeit, daß in unseren jetzigen politischen Umständen und Staatenverfassung sich eine solche Begebenheit zutragen könne? Dies Stück in unserer Tracht wird Fabel und unwahr."

Aber auch der Dichter selbst remonstrirte gegen Dalbergs Absichten. Auch aus Dalbergs Antworten auf Schillers Briefe gewinnen wir den Eindrnck, daß der Intendant ein reifer philosophisch-gebildeter Kopf, ein durchaus fein gebildeter und geschmackvoller Kenner gewesen ist, dem Schiller endlich schreibt: „Ew. Excellenz haben mich in Ihrem letzten Briefe scharfsinnig genug nach Hause geschickt, daß ich schweigen und abwarten muß."

Und der Erfolg? Er ist ein glänzender gewesen. Schiller selbst bedankt sich in seinem Briefe vom 17. Januar 1782 auf das Wärmste „für die Ehre und den Pomp", dessen Dalberg sein „Stuck gewürdigt". Als Dalberg die Zurückverlegung von dem jungen Dichter verlangte, trieb ihn keine Rücksicht gemeinerer Natur, Wenn ein Theaterleiter an die Mis-en-scène eines neuern Werkes einen ganz besondern „Pomp" wendet, wenn er es, wie wir heute sagen, einer neuen Ausstattung würdigt, dann ist seine Schätzung des Werkes gewiß eine besonders hohe.

Wir haben also keinerlei Anlaß, an der Wahrheit der von Dalberg für seine Absicht in's Treffen geführten Motive zu zweifeln, und da der Erfolg ihm Recht gegeben, da der Dichter ihm Recht gegeben, so sollten wir nicht in eitlem Besserwissenwollen den durch diese beiden wichtigsten Instanzen anerkannten Erfolg nachträglich bekritteln wollen.

Ueber ein halbes Jahrhundert lang ist die deutsche Bühne bei den Darstellungen der Räuber Dalberg's Vorgange gefolgt. Nie und nirgends hat seine Einrichtung den gewaltigen, Alles mit fortreißenden Erfolg der Dichtung gehemmt oder gelähmt, die bezüglichen Aeußerungen Devrient's sind ganz entschieden unwahr und zum mindesten übertrieben, denn nicht die Gewaltsamkeit und Rohheit der Handlung sind es gewesen, welche die Räuber zu einem Glanzstücke des Repertoires erhoben haben. Wenn der Historiker der deutschen Schauspielkunst es selbst anerkennt, daß es Fleck und Ludwig Devrient „ganz gelungen sei, sich zu der schwindelnden Kühnheit der dichterischen Erfindung zu erheben, ja daß sie den Dichter darin übertroffen (!), daß sie seinen Gestalten überzeugend menschliches Leben gaben", so wird seine Behauptung über den letalen Einfluß der Dalberg'schen Einrichtung auf den Geist des Stückes eo ipso hinfällig. Denn die beiden genannten Schauspieler haben ihre Rollen nach der Mannheimer Bühneneinrichtung gespielt. Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß Devrient's Urtheil verblendet ist von jener leidenschaftlichen Gereiztheit gegen die „Hof-Intendanten", deren einer ja auch Dalberg gewesen, von welcher sein ganzes Buch gesättigt ist.

Dalberg hat übrigens auch schon in unserer dramaturgischen Literatur Vertheidiger gefunden. Ein warmer Anwalt ist ihm in Dr. Wilhelm Kaffka erstanden, dessen „Iffland und Dalberg" seine Sache mit Geschick und Erfolg führte. Auch Emil Palleske kann nicht umhin, zu bekennen, daß „Dalberg's Costüm sich glänzend bewährt habe". Am entschiedensten aber tritt Friedrich Laube für die Motive Dalberg's in seinem „Burgtheater" ein. Bei Gelegenheit seiner Erzählung von der ersten Inscenesetzung der Räuber im Wiener Burgtheater sagt er Folgendes: „Man ist in Karlsruhe neuerdings damit vorgegangen und einige Theater sind nachgefolgt, das Stück im Rococo-Costüm zu geben. Ich sehe darin keinen Gewinn. Im Gegentheil. Bekanntlich wurde das Stück gegen Schiller's Wunsch in die fernen Zeiten des allgemeinen Landfriedens zurückverlegt. Dalberg verlangte es. Das war übertrieben. Es aber modern zu machen für Schiller's Jugendzeit und ihm das Costüm des siebenjährigen Krieges zu geben, weil die Schlacht bei Prag erwähnt wird, das heißt das Wort über den Geist setzen und dem Stücke schaden. Rococo-Costüm hat etwas Zierliches, Enges, Geputztes und ist dem Inhalt der Räuber gar nicht zuträglich. Die Rococokleider und die rohen, wilden Studenten in Leipzig stimmen nicht zusammen.

Franken, wo ein Theil des Stückes spielt, war im siebenjährigen Kriege so wenig vom Kriege berührt, daß das Walten einer solchen Räuberbande nicht wohl möglich war. Im dreißigjährigen Kriege dagegen war ganz Deutschland so herrenlos und regierungslos, daß alle Phasen des Stückes möglich sind; eine Schlacht bei Prag gab's zufällig auch, und das Costüm ist malerisch, dem Inhalte entsprechend. Wir geben deshalb die „Räuber" in der Tracht des dreißigjährigen Krieges."

Ich lasse es dahin gestellt, ob die Vertauschung der Zeit des Landfriedens mit der des dreißigjährigen Krieges gerechtfertigt ist, ob sie nöthig war (— ich meinerseits finde Dalberg's Verlangen nicht übertrieben —), aber das ersieht man aus Laube's Worten unzweifelhaft, daß er die Motive Dalberg's seiner Abschwächung ungeachtet im Ganzen theilt. Auch er spricht von der Unmöglichkeit der Handlung im vorigen Jahrhundert, auch er legt Nachdruck auf das „Malerische" des Costüms, deshalb verwirft er entschieden die Zeit des vorigen Jahrhunderts und das Rococo-Costüm.

Das wichtigste Motiv für meine Ansicht, daß wir das Stück, besonders bei der Jubiläumsfeier in jener äußern Form aufführen sollten, in welcher es vor 100 Jahren zuerst an das Lampenlicht trat, ist dies, daß eben in dieser Gestalt das Werk epochemachend für unsere Bühne geworden ist und daß wir schon aus einem Gefühle der Pietät diese Jugendgestalt des herrlichen Jugendwerkes, welches an der Schwelle unserer modernen dramatischen Entwickelung steht, sorgsam bewahren sollten. Wir befinden uns dabei im Einklange mit dem Dichter, der seinem Taufpathen entschieden Recht gegeben und nie versucht hat, eine Veränderung zu bewirken, was ihm bei seiner späteren langjährigen Verbindung mit der realen Bühne leicht genug geworden wäre, mit der Gepflogenheit vieler Jahrzehnte, welche den ersten Erfolg sanctionirt und erhöht hat, mit der Meinung namhafter Dramaturgen, welche mindestens gleichwerthig ist mit der Ansicht des Geschichtsschreibers der deutschen Schauspielkunst.

Wenn Etwas im Stande ist, die neuerer Zeit beliebte Veränderung des Costüms auch in meinen Augen zu motiviren, so ist es nicht die Meinung, daß die von Dalberg verlangte Zeit und Tracht den Geist der Dichtung fälsche und ihre Wirkung lähme — dies ist absolut nicht der Fall gewesen — sondern es ist der Umstand, daß nach Verlauf eines Jahrhunderts auch Schiller's Jugendzeit in jener poetischen Entfernung liegt, welche einen idealischen Duft um die Gestalten und die Handlung des Werkes weben muß, soll es nicht roh und gewaltsam in seiner Wirkung erscheinen, und daß das Rococo-Costüm deshalb für unsere Augen etwas von jenem malerischen Reiz gewonnen hat, den Dalberg mit seinem Geschmack durch seine Costüm-Veränderung

der Darstellung des Stückes zugebracht hat. Es muß dann aber natürlicher Weise auch in der Text-Redaction gegeben werden, welche in die Gesammt-Ausgabe der Schiller'schen Werke aufgenommen ist. Das Stück in dem Rococo-Costüm zu geben und doch den Franz Moor nach der Mannheimer Bühnen-Ausgabe in den Thurm werfen zu lassen, wie wir es in jüngerer Zeit gesehen haben, ist ein Widersinn und eine Geschmacklosigkeit.

August Förster.
(Leipzig.)

Maimonides

erkennt die weltgeschichtliche Bedeutung des Christenthums an.

(Melachim XI, 4.*)

[Nachdruck verboten.] [Uebersetzungsrecht vorbehalten.]

Anerkennung ist Gefühl wechselseitig schuldiger Gerechtigkeit. Der große Grundsatz, worauf der größte Staatengründer des Alterthums sein Gebäude, und in diesem das Fundament für den Sitten- und Rechtsstaat der Zukunft dauernd befestigt hat, heißt: „Behandle Jedermann so, wie du wünschtest an seiner Stelle behandelt zu werden.“ Dieses gilt auch von unserem Urtheil über Andere, wie der alte Weise sagt: „Richte Niemanden, bis Du in seiner Lage gewesen.“ Jedes Vorurtheil ist ein Privilegium, und jedes Vorrecht schließt ein Unrecht ein. Derselbe Gesetzgeber, welcher den obigen, großen Grundsatz eingeführt, stellt demselben das gleich große Wort an die Seite: „Ein Gesetz für Alle.“ (Num. 15, 15.)

Das Privilegium aber für unsere Meinungen wird nirgends mehr und gewaltsamer in Anspruch genommen, als auf dem Gebiete der Religion; hier ist die privilegirte Meinung ein unantastbares Erbgut, ein Fideicommiß, auf dessen Zinsen nur die Erbberechtigten Anspruch zu haben behaupten, während sie jeden Anderen von dessen Mitgenusse ausschließen.

Darauf beruhen jene lieblos verdammenden Aussprüche: „außer der Kirche kein Heil“ — „die Tugenden der Heiden sind nur glänzende Laster“; und von diesem Standpunkte aus hat das Judenthum kein Recht mehr zu bestehen, es ist im Christenthume erfüllt und aufgegangen. Verzweifelte Ansicht für den Bekenner des Judenthums! Derselben gemäß ist seine Religion nur noch ein wesenloses Gespenst; seine Glaubensge-

---

*) Abschnitt „von den Königen“ Kap. 11, 4.

meinde nur noch der ewige Jude, der zum Schrecken der Menschen durch die Welt wankt. Das kann nicht die Anschauung des Menschenfreundes, nicht die Wahrheit sein, die wir dem Urquell aller Wahrheit, dem Vater aller Menschen zuschreiben.

Einen anderen Grundsatz stellt das Judenthum auf. Nach seiner Lehre ist die Pflege der religiösen Wahrheit unter den Menschen drei Religionen anvertraut, dem Christenthum, dem Islam und dem Judenthume. Das Christenthum erleuchte den Occident, der Islam den Orient, während das Judenthum über die ganze Erde als ein Weltbürger wandere, um die Gotteinheitslehre zu bewahren. Da der Islam eine Mischreligion ist, so bleiben noch Christenthum und Judenthum auf der Weltbühne, um das große Drama der Welterleuchtung durch Gott gemeinsam auszuführen. Beide Religionen ergänzen einander, das Judenthum wirkt defensiv, das Christenthum offensiv, jenes erhaltend, dieses ausbreitend. So dienen beide einander, und ist es weder nöthig noch zulässig, daß Eines das Andere verunglimpfe oder für überflüssig erkläre.

Darum ist es besonders denkwürdig, daß gerade der große Maimonides, nach Moses der größte Glaubens- und Gesetzeslehrer der Juden dem Christenthume jene providentielle Aufgabe zusichert.

Rabbi Moses Ben Maimon — nach der Sitte des jüdischen Mittelalters, die Gelehrten mit ihren Anfangsbuchstaben zu bezeichnen, „Rambam" genannt — lebte in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, theils in Spanien, theils in Aegypten und stand als Gottesgelehrter, Weltweiser und Arzt bei Arabern und Juden im höchsten Ansehen. Auf ihn in Wahrheit könnte man die Zweiseelentheorie anwenden; Maimonides war zugleich der orthodoxeste und der aufgeklärteste Jude seiner Zeit. Diese doppelte Anschauung, die er geltend machen mußte, um seine Rechtgläubigkeit neben seiner Freisinnigkeit zu bethätigen, spiegelt sich in merkwürdiger Treue in zwei gleichbedeutenden, einflußreichen Werken ab, in der „starken Hand" (Jad chasaka) und in dem „Führer der Irrenden" (More Nebuchim). In dem ersteren ist er eigentlich nur Referent des Talmuds; in wunderbar umfassender Belesenheit stellt er nämlich aus dem unermeßlichen Gebiete, nicht nur der sechzig Theile des babylonischen, sondern auch aller Abtheilungen des Jerusalemischen Talmuds, so wie der übrigen rabbinischen Schriften der Vorzeit, die Ergebnisse der Gesetzesforschung übersichtlich und systematisch zusammen, wodurch er wohl das praktische Studium des Talmuds ungemein erleichtert, aber durch Fortlassung der Namen der Talmudisten ihre Satzungen gleichsam zu einem versteinerten Walde verzaubert hat. Zugleich hat er dadurch die traurige Veranlassung gegeben, daß durch seine zahlreichen Nachahmer in den folgenden Jahrhunderten das ceremonielle Religionswesen unter den Juden bis zur Ueberbürdung erschwert wurde.

Neben jenem Werke von erstaunlicher Gelehrsamkeit in 14 Büchern hinterließ er uns das obengenannte, gleich denkwürdige zweite Werk in drei Theilen, worin er die schwierigen Stellen der heiligen Schrift denkgerecht und vernunftgemäß erklärt, wobei er sich zuweilen sogar selbst in Betreff dessen corrigirt, was er in seinem größeren Werke in anderem Sinne aufgezeichnet hatte, indem er dort die Worte des Talmuds, hier den Sinn der Schrift darstellt.

So lehrt der Talmud, die göttlichen Gebote — von denen es doch heißt: „sie seien eure Weisheit und eure Vernunft vor den Augen der Völker" (Deut. 4, 6), — dürften von uns nicht aus dem Grunde beobachtet werden, weil sie Zeugnisse göttlicher Liebe und Barmherzigkeit, sondern Befehle eines himmlischen Herrn und Gebieters seien, der für seinen Willen unbedingte Folgsamkeit erheischt, ohne daß es gestattet sei zu fragen, warum? Das ist in Betreff der That auf dem Gebiete des Judenthums das Opfer des Intellects, wie solches in Betreff des Glaubens auf dem Gebiete des Christenthums erscheint. Beide Religionen gehen in der strenggläubigen Auffassung von der Meinung aus, das sei kein Verdienst, wenn Du glaubst oder thust, was schon Deine Vernunft Dir anempfiehlt, sondern das allein ist verdienstlich, wenn Glauben und Thun als eine Folge nicht freier, freudiger Ueberzeugung, sondern sclavisch blinden Gehorsams hervortreten. Das ist Knechtung; der Mensch, ein freies Wesen, soll stets Herr seiner Ueberzeugungen und Handlungen sein.

Da nun Maimonides in seinem „Führer" (More) die Gründe der mosaischen Gesetze eingänglich erörtert, so fügt er, wie zu seiner Entschuldigung bei: „Du darfst mir nicht einwenden, es heiße ja im Talmud, man dürfe nicht beten: „Dein Erbarmen erstreckt sich auch über ein Vogelnest", als seien die Gebote Gottes Ausflüsse seiner himmlischen Liebe — denn das ist die Ansicht derjenigen, welche meinen, für die Satzungen der Thora gebe es keinen vernünftigen Grund, sondern lediglich den göttlichen Willen — wir aber hielten uns (hier) zu der anderen Ansicht." — Das ist offenbarer Widerspruch gegen die talmudische Meinung, und der große Denker ist sich dessen vollkommen bewußt.

Maimonides nun, welcher in der Einleitung zu jenem größeren Werke, worin er die Satzungen des Talmuds so getreu zusammenstellt, die gleichfalls dem letzteren entnommenen Worte aufführt, daß, wer auch nur ein Jota, wer auch nur die kleinste Auslegung der Rabbinen in Abrede stelle, keinen Antheil an der ewigen Seligkeit habe, — ein anmaßender Ausspruch, welcher dem strengsten Ausschließungsbanne des katholischen Priesters nichts nachgiebt — er schließt jenes hochorthodoxe Werk mit der Anerkennung des Christenthums in seiner weltgeschichtlichen Aufgabe und Bedeutung. Also bemerkt er gegen das Ende seiner „Jad" — man nennt so abgekürzt jenes große Werk Jad chasaka „die starke Hand" —

im Abſchnitte von den Königen, wie folgt: „Die Pläne des Weltenſchöpfers vermögen die Menſchen nicht zu ergründen, denn ihre Wege ſind nicht ſeine Wege und ihre Gedanken nicht ſeine Gedanken. Alle jene Vorkommniſſe (bei Jeſus nämlich), ſowie bei Demjenigen, der nach ihm aufſtand, (nämlich bei Muhamed) traten nur ein, dem König Meſſias den Weg zu bahnen, daß er der ganzen Welt die Verfaſſung gebe, Gott einmüthig zu dienen, wie es heißt (Zephania 3, 9): „Einſt werde ich den Völkern eine geläuterte Sprache zuwenden, daß ſie Alle den Namen Gottes anrufen und ihm dienen einmüthig.“ Denn es wird dann die Welt bereits erfüllt ſein von den meſſianiſchen Hoffnungen, vom Inhalte der Lehre, wie der göttlichen Gebote, und es werden dieſe Dinge ſich ausgebreitet haben, bis zu den entlegenſten Inſeln und unter zahlreichen Völkern . . . . „Und wenn dann,“ fährt Maimonides fort, „der wahre Meſſias erſcheinen wird, ſo werden alle Menſchen ihre Irrthümmer einſehen und ſich bekehren.“

Es iſt alſo nach dieſer ſtreng orthodoxen Anſicht den drei bibliſchen Religionen der gemeinſame große Beruf aufgetragen, Gotteserkenntniß in der Welt zu verbreiten. Sie haben einander nothwendig, ergänzen einander; keine von ihnen darf die andere für überflüſſig, oder gar für todt erklären. Das Judenthum ſteht treu auf ſeiner Warte, dieſes Zurſeiteſtehen darf man ihm nicht zum Vorwurfe anrechnen; das Judenthum iſt ein gewiſſenhafter Soldat, der, trotz Sturm und Wetter, in ſeinen Mantel gehüllt, ſeinen Poſten nicht verläßt. Wenn dagegen das Chriſtenthum erobernd weit ausgreift, um die Welt zu bekehren, ſo dürfen wir dieſes nicht, wie widerwärtig und aufdringlich es auch zuweilen erſcheine, als bloße Proſelytenmacherei betrachten. Nein! es iſt ein innerer Trieb, ein unwiderſtehlicher Drang, ſich auszubreiten und die Völker zu bekehren. Mit Hochachtung, ja mit Bewunderung betrachte der Jude das chriſtliche Miſſionswerk, wie die frommen Sendboten ſich mit ihren Familien über ſtürmende Meere, in öde Wüſteneien, in den Kampf mit wilden Thieren und noch wilderen Menſchen begeben, um die Lehre Gottes und ſeinen heiligen Willen unwiſſenden Nationen kund zu thun. Nur ſoll das Chriſtenthum dieſen eifervollen Bekehrungstrieb vorwärts zu den Heiden tragen, nicht rückwärts zu den Juden. Hier hat das Miſſionswerk, wie ſchweres Gold es auch aufgeboten, nichts gewonnen als höchſtens hier und da einen armſeligen polniſchen Juden, der heute ſich für Geld katholiſch taufen, morgen ſich für Geld proteſtantiſch umtaufen läßt und übermorgen für Geld wieder zum Judenthume zurückkehrt. —

Auch in Betreff der allerdings hoch anzuerkennenden Opferwilligkeit, die ſich im chriſtlichen Miſſionsweſen ſo großartig kund giebt, darf auf das Judenthum nicht mit Zurückſetzung geblickt werden; denn dieſes übt mit grenzenloſem Opfermuthe, in der Wohlthätigkeit, in der Beſeitigung des Proletariats aus ſeinen Kreiſen, in der Eheſtiftung, in der Familien-

heiligung, in der Waisenerziehung, in der Gründung von Stiftungen und Bruderschaften zu allen Zwecken der Menschlichkeit, die schönste innere Mission. Durch öde Wüsteneien und in den Kampf mit Menschen, die wilder waren als die grausamsten Thiere, zogen die Juden in jenen finsteren Zeiten des Mittelalters, als ihre Feinde sie in jene düsteren Gassen einsperrten und, zum Heile der Eingekerkerten, sich selbst von ihnen ab- und ausschlossen. Mögen diese Zeiten bald für immer dahin geschwunden sein und jene glückseligen Tage eintreten, wo ein heiliger Gottesfrieden die ganze Erde umschlingen, nach den Verheißungen, welche die alten Seher schon vor drei Jahrtausenden gethan, „der Wolf neben dem Lamme, der Leopard neben der Ziege ruhen", und der Gewaltige seine Macht nicht mehr mißbrauchen wird gegen den Schwachen, denn dieser wird stark sein durch sein anerkanntes Recht. Anerkennung ist das zwingende Gefühl wechselseitig schuldiger Gerechtigkeit, welche die unerschütterliche Wurzel der Liebe ist, während diese im Sonnenstrahle der Wahrheit ihre himmlische Krone blühend entfaltet.

Leopold Stein, Rabbiner.
(Frankfurt a. M.)

ized by Google

San Ramon de Nogat,

Catalonische Legende.

[Nachdruck verboten.] [Uebersetzungsrecht vorbehalten.]

Vor grauen Zeiten geschah es einmal, daß die Mutter Gottes auf die Erde herniederstieg, um allerorten die Bethäuser der Gläubigen zu besuchen und ihr mütterliches Auge an der Ausbreitung und wachsenden Macht des Christenthums zu weiden. Von den schneeigen Gipfeln der Pyrenäen herabkommend, durchwanderte sie die fruchtbaren Gaue Cataloniens; doch ach, zu ihrer großen Trauer mußte sie sehen, daß Sünde und Laster, gleich üppigem Unkraut, den in das Herz der Menschen gelegten guten Samen des Glaubens überwuchert hatten. Hohn und Spott antwortete ihr, so oft sie es versuchte mit ihrer sanften Stimme die Lehre ihres gekreuzigten Sohnes in das Gedächtniß der Abtrünnigen zurückzurufen und nicht ein Bild wahrer Frömmigkeit milderte tröstend die bitteren Erfahrungen der Heiligen.

Ermüdet von der fruchtlosen Wanderung sank sie endlich am Ufer des Ebro nieder, um hier, fern von den Wohnungen der feindlichen Menschen, in der öden Wildniß eine Zufluchtsstätte für die Nacht zu finden. Als die Morgensonne die Spitzen der catalonischen Berge vergoldete, erwachte sie neugestärkt, und dankbar für die gewährte Nachtruhe, löste sie den von ihrem Gürtel niederhängenden Rosenkranz und vergrub ihn in den Schooß der mildherzigen Erde, während aus ihren Augen göttliche Thränen des Erbarmens, über die Verderbniß der Menschen, darauf nieder fielen.

Allein der mit dem heiligen Thau befruchteten Erde entsproßte eine herrliche Pflanze, deren mächtiger Blüthenschaft bis zum Himmel emporwuchs. Der Kelch der wunderbaren Blume öffnete sich und daraus entstieg ein Mann von hoher Gestalt und edlem weisen Angesicht. Das war San Ramon, den der Beherrscher des Weltalls auf die Erde herabsandte, die irrende Menschheit zu bekehren und allenthalben das niedergestürzte Kreuz Christi wieder aufzurichten. Der aus den Thränen der Jungfrau entsprossene himmlische Gesandte erfüllte getreulich die ihm anvertraute Mission. Unermüdlich durchzog er die spanischen Lande und verkündete

das Heil des Herrn; Fürsten und Könige flehten ihn an um die Vergebung ihrer Sünden und nahmen aus seiner Hand die heilige Communion entgegen.

Ueber die balearischen Inseln herrschte zu jener Zeit ein allmächtiger König, der, ohne an die Vergeltung des Himmels zu denken, in frevelhaftem Uebermuthe Vergehen auf Vergehen häufte. Da geschah es, daß eine schwere Krankheit den Tyrannen darniederwarf und da keine irdische Hilfe ihm die Gesundheit zurückzugeben vermochte, sandte er zu dem heiligen Ramon, von ihm die Vergebung des Himmels zu erlangen. Wohl folgte der Heilige dem an ihn ergangenen Ruf, allein entsetzt über die Blutschuld, die auf der Seele des Königs lastete, verweigerte er demselben die Absolution, bevor dieser nicht durch schwere, ihm von San Ramon auferlegte Bußen die begangenen Vergehen gesühnt. Der an keinen Widerspruch gewöhnte Tyrann erzürnte darob gewaltig und wiederholte unter heftigen Drohungen sein Verlangen, und da der Heilige, dem jede Menschenfurcht ferne lag, trotzdem bei seiner Weigerung beharrte that er den Machtspruch: Der hartnäckige Gottesmann solle nicht eher die Küste seiner Heimath wiedersehen, bis er seinen Sinn geändert und den Wünschen des Königs willfahrt habe.

Als daher San Ramon am Meeresgestade anlangte, um die Rückfahrt anzutreten, weigerten sich die Schiffer, aus Furcht vor der Rache des grausamen Tyrannen, ihn in ihr Fahrzeug aufzunehmen, ja keiner war auch nur zu bewegen, dem Heiligen seine Barke zu überlassen, damit dieser, obgleich des Ruderns nicht kundig, sich selbst den Rückweg suche durch den wilden Ocean.

Da kam plötzlich, wie eine Erleuchtung von oben, das Bewußtsein der ihm innewohnenden göttlichen Kraft über den frommen Mann. Er richtete die Augen zum Himmel empor und faltete die Hände in brünstigem Gebet. Der Glaube, der Berge versetzen kann, erfüllte ihn mit zuversichtlichem Muth. Ruhig ergriff er das sein Haupt bedeckende Barret und warf es in's Meer, und siehe da, es verwandelte sich in eine geräumige Barke, in welche der Streiter des Herrn voll Gottvertrauen hineinsprang. Der Hirtenstab in seiner Hand ward zum Mastbaum, der über seiner Schulter hängende Mantel spannte sich als Segel aus, das sich lustig im Winde blähte und das Schiff sicher durch die Wogen des Mittelmeeres an das heimische Ufer trug. Nach wenigen Stunden bereis lag der stolze Berg Montjuig, vor den Blicken San Ramon's, der nach jener wunderbaren Errettung noch jahrelang segensreich waltete unter seinen Gemeinden, bis ihn der Ruf der heiligen Jungfrau seinem irdischen Wirkungskreis entrückte.

M. Willkomm.

(Prag.)

Das freche Schneiderlein.

Volksmärchen aus der Schweiz.

[Nachdruck verboten.] [Ueberſetzungsrecht vorbehalten.]

Ein Schneiderlein verließ die Heimath, um die Welt zu ſehen, und nahm Dienſte bei einem Rieſen, den es in der Ferne für einen Berg gehalten hatte. „Was bekomm' ich für einen Sold?“ fragte es. — „Jährlich 365 Tage, und iſt's ein Schaltjahr, einen mehr“, antwortete der Rieſe; „biſt Du damit zufrieden?“ — „Für einmal wohl“, war die Antwort, „man muß ſich halt ſtrecken nach der Decken.“ — Der Rieſe heißt das neue Knechtlein ein Glas Waſſer holen. „Ei, warum nicht lieber den Brunnen ſammt der Quelle?“ ſpricht das Schneiderlein. — „Was!“ brummt der Rieſe, „der Kerl kann mehr als Brod eſſen, der hat einen Alraun im Leibe.“ Hiernach reißt er ſelbſt den ſtärkſten Baum im Wald mitſammt den Wurzeln aus und befiehlt dem Schneiderlein, ihn heimzutragen. Das hat unterdeſſen einen langen Strick gedreht und ſagt: „Erſt laß mich die übrigen Bäume alle auf einen Ruck umklaftern und niederwerfen und mir ein ordentliches Bündel davon ſchnüren zum Heimtragen, es lohnt ſich ſonſt nicht der Mühe!“ Der Rieſe erſchrickt und ſagt: „So etwas kann ich freilich nicht“; will aber doch noch ein Kraftſtück vorweiſen, wirft ſeinen Streitkolben hoch in die Luft und fängt ihn mit der Hand auf. Das Schneiderlein duckt den Kopf und ſchaut auf's Gebirge. „Was ſchauſt Du?“ fragt der Rieſe. „Ei, ich ſuch' mir einen Platz aus, wo der Kolben wieder herunterfallen ſoll, wenn ich ihn in die Luft ſchleudere!“ „Thu das nicht,“ ſagt der Rieſe; „dort ſteht gerade mein Haus, worin Frau und Kinder wohnen, Du könnteſt mir die erſchlagen.“ Nun verlangt der Rieſe, das Schneiderlein ſollte ihm ein paar wilde Schweine ſchießen; es aber ſagt trotzig: „Warum nicht lieber gleich tauſend, und Dich dazu?“ — „Was!“ ſagt der Rieſe erſchrocken, „laß es nur für heute gut ſein und lege Dich ſchlafen.“ Am anderen Morgen geht der Rieſe mit dem Schneiderlein zu einem Sumpfe, wo ſtarkes Waidengebüſch zu finden iſt. „Setz' Dich hier auf eine Gerte,“ ſpricht

er zu dem ſchmächtigen Knechtlein, „laß ſehen, wie tief Du ſie zu biegen vermagſt.“ Das Schneiderlein thut's, hält den Athem an ſich und macht ſich ſchwer, damit die Gerte ſich biege; aber wie es wieder Athem ſchöpfte, ſchnellte ſie es, da es unglücklicher Weiſe das Bügeleiſen nicht bei ſich hatte, ſo hoch in die Luft, daß es nicht mehr zu ſehen war.

Sutermeiſter.
(Bern.)

ized by Google

Revue des geistigen Lebens.

Athen.

Bei der Nennung von Athen treten an den Deutschen alte und neue Erinnerungen heran; es ist für alle die herrliche Stadt des Alterthums, worauf noch die Schatten alter Geister walten; für viele ist es die neue Hauptstadt Griechenlands, wo wohl der Name des weiland Königs Otto haftet, aber nicht seine Hülle ruht. Allein quanto mutata ab illa! Eine nach seiner Verbannung eingeführte freiere Constitution hat nicht wenig dazu beigetragen, das geistige Leben der Nation zu entwickeln und zu befördern; ich will aber die Frage nicht hier erörtern, ob es auch mit der Politik besser geht. Immerhin hat der Lauf der Zeit die Verstimmung ausgesöhnt und die Gehässigkeit, welcher dem lebenden Herrscher besonders in seinen letzten Jahren entgegentrat, hat den todten König nicht weiter bis zu seinem Grabe verfolgt. Man erinnert sich gern des gutmüthigen Königs, wie er im Nationalgewand die Straßen auf seinem Hengst durchzog Es war die Tracht der Kampfeszeiten, welche, so zu sagen, mit ihm in das Grab ging und, wenigstens in Athen, schon lange gänzlich von der europäischen Kleidung verdrängt wurde. Seinen Tod beweinte mit der ganzen Nation unserer Dichter Achilles Paraschos in einer Elegie, welche den über ihn herrschenden Meinungen am besten Ausdruck gegeben. Damals einzeln gedruckt befindet sie sich je in der zum ersten Male vor kurzer Zeit herausgegebenen dreibändigen Sammlung seiner Gedichte. Es wird darin in einer aufrichtigen Palinodie vom Dichter, welcher der Schaar der Bekämpfer des Königs angehörte, die Güte der Person Otho's „sein hoher Gang, seine edle Gestalt" gepriesen. „Ich bekämpfte den Herrscher" — singt er; — „ich liebte aber Otho; und als er seinem Geschick erlag, habe ich mein Haupt gleich nach dem Siege mit einem Cypressenzweig anstatt des Lorbeers geschmückt." — „Sag mir, sag, o du Alter, redet der Dichter den Chronos an, was ist aus Demjenigen geworden, welchen du uns als einen schönen Jüngling, rein und schuldlos zugeführt hast, welchen die Nation freudig begrüßt? O Jammer! du hast ihn fern in die Fremde verbannt; bejahrt, das Auge von Reuethränen benetzt, wird er jeden Augenblick vom Heimweh gemartert." Mehrere Strophen dieses schönen Gedichts findet man im Werke von Juliette Lamber (Mme Adam) „Poètes grecs contemporains" in Prosa übersetzt.

Paraschos ist ein wahrer Dichter; in der Zeit beginnender naturalistischen Dichtung hat er seine romantische Fahne nicht verlassen wollen. Er hat über zwanzig Jahre lang die Liebe und das Vaterland besungen; wo es galt auf dem Grabe der Kämpen des großen Nationalkampfes den dahingehenden Begründern

des wiederaufgeſtandenen Hellas den Scheidegruß zu geben, war er ſtets da, um aus dem Lorbeerkranz unſerer nationalen Erhebung auf das Ruhebett des Hinſcheidenden einige Blätter zu werfen. Als im Jahre 1874 die irdiſchen Reſte des Patriarchen Gregors V., der in Conſtantinopel von den Türken im Jahre 1821 gehängt wurde, aus Odeſſa, wohin ſein Leichnam durch einen Cephallanier gerettet wurde, nach Athen hinübergeführt und ſpäter im Dom beigeſetzt wurden, ſang Paraſchos ſein Grablied. Wir hörten ihn zum letzten Male den alten Canaris preiſen. Voll Ingrimm hat er die Rechte ſeiner Heimath fremden Verleumdungen oder Uebertreibungen gegenüber vertheidigt. Was dieſen patriotiſchen Liedern einen eigenthümlichen Reiz für den Griechen verleiht, iſt die Verherrlichung der Thaten unſerer Väter und der Glaube an die Zukunft Griechenlands. Anders aber ſeine Liebeslieder, in welchen das Pathos vorherrſcht; ſeine reiche Phantaſie ſchwelgt übermäßig in einem faſt orientaliſchen Schwung; er wiederholt ſich häufig in Worten wie in Gedanken; er will einen glücklichen Einfall nach allen Seiten hin ausnutzen, wobei er manchmal ermüdend wird. Der Leſer will ja in der Lyrik auch etwas für ſich haben, um es nach eigener Art zu erklären oder auszumalen, was ihm Paraſchos nicht gewährt. Trotz dieſer Fehler kann man von ihm ſagen, daß er wohl einer von unſeren bedeutendſten Dichtern iſt.

Paraſchos war neulich nach Meſſolonghi eingeladen, um bei der Einweihung eines Standbildes von Lord Byron ein entſprechendes Gedicht zu deklamiren. Seit vierzehn Jahren beſteht nämlich in Athen eine nach dem großen engliſchen Dichter genannte literariſche Geſellſchaft; ſie beſchloß neben ihren anderen Leiſtungen auch dieſe, dem Dichter ein Monument in Meſſolonghi zu errichten, der Stadt, wo er ſtarb und wo ſein Eingeweide begraben liegt. Nachdem die erforderliche Geldſumme durch freie Beiträge der Griechen allein und durch Unterſtützung des Magiſtrats von Meſſolonghi geſammelt, wurde aus den vorliegenden Plänen derjenige vom Bildhauer Vitalis in Syra angenommen und ausgeführt. Seine Einweihung fand am 6. November ſtatt. Die Stadt war feſtlich geſchmückt, beflaggt, mit Triumphbogen verſehen. Nach einem Tedeum im Dom wurde das Standbild im Heroon enthüllt, worauf ein Privatdocent der hieſigen Univerſität, Dr. N. Kaſaſis, und Paraſchos die Hauptredner des Tages waren. Am Abend beendete eine allgemeine Illumination die Feierlichkeiten.

Mit dem November haben die Collegien unſerer Univerſität angefangen. Man muß vor Augen haben, daß ſie die einzige Hochſchule nicht blos in Griechenland, ſondern im ganzen Orient iſt. Sie iſt nach deutſchen Vorbildern im Jahre 1835 gegründet worden; ſie beſteht aus den vier Facultäten und hat jetzt über 2000 Studenten, ſo daß ſie der Zahl der Zuhörer nach gleich nach den erſten deutſchen Univerſitäten gerechnet werden kann. Die Lehrer, Profeſſoren und Privatdocenten ſind dem kürzlich erſchienenen Programm gemäß 95, von welchen 11 der theologiſchen, 21 der juriſtiſchen, 33 der mediciniſchen und 30 der philoſophiſchen Facultät angehören. Die Docenten ſind faſt alle im Auslande, bei weitem die meiſten auf deutſchen Univerſitäten, gebildet worden. Mehrere ſind im Auslande durch ihre Schriften rühmlichſt bekannt. Die Hochſchule beſitzt ein eigenes ſchönes Gebäude, nach dem Plane des däniſchen Architekten Hauſſen ſchon in den erſten Jahren ihres Beſtehens gebaut, worin außer den Auditorien die meiſten Sammlungen und Laboratorien nebſt der Nationalbibliothek untergebracht ſind. In anderen Gebäuden der Nachbarſchaft, worunter auch das ſtädtiſche Krankenhaus, wird die Klinik gehalten und werden andere Sammlungen aufbewahrt. Nur die archäologiſchen Muſeen ſind weit von der Univerſität entfernt.

Athen beſitzt außer der Univerſität an höheren Unterrichtsanſtalten eine Kunſt- und Gewerbeſchule, deren Lehrer zum Theil ſelbſt im Auslande bekannt ſind, ſowie die Maler Lytras und Proſſalendi und der Bildhauer Droſis — vier Gymnaſien und das große von der „bildungsfreundlichen Geſellſchaft“ unterhaltene und vom Staate anerkannte große Mädchenpenſionat, worin über tauſend Mädchen ſtudiren und welches, die Stelle einer Normal-Schule einnehmend, die Städte Griechenlands nicht nur, ſondern auch die griechiſchen Gemeinden überhaupt, von Liverpool bis nach dem Innerſten Kleinaſiens, mit gebildeten Lehrerinnen verſieht. Die in den unteren Schulen ſtudirende Jugend beläuft ſich in Athen auf eine Zahl von 5698 nach der Statiſtik von 1879.

Spyr. E. Lambros.

Brüſſel.

Erlauben Sie mir vor allen Dingen im Namen der Wiſſenſchaft das glänzende Reſultat, das die Belgier bei der internationalen elektriſchen Ausſtellung in Paris errungen haben, zu verzeichnen. Wenn man Frankreich, das die Anordnung und Leitung des Werkes übernommen hatte, außer Konkurrenz ſtellt, ſo hat keine andere Nation eine gleich große Zahl von Anerkennungen (Preiſen) aufzuweiſen: es ſind ihrer ſechszig, darunter ein Ehrendiplom, die übrigen ſind goldene, ſilberne und bronzene Medaillen. Hierauf kommt Deutſchland mit 43, England mit 38 Auszeichnungen.

Die Wiſſenſchaft kann alſo auf Belgien ſtolz ſein, aber die Künſte ſind ſehr weit entfernt, es für ein Paradies zu halten, und die Künſtler klagen und jammern über alles: über die Kriſis, die das Land durchzumachen hat, über die Gleichgültigkeit und Theilnahmloſigkeit, auf denen nach ihrer Meinung der Staat einſchlafen zu wollen ſcheint, über den Mangel an Aufträgen u. ſ. w. „Man mußte nur einen der ihren, einen Baumeiſter, bei der letzten öffentlichen Jahresſitzung der Académie nationale des Beaux Arts (Nationalakademie der ſchönen Künſte) klagen hören, wahrlich wie ein neuer Jeremias, klagen über die göttliche Kunſt, die an Entkräftung ſtirbt. Und was noch ſchlimmer iſt, die inſpirirten Künſtler haben keine Gelegenheit, ihre Ideen auszuführen und müſſen viel Elend erdulden — alles dies nur infolge einer zu wenig erleuchteten Regierung. Monſieur Balat, der in Frage ſtehende Baumeiſter, hat leider das, was er im Schilde führte, in ſeinen Beſchuldigungen etwas zu deutlich durchblicken laſſen; ſeine Zuhörer dachten unwillkürlich daran, daß er der Urheber der Idee und des Planes zu einem großen nationalen Pantheon, welches man in geringer Entfernung von Brüſſel auf dem Koekelberge (Höhen von Koekelberg) errichten ſollte, war — ein Pantheon nach dem es die Regierung bis jetzt noch nicht verlangt hat. Und Monſieur Balat, der das ihr noch nicht vergeben hat, hat dem Staat ein wenig auf die Finger geklopft.

Da ich gerade von Herrn Balat ſpreche, diejenigen, welche die Hauptſtadt von den Seune-Ufern geſehen haben, haben auch gewiß ſein Werk bemerkt, den palais des beaux arts in der Régence-Straße. Es iſt ein Gebäude mit eleganten, einfachen Linien, ſehr maßvoll in den Einzelheiten, das ſein eigenthümliches Gepräge durch die großen vorſpringenden und zurückweichenden Flügel erhält. Die beiden Basreliefs, welche die Hauptfaſſade der großen Eingangsthür ſchmücken, ſind erſt kürzlich aufgeſtellt worden; Zeichnung und Charakter harmoniren vortrefflich mit dem Charakter und der Zeichnung des Palaſtes: ein Beweis von dem guten Geſchmack der Künſtler.

Das zur Linken iſt von Herrn Vincotte und ſtellt die Muſik dar, das zur Rechten iſt „Brunin" unterzeichnet und perſonificirt die Künſte der Induſtrie.

Die beiden Bildhauer haben ihrer Idee in derſelben Form einen entſprechenden Ausdruck gegeben. Herrn Vincotte's Arbeit iſt von einer faſt übertriebenen Einfachheit der Linien und zeigt Orpheus, der mit den Tönen ſeiner Leier die rhythmiſche Bewegung einer Schaar junger Mädchen leitet. Von den himmliſchen Accorden bezauberte Thiere ſchreiten ihm voraus und haben ihre blutdürſtigen wilden Triebe vergeſſen.

Ein kräftigeres Gepräge trägt das Basrelief von Herrn Brunin, welcher die Goldſchmiedekunſt, die Kunſt des Ciſelirens, des Damascirens, der Keramik und die Stickerei in fröhlicher, ſymboliſcher Runde vorübergleiten läßt. Dies Bildwerk iſt lebendiger als ſein Pendant; dafür zeigt es, wenn auch mehr Wiſſenſchaft in der Gruppirung, ſo doch weniger Zartheit und Weichheit im Detail. Alle beide machen der belgiſchen Kunſt Ehre und tragen viel dazu bei, dieſe in der Achtung der Nationen zu erheben.

In Bezug auf Malerei iſt nichts anderes zu bemerken als der merkwürdige Proceß, der von Herrn Van Beers, einem talentvollen Künſtler, gegen einen Berichterſtatter angeſtrengt worden iſt, da dieſer ihn beſchuldigt hatte, daß er ſeine reizenden Porträts auf Leinwand malte, auf der zuerſt die Photographien aufgenommen worden ſind; die Sache, die in dieſer Woche verhandelt werden ſollte, iſt von dem betreffenden Gerichtshof um 14 Tage verſchoben worden.

In der intellectuellen Welt gehört man jetzt durchaus ſeinem Jahrhundert an, und wenn die Duelle immer ſeltner werden — ich meine die wirklichen ernſten Duelle —, ſo werden ſolche in Verleumdungsſachen immer häufiger. Hat die Kritik irgend einem Autor zu ſcharf mitgeſpielt, ſchnell ſtellt ſich dieſer auf die Hinterfüße, wirft ſich in die Bruſt und ſucht die Unverſchämte mit Schlägen von Stempelpapier zu vernichten. Ich will hier nur ein Beiſpiel anführen. Letzthin veröffentlichte ein belgiſcher Dichter, Georg Rodenbach, in Paris ein Buch, das den Titel „La mer élégante" (das elegante Meer) führte. Es hatte dem Pariſer Publikum ausnehmend gefallen und Jean Chicard, Francois Coppée hatten alles mögliche Gute von demſelben geſagt. Nun aber erlaubt ſich ein Correſpondent einer kleinen Revue in der Provinz anderer Meinung zu ſein als das große Publikum und freimüthig ſeine Anſicht zu bekennen. Unſer Poet hatte einen liebevollen Freund, der ſich natürlich beeilte, ihm den Artikel aus der Provinzrevue vor Augen zu bringen. Sofort ſchickt Monſieur Rodenbach — der Advokat iſt — dem Herausgeber einen ellenlangen Artikel, den er ihn ſofort abzudrucken auffordert, wie auch vier oder fünf Stücke aus dem mer élégante, die der Autor ſelbſt ausgewählt hatte. Der Herausgeber unterzieht ſich dieſem Verlangen mit ſeltener Liebenswürdigkeit, ja, beeilt ſich ſo ſehr den Wünſchen des Dichters nachzukommen, daß er auch gleichzeitig folgendes Billet abdruckte, welches der Zögling der Muſen ſeiner Epiſtel beigefügt hatte.

„Georg Rodenbach, Advocat. Ich fordere Sie auf, in der geſetzlichen Zeit den Artikel einrücken zu laſſen, widrigenfalls ich Sie von Gerichtswegen dazu zwingen werde."

Was ſagen Sie zu einem ſolchen Vorgehen? Iſt es nicht eine ſehr zarte und ſinnreiche Art von Reklame?

Vom Theater in Brüſſel ſage ich nichts, weil es faſt nur Erfolge zu verzeichnen hat. Ich beſchränke mich darauf, zum Schluſſe zwei Novitäten anzukündigen; auf der Bühne: „La nuit et le jour" (Tag und Nacht), das letzte Werk des Maeſtro Charles Lecoq, und unter den Büchern der Roman „Thereſe

Monique" von Camille Lemennier, der in Kurzem bei Charpentier in Paris erscheinen wird.

Aug. Lavallé.

Budapest.

Die wissenschaftliche Bewegung, die ich schon im vorigen Briefe signalisirte, hat neuen Succurs bekommen. Der Unterrichtsminister hat es für gut befunden, die Anzahl der Lehrkanzeln an der hiesigen Universität, die übrigens zu den besuchtesten Europa's zählt, zu vermehren. Am heilsamsten erweist sich diese Maßnahme für die Grundwissenschaft der Philosophie, welche bisher — horribile dictu! — ganz in den Händen von Ordensgeistlichen lag. Alle Hochachtung vor dem Geiste des ungarischen Clerus, der seit einer Reihe von Jahrhunderten Zierden der Wissenschaft und der Politik hervorbrachte. — Bischof Ipolyi ist einer unserer bewährtesten Archäologen, einer der opferfreudigsten Mäcenate unserer noch jugendlichen bildenden Kunst; Kardinal Haynald ist ein Botaniker par excellence; Fraknói ist einer unserer fleißigsten Historiker — aber die Blüthe der Philosophie, das ist des freien, voraussetzungslosen Denkens, ist doch speziell nicht von einer dogmatisch gebundenen Weltanschauung zu erwarten. Die zweite ordentliche Lehrkanzel für Philosophie wird hoffentlich — es wäre dies der erste Fall und ein gewaltiges Merkzeichen des Fortschritts — mit keinem Theologen besetzt werden.

Wie Ungarn das Land rascher Impulse und momentaner Entwicklung ist, so ist auch von einer soeben entstandenen philosophischen Bewegung in unserer Hauptstadt zu berichten. Man will eine ungarische Philosophie, eine philosophische Zeitschrift schaffen. Was ist ungarische Philosophie? Darauf giebt es wohl keine Antwort. Griechische, deutsche, französische, englische Philosophie sind etwas Abgegrenztes, Eigenthümliches, das auch aus dem innersten Kern der betreffenden Nation hervorgegangen ist. Was aus der ungarischen Philosophie werden soll, das ist abzuwarten. Vorläufig ist sie ein Ableger der deutschen Philosophie, was durch Folgendes bewiesen wird.

Alle nichttheologischen Philosophen gehören einer jüngeren Garde von Gelehrten an, die sämmtlich — mittelbar oder unmittelbar — ihre Bildung aus Deutschland bezogen haben. Ich nenne Ihnen drei hervorragende Köpfe dieser Philosophengeneration, die berufen sind, dereinst noch eine große Rolle in der wissenschaftlichen, bezw. philosophischen Entwicklung Ungarns zu spielen.

Als den Aeltesten und vorläufig wohl auch Bedeutendsten nenne ich Professor Kármán, Schüler und Nachfolger des Professor Ziller in Leipzig. Somit habe ich schon gekennzeichnet, daß Kármán, gleich Lotze, der in „Auf der Höhe" geschildert wurde, von dem geistvollen System Herbart's ausgegangen ist. Kármán hat sich bereits das positive Verdienst um die Cultur Ungarns erworben, daß er die einzig rationelle und im Fortschritt der Zeit immer mehr zur Geltung gelangende Pädagogik Herbart's hier praktisch mit glänzendem Erfolge eingeführt hat. Das staatlich errichtete Mustergymnasium wird nach diesen Principien geleitet. Kármán ist nebst der Pädagogik besonders stark in psychologischen Untersuchungen und harren seine wichtigsten Manuskripte, welche Epoche zu machen geeignet sind, der Veröffentlichung entgegen. Kármán ist kein sklavischer Anhänger des Meisters, er ist Neu-Herbartianer, wie Lotze. Zu bedauern ist nur, daß diese tüchtige Kraft, im Gegensatz zur ältern theologischen Richtung, noch nicht an die richtige Stelle gelangt ist und darum im Kampfe auch vorläufig ermüdet zu sein scheint

Eine zweite, scharf hervortretende Persönlichkeit ist der noch sehr jugendliche Philosoph Medveczky, den die Deutschen unter dem Namen von Bärenbach seit einer Reihe von Jahren als scharfsinnigen Vertreter des Kant'schen Kriticismus kennen. Bei der Ingeniosität und der ganz spezifisch philosophischen Begabung dieses jungen Mannes wäre wohl die Verleihung der zweiten Lehrkanzel an denselben als ein Markstein für den wirklichen philosophischen Fortschritt unseres Landes zu betrachten.

Der Dritte ist Herr Bernhard Alexander, Mitglied der Akademie, der soeben die ungarische Literatur durch die erste ausführliche, auf der Höhe der Wissenschaft stehende Monographie über Kant bereichert hat.

Wie ersichtlich, moderniſiren wir uns. Es ist nur zu wünschen, daß die genannten jüngeren Kräfte, an die sich etwa noch ein Dutzend gleichstrebender anschließt, den Kampfplatz auch behaupten und die verwitterte, unheilvolle Tradition gänzlich verdrängen mögen. Alle die neueren Bestrebungen haben ihren Halt an der Akademie, die mit wahrhaft wissenschaftlichem Liberalismus keinem Fortschritte sich verschließt und auch die Herausgabe einer „Philosophischen Bibliothek" ermöglicht hat, in welcher bisher Abhandlungen von Cartesius, Schopenhauer und Hume zum ersten Mal in ungarischer Sprache erschienen sind.

Man möge hierbei immer nur bedenken, daß es erst seit vierzehn Jahren ein selbständiges Königreich Ungarn mit ungarischer Staatssprache giebt Den Maßstab darf also keineswegs die Quantität der Leistung, sondern immer nur die Intensität des Strebens abgeben.

Die Hauptstützen des wissenschaftlichen Lebens in Ungarn sind die beiden Universitäten, in Budapest und Klausenburg einerseits, die Akademie der Wissenschaften andererseits, drittens aber auch die protestantischen Collegien und katholischen Bisthümer und Domkapitel. Denn das confessionelle Leben ist mit dem geistigen hier noch gar so sehr verwachsen, als hätten wir die Zeiten der Reformation soeben erst hinter uns. Jahrhunderte lang war unsere Cultur lateinisch und knüpfte an Klöster und Seminarien an; erst zu Beginn dieses Jahrhunderts schlug die nationale Bewegung Wurzel, um seit der parlamentarischen Aera in ungewohntem Maße zu erstarken.

Wir wollen gern zugeben, daß die ungarischen Universitäten in Bezug auf die Weiterförderung der Wissenschaften keinen originellen Stempel tragen. Sie sind keine Stätten weltbewegender Forschung, oder sind es noch nicht, aber schon heute muß ihnen zugestanden werden, daß sie wenigstens das meiste der deutschen Universitäten möglichst getreu nachahmen und die moderne Wissenschaft in voller encyclopädischer Fülle — namentlich unsere technische Hochschule hinzugerechnet! — und auf der Höhe der Zeit stehend, überliefern. Ein wirklicher, colossaler Fortschritt ist nur durch die Herrichtung munificentester Wohngebäude, Laboratorien, Kliniken, mit allen Feinheiten der Arbeitstheilung, geschehen. Es sind also zum wenigsten das Terrain und die Mittel einer großartigen wissenschaftlichen Entfaltung gegeben.

Der eigentliche Sitz und das Centrum der wissenschaftlichen Arbeit Ungarns ist die Akademie der Wissenschaften, welche linguistische, literarische, historische, mathematische und naturwissenschaftliche Studien pflegt und die Wissenschaft wahrhaft fördert. Ganz unzählbar sind die geistigen Anregungen, welche von dieser Stätte des Lichts ausgingen. In einem glänzenden Palaste thronend, vom König und den Großen des Landes gehegt und gepflegt, haben unsere Gelehrten die Wissenschaft auch geehrt und im Lande populär zu machen gewußt. In diese Akademie hineingewählt zu werden, gilt für eines der höchsten Ziele socialen Ehrgeizes.

Nicht alle Zweige der Wissenschaft können von einer kleineren Nation mit gleichem Erfolge cultivirt werden. Dagegen stehen folgende Zweige bei uns in unbestreitbar hoher Blüthe: Ungarische Philologie, in welcher durch das Studium der uralaltaischen Sprachfamilie und der altungarischen Schriftdenkmäler dauernd Werthvolles geschaffen wurde; ungarische Archäologie, welche Gräberfunde und Baudenkmäler Ungarns mit überraschenden, dauernden Resultaten untersucht hat; ungarische Geschichte, welche durch die Erschließung der geheimen Staatsarchive und der zahllosen verstaubten Comitats- und Magnatenarchive ein riesiges, bisher noch unbekanntes Material zugeführt bekam und heute oder morgen eine ganz neue Wissenschaft werden wird: Ethnographie und Naturkunde Ungarns.

Hier ist der Brennpunkt unseres wissenschaftlich nationalen Lebens. Von da führen zahlreiche Fäden in die mehr cosmopolitischen Wissenszweige. Die Zahl der Fachvereine und Fachzeitschriften hat sich rapid vermehrt. Voran in erster Reihe steht die naturwissenschaftliche Gesellschaft, welche, nahe an 6000 Mitglieder in allen Theilen Ungarns umfassend, die Keime moderner Weltanschauung in die weitesten Kreise getragen hat. Der Karpathenverein hat erst jüngst durch die Erschließung der Naturwunder Oberungarns, der märchenhaften Tropfstein- und Eishöhlen, dem Lande und der Touristenwelt einen großen Dienst geleistet. Die philologische, archäologische und philosophische Gesellschaft sind frische Triebe an dem noch jugendkräftigen Stamme ungarischer Wissenschaft.

Wir haben nicht, wie meist vermuthet wird, wenn von Ungarn die Rede ist, schöngefärbt. Wir gestehen bereitwilligst zu, daß unsere vierzehnjährige Wissenschaft ein Kind ist im Vergleich zu der vielhundertjährigen Cultur des Abendlandes. Aber auch aus den großen, durchaus correcten Umrissen, in denen wir unser wissenschaftliches Leben gekennzeichnet haben, wird neben der Jugendlichkeit der nicht zu unterschätzende, Dauer verheißende, triebkräftige Lebenskeim gerechterweise herauserkannt werden müssen.

Unser Rundbild des gegenwärtigen, überall gährenden und brausenden Culturstrebens in Ungarn ist noch lange nicht beendigt. In einem Schlußtableau wollen wir auch Dichtung und Kunst Ungarns vorführen. Wir hoffen, daß Derjenige, der unsere kurzen Aufsätze zusammenhält, ein viel richtigeres Bild von dem heutigen Pannonien erhalten wird, als dies aus den meisten oberflächlichen oder entstellten Zeitungsberichten möglich ist.

Dr. Adolf Silberstein.

Copenhagen.

Theilweise wird es wohl dem europäischen Publikum bekannt sein, daß eine stark französische Literaturströmung mit Vorliebe für den Realismus und das Detail durch den jetzt in Deutschland lebenden Dr. Georg Brander*) vor ungefähr einem Decennium in Dänemark eingeführt wurde. Die früheren großen dänischen Dichter des neunzehnten Jahrhunderts, so wie Oehlenschläger, H. C. Andersen, Christian Winther und Paludan-Müller waren hauptsächlich von der deutschen Romantik beeinflußt und von rein nationalen Ideen entflammt gewesen. Nach und nach,

*) Dr. Brander ist augenblicklich in Copenhagen und hält Vorträge über Henrik Ibsen und Björnson.

als diese, die ersten Träger dieser Poesie, verschwunden waren, artete dieselbe in einseitigen Idealismus aus, eine durchaus blasse und leblose Kunst, die noch obendrein eine chinesische Mauer zwischen sich und der übrigen Welt aufthürmte. Es gelang, wie gesagt, der Energie eines einzelnen begabten Mannes, diese Mauer zu zertrümmern und den schlummernden Kräften die Luft der Außenwelt zu verschaffen, ohne welche sie entweder wie kränkliche Pflanzen hinsterben oder von der einheimischen Sonne versengt werden. Nicht allein das ästhetische und poetische Leben gewann neue Kraft dadurch, die socialen Probleme wurden aus dem Dunkel der Einseitigkeit herausgehoben und an's Tageslicht gebracht, die größten Fragen des Lebens von dem frischen Hauche der Außenwelt angeweht. — Verhältnißmäßig schnell und gewaltig schritt Dänemarks geistiges Leben in diesen letzten zehn Jahren vorwärts. Neben einander wuchsen Schriftsteller empor, deren eigenthümliche Virtuosität sich die französische Technik anzueignen eine originelle Mischung mit dem, den Nordländern, eigenen Sinn für den Ernst des Lebens einging.

Der Roman und das moderne Drama wurden dem zu Folge im Detail fein und realistisch, im Großen social, fast tendentiös. Ich nenne hier Autoren wie Holger Drachmann, Sophus Schaudorph, J. P. Jacobsen und unter den Norwegern Ibsen und Björnson. — Daß unser Drama in Deutschland mehr gekannt ist als der Roman beruht auf einem eigenthümlichen Mangel an Energie bei den dänischen Schriftstellern, sich gleich tüchtige Uebersetzer zu verschaffen.

Das eben in Deutschland erschienene „Skandinavische Novellenbuch" (Uebersetzung von Wilhelm Laux, Berlin) giebt ein höchst lückenhaftes Bild unserer jetzigen reichhaltigen Literatur.

Von den in den letzten Jahren erschienenen bemerkenswerthen Büchern nenne ich: Schaudorph: „Kleine Leute" und „Ohne Centrum", Drachmann: „Ein Ueberflüssiger" und „Tannhäuser", Jacobsen: „Niels Sühne", Gjellerup: „Das junge Dänemark" und Hermann Bang: „Hoffnungslose Geschlechter", Bücher, die fast alle den Kampf des Helden mit der bestehenden socialen Ordnung und mit den Traditionen auf allen Gebieten des Lebens schildern, wobei der Held öfters unterliegt als siegt. Sie können alle in der Tendenz mit Werken wie Paul Heyse's „Kinder der Welt" oder Spielhagen: „Problematische Naturen" und „Hammer und Amboß" verglichen werden, die Behandlung des Stoffes ist aber durch und durch verschieden. Das Detail ist feiner, der Blick auf's Leben mehr pessimistisch. — Bei uns erschrickt man zum Beispiel nicht über eine Katastrophe wie den Schluß des Dramas „Nora" von Ibsen, die in Deutschland so vielen Abscheu erregt und fast den Succes des vorzüglichen Schauspiels unmöglich gemacht hat. — Ich glaube den Grund darin zu finden, daß man hier die Dinge mehr literarisch (nach ihren rein ästhetischen Consequenzen) beurtheilt, während die große Masse in Deutschland eine Lösung wünscht, die das Gemüth befriedigt.

Alle die einzelnen Werke hier durchzugehen, würde nicht am Platze sein; ich halte mich nur an den Büchermarkt des Augenblicks. Die bedeutendste Arbeit, die unsere Weihnachtsliteratur dieses Jahr aufzuweisen hat, ist ohne Zweifel Sophus Schaudorph's „Die Geschichte Thomas Friis'", ein Werk, das inzwischen mit höchst verschiedenen Gefühlen von der Presse empfangen worden ist.

In Stoff und Anlage etwas an Balzacs „Illusions perdues" erinnernd ist dies Buch ebenso specifisch dänisch, wie jenes französisch war. Ein junger begabter Mann, der aus der Provinz nach der Residenzstadt kommt und allmählig in das literarisch und journalistische Leben hineingleitet, dem hier alle seine Illusionen unbarmherzig zerstört werden, der verstehen lernt, daß seine eignen Ideale wie

diejenigen seiner Zeit lauter Unwahrheit und Chimäre sind, der zuletzt von der Gesellschaft, deren Held zu werden er angefangen hat, verurtheilt und ausgestoßen wird — das ist das Thema. Der Grundgedanke dieses voluminösen Werkes ist inzwischen weniger eine gegen den Einzelnen als gegen eine ganze Partei gerichtete Ironie. Es ist unsere literarische und politische „Rechte", die getroffen werden soll, jene Rechte, deren Organ in den Jahren 1860—70 die gesammte Presse und das ganze Ministerium war — welche uns die für Dänemark so unglückselige Zeit, den deutschen Krieg von 1864 brachte. — Das Buch ist unbarmherzig, all die alten, theilweise noch lebenden Illusionen von „der Einheit des Nordens", „dem Skandinavismus" mit den Wurzeln ausrottend. — Man findet markirt gezeichnete Porträts von verschiedenen bekannten Persönlichkeiten, die Satyre ist herbe und schneidend, obwohl etwas breit; einigen Stellen könnte man auch ein feineres Taktgefühl wünschen. — Unfehlbar ist aber selten ein Autor in einem Werke von 700 Seiten.

Von Bedeutung ist auch ein Debüt von Henrik Pontoppidan „Geschwächte Flügel". Der Realismus hat hier mitunter eine fast zolaische Kraft, und der psychologische Blick ist fein und treffend.

Unsere Bühne hat bis jetzt nur wenige Neuigkeiten gebracht, die Saison verspricht aber viele große orkginale Arbeiten und scheint im Ganzen ungewöhnlich reichhaltig zu werden. Als Gäste erwarten wir Sarah Bernhardt und Madame Ristori, Maria v. Zandt war schon hier. Die beiden französischen Sterne gastirten, wie Sie vielleicht wissen, schon voriges Jahr, der Enthusiasmus war eine Art Cultur zu nennen. Wir hatten eine „Sarah Bernhardt-Woche" und eine „Maria v. Zandt-Woche" mit Feierlichkeiten, Banquetts, Bällen, öffentlichen und privaten künstlerischen Demonstrationen. Der Enthusiasmus für wahre große Künstler, — und, fügen wir hinzu, besonders wenn sie Franzosen sind — hat schon mancher meiner Landsleute berückt; die Luft ist in dieser Beziehung hier mit einer eigenthümlichen Art Zauber gefüllt. — Haben sich doch auch, vielleicht eben deshalb, die beiden großen Künstlerinnen, nach ihren eigenen Worten, nirgends so wohl wie in Copenhagen befunden. Sarah hat unserem königlichen Theater ein werthvolles Relief „Ophelia", ihre eigene Arbeit geschenkt, es schmückt das noch immer nicht ganz fertige große Foyer, und wird sie festlich begrüßen, wenn sie wiederkommt.

Wir erwarten dieses Jahr eine Unmenge von fremden Virtuosen und Größen. Adelina und Carlotta Patti, Christina Nielson, Frau Essipoff, Popper mit Frau, Frau Meuter, Joseph Wieniawsky, Viardot und mehrere andere. Der ungarische Violinist Friedberg concertirt hier augenblicklich. Miß Emma Thürsly ist eben abgereist.

Ich glaube wirklich, daß es jetzt eine Art Sucht bei den großen Künstlern ist, Copenhagen besuchen zu wollen. Obwohl wir es natürlicherweise als einen höchst erfreulichen Vorzug unserer Residenzstadt betrachten müssen, so könnte es doch einmal für die verhältnißmäßig nicht große Stadt zu viel werden. Das Publikum hier ist von Natur kritisch, nicht leicht zu befriedigen und auch nicht durch Pietät genirt. Es schwingt sich mitunter zu einer Art idealen Enthusiasmus auf, aber eine kleine Mißstimmung, die geringste Veranlassung zur Unzufriedenheit, und die ganze nordische Frostigkeit kehrt zurück und legt sich mit eisigem Hauche auf die Gemüther. — Auch dient man hier nicht lange seinen Götzen; mitunter reißt man sie plötzlich vom Piedestale herunter und läßt sie ganz ruhig im Staube liegen, wenn man sie etwa nicht gar zertritt. — So war es mit mit Mdm. Ristori, als sie voriges Jahr hier war. Sie vermochte nicht länger zu begeistern — denn sie hatte all den Enthusiasmus der vorigen Saison exploitirt.

Ich kann hier eine Bemerkung nicht unterdrücken — und dies ist nicht die Meinung eines Einzelnen, sondern ein inniger Wunsch aller Kunstverständiger. Von großem Interesse würde es sein, wenn einmal eine wirklich ausgezeichnete deutsche Schauspielgesellschaft zu uns kommen möchte. Sie müßte Mitglieder wie Barnai, Friedmann, Possart, Clara Ziegler, Frau Wolter, Frau Niemann-Raabe unter sich haben. Denn — ich muß es leider sagen — die Ansichten über deutsche Schauspielkunst sind hier so bornirt und geringschätzig wie nur die Unwissenheit selbst es sein kann. Sie sind wahrhaftig einer Revolution bedürftig und einer Revolution nicht durch Theorien begründet, sondern durch ein kräftiges und schlagendes argumentum ad hominem.

Rosalie Rosenfeldt.

Paris.

Camille Flamarion, der große Astronom, dessen Werke von allen Völkern des Erdballs gleich hoch geschätzt werden, hat soeben sein neuestes Werk: „Die Sterne, Beschreibung des gestirnten Himmels" beendet. Es ist dies eine Art Supplement zu seiner berühmten „Populären Astronomie", welche in der französischen Ausgabe in mehr als 90,000 Exemplaren abgesetzt wurde.

Man darf wohl in diesen Blättern aufrichtig sein und die von den hundert Federn der Pariser Kritik (o, wie schade um das mißbrauchte Wort) verhimmelte Komödie Sardou's höchstens als eine anerkennenswerthe Leistung der Bühnentechnik loben, die uns ein geschickter Taschenkünstler vom Fache aufzudrängen versteht. Die ganze „Odette" ist von einer geradezu anwidernden Unwahrheit; es ist keine Spur von wirklichem Leben in diesen vier Akten, nichts als Verballhornisirung und Schaum, allerdings geschickt, sehr geschickt durcheinandergeschlagen. Dasselbe Thema, welches Herr Sardou hier behandelt, die Ehebrecherin, welche den Namen des Gatten in den Koth zerrt, die Mutter, welche dem eigenen Kinde entfremdet wurde und dasselbe wiederfindet, ist schon so unendlich oft auf der französischen Bühne behandelt worden. Und wie sehnt man sich nach den früheren Bearbeitungen des Stoffes. Wie groß stehen sie da, „le Mariage d'Olympe" Augier's, die „Lionnes Pauvres", vom selben Autor, selbst Dumas „Femme de Claude", wenn man ihr pulsirendes Leben mit dem Abklatsch der neuesten Ehebruch-Episode Sardou's vergleicht.

Unwillkürlich denkt man bei jeglicher der erkünstelten Scenen im Vaudeville-Theater an die markerschütternde Sprache, an die aus frischem Born quellenden Situationen der obenerwähnten Stücke — ja nochmehr, was Erzeugung wirklicher Rührung anbetrifft, wenn es gilt, nicht allein seichten Modedamen oder sensiblen Köchinnen Thränen abzupressen, sondern selbst dem intelligenten männlichen Zuschauer — wider seinen Willen — das Auge naß zu machen, ohne daß man sich dieses Gefühles schäme, da kann es Sardou nicht allein mit seinen vornehmen ebenbürtigen Collegen vom Comödienfache nicht aufnehmen, er müßte selbst vor Dramaturgen wie D'Ennery (siehe „zwei Waisen), die er ästhetisch weit unter seinem geistigen Niveau betrachtet, die Segel streichen. Er verläßt sich eben ganz und gar auf seine Fingergelenkigkeit in der Handhabung des theatralischen Rohstoffes, er weiß klown- und affenartig mit den Scenen und Puppen, die er schafft, umzuspringen, er rechnet auf seine außerordentliche technische Fertigkeit, um die Zuschauer zu umstricken .... so daß die wahre, die erhabene Kunst ihm nur

leerer Schall ist, kann sie ihm doch nicht mehr Tantièmen und auch kaum größeren Applaus einbringen, als das von ihm betriebene Gewerbe. Wozu sich übermäßig anstrengen, um als Künstler zu wirken, da ein dramatischer Commis Voyageur dasselbe fertig bringt, wenn er nur die Schnurren weg hat. Und diese „Kunst" hat Victorien Sardou hundert Mal intensiver inne, als seine Collegen von der heutigen Bühnendichter-Trias. Scribe, sein Vorbild ist ein Stümper dagegen, nie hat Victorien auf solche rücksichtslose, drastische Weise mit der wahren Kunst gebrochen und sich auf den dramaturgischen Hokus-Pokus verlassen. Versuchen wir uns in diesem Labyrinth erzwungener Effekte und bei den Haaren herbeigezerrten Auftritte in dieser Fiktion einer Fiktion, zurechtzufinden. Gräfin Odette Clermont, eine Dame von blühendem Teint, üppigen Schultern, mit einem Kleide vom allerhöchsten Schik und für eine halbe Million Diamanten im Haar, in den Ohren und um den Hals, kommt aus der Oper. Sie ist Strohwitwe und daher von drei Trabanten im schwarzen Frack und weißer Binde begleitet, die sie auf eine Tasse Thee geladen. Der eine dieser drei Herren ist ihr Liebhaber. Und entsprechend der gewohnten Weise verlassen die drei Gäste das Haus durch die Hauptthüre .... aber bevor die Comtesse sich anscheinend zur Ruhe begiebt, löscht sie die Lichter aus und schiebt den Riegel einer kleinen Tapetenthür zurück, o dieser Riegel, welch ein Stück durchtriebener Technik. Wie athemlos die Zuschauer der Bewegung der zarten Hand, die ein zehnknöpfiger Lederhandschuh bekleidet, folgen; man könnte den ganzen Akt vom übrigen Stücke trennen, und es gäbe ein köstliches Einakter-Drämchen ab mit dem Titel „Der Riegel". Man fühlt ordentlich, daß durch einen offen gelassenen Riegel Grauen und Verderben der verschiedensten Art hereindringen wird. Und in der That, durch die kleine Thüre schleicht sich der privilegirte Liebhaber ein — kurz vorher war der Ehegatte Graf v. Clermont unverhofft aus der Tourraine angelangt, von seinem Bruder, einem Haudegen, begleitet, der ihn vor der Odette gewarnt hatte, als er die Absicht kund gab, die Falsche zu heirathen. O weh! Der Graf packt den Rivalen beim Krägen .... er läßt das Kind, seine Tochter Berengère von der aus dem Schlafe geweckten Gouvernante zu seinem Bruder hinübertragen und jagt um ein Uhr Nachts seine Ehehälfte auf die Gasse. Die Frau Gräfin — noch im Soiréekleide — darf nichts mitnehmen als ihren Mantel, einen herrlich hochrothen Sammtmantel und ihren Hut, ein wunderrares, ebenfalls sammtene mit kostbaren Federn ausstaffirte Meisterwerk aus der rue Vivienne. In diesem Aufzuge ist die Gräfin vor der Thüre — es bleibt ihr offenbar nichts übrig, als ihren Liebhaber aufzusuchen, oder in einem Nachtrestaurant fröhlich zu soupiren. Sie muß sich offenbar in dieses Schicksal gefügt haben, da wir beim Aufgehen des Vorhanges im zweiten Akte, der 15 Jahre später spielt, allerhand Erbauliches über die nun auch gerichtlich Geschiedene, aber immerhin noch rechtlich ganz authentische Comtesse von Clermont hören. Sie hat so ziemlich in ganz Europa ihren frechen Luxus und die cynische Verhöhnung ihres Namens betrieben. In Wien — einem Wien, wie es die Phantasie des Herrn Sardou ungefähr aus der Theresianischen Zeit hervorzaubert — war sie die Maitresse eines Prinzen von Geblüt und sah — sie rühmt sich dessen — Erzherzöge zu ihren Füßen; die armen Erzherzöge! Nachdem der mediatisirte Souverain sich an Odette sattgesehen, bestellte er ihr Palais ab, ließ die „blaugekleideten Husaren", welche vor demselben Wache hielten, durch einen einfachen Portier ablösen und die Galakutsche mit den fünf Lakaien (steht im Stücke) verabschieden. Nach dem absolvirten Stage in Oesterreich ging es nach Neapel in das alte Schloß eines sicilianischen Fürsten, der gerade stirbt, ehe sein letzter Heller flöten ging. Von Neapel nach dem Stelldichein der Damen in Nizza.

Da aber an den Ufern des Mittelmeeres nicht Industrieritter allein, sondern auch ehrliche Leute hospitiren, fügt der Zufall, daß der Graf von Clermont sich dort mit seiner Tochter aufhält, welcher er als Mama dient, indem er ihre Gesundheit strenge bewacht und ihr, wenn's noth thut, Mantille und Kopfputz nachträgt.

Wie soll der Knoten gelöst werden, wie soll man der demissionirten Frau und Mutter beibringen, daß die Ruhe und das Lebensglück ihrer Tochter von ihrer Entfernung aus Frankreich und von ihrer vollständigen Entsagung auf alle Familienrechte überhaupt abhängt. Durch die Wunder der ausgiebigen dramatischen Mache, welche Herrn Sardou so reichlich zur Verfügung steht, bietet sich eine, wenigstens recht interessante Gelegenheit. Von Stufe zu Stufe fiel die Gräfin in die Arme eines Industrieritters Herrn von Frontenac, der sie vollständig ausbeutet und eine Spielhölle errichtet, welcher der Name Clermont als Aushängeschild dient. Eines Abends — gerade an dem Abend, der hier zur Herbeiführung der Katastrophe Noth thut — spielt Frontenac falsch, vermuthlich wie gewöhnlich, begeht aber diesmal die Unvorsichtigkeit, ertappt zu werden. Entrüstet unter dem Eindruck eines Morphin Stiches (wieder eine Portion Bühnenmache), wirft Odette die Karten dem Entlarvten in's Gesicht und bricht mit den Worten zusammen: „O, dieser Koth! Wer wird mich herausziehen." — „Ich," antwortet der Graf, der sich zur rechten Zeit am Eingang des Salons zeigt, aber er stellt seine Bedingungen: Zahlung der aufgehäuften Schulden, Verdoppelung der Jahresrente — aber sofortige Abreise und Verpflichtung, nie mehr nach Frankreich zurückzukehren. Sind diese Bedingungen erfüllt, kann Berengère — die, nebenbei bemerkt, ihre Mutter todt glaubt — einen jungen Mann heirathen, für den ihr Herzchen schlägt. Nein! Odette fühlt sich als Mama, sie will ihre Tochter sehen. — Nach einiger Ueberlegung willigt der Graf ein, die Geschiedene befindet sich ihrer Tochter gegenüber und stürzt nach einem ergreifenden Auftritt hinaus und direkt in's Meer. Der Gatte und die Tochter sind von dem schwebenden Damoklesschwert unangenehmster Enthüllungen auf immer befreit, und die Kleine kann lustig darauf los heirathen. Wie aus dieser Schilderung zu ersehen, ist's gerade nicht eine vernünftige Novität, die im Vaudeville-Theater aufgeführt wurde. Das Stück ist von diesem Standpunkte aus beurtheilt; für dasselbe sprechen bloß einige amüsante Auftritte im dritten Akt, wo sich in Nizza eine kunterbunte Gesellschaft zusammenfindet, und dagegen die grelle Behandlung eines grellen Themas. Der wahre Advokat Sardou's, vor dem sich allabendlich am Boulevard des Capucines versammelnden Publikum, ist der Schauspieler Dupuis, der eine ausgezeichnete Figur des vornehmen und entschlossenen Betrogenen giebt . . . Das ist der wirkliche Grund des Erfolges, den die Zeitungen so drastisch feiern, allein ich zweifle, ob dieser Succes sich lange erhalten wird, wenn die erste Schichte der Zuschauer erschöpft sein wird. Zu den besseren oder besten Stücken Sardou's gehört Odette unbedingt nicht. Ebensowenig gehört der bereits abgewirthschaftete Schwank des Tiroccrenpaares Gondinet und Ernest Blum „Ein Pariser Abend", zu deren guten Stücken. Endlich haben diejenigen, welche sich müde fühlten, Herrn Gondinet den Glücklichsten nennen zu hören, die Genugthuung, daß dieser Brutvater so vieler dramatischen Küchlein auch eine Schlappe erlitten hat. Dieser „Pariser Abend" war thatsächlich schon abgetragen, mit seinen Wandlungen durch verrufene Clubs, Coulissen eines kleinen Theaters und durch das Boudoir einer Dame, mit dem obligaten Versteckenspielen zwischen den verschiedenen Commanditären.

Zum Schlusse erwähne ich noch zweier Kundgebungen deutschen Lebens in Paris. Nr. 1 die Wagner-Matinée im Concert Colonne, wo nach einer sehr gelinden Opposition die meisten Nummern des Tannhäuser applaudirt wurden,

Digitized by Google

Nr. 2, das 18. Stiftungsfest des deutschen Turnvereins in Paris, welches sich Dank dem delikaten Taktgefühl des hochberühmten Augenarztes und Präsidenten des Vereins, Herrn Dr. Eduard Meyer, zu einem wahren Verbrüderungsfeste zwischen in Paris lebenden Deutschen und turnlustigen Franzosen gestaltete. Eine ganz nette gelungene Feier, die nach zwei Richtungen hin beweist, daß es mit dem Chauvinismus nicht so arg bestellt ist.

Paul d'Abrest.

Prag.

Wo vermag geistiges Leben reger zu pulsiren? Wo finden sich die zu solchem Geisteskampfe geeigneten Elemente wohl eher zusammen als wenn im engen Stadtgebiet zwei intelligente Nationalitäten um den ersten Preis ringen?

Also im hundertthürmigen Prag, welches im Verhältniß zu seiner Einwohnerzahl — ich glaube gegen 150,000 — ebenso zuviel Kirchen wie auch zuviel Theater zählt! — Wie hoch sich die Zahl der ersteren beläuft vermag ich nicht genau anzugeben, doch man urtheile nach den hundert Thürmen; die Zahl der Letzteren beträgt, die Vororte inbegriffen, rund acht, davon drei deutsche und fünf böhmische. Außerdem existiren noch diverse Vereine — selbstredend in beiden Ausgaben deutsch und böhmisch — welche nur den einen Zweck auf ihr Programm gesetzt haben: Theatervorstellungen gegen Entgelt zu veranstalten. —

Denken Sie sich die unzähligen „Mütter" und deren „Kinder" am 1. und 2. November, dazu noch Nachmittags und Abends vorgehustet. Nur das deutsche Landestheater huldigte diesem Cultus nicht.

Wie alle Wege nach Rom führen sind wir auch diesmal wiederum glücklich bis zum Thema Theater gelangt. Thun wir dasselbe so schnell wie möglich ab, um dann dem übrigen Geistesstreben unsere Aufmerksamkeit zuwenden zu können.

Das deutsche Landestheater brachte in dieser Saison bisher nur einige Schauspielnovitäten wie „Unsere Frauen" von Moser und Schuthan, dann Dumas' „Prinzessin von Bagdad"; Letztere ist schon abgespielt, während Erstere sich mit vielem Erfolg im Repertoir behauptet und jetzt auch zugleich, mitunter sogar am selben Tag in böhmischer Uebersetzung im Nationaltheater zur Aufführung gelangte. Die Operetten-Novität „Der Glückeengel" (la mascotte) von Edmond Audran erlebte einen großen Heiterkeitserfolg, daneben behaupten sich noch immer mit unverwüstlicher Frische „Die Glocken von Corneville", „Nivida" und auch „Fatinitza". — Auch einige Schauspiel-Reprisen boten der neu in's hiesige Engagement getretenen Frau Schamberg Gelegenheit, sich auf das Beste einzuführen und besonders in der Titelrolle der „Prinzessin von Bagdad" ihr reiches Talent im glänzendsten Lichte zu zeigen, indem sie sich den Ausbrüchen ihres leidenschaftlichen Temperamentes schrankenlos hingab.

Die Oper brachte bis jetzt nur Wiederholungen: „Meistersinger", „Königin von Saba", „Stumme von Portici", „Mephistopheles", die Novität der vorigen Saison. In Vorbereitung für die allernächste Zeit und zwar zum Benefiz für unseren stimmbegabten Tenor Stoll befindet sich „Zampa". An diese Neubesetzung von Herold's melodischem Opus knüpfen sich reizende Reminiscenzen: Als nämlich dem Herrn Stoll seine Gesangspartie übergeben wurde, fand derselbe darin sowohl bei den Noten wie auch im Text zahlreiche Veränderungen, welche, wie sich dann herausstellte, von dem Vater des Sängers — jetzt Pensionär der Pester

National-Oper — herrühren, als derselbe bei dem hiesigen Director Kreibig vor fünfundzwanzig Jahren in Temesvar engagirt war; Herr Stoll wird die Aenderungen seines Vaters in Ehren halten und seine Parthie genau darnach einstudiren. Auch an Jenny Luzer, die spätere Gattin Dingelstedt's, erinnert uns diese Wiederinscenesetzung; die damals jugendliche Novize debütirte als „Camilla" und erzielte durch ihren hinreißenden Gesang einen großartigen Erfolg; der Herr Vater, ein ehrsamer Prager Tischlermeister, wußte nicht genug zu erzählen: „Wie schön meine Tochter die „Zampa" gesungen hat."

Das böhmische Nationaltheater nährt sich größtentheils von Uebersetzungen deutscher und französischer Autoren, hie und da bringt es auch böhmische Originalstücke, dagegen findet, sobald ein neuer Komet am deutschen oder französischen Theaterhimmel erscheint, ein Wettrennen zwischen Landestheater und Nationaltheater statt, ein jedes will den dem Kometen folgenden Schweif — auch Publikum genannt — für sich festhalten und so passirt es, wie bereits oben erwähnt, daß „Unsere Frauen" jetzt an beiden Theatern an den gleichen Tagen gegeben werden; dasselbe erlebten wir bei „Die Glocken von Corneville". Von böhmischen Stücken werden wenige in's deutsche Landestheater übertragen; in letzterer Zeit geschah dies wohl nur mit Em. Bozdech's „König Cotillon", welches aber nicht übersetzt wurde, sondern vom Autor, dem bestbekannten Kritiker, des die deutschen Interessen repräsentirenden „Prager Tageblatt" böhmisch und auch deutsch geschrieben wurde. — Dasselbe hat viel Furore gemacht; ebenso wurde jetzt desselben Autors Tragödie „Baron Görtz", ein Tendenzstück aus dem Jahre 1848, wieder auf das Repertoir gesetzt; das Werk hat seitdem nichts von seiner Frische verloren und wiederum ebenso gezündet wie vordem. In Opernangelegenheiten steht das Nationaltheater selbständiger da. Componisten wie Smetana, Bendl u. A. finden noch immer Nationallibrettos, zu denen sie recht hübsche Musik schreiben; jetzt erhalten sich am Repertoir: „Libussa" (die Eröffnungsoper des niedergebrannten Nationaltheaters) und „Hubicka", daneben wurde auch eine Novität für hier: „Bug Blas" von Marchetti aufgeführt und „Mignon" von Thomas wiederholt.

Noch mit einem dritten Theater muß in dieser Saison gerechnet werden. Der in ganz Böhmen wohlrenommirte Direktor Svanda, welcher sonst nur während des Sommers in seiner Smichower Arena Vorstellungen giebt, hat sich heuer zum ersten Male ein neues Heim für den Winter geschaffen und führt daselbst alles auf, ausgenommen die große Oper; für die Spieloper ist Fräulein Theresa Boschetti als Gast engagirt.

Die anderen Theater öffnen sich nur sporadisch und blüht ihr Weizen, dem göttlichen Naturgesetz Folge gebend, auch nur im Sommer.

Sonst wird in musikalischer Beziehung hier das Höchstmögliche geleistet. Wir haben Gesellschaftsabende des Kammermusikverein, einen Verein für Orchestermusik — beide ohne nationales Geschlecht — und sonst Gesangvereine tutti quanti. Auch mit Concerten aller möglichen Größen und Kleinen erscheinen wir reich gesegnet; den Reigen eröffnete Frau Essipoff, dann folgte Frau Olga von Lavrowsky, beide berühmte Pianistinnen und im Gefolge der Letzteren der sich gleichfalls eines Rufes erfreuende Cellist Bürger. In den letzten Tagen entzückte uns die kleine neunjährige Hona Eibenschütz, eine Schülerin des Wiener Professor Schmitt, mit ihrem tiefempfundenen und für so zarte Fingerchen geradezu unmöglichem Spiele.

Für den deutschen Schulverein zeigt sich allgemein die regste Theilnahme, Concerte, Vorlesungen u. A. werden zu seinen Gunsten veranstaltet. — Wir haben Vereine: Für Geschichte der Deutschen in Böhmen; deutscher Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, welcher durch Drucklegung gemeinnütziger Vorträge wirkt,

Concordia-Vorträge, bereits drei in dieſer Saiſon und zwar: Prof. Dr. Brinz (München) „Verhältniß der Geſetzgebung zum Recht“; Prof. Dr. Rulf (Prag) „Kaiſer Joſef II. und das Strafrecht ſeiner Zeit“; Prof. Dr. Peterſen (Prag) „Ueber neue Ausgrabungen, insbeſondere die von Pergamon“. Außerdem eine Menge einſprachiger Vereine, welche die verſchiedenſten Zwecke unter dem Feldgeſchrei: „Hie Czech! Hie Deutſch!“ verfolgen. — Davon ein anderes Mal!

Julian Ofden.

Chronik der eleganten Welt.

Leipzig.

Eine vorurtheilsfreie Beobachterin kam ich aus der Stille des Landlebens nach der Metropole der Intelligenz, der schönen Pleißestadt Leipzig. Oder vielleicht doch nicht so ganz vorurtheilsfrei, nein, ich darf sagen, ich hatte das beste Vorurtheil für alle Erscheinungen des socialen Lebens hier und in meines Nichts durchbohrendem Gefühl als Provinz-Landpomeranze (welchen Spottnamen ich mir schon auf der Schule von meinen städtischen Freundinnen gefallen lassen mußte), trat ich an alle Dinge mit dem kindlichen Glauben heran, sie hier um viele Grade besser, schöner und angenehmer zu finden, mit einem Wort, um mindestens ein halbes Jahrzehnt uns idyllisch harmlosen Landbewohnern voraus.

Leipzig, der Mittelpunkt deutscher Intelligenz, der Hort deutscher Wissenschaft, gewiß, eine solche Intensivität concentrirter Cultur muß hier befreiend und erlösend bis in alle Schichten der Gesellschaft dringen, muß jedes einzelne Individuum auf die Höhe vorurtheilsfreier, humaner Welt- und Lebensanschauung führen, muß selbst in den alltäglichen Erscheinungen des äußerlichen Lebens seine Kraft und Grazie, seinen veredelten Geschmack und seine Originalität zum Ausdruck bringen! Dies war mein kindlicher Glaube — ich muß gestehen, er erwies sich als Aberglaube.

Hatte ich in der Abgeschlossenheit unserer ländlichen Kreise die engen Grenzen des gesellschaftlichen Lebens, wo eben der Gutsnachbar auf den Gutsnachbarn angewiesen war, oft bitter empfunden, in einer Stadt wie Leipzig hoffte ich die wohlthuendste Freiheit im Verkehr aller Menschen von gleicher Bildungsstufe zu finden. Ein trauriger Irrthum! Gegen den Kastengeist der hiesigen Gesellschaftskreise war die auf der innern Nothwendigkeit des Aufsichangewiesenseins beruhende Exclusivität unseres Landadels noch die menschenfreundlichste, vorurtheilsfreieste Toleranz. Wie zur Zeit des selig entschlafenen deutschen Bundes jedes kleine, deutsche Fürstenthum, im stolzen Bewußtsein seiner Souveränität, um seine Grenzen die particularistisch-chinesische Mauer zog — so scheiden sich, hier in der Stadt der freien Intelligenz und des speculirenden Verstandes, die Kreise menschlichen Gesellschaftslebens. Jeder Kreis hat sein souveränes Herrschergelüst und glaubt sich den Anspruch auf den ersten Preis bei dem Wettkampf in der socialen Arena schuldig zu sein. Es konnte weiland kein Reuß-Schleizer mit mehr nationalem Selbstgefühl auf den Reuß-Greizer herabgeblickt haben als hier z. B. der Kaufmann-Patrizier mit gesellschaftlichem und rein-menschlichem Vorurtheil auf eine akademische Größe der Gelehrtenwelt blickt. Aber damit noch nicht genug! Nein, es giebt noch engere

Grenzen! Wie darf z. B. der Kaufmann-Patrizier von einer Million denjenigen von einer halben Million als gleichberechtigten Menschen anerkennen, ohne seiner eigenen Menschenwürde auf's Schrecklichste zu vergeben? Und ebenso der an der Universität docirende Professor den Schriftsteller, Pädagogen oder sonst praktischen Gelehrten?

Diese Erkenntniß, zu der ich hier ziemlich schnell gelangte, raubte mir bald meine kindliche Ehrfurcht vor der großen Ueberlegenheit der vielgerühmten Intelligenz der großen Städte im Gegensatz zu den beschränkten Anschauungen der biederen Landbewohner in der Provinz. Bei uns Kindern vom Lande fielen die Millionen oder vorherrschend Nicht-Millionen, der mehr oder minder hohe Rang der Herren Papas nicht mit in die Wagschale unserer Antipathien und Sympathien, in der Zusammengehörigkeit unseres Kreises galt nur der persönliche Werth oder Unwerth, und mit welchem Jubel begrüßten wir ein fremdes Element, einen Menschen aus anderer Lebenssphäre, wenn der glückliche Zufall ihn als Gast in unsere Mitte führte. Die einzige schwerwiegende Bedingung zur Aufnahme in unsere Kreise blieb die gleiche Bildungsstufe, war er uns überlegen, so blieb er nur um so willkommener.

Hier in der Stadt fand ich eine allerdings potenzirte Intelligenz in allen Productionen des Geistes, hingegen einen Mangel derjenigen Tiefe und Innerlichkeit des Gemüthslebens, welche oft in einem eingeengten, auf Selbstbildung angewiesenen Dasein zu einem höheren Resultat von Originalität und echt menschlichen Empfinden führen, zu dem Endzweck aller Cultur, zu wahrer Humanität.

Einen angenehmen Contrast zu anderen hiesigen Coterien bildet der akademisch literarische Verein, in welchem das ernste wissenschaftliche Streben der Studenten mit einer schönen Geselligkeit Hand in Hand geht. In diesem Winter hat der Verein dadurch einen großen Aufschwung genommen, daß namhafte Schriftsteller und Gelehrte, vor allem aber mehrere geistvolle und schöne Damen aus der besten Gesellschaft an den Sitzungen theilnehmen. Bei dem Weihnachtsfeste des Vereins wurde dies durch einen Toast des stud. phil. Herrn Loewenfeld auf das Wärmste anerkannt. Bei diesem schönen Feste wurde auch zum ersten Male ein Lied von Loewenfeld gesungen, das verdienen würde, dem deutschen Commersbuch einverleibt zu werden. Das gelungene Opus lautet:

Das Danaidenfaß und die Leipziger Studenten.

Mel.: Die Hussiten zogen vor Naumburg.

Wäre nicht den Danaiden,
Sondern uns die Buß' beschieden,
Stets zu füll'n nach Jovis' Rath
Jenes Faß, das Löcher hat,
Gäb's ein herrlich Leben.

Denn ich glaub', daß wir Studenten
Ganz gewiß ein Mittel fänden,
Zeus zu Willen ganz zu sein,
Und uns doch dabei zu freu'n;
Wie, das sollt ihr hören.

Erstens Brüder laßt euch sagen,
Würden wir nicht Wasser tragen,
Sondern nur den besten Wein
Gössen wir zum Faß hinein,
Um es nie zu füllen.

Während ein'ge nun in Krügen
Ihren Wein zum Fasse trügen,
Hätten ond're nichts zu thun,
Könnten offnen Mundes ruhn
Unter jenem Fasse.

Tränken an des Bodens Löchern,
Gleichend alten deutschen Zechern,
Tränken, bis wohl kein Student
Ueber Durst mehr klagen könnt.
Gingen dann vom Platze,

Ihren Kater zu verjagen,
Müßten diese Wein nun tragen,
Um den neuen Zechern nun,
Welche jetzt am Fasse ruhn',
Ihren Durst zu stillen.

Und so wird von den Genossen
Nie ein Tröpflein Wein vergossen;
Und die ganze Strafe wär'
Nichts als ein Vergnügen der
Leipziger Studenten.

Auch in den Aeußerlichkeiten des alltäglichen Lebens, wo die wahre Originalität des Geistes, wenn sie vorhanden ist, durchdringen muß bis in die Tracht und den Schnitt der Kleidung fand ich meine Erwartungen getäuscht. Leipzig macht allerdings nicht den Anspruch, Beherrscherin der Moden zu sein, indessen müßte die höchste Stufe ästhetischer Erziehung den Geschmack so weit zu veredeln im Stande sein, daß ein Mensch ebenso wenig etwas Unschönes, Geschmackloses an seiner Kleidung dulden kann, wie er das Ungereimte, Unharmonische auf geistigem Gebiet verabscheut. Ich will den Damen der guten Gesellschaft hier einen großen Vorzug zuerkennen, sie verstehen es, Gediegenheit und Kostbarkeit ihrer Toiletten mit dem Anschein der Einfachheit zu vereinen, eine Bedingung wahrer Vornehmheit, gegenüber der jetzigen Putzsucht der Köchinnen und Nähmamsells, aber es fehlen die eigenen Ideen, es fehlt die Originalität, trotz des weiten Spielraums, welcher jetzt der Phantasie gegeben ist. Auch sind die Damen, die hier eine wirklich gute Toilette zu machen verstehen, in verschwindender Minderzahl, und da sie der exclusivesten Gesellschaft mit doppelt chinesischer Mauer angehören, selten oder gar nicht in den Straßen oder auf der Promenade zu sehen, sie fahren in ihren Equipagen spazieren. Ich habe oft von Fremden, die Leipzig seinem Straßenleben und den öffentlichen Orten, wie Theater und Concerten nach beurtheilen, gehört, daß die Leipziger Durchschnittsdame einen etwas köchinnenmäßigen Eindruck in ihrem Anzug macht und besonders eine harmlose Naivität in Bezug auf die feineren Nüancen ihres Aeußeren zur Schau trägt. Dazu gehört vor allen Dingen die Fußbekleidung. Eine Dame mit einem gutsitzenden, hübschen Stiefel ist ein seltener Anblick auf Leipzigs Pflaster, wie überhaupt eine mit Chic und Eleganz gekleidete Dame hier kaum die Straße passiren kann ohne aufzufallen und durch Angaffen belästigt zu werden. Dies mag der Grund sein, weshalb die wirklich eleganten Damen sich so selten sehen lassen.

Friederike von Mielow.

Correspondenz der Redaction.

Anatol. Wir bringen Gedichte nur ausnahmsweise. Das eingesendete Opus ist zu umfangreich und zu — gewagt für uns, da es aber sehr viel Begabung verrathet, so bitten wir um eine Novelle, sowie um genaue Adresse.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Ritter von Sacher-Masoch in Leipzig.
Druck von Greßner & Schramm in Leipzig.

Inseraten-Beilage zu „Auf der Höhe“.

Band 2. — Januar 1882. — Heft 1.

Insertionspreis
für die zweigespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum 50 Pf. = 30 kr. österr. Währung = 65 Centimes.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Die Deutsche Nationalliteratur.

Literarhistorisch und kritisch dargestellt

von

Rudolf von Gottschall.

Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage.

4 Bände eleg. broschirt 20 Mark.

Höchst elegant in 2 Halbsaffianbände gebunden 27 Mk. 20 Pfge.

[31

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Einem seit Jahren durch zahlreiche Bestellungen **einzelner** Novellen aus dem **„Vermächtniß Kains"** von Sacher-Masoch bethätigten Wunsche des Publikums Rechnung tragend, beginnen wir schon zu Neujahr 1882 mit

Einzelausgaben

aus dem

Vermächtniß Kains

von

Sacher-Masoch

und werden vorläufig im Laufe des Jahres 1882 **jeden Monat** eine **abgeschlossene Novelle** bringen. Diese 12 Novellen sind jede separat zu kaufen, es wird aber auch ein Abonnement auf dieselben von allen Buchhandlungen angenommen.

Wir publiziren 1882: 1) **Der Judenraphael.** 2) **Volksgericht.** 3) **Der Klau.** 4) **Kaydamak.** 5) **Ein alter Castellan.** 6) **Kasara raba.** 7) **Das schwarze Kabinet.** 8) **Ein Testament.** 9) **Die Gottesmutter.** 10) **Basil Kymen.** 11) **Frau von Soldan.** 12) **Das Paradies am Djinéstr.**

Im Januar 1882

erscheint die von der gesammten europäischen Presse als Meisterwerk anerkannte Novelle

Der Judenraphael.

Leipzig. **E. L. Morgenstern.**

Im gleichen Verlage erschien:

Sacher-Masoch. Neue Judengeschichten. 4 Mk.

— — Das Vermächtniss Kains. 2. Theil: Das Eigenthum. 2 Bde. gebd. 12 Mk.

Wanda v. Dunajew (Frau v. Sacher-Masoch). Damen im Pelz.

L. Frobeen's Verlag in Bern u. Leipzig.

Soeben erschien:

Halbseide.

Novellen

von

Julian Weiß.

10 Bogen kl. 8°. Eleg. Ausstattung. Preis geh. 3 Mk., eleg. geb. 4 Mk.

— Alle unsere jungen Leute beschäftigen sich mit jener Sorte von Frauen, die ich „Halbseide" nennen möchte .....

— Das heißt?

— „Halbseide" ist nicht mit Demi-monde zu verwechseln. Demi-monde liebt selten, „Halbseide" immer.

Die mit diesem characteristischen Namen betitelten drei Novellen (**Oliva. — Ein Augenblickscharacter. — Auch Eine.**) haben einen kleinen pikanten Stich ins „Herrenrecht", ohne deswegen im groben Sinne „unmoralisch" zu sein und nicht auf dem Salontisch jeder gebildeten Familie Platz finden zu dürfen. [34

Unter dem Protektorate Ihrer Majestät der Kaiserin-Königin Augusta.

Allgemeine deutsche Ausstellung

auf dem Gebiete der

BERLIN 1882. 15. Mai bis 30. Septbr. **HYGIENE** BERLIN 1882. 15. Mai bis 30. Septbr.

(Gesundheitspflege und Gesundheitstechnik) und des

Rettungswesens.

Für Gegenstände, Maschinen, Apparate zum Zweck der öffentl. u. priv. Gesundheitspflege, des Rettungswesens, Schutz vor Unglücksfällen, Modelle, Zeichnungen, Prospekte etc. Die Anmeldung der Ausstellungsgegenstände muss bis spätestens 15. Novbr. a. c. erfolgen. Programm mit Bestimmungen in beliebiger Zahl zu erhalten durch das **Centralbureau für die Ausstellung auf dem Gebiete der Hygiene, Berlin W.**, Werderstr. 3–4, welches auf mündliche oder schriftliche Anfragen in Betreff der Ausstellung schleunigst jede gewünschte Auskunft ertheilt.

Die aus dem Biliner Sauerbrunn gewonnenen

PASTILLES DE BILIN

(Biliner Verdauungszeltchen)

bewähren sich als vorzügliches Mittel bei Sodbrennen, Magenkrampf, Blähsucht und beschwerlicher Verdauung, bei Magenkatarrhen wirken überraschend bei Verdauungsstörungen im kindlichen Organismus, u sind bei Atonie des Magens und Darmcanals zufolge sitzender Lebensweise ganz besonders anzuempfehlen

Depôts in allen Mineralwasser-Handlungen, in den meisten Apotheken und Droguen-Handlungen.

Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen)

Cotillon- Gegenstände, Touren, Orden, Mützen, Masken, Attrapen etc., empfiehlt die Fabrik von **Gelbke & Benedictus, Dresden.** Illustrirte Preiscourante gratis und franco. [36

Der gebildeten israelit. Familie bestens empfohlen:

Die reichhaltige [33

Israelitische Wochenschrift

für d. relig. u. social. Interess. d. Judenthums

von **Dr. Rahmer** in **Magdeburg.**

Hierzu das einzige, wöchentliche

Jüdische Literaturblatt.

Beide Blätter zusammen bei allen Postanstalten und Buchhandlungen 3 Mk. viertelj.

Inserate 25 Pf. die 3gespaltene Zeile.

Verlag: ROBERT FRIESE, Leipzig.

Soeben erschien für jeden **Musikfreund**

Dr. Aug. Reissmann,

Handlexikon der **Tonkunst.** [28

gr. 8°. 640 Seiten.

geh. M. 9, fein geb. M. 10.

Auch in 18 Liefgn. zu je M. 0.50.

Verlag von Robert Oppenheim in Berlin.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung, Leipzig. Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

In 8. Auflage erschien soeben:

Correspondance commerciale

par

P. Brée.

in der letzten (7.) Auflage von neuem durchgearbeitet von **Th. Wohlfahrt,** Professor der französischen Sprache an der Handelsschule zu München.

Eleg. gebunden 2 M. 40 Pf.

Inhalt: **Des lettres circulaires:** relatives à la fondation d'un établissement, à quelque changement survenu dans une maison, à la cessation d'un commerce; offres de services et réponses à des c. — **Informations, demandes et renseignements. Réponses — Affaires en marchandises, offres de services, entrée en relations:** offres de services et réponses, revue de marché, correspondance relative à un achat de vin, à un envoi à l'étranger de la fabrique de Roubaix etc., à la cession d'un marché à livrer et un achat d'eau de vie, à une opération de compte à demi, à une opération en cotons, à un achat de café, à des affaires traitées entre l'Allemagne et les Etats-Unis par l'intermédiaire d'un correspondant de Paris, à une consignation de café, à différents achats et transactions. — **Avis d'expédition. Banque et recouvrements:** offres de services, correspondance relative à des remises; traites tirées: pour propre compte, d'ordre et pour compte d'un tiers, interventions, délais de paiement, des comptes courants et d'intérêts, modèles d'actes commerciaux. — **Lettres de crédit, avec ou sans recommandations:** recommandation et introduction, demande de places. — **Reproches, plaintes, réclamations, excuses et justifications. — Faillites. — Annonces. — Recueil des termes les plus usités dans le commerce.** — Verzeichniss der wichtigsten im Handel vorkommenden Ausdrücke.

Auf der Höhe.

Internationale Revue

herausgegeben

von

Leopold v. Sacher-Masoch.

II. Band. 2. Heft.

Februar 1882.

Leipzig.

Verlag von Greßner & Schramm.

Unsere Mitarbeiter.

Das Februarheft.

Ein herrliches Gedicht von **Victor Hugo**, von F. Werner in Paris vortrefflich übersetzt, eröffnet den Reigen.

Der bekannte italienische Erzähler **Castelnuovo** schildert in seiner interessanten Novelle „Aus dem Marmorsaal zur Dachkammer" die Blüthe und den Verfall einer venezianischen Adelsfamilie und giebt auf diese Weise zugleich ein anziehendes Culturbild.

Der berühmte französische Astronom **Camille Flammarion** bietet eine originelle geistvolle Studie über die „Kometen," deren stylistische Reize durch Frl. Hulda Meister eminent wiedergegeben sind.

Hanschmann führt in seiner verdienstvollen Abhandlung „Der Töpfer von Saintes" aus, daß nicht Baco von Verulam, sondern der Hugenot Palissy, wahrscheinlich des ersteren Lehrer, als der eigentliche Begründer der naturwissenschaftlichen Methode anzusehen ist.

Samuely, der treffliche hebräische Gelehrte in Lemberg, erschließt uns in seiner Skizze der neuhebräischen Literatur eine neue Welt und läßt seinem Artikel die Uebersetzung einer zwar kleinen aber sehr charakteristischen Erzählung des bedeutendsten hebräischen Schriftstellers Rußlands, **Peter Smolenski**, folgen.

Palmieri theilt eine wichtige, von ihm erfundene Verbesserung der trockenen Säule von Zamboni mit.

Dostojewski, nach Turgenjew der bedeutendste Erzähler des heutigen Rußlands, in Deutschland so gut wie unbekannt, wird in einer seiner besten Novellen, von der Reinholdt in Petersburg uns eine vorzügliche Uebersetzung geliefert hat, den Lesern von „Auf der Höhe" vorgeführt.

Der bekannte Gartendirektor **Hüttig** in Charlottenburg macht interessante Mittheilungen über den Trüffelbau in Frankreich.

Der Wiener Geograph **Baron Schweiger-Lerchenfeld** schildert den „Winter auf dem Ocean".

Dr. A. Förster führt eine geistvolle Parallele zwischen „Laube und Dingelstedt" durch, während **Wanda von Dunajew** gegen den sinnlosen, die historische und ästhetische Treue verletzenden „Toilettenluxus auf der Bühne" zu Felde zieht.

Die **Revue des geistigen Lebens** bringt diesmal zwei kleine literarische Aufsätze des Herausgebers „Im neuen Reich" und „Bücher über die man schweigt," sowie Berichte aus Lausanne (E. Bonjour) und Sarajewo (Tkalac). Die **Chronik der eleganten Welt** enthält Plaudereien aus Berlin (A. von Loy) und Paris (Mme. de Rochethullon).

Die nächsten Hefte werden enthalten:

Novellen.

Hermann Lingg (München). Die Bregenzer Klause. Eine Geschichte aus dem dreißigjährigen Krieg.

Alphons Daudet (Paris). Bilder aus der Bretagne.

A. Keller (Amsterdam). Hinter den Glasthüren. Eine holländische Geschichte.

Ciampoli (Campobasso). Schwarze Flechten. Eine Geschichte aus den Abruzzen.

Charlotte Arand (Berlin). Der Gott der Glücklichen. Eine deutsche Geschichte.

Sacher-Masoch (Leipzig). Frau von Soldan. Eine galizische Geschichte (aus dem Vermächtniß Kain's).

Wissenschaftliche Studien.

Aubé (Paris). Die Edikte des Trajan-Decius.

Ruß (Berlin). Die Farben der Vögel.

Vignoli (Mailand). Die Aesthetik in der Evolutionslehre.

Szána (Budapest). Der ungarische Dichter Vajda.

Zacharias (Hirschberg). Die Folgen der Uebervölkerung in Deutschland.

Escalier (Paris). Dame Carcas. Eine karolingische Legende.

Verdinois (Neapel). Die neueste italienische Literatur.

Hovelacque (Paris). Die Religion des Zoroaster.

Hüttig (Charlottenburg). Die Rose. Ihre Geschichte und ihre Cultur.

Lioy (Vicenza). Mondlicht.

Sacher-Masoch (Leipzig). Literarische Krankheiten und Epidemien.

Außerdem die Fortsetzung der **Memoiren des Polizeidirektors Hofrath von Sacher-Masoch.**

Le revenant.

[Nachdruck verboten.] [Ueberſetzungsrecht vorbehalten.]

O trauernd Mutterherz, Dein Weinen wird erhört.
Gott, der mit güt'ger Hand den jungen Vogel nährt,
Giebt oft demſelben Neſt dieſelbe Taube wieder —
O Mütter! und zum Grab ſteigt oft die Wiege nieder.
Manch' göttliches Geheimniß birgt die Ewigkeit. —

Von der ich ſprechen will — die Mutter — wohnte weit
Von hier; ich kannte ſie ſeit langer, langer Zeit
Und ihr Haus war vom Vaterhaus nicht weit.
Sie hatte Alles was Gott nur erlaubt und giebt;
Den Gatten auch, den ſie von Jugend auf geliebt.
Die höchſte Freude war der erſtgeborne Sohn.

Das ſeidne Wiegenbett glich einem Kaiſerthron.
Die Mutter nährt das Kind — und in der ſtillen Nacht,
Wenn ſie am Bettchen des geliebten Weſens wacht,
Da öffnet ſich ihr Herz Luftſchlöſſern ſonder Zahl
Und ihre Augen glühn in freud'gem Hoffnungsſtrahl.
— Du armes Mutterherz! — Sie neigt zu ihm ſich hin,
Horcht jedem Athemzug mit fromm verklärtem Sinn.
Mit jedem Morgenroth beginnt ein neues Glück. —

Wie lachend froh warf ſie im Seſſel ſich zurück
Und reicht dem Kleinen ſtolz die volle Mutterbruſt.
Nennt ihn: Mein Schatz! Mein Engel! Herzblatt! Meine Luſt!
Weiß keinen Schmeichelnamen, der nicht für ihn iſt.
O! wie herzinnig ſie die roſ'gen Füßchen küßt
Und dann zu ihnen ſpricht. — Das Kind, froh und entzückt,
Lacht auf; hält ſich ganz feſt und klettert dann geſchickt
Und froh von ihrem Knie zum weichen Mund hinauf
Erzitternd wie ein Reh in ängſtlich ſchnellem Lauf.

Es wächſt heran. — Für's Kind heißt wachſen: Schwanken!
Schon fängt's zu laufen an; — ſchon kommen ihm Gedanken.
Jetzt iſt's drei Jahre alt. Ein Alter, wo das Wort
Dem jungen Vogel gleich entflieht von Ort zu Ort.
Die Mutter ſagt ganz ſtolz: „Mein Sohn!“ — und fügt hinzu:
„Wie groß er iſt! er lernt; er ſagt in einem Nu
Sein ganzes Alphabet. — Doch will er von nun an
Nicht kurze Kleidchen mehr. Er ſagt: „Ich bin ein Mann!“
Und ſchlimm iſt er! — Das ſind die kleinen Buben all'.
Er bringt es doch noch weit — und hat auf jeden Fall
Verſtand. — Ich kann ſchon bald die Bibel mit ihm leſen!“ —
Vergötternd blickt ihr Aug' auf das geliebte Weſen,
Und triumphirend ſtolz, wie wahre Mütter ſind,
Fühlt ihren Herzſchlag ſie in dem geliebten Kind. —

Da, — eines Tags — wer kennt nicht die Entſetzensſtunden —
Ließ ſich das Scheuſal — Schreckbild des Geſunden —
Die Bräune — unverhofft auf's weiße Haus hernieder
Und packt mit Wuth des Kleinen zarte Glieder —
Ergreift die Bruſt. — — — O unheilvoll Verderben,
Durch Luft, die man doch athmen muß, zu ſterben!
Wer ſah die Aermſten nicht, gemartert und geknickt,
Wenn ſie mit grauſer Hand die Bräune faſt erſtickt:
So kämpfen ſie. — — Die Engelsaugen füllet langſam Nacht;
Ein ſeltſam Röcheln dringt aus ihrer Bruſt und macht
Ein ſolch geheimnißvoll Geräuſch, daß man in ihrer Kehle
Den trocknen Athem hört, wie er ſich keuchend quäle. —
's iſt wie der Eule krächzend, ſchaurig Todeslied —
Wie eine Frucht, vom Reif getroffen, ſterbensmüd.
Und ſo verſchied das Kind. — Es kam, ſo wie ein Dieb, der Tod
Und nahm's. — Die Eltern — ihre ſtumme Seelennoth —
Der ſchwarze Sarg — die Stirn, die ſich an Mauern ſtößt —
Der Schmerzensſeufzer, der aus tiefſter Bruſt ſich löſ't —
O, es erſtirbt die Sprache, wo der Schrei beginnt!
Schweig' jedes Menſchenwort!

Die Mutter — ohne Kind —
Indeß der Vater ihr zur Seite düſter denkt,
Blieb viele Monde ſtumpf — von Allem abgelenkt —
Das Auge ſtarr — ſie ſpricht, was Keiner hören kann,
Und ſieht dieſelben Wände unbeweglich an.
Sie kann Nichts zu ſich nehmen — Fieber iſt ihr Leben —
Für Niemand hat ſie Antwort — ihre Lippen beben.

Oft hört man sie, wenn sie mit dumpf erstorb'nem Blick
Ganz leis zu Jemand sagt: „Gieb ihn mir doch zurück!“ —
Es sagt der Arzt zum Vater: „Heil' den kranken Sinn
Und gieb dem todten Kind doch einen Bruder hin!“
Und es verging die Zeit . . . Nach monatlanger Frist
Weiß sie, daß sie zum zweiten Male Mutter ist.

Und vor dem kalten Bett, wo einst ihr Engel schlief,
Gedachte sie des Ton's, mit dem er: „Mutter!“ rief;
So saß sie lange stumm dort, wo er einstens spielte —
Am Tag, wo plötzlich sie das neue Leben fühlte,
Das bald der Welt gehört — noch ungekannt von ihr —
Erbleichte sie. — „Was will das fremde Wesen hier?“
So schrie sie düster auf und sank auf ihre Knie:
„Nein, nein, ich will nicht! sollst nicht neidisch werden! — Nie,
Mein süßer Liebling, dem so kalt die Erde ist,
Nie sollst Du klagen: „„O, wie man mich doch vergißt!
Die Mutter liebt den andern, herzt und küßt ihn ab,
Lacht froh mit ihm — und mir ist's kalt im engen Grab!““
— Nein, nein!“

So weinte dieser namenlose Gram,
Bis eines Tags zur Welt das andre Knäblein kam.
„Ein Knabe ist's!“ rief stolz der frohe Vater aus —
Doch war der einzig Frohe er allein im Haus.
Die Mutter, ach! blieb still! — Die bleiche Wöchnerin
Nur der Erinnrung lebt mit ganzem Herz und Sinn.
Sie träumt — dann bringt man ihr das Kind auf einem Kissen;
Sie reicht ihm stumm die Brust und scheint es kaum zu wissen,
Da plötzlich — während sie nur denkt an's Kind, das fehlte —
Und kaum des Sohn's gedenkt, nur der entfloh'nen Seele —
An's Kinderzeug nicht denkt — nur an den Todtenschrein
Und sagt: „Mein armer Engel ist im Grab allein!“ —
— O Wunder! . . . Mutterherz, magst Dich an's Glück gewöhnen —
Hört sie, wie mit bekannten, ach so lieben Tönen,
Der Neugeborene in ihren Armen spricht
Und leise flüstert: „Ich bin's. Aber sag' es nicht!“

Victor Hugo.
(Paris.)

Aus dem Marmorsaal zur Dachkammer.

Eine Venezianische Geschichte.

[Nachdruck verboten.] [Uebersetzungsrecht vorbehalten.]

I.

Als im Sommer des Jahres 1821 die Gräfin Clarissa nach siebenjähriger Ehe eines Knaben genas, da herrschte große Freude unter den Freunden und Anhängern des Hauses Bollati. Man fing schon an zu fürchten, daß das illustre Geschlecht, welches der Republik von San Marko zwei Dogen, zwei Admirale, einen General, zwei Gesandten und wer weiß wieviel Senatoren und Prokuratoren gegeben hatte, nach dem Tode des Grafen Zacharias aussterben würde, und daß wiederum ein Name von der nur noch so kurzen Liste der venezianischen Patrizierfamilien gestrichen werden sollte. Schon schmeichelten sich die Rialdi, deren Adel noch ganz neu und die von Seiten der Frau mit den Bollati's verwandt waren, mit dem sehr angenehmen Gedanken, eines Tages die glücklichen Erben des Vermögens zu sein. Clarissa, sagten die liebevollen Verwandten, ist schwindsüchtig, auch Zacharias' Lunge nicht gesund, so daß beide, Mann und Frau, immer zwischen Sofa und Bett abwechseln, und aus christlicher Liebe kann man ihnen kein langes Leben wünschen. Und die Rialdi, die immer behaupteten, sehr viel Nächstenliebe zu besitzen, hüteten sich wohl, einen solchen Wunsch auszusprechen.

Man kann sich leicht vorstellen, was für ein furchtbarer Schlag die Geburt eines neuen Bollati für sie war. Gräfin Hanna, die den Zustand ihrer Cousine zuerst nicht hatte sehen und erkennen wollen, hatte sich eine Zeitlang getröstet, indem sie sagte: „Ihr sollt nur sehen, es ist nichts als Wassersucht.“ Als aber kein Irrthum mehr möglich war, da raste sie wie eine Furie und schrie, daß es eine Schande, eine namenlose Taktlosigkeit wäre, daß Kinder entweder gleich oder gar nicht kommen sollten, daß es jedenfalls nicht mit rechten Dingen zugegangen wäre, daß dem armen

Digitized

Grafen Zacharias etwas passirt sei, wie allen Ehemännern aus der Familie.

Trotz alledem mußten die Rialdi in ihrer Eigenschaft als Verwandte ihre eigene Enttäuschung verhehlen, um nur nicht die vielen Vortheile zu verlieren, die ihnen der Besuch des Hauses Bollati einbrachte: Mittagessen, abgelegte Kleider, und von Zeit zu Zeit ein kleines Geschenk oder eine kleine Anleihe, die natürlich nicht zurückerstattet wurde.

So leistete denn auch die Gräfin Hanna, nachdem sie ihre Wuth zwischen ihren vier Wänden ausgetobt hatte, der Wöchnerin mit ihren Erfahrungen jegliche Hilfe, wohnte der Taufceremonie bei und unterwies die Amme, wie das Neugeborene zu waschen und zu wickeln sei. Der kleine Graf Leonardo (diesen Namen hatte man ihm gegeben) sah durchaus nicht kräftig aus und die Gräfin Hanna, nachdem sie ihn eines Tages intus et in cute untersucht hatte, brachte der Familie die tröstliche Nachricht: „Ich versichere Euch, daß das Kind nicht zwei Monate leben wird."

Danach legte sich die Gräfin Hanna, die bereits zum fünften Male das Glück Mutter zu werden genossen hatte, in's Bett und gab einem kleinen Mädchen das Leben.

Der Gemahl, Graf Lukas, schüttelte den Kopf, sah recht unzufrieden aus und brummte: „Eine schöne Geschichte! Zwei Mädchen und zwei Knaben, ohne die zwei im Paradiese zu rechnen. . . ."

„Die zählen doch nicht mehr," sagte sehr verständig die Gattin.

„Nun ja, aber wie werden wir nur die beiden Mädchen verheirathen?"

„Damit hat es noch Zeit," antwortete die Gräfin Hanna. „Wer weiß, ob ihnen nicht noch ein großes Vermögen zufällt."

„Hm! Darin sehe ich noch nicht ganz klar . . . . . ja, als die Bollati noch keine Nachkommenschaft hatten . . . ."

„Wer weiß, wer weiß?" wiederholte die Wöchnerin, die ausgezeichneter Laune war. „Wie wär's, wenn der Graf Leonardo eins von den Mädchen heirathete?"

„Graf Leonardo? Welcher? Der Neugeborene?" rief Graf Lukas aus, der nicht recht zu begreifen schien.

„Nun, und ist diese nicht auch eben erst geboren?" äußerte die Gräfin, indem sie auf das kleine Mädchen zeigte, das in der nahen Wiege schlief.

Graf Lukas zuckte die Achseln . . . „Träume! Und sagtest Du nicht selbst vor Kurzem, daß Graf Leonardo kaum zwei Monate überleben würde?"

„Wenn er nicht durchkommt, dann sprechen wir eben nicht davon."

Das war richtig. Dennoch erschien dem Grafen Lukas die Idee der Gemahlin etwas sehr phantastisch und extravagant. Da es sich aber um

ſehr entlegene Dinge handelte, ſo konnte man für den Augenblick nichts thun. Gräfin Hanna aber, die ſich immer mehr in ihren Plan vernarrte, verlangte durchaus, daß man das Baby Speranza (Hoffnung) nennte, weil es ihr ſchien, daß der Name ein gutes Omen für daſſelbe ſein würde.

Während ſo die Rialdi über die Zukunft beſtimmten, kräftigte ſich der kleine Graf Leonardo durch die Milch einer guten Amme aus dem Friaul zuſehends und wurde von einem arkadiſchen Dichter, einem Freunde der Familie, nichts geringeres als das Knäblein Amor zubenannt.

Zu jener Zeit ſtanden die Vollati noch in dem Rufe, ſehr reich zu ſein. Sie hatten Beſitzungen an der Brenta, an der Piave, außer verſchiedenen Häuſern und dem Palaſte in der Stadt. Ein ſchöner Palaſt am Canale Grande, der im ſechzehnten Jahrhundert von Sanſovino oder einem ſeiner Schüler erbaut worden war. Auch war er einer der wenigen Paläſte, die ebenſo im Innern den urſprünglichen Charakter bewahrten. Von den Balken der geräumigen Halle hingen zwei große Laternen herab, die früher zu zwei Galeeren der Republik gehört hatten; die Decke des großen Saales im erſten Stockwerk war mit eleganten Stuckarbeiten verziert, die ebenſo werthvolle Fresken umrahmten; über den Ausgängen, die im Saale ſelbſt zur Rechten und Linken ſich öffneten, befanden ſich Familienportraits, einige mit der Herzogsmütze auf dem Haupte, andere in Rüſtung, dieſe mit der Robe des Senators, jene endlich mit der violetten Robe mit den weiten langen Aermeln der Prokuratoren von Sgn Marko bekleidet. Andere Gemälde bedeckten die Wände und unter den vielen einige von hohem Werthe, ein Tintoretto, ein Palma Giovane ein Paris Bordone. Der kleine Empfangsſalon hatte einen Kamin, von Vittoria in Marmor gehauen, einen antiken Kronleuchter von Murano und zwei ſchöne Bronzekandelaber, die in weit geringerer Proportion die beiden berühmten aus der Kapelle del Roſario in S. Giovanni und Paolo (Johannes und Paulus) wiedergaben. Schwere Vorhänge von rothem Damaſt, jetzt freilich ausgefranzt und verblichen, dämpften das Licht, das zu den breiten Fenſtern hereindrang, und derſelbe Stoff bedeckte die Wände und die Sitze der hohen geſchnitzten Lehnſtühle, die ſymmetriſch in der Runde ſtanden und dem Zimmer ein ernſtes, feierliches Anſehen verliehen. In dem anſtoßenden kleinen Saale konnte man fünf oder ſechs Bilder von Canaletto, Longhi, Roſalba Carriera bewundern. Und hier und da in den andern Theilen des Palaſtes waren auch werthvolle Kunſtgegenſtände, ohne das Silberzeug, die Majoliken und das Porzellan zu zählen. Eine prächtige Sammlung von altem Meißner Porzellan war vor einem Jahrhundert von dem edlen Chriſtoph, welcher als Geſandter einige Zeit in Deutſchland gelebt hatte, nach Venedig gebracht worden.

Doch hatte man etwa fünfzig Jahre vor der Geburt des kleinen

Grafen Leonardo Symptome von Verfall wahrnehmen können. Die alten Diener erinnerten sich einiger Gemälde und einiger wunderschönen Gobelins, die jetzt nicht mehr existirten. Der Vater des Grafen Zacharias (der auch Leonardo hieß) hatte sie verkauft, um eine Nichte auszusteuern. Außerdem wurde von demselben Grafen Leonardo ganz im Geheimen ein bekannter Antiquar der Stadt empfangen, der beide Male ging, indem er sich schmunzelnd die Hände rieb. Niemand wußte, was er im Palaste gethan hatte; aber nach einiger Zeit konnte man im Cabinet d'antiquité des obengenannten Antiquars einige wundervolle Kameen bewundern, die ganz identisch waren mit jenen, die man im Besitze der Bollati wußte. Aber das hatte noch nichts zu sagen, und man konnte es dem alten Grafen nicht verargen, wenn er anstatt Schulden zu machen, einige Gegenstände aus dem Hause verkaufte. Als er gestorben war, wurde ein anderes System eingeführt. Die Gemälde blieben an ihrer Stelle und die Antiquare machten keine Besuche mehr, aber Herr Bartolo, der Majordomus, der Verwalter, der General-Agent, ein unbezahlbarer Mann, knickerte nie mit dem Gelde dem Herrn gegenüber, ärgerte ihn nie mit den lästigen Sermonen gar zu skrupulöser Verwalter. Bei jeder außergewöhnlichen Forderung des Grafen Zacharias formte er die Lippen zu einem seraphischen Lächeln und antwortete: „Lassen Sie mich nur machen." Und man brauchte gar nicht zu zweifeln, daß er etwa mit leeren Händen zurückkehren würde. Oho! Graf Zacharias war sicher, ihn am folgenden Tage wiedererscheinen zu sehen, mit noch süßerem Lächeln als gewöhnlich und genau mit der von ihm verlangten Summe. Und die Befriedigung, die Herr Bartolo darüber empfand, seiner Herrschaft immer dienen zu können, war so groß, daß er alle Tage fetter wurde und mehr glänzte, so glänzte, wie wenn er mit Fett bestrichen wäre, so fett, daß er fast die sphärische Form annahm. Doch muß ich zu Ehren der Familie Bollati sagen, daß auch die ganze Dienerschaft immer korpulenter wurde. Die Verwalter (und für jedes Gut war ein spezieller angestellt) waren das Bild der Jovialität und Gesundheit, hatten das Haus wohl gefüllt, luden ihre Freunde zum Sommeraufenthalt ein, verheiratheten ihre Töchter, steuerten sie gut aus und bezahlten die verlangte Summe, um ihre Söhne von der Konskription zu lösen. Auch die Diener lebten wie Gott in Frankreich, nicht so sehr von ihrem Lohne als von der Liberalität des Kochs, der ihnen nicht nur erlaubte, an den Kasserolen zu riechen, sondern auch sich zu bedienen. Der Koch also, ich brauche es nicht erst zu sagen, wendete das Sprichwort: „Charitas incipit ab ego" (Jeder ist sich selbst der Nächste) wohl an, und seinen eigenen Pflichten fügte er noch eine sehr lukrative Industrie hinzu, indem er von anderen Familien Bestellungen auf Diners annahm und ausführte. Die Böswilligen behaupteten freilich, daß die Zuthaten zu diesen

gitized by Google

Diners aus der Küche Bollati kämen. Thatſache aber iſt, daß Herr Oreſt, der Koch, auch ſein Schäfchen im Trocknen hatte.

„Großes Vermögen, wirklich großes Vermögen, das unſerer Verwandten," ſagte Graf Lukas. „Sie können ausgeben und verſchwenden und können noch geſtatten, daß die Anderen ſich mit den Broſamen bereichern."

„Aber was für Broſamen?" antwortete die Gräfin Hanna ärgerlich, die etwas mehr Einſicht hatte als ihr Gemahl. „Die Broſamen, die wir empfangen, bereichern uns gewiß nicht. Aber alle Anderen ſtehlen um die Wette, und wenn dieſe Herrlichkeit fortdauert, ſo fürchte ich, daß die Millionen ſchließlich in Rauch aufgehen. Beſſer wäre es, wenn Du Theil an der Verwaltung hätteſt, wenigſtens um ein wenig eingeweiht zu werden. . . . Aber Du taugſt zu nichts."

„Das wäre ſchön . . ein Rialdi Bücher und Regiſter führen!"

„Aber im Hauſe Bollati führt Niemand Rechnung."

Die kühne Behauptung der Gräfin Hanna war weniger abſurd, als es den Anſchein hatte. In dem Bureau des Verwalters des Hauſes Bollati waren wohl ein Stoß Briefe, einige Papierfetzen voller Zahlen und konfuſen Anmerkungen, aber wirkliche, eigentliche Rechnungsbücher gab es keine. Herr Bartolo erſetzte alles durch ſein bewundernswürdiges Gedächtniß; andererſeits konnte und wollte der Graf Zacharias auch nicht das Betragen ſeines Haupt-Verwalters beurtheilen; wenn dieſer nur Geld brachte, ſo hatte er nichts mehr zu fragen, nichts mehr zu ſehen.

Bis jetzt haben wir noch ſehr wenig von der Gräfin Clariſſa geſprochen. Und um die Wahrheit zu ſagen, die Gräfin Clariſſa war auch eine ſehr nebenſächliche Perſon. Unter den venezianiſchen Patriziern hat es immer ſcharfſinnige, lebhafte, energiſche Frauen gegeben, faſt wie wenn ſie beweiſen wollten, daß bei den alten Racen das ſchwache Geſchlecht mehr Widerſtandskraft beſitze als das ſtarke. Gräfin Clariſſa war keine dieſer Privilegirten. Als ſie mit ſechzehn Jahren aus dem Kloſter trat, wurde ſie ſofort mit dem Grafen Zacharias Bollati vermählt, der fünfunddreißig Jahre alt war, und den man für vierzig, aber für eine brillante Partie hielt. Sie hatte keinen anderen Reiz, als die Anmuth ihres Geſichts und ihrer Formen; aber merkwürdig, während die Ehe der weiblichen Schönheit einen neuen Zauber hinzuzufügen pflegt, nahm ſie ihr ſtatt deſſen in kürzeſter Zeit jede phyſiſche Anziehungskraft. Mit zwanzig Jahren war ſie ſchon welk und runzlig und Graf Zacharias fing an, ſie zu vernachläſſigen und ſein früheres ausſchweifendes Leben wieder aufzunehmen.

Kalt, kränklich, apathiſch, kümmerte ſich Gräfin Clariſſa nicht im mindeſten um die nur zu ſichtbaren Galanterien ihres Mannes und dachte auch nicht daran, ihm Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Es genügte ihr, ſpät aufzuſtehen, Leckereien zu eſſen, ein Dutzend Taſſen Kaffee während

des Tages zu trinken, einen kleinen Beſuch mit der Gondel zu machen, eine Loge in „La Fenice“ zu haben und, wenn das Theater geſchloſſen war, eine Partie bis zwei Uhr Morgens zu ſpielen. Sie hatte Furcht vor den Pferden und liebte die Reiſen und das Landleben nicht, ſo daß ſie Venedig nie verließ und die beiden Villen Stra und Montebelluno immer zur Verfügung der Verwalter blieben.

Da Gräfin Clariſſa mit ſo wenig hervorragenden Eigenſchaften des Geiſtes ausgeſtattet war, mußte auch der Inſtinkt der Mutterliebe bei ihr wenig ausgeſprochen ſein, und in der That verwöhnte ſie ihren Zögling nicht durch zuviel Küſſe und zuviel Liebkoſungen.

Trotz der Freude, mit welcher der kleine Graf Leonardo Bollati, der Sprößling der Dogen, bei ſeiner Geburt empfangen wurde, ſo ging er doch aus den Armen der Amme in die der Dienerſchaft über, und in den erſten Jahren ſeiner glorreichen Exiſtenz wurde er zur Gegenwart ſeiner illuſtren Eltern nur Morgens nach dem Aufſtehen und Abends vor dem Schlafengehen zugelaſſen. In dieſen beiden feierlichen Augenblicken küßte er die Hände des Herrn Vaters und der Frau Mütter und wünſchte ihnen guten Morgen oder gute Nacht. Bei außerordentlichen Veranlaſſungen (zu Weihnachten, Neujahr, Oſtern u. ſ. w.) wurde er zum Nachtiſch hereingeführt. Dann legte er immer Proben von einem ſehr guten Appetit und einer ſeltenen Frühreife in der Anwendung von unanſtändigen Wörtern ab, die er in der Küche gelernt hatte, die den Grafen höchlichſt ergötzten, und von den übrigen Tiſchgenoſſen, beſonders den Rialdi, den armen Verwandten, mit gütigem Lächeln aufgenommen wurden, während die Gräfin Clariſſa ſich auf den Ausruf beſchränkte: „Heilige Jungfrau Maria! Was für Redensarten!“

Aber der kleine Graf Leonardo lernte nicht nur die derben Ausdrücke der vulgären Sprache. Er verſenkte ſich auch in das Studium der nicht gerade ſehr erbaulichen Chronik des Hauſes. Der alte Nicola, ein penſionirter Gondolier der Familie, ein Greis von faſt achtzig Jahren, war im Hauſe geboren und hatte für die Bollati eine Ergebung ohne Gleichen. Unglücklicherweiſe war er nicht in jener Zeit geboren, in der die männlichen Glieder der Familie Bollati ſich mit Ruhm bedeckten, ſondern in jener, in der die weiblichen das Regiment führten. Und dann erzählte er von den Heldenthaten jener Koketten mit derſelben Wohlgefälligkeit, wie er zwei Jahrhunderte früher von dem edlen Almoro erzählt haben würde, daß er den Türken eine Fahne genommen, von dem edlen Bragio, der mit fünfundzwanzig Jahren den großen Rath mit ſeiner Beredtſamkeit in Erſtaunen ſetzte. Und es ſcheint wirklich, als ob Ihre Excellenz Adriana und Ihre Excellenz Marina, die Großmutter und Großtante des kleinen Grafen Leonardo, es ziemlich arg getrieben hätten. Schön, voller Geiſt und Geſundheit, hatten ſie beide das Leben genoſſen,

nicht wie Ihre Excellenz Clarissa, eine Heilige zwar, aber doch ein klein bischen zu klösterlich eingezogen. „Denn schließlich," sagte der Alte, „was thun die Frauen in dieser Welt, wenn sie sich nicht mit der Liebe beschäftigen?"

„Ach", fuhr der epikuräische Gondolier fort, „zur Zeit ihrer Excellenzen Adriana und Marina, da war es lustig im Hause. Ganz anders als jetzt! Wohl nie hat es zwei Schwägerinnen gegeben, die besser mit einander harmonirten. Nie gab es Eifersucht, nie eine Intrigue, um die Galane eine der anderen wegzukapern, im Gegentheil halfen und vertheidigten sie sich gegenseitig, daß es ein wahres Vergnügen war. Ich war der Vertraute von allen Beiden, und wenn eine oder die andere mir befahl, die Gondel mit einem Gondolier zu rüsten und daß ich dieser eine sein sollte, so wußte ich schon, um was es sich handelte. Und was für Trinkgelder gab es in jener Zeit! Und was für schöne Damen und Kavaliere! Aber seit 1797 ist die ganze Welt verwandelt. Dabei kann man aber nicht sagen, daß die früheren Herrinnen etwa schlechte Gattinnen gewesen wären! Man mußte nur Ihre Excellenz Adriana während der langen Krankheit ihres Gemahls sehen. Wie eine barmherzige Schwester! Und als Seine Excellenz Leonardo starb, was für ein Monument ließ sie ihm in der Jesuitenkirche setzen! Und wieviel Messen ließ sie zum Heile des armen Verstorbenen lesen! Wenn die arme Seele nicht schnell aus dem Fegefeuer erlöst worden ist, so hat seine Frau keine Schuld. Und Ihre Excellenz Marina? Ich denke noch immer daran, als Graf Viktor, Gott habe ihn selig! an einem sehr hartnäckigen Reißen litt und der Doktor ihn nach Abano schickte. Was für Engelsgeduld hatte unsere Frau! Seine Excellenz Viktor war wie Zucker so süß, wenn er gesund war, aber wenn er auch nur Kopfschmerzen hatte, dann war er wie unsinnig. Nur die Gräfin und ich konnten ihn ertragen. „Ach! Nicola," sagte sie zu mir, „jetzt fahren wir nicht mehr in der Gondel aus." „Aber, Excellenz, die Zeiten werden wiederkommen," antwortete ich. Und sie, mit leichtem Kopfschütteln: „Aber indessen wird man alt, Nicola." „Zum Henker mit dem Alter," wollte ich schon hinzufügen, aber das wäre gegen den Respekt gewesen. . . . Wenn die Gräfin Marina so sprach, auffressen hätte man sie können. Mit vierzig Jahren war sie noch ein ganz auserlesener Bissen. Ein Gesicht, eine Büste, eine Rundung der Schultern . . . . zwei Augen, um die Todten damit zu erwecken . . . . und eine Hand, weiß, mit Grübchen! . . . . Ich kann Euch aber sagen, daß ich ihr die Hand immer mit dem nöthigen Respekt geküßt habe. . . . Aber! Die beiden Gräfinnen sind ziemlich jung gestorben, und Frauen wie diese giebt es nicht so bald wieder."

Diese und andere Reden pflegte der alte Nicola besonders an Winterabenden zu halten, während der Siesta, wenn er am Feuerheerd auf einem gepolsterten Lehnstuhle saß, die dürren Beine der warmen Asche

näherte, seine Pfeife von Terracotta rauchte und einen guten Becher Weins schlürfte. Die übrigen Diener umstanden ihn mit offenen Ohren und die Mädchen, begierig nach skandalösen Klatschereien, verschlangen seine Worte fast. Währenddem saß der kleine Graf auf dem Schooße einer Dienerin, oder unter dem Tische in Gesellschaft der Katze und hörte die Lobrede der verstorbenen Gräfinnen Bollati. Doch, um gerecht zu sein, zog er der häuslichen chronique scandaleuse die Erzählung von den denkwürdigen Thaten des Räubers Mastrilli vor, welche der Koch auswendig wußte, und deren farbige Illustrationen auf einem geschmacklosen Bilderbogen er dem kleinen Grafen zeigte.

Einen Theil des Tages brachte der Knabe unten am Eingange, an der riva des Hauses, in Gesellschaft der beiden dienstthuenden Gondoliere zu, die ihn lehrten, die Balustraden, welche die Stufen begrenzten, hinabzurutschen. Einer der Gondoliere, der zweimal den Preis in einer Regatta gewonnen hatte, unterrichtete den jungen Herrn täglich eine Stunde lang in seiner Kunst. So versprach der Erbe der Bollati mit acht Jahren, obgleich er noch keinen Buchstaben des Alphabets wußte, mit der Zeit ein vorzüglicher sollazziere zu werden, wie man in Venedig diejenigen nennt, die ohne Gondoliere von Profession zu sein, sich an der edlen Kunst des Ruderns ergötzen.

Die Vettern Rialdi kamen oft, um mit Leonardo zu spielen, und mit den Schwestern und Brüdern kam auch die kleine Speranza, die der Gräfin Hanna den uns bekannten kühnen Plan eingeflößt hatte. Und um die Wahrheit zu gestehen, Speranza war die einzige unter den Kindern der Rialdi, die Leonardo wohlwollend ansah, vielleicht, weil sie seine Altersgenossin, vielleicht auch, weil sie einen sehr nachgiebigen und sanften Charakter hatte. Unter den Knaben gab es häufig Raufereien, so daß Gasparo, der älteste der Rialdi, den kleinen Grafen Leonardo eines Tages tüchtig klopfte, was die Gräfin Clarissa veranlaßte, der Zukunft der Menschheit ein sehr düsteres Prognostikon zu stellen, denn wenn schon die Hungerleider von Verwandten die reichen Verwandten prügelten, dann müßte auch das Ende der Welt nahe sein. Nach diesem denkwürdigen Ereignisse wurde Graf Gasparo eine Woche lang der außerordentlichen Ehre beraubt, den Palast Bollati zu betreten, und wurde überhaupt nur auf die Bitten der kleinen Schwester wieder zu Gnaden angenommen.

Die Gräfin Hanna frohlockte: „Siehst Du, wie gut die Sachen gehen," sagte sie zu dem Grafen, ihrem Gemahl, „im Hause Bollati tanzt alles nach der Pfeife unseres Töchterchens."

Dies war eine pure Uebertreibung. Es ist wahr, das kleine, von Natur sanfte, unterwürfige, liebevolle Kind hatte alle Herzen im Hause Bollati in hohem Grade gewonnen, und ganz stolz machte es sie, wenn sie der Gräfin Clarissa als Kammermädchen dienen oder dem Vetter

Leonardo eine Gefälligkeit erzeigen konnte. So oft hatte man ihr zu Hause gesagt: „Sieh zu, daß Dich die Verwandten Bollati gern haben und besonders Leonardo dich liebgewinnt.“ Dies hatten sie ihr so oft wiederholt, daß sie ohne Nebenabsichten oder irgend eine Spur von Hinterlist alle ihre Kräfte einsetzte, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen.

Ihr Bruder Gasparo, der den Vetter Leonardo liebte wie der Schäfer den Wolf im Schafstalle, sagte eines Tages zu ihr: „Du hast denselben Geschmack wie Sant' Antonio*) .... Er liebte auch ein gewisses Thier ganz besonders.“

Die kleine Speranza, die den Geschmack des heiligen Antonius nicht kannte, auch nicht wußte, welches Thier er bevorzugte, zog die Augenbrauen zusammen und antwortete, daß sie nicht verstände.

„Später wirst Du es schon verstehen,“ erwiderte der Bruder, und wollte nichts mehr hinzufügen.

Kurze Zeit darauf trat Gasparo Rialdi in eine Seekadettenschule, in der sein Vater für ihn eine Freistelle erlangt hatte. „Das ist ein lebhafter, wilder Junge,“ sagten sie zu Hause, „der muß ein wenig in militärische Zucht kommen.“

Ungefähr um diese Zeit entschlossen sich die Bollati, die intellektuelle Erziehung ihres Söhnchens anzufangen, das schon mehr als elf Jahre alt war. Zu dem Zwecke nahmen sie einen Priester mit Namen Don Luis in's Haus, dem der Graf Zacharias folgende Verhaltungsmaßregeln gab: „Gott sei Dank! Leonardo hat nicht nöthig, sein Brod selbst zu verdienen, weder soll er Advokat werden, noch Ingenieur. .... Unter der Regierung von San Marko wäre es etwas Anderes gewesen. .... Der Junge hätte in den großen Rath eintreten müssen. .... Jetzt kann er höchstens einmal Stadtverordneter oder Verwalter frommer Stiftungen werden, und zu dem Zeug da braucht er nicht viel Lehre und Gelehrsamkeit. Darum, Don Luis, wir verstehen uns; nicht wahr? Ein wenig Religion, die vier Spezies im Rechnen, eine Idee vom Lateinischen und vom Italienischen soviel, daß er einen anständigen Brief und, wenn es nöthig ist, ein Sonett zur Hochzeit oder auf eine Nonne schreiben kann. .... In Summa, mein Sohn soll nicht mit Wissenschaft überladen werden.“

Diese Empfehlungen waren vollständig überflüssig. Der wissenschaftliche Ballast des Don Luis war so leicht, daß, selbst wenn er ihn ganz und gar auf die Schultern seines Zöglings gelegt hätte, dieser doch nicht unter dem Gewicht zusammengebrochen wäre. Die Wünsche des Grafen wurden mehr als erhört; Graf Leonardo wurde nicht nur kein Gelehrter, sondern blieb einfach ein Dummkopf.

Mit fünfzehn Jahren ruderte er zwar wie ein Gondolier von Pro-

*) Der heilige Antonio wird mit Schweinen dargestellt.

ſeſſion, und wahr iſt es auch, daß er große Fortſchritte in anderen Dingen machte, die ihn ſein Herr Vater gelehrt hatte.

Denn Graf Zacharias, der ſich ſtets von öffentlichen Aemtern ferngehalten, hatte es nicht verſchmäht, einen thätigen Antheil an der Verwaltung der Schauſpiele und des Theaters zu nehmen. Ja, er war ſogar einer von den Präſidenten des Theaters „La Fenice“, wodurch es ihm geſtattet war, hinter die Kouliſſen zu gehen und in ausgezeichneter Verbindung mit den Sängerinnen und Tänzerinnen zu ſtehen. Leonardo, kaum in's Jünglingsalter eingetreten, begleitete ſeinen Vater oft auf die Bühne, und die Virtuoſinnen in Geſang und Tanz, die in dem Vater einen Vogel gefunden hatten, den ſie gut rupfen konnten, empfingen den Sohn mit offenen Armen. Auf dieſe Weiſe wurde der kleine Graf Leonardo ſehr ſchnell in die Geheimniſſe jener zweideutigen Geſellſchaft eingeweiht, die ſich hinter dem Vorhange bewegt und die auf die Unerfahrenen einen ſo eigenen Zauber ausübt. Wenn dann die Frau Mutter ihn Abends in's Theater führte, ſo ſetzte unſer Jüngling mit einem wohlgefälligen Lächeln und indem er ſich den Schnurrbart ſtrich, der noch nicht da war, die Beſucher der Loge in Erſtaunen, wenn er jede einzelne der Sylphiden, die in leichter Kleidung auf der Bühne herumflatterten, bei Namen nannte. Die Gräfin Clariſſa wußte nicht, ob ſie ſich über die ausgebreiteten Kenntniſſe ihres Sprößlings freuen oder ſie beklagen ſollte, und ſie zog ſich aus der Verlegenheit mit einer ihrer gewöhnlichen Exklamationen: „Heilige Jungfrau! Was weiß der Junge nicht alles!“

Von dem Augenblicke an, daß der kleine Graf Leonardo das unſchätzbare Glück hatte, die Choriſtinnen, die Mimen und Balletdamen zu beſuchen, erfaßte ihn eine tiefe Verachtung für alle Damen, die nicht einer dieſer ehrenvollen ſozialen Stellungen angehörten. Und die erſte, welche die Folgen ſeiner neuen Anſchauung der Dinge fühlen ſollte, war Speranza Rialdi. Ach! wie konnte er ſeine Zeit mit dieſem ſchüchternen, magern, ausdrucksloſen, unbedeutenden Mädchen verſchwenden, er, dem es erlaubt war, zwiſchen den Spalten der Thüren, die zu den Garderoben der Schülerinnen Terpſichore's führten, hindurchzuſchauen? Er, der ſchon verſchiedene Male bei Ridotto in heiterer Geſellſchaft ſoupirt hatte, für alle die Rechnung bezahlt und ſich ſo berauſcht hatte, daß er unter dem Tiſche verſchwand?

Die ſanfte Speranza betrübte ſich ſehr über das veränderte Betragen Leonardo's ihr gegenüber, mehr noch aber betrübte ſie es, im Hauſe ſagen zu hören, daß er ein laſterhafter Menſch wäre, daß er ſeine Geſundheit ruinirte und daß, wenn er ſo fortführe, er es nicht weit bringen würde. Und ſie konnte nicht umhin, mit der Tante Clariſſa, wie ſie ſie nannte, das heikle Thema zu beſprechen. Aber die ſchläfrige, theilnahmsloſe Frau

antwortete: „Mein liebes Kind, wir leben jetzt in einer Zeit, in der schon die Katzen mit offenen Augen zur Welt kommen."

Eine so tiefsinnige Antwort, daß sie sich vergebens bemühte, den Sinn zu erfassen.

Gräfin Hanna hingegen konnte ihren Zorn nicht länger unterdrücken. Diese Bollati's hatten ja weder Herz noch Verstand. Gräfin Clarissa war eine Gans, Graf Zacharias ein Lump. . . . Er selbst seinen Sohn auf die Bahn des Lasters führen! . . . . Und dieser Affe von Don Luis, was fiel denn dem eigentlich ein? Ein schöner Lehrer, wahrhaftig!

Und eines Tages nahm Gräfin Hanna den würdigen Geistlichen bei Seite. Ob er denn mit der Entwickelung seines Zöglings zufrieden wäre?

Don Luis wagte es nicht, nein zu sagen.

„Nun, und was haben Sie denn noch hier im Hause zu thun?" fragte die ärgerliche Sprecherin.

Don Luis hätte ihr sagen können, daß er dort gut aß und daß ihm dies durchaus nicht gleichgiltig wäre, aber statt dessen antwortete er: „Welche Frage! Ich lese Ihrer Excellenz Clarissa die Messe, wenn sie nicht in die Kirche gehen kann, und warte immer auf den jungen Grafen Leonardo zur Zeit seiner Lectionen. Ist es denn meine Schuld, wenn er nicht kommt?"

„Also," erwiderte die Gräfin Hanna, „Ihnen scheint es, daß ein Erzieher für die schlechte Aufführung seiner Schüler nicht verantwortlich ist?"

„Heiliger Gott! Was kann ein armer Priester thun, wenn das Feuer der Jugend . . . ."

„Und die schlechten Beispiele," fuhr die Rialdi fort.

„Das habe ich nicht gesagt," unterbrach Don Luis, roth wie eine Klatschrose.

„Ich habe es aber gesagt und wiederhole es. . . . Die schlechten Beispiele. Aber wissen Sie," entgegnete die Gräfin, die Stimme senkend, „wissen Sie, daß es ein Mittel für all' das giebt?"

„Ein Mittel? Welches?"

„Der Junge muß eine Frau haben."

„Eine Frau haben!" rief der Erzieher aus. „Er ist ja aber erst siebzehn Jahre alt!"

„Gerade darum. Ehe er noch tiefer in's Laster versinkt. . . . Sie wollen mir doch nicht etwa sagen, daß die Kirche die Ehe mißbillige?"

„Gewiß nicht! . . . . Obgleich sie nicht der Zustand der Vollkommenheit ist."

„Sicher, der Stand der Vollkommenheit ist der Ihrige, die Jungfräulichkeit," erwiderte die Gräfin ironisch. Dann, indem sie den Ton änderte: „Gehen Sie doch, Don Luis, Sie sind ein artiger Mann, und

um Ihres heiligen Charakters willen wird Jedermann auf Sie hören, ſagen Sie doch dem Grafen Zacharias ein Wort . . . Sie können nicht, nein, auf ihr Gewiſſen können Sie die Sachen nicht länger mit anſehen. . . . . Wenn es ein Mädchen von Adel gäbe, ohne Anſprüche, eine von denen, die ſich allem anpaſſen."

„Aber ſie finden," murmelte Don Luis, indem er ſich hinter den Ohren kratzte.

„Man würde ſie finden, man würde ſie ſchon finden," ſagte Gräfin Hanna mit einem Anfluge von Lächeln. „Und wenn die Sache ſich geſtaltete, wie wir es hoffen und wünſchen, was für ſchöne Geſchenke würde unſer Don Luis dann bekommen! . . . ."

„Ah!" rief der Prieſter aus, der endlich begriffen hatte, „jetzt hab' ich's, jetzt hab' ich's . . . eine Perle von einem Mädchen . . . gut . . . religiös . . . verſtanden! . . ."

„Nicht wahr? Alſo verſuchen Sie!"

Don Luis wollte nichts verſprechen. Dennoch, als ſich ihm die Gelegenheit bot, wagte er gegen den Grafen Zacharias eine Bemerkung über das Betragen des jungen Leonardo.

„Mein lieber Don Luis," antwortete der Graf, „die Vollati ſind immer ſo geweſen, und mein Urgroßvater Markus Antonius hatte ein ſehr geräuſchvolles Abenteuer, als er fünfzehn Jahre alt war. Wirkungen des Blutes."

Da ihm die rechte Gelegenheit gekommen ſchien, ſo wagte der Geiſtliche auch ſchüchtern auf die Idee einer Heirath anzuſpielen als das geeignetſte Mittel, die Effervescenz des Blutes zu beruhigen. Aber Graf Zacharias, wenn er auch durchaus kein ſcharfer Denker war, muthmaßte doch ſogleich, daß Don Luis einen Auftrag von irgend Jemand erhalten hätte, und nach vielem Fragen gelang es ihm, jenem den Namen der Gräfin Hanna zu entreißen.

„Ach, die Klatſchbaſe!" rief der Graf aus. „Kaum erſcheint ſie bei der Couſine, ſo hat ſie ihr auch ſchon Geſchichtchen zu erzählen. Was hatte ſie ſich in die Angelegenheiten Anderer zu miſchen? Sie hoffte wohl, daß Leonardo die Tochter heirathen würde? Sie iſt wohl blödſinnig! Wenn die Zeit zur Ehe gekommen wäre, ſo würden die erſten Familien der Ariſtokratie um die Ehre bitten, ſich mit den Vollati zu verſchwägern. Und ſie ſollte ſich nur um ihre Angelegenheiten kümmern, wenn ſie nicht vielleicht wollte, daß die Thür des Palaſtes ihr für immer geſchloſſen würde."

Der große Aerger verhinderte Gräfin Hanna, gebührend darauf zu antworten. Und zum Glück! Wer weiß wie die Sache noch geendigt hätte! . . . .

Das war ſo ihre Art und Weiſe, zu Hauſe ließ ſie ihre Wuth aus.

Es war nur die Schuld ihres Mannes, wenn ſie ſolchen Demüthigungen ausgeſetzt wurde, ein Mann, der nie zu etwas Anderem nutz geweſen wäre, als die Gnade ſeiner Verwandten anzuflehen . . . und mit welchem Nutzen denn. . . . . Und nun mußte man alle Beleidigungen hinunterſchlucken, ſich den Fuß auf den Nacken ſetzen laſſen, um nicht die zwei Mittageſſen in der Woche zu verlieren, und wie wenige alte Kleider, und wie ſchlechte Geſchenke Speranza von Zeit zu Zeit bekäme. . . . Was für ein Unglück iſt doch die Armuth! . . . Ach ſo! Der Graf Zacharias war ſicher, daß er irgend eine glänzende Partie für ſeinen Sohn finden würde. . . . Und inzwiſchen würde dieſer immer tiefer in den Sumpf des Laſters ſinken, alle Ausſchweifungen kennen lernen . . . . und ſein Hab und Gut würde er durchbringen. . . . . Wenn doch lieber alle erſt umkämen, bevor der völlige Ruin einträte! . . . .

Mit dieſem chriſtlich liebevollen Wunſche endete Gräfin Hanna ihre Philippika, während Graf Lukas die Achſeln zuckte und Speranza in einem Winkel weinte.

Sie war unglücklicher und bedauernswerther als alle, die arme Speranza; denn ſie liebte einen Mann, der ihrer unwürdig war und der über ihre Zuneigung ſpottete.

II.

So vergingen einige Jahre ohne beſondere Ereigniſſe. Die Gräfin Clariſſa, deren Geſundheitszuſtand immer mehr Beſorgniß erregte, wollte Speranza den ganzen Tag um ſich haben, nicht weil ſie eine ernſte Zuneigung für ſie fühlte (ernſter Zuneigung war ſie überhaupt nicht fähig), ſondern weil keine Kammerjungfer geſchickter, aufmerkſamer, dienſtbereiter ſein konnte als das gute Mädchen, das wirklich zum Opfer für alle Egoiſten und Gewaltthätigen geboren war. Gasparo Rialdi, jetzt Marinelieutenant, verſpottete die demüthige Stellung der Schweſter, um ſie allmählig aus dieſem Hauſe des Laſters und der Blödſinnigkeit zu entfernen, ſie mit einem braven jungen Manne zu verheirathen, wie die andere Schweſter, die erſtgeborene, die trotz dem Widerſpruch der Eltern ſich mit einem einfachen Landarzte verheirathet hatte; aber das hatte ſeine Schwierigkeiten. Vor allen Dingen, Speranza war nicht ſchön; dann iſt die Gelegenheit zu einer Heirath für ein Mädchen ohne Vermögen ſehr ſelten; und endlich ſagte Speranza in ſehr reſolutem Tone: „Ich will mich nicht verheirathen.“

Unterdeſſen ſtürzte ſich Leonardo, deſſen Erziehung vollendet und deſſen Erzieher in Folge deſſen verabſchiedet worden war, bis über die Ohren in das Laſter. Er war von angenehmem Aeußern, trug einen jener Namen, die in der Geſellſchaft die Stelle eines Empfehlungsbriefes vertreten, und wenn er nur den Schein gewahrt hätte, wäre er in den

besten Familien empfangen worden; aber er zog bei weitem die Gesellschaft ebensolcher Tollköpfe vor, ganz gleich ob sie adlig oder plebejisch waren. Seine Freunde waren Leute ohne irgend einen Beruf, die ihr Einkommen verzehrten, wenn sie ein solches hatten, oder von dem Gelde Anderer lebten, wie es auch immer erworben sein mochte, oder Geld aus der grünen Decke eines Billards oder eines kleinen Pharaotisches schlugen. Sie brachten die Nächte in den öffentlichen Spielhöhlen, Wirthsstuben und verrufenen Häusern zu, um erst mit dem Morgengrauen des Weines voll, schwach, stumpfsinnig nach Hause zurückzukehren. Nie drang ein höherer Gedanke in ihren kranken, geschwächten Geist, nie ließ ein großmüthiger Zug ihre verstockten Herzen schneller schlagen. Kunst, Wissenschaft, Vaterland (das man auch in den Jahren um 1848 herum wieder zu nennen anfing) waren für sie bedeutungslose Worte; die Liebe, wenn etwas Anderes darunter verstanden wird als die Befriedigung des thierischen Instinkts, rief ein verächtliches Lächeln auf ihre Lippen. In ihren Augen war die Tugend ein Betrug, jeder Heldenmuth Wahnsinn.

Selbst Graf Zacharias fing jetzt an, um die Zukunft des Sohnes besorgt zu werden. Und wahrlich, der Sohn hatte den Vater weit, weit überholt. Unordentlich, lüderlich, selbstsüchtig, hatte Graf Zacharias dennoch etwas vom Edelmann bewahrt, und wenn es auch nur eine gewisse würdevolle Leutseligkeit war, die ihm das Wohlwollen der Untergebenen erwarb. Graf Leonardo hatte dagegen nichts, gar nichts. Niemand achtete den Grafen Zacharias, aber Niemand würde es gewagt haben, ihm die Verachtung zu zeigen, und manche, statt ihn zu verachten, beklagten ihn nur. Der Jüngling dagegen wurde immer mehr gemieden wie eine Person, deren Nähe schon den Ruf eines Anderen in Mißkredit bringen konnte.

„Oho, junger Mann, du mußt aber doch ein bischen Vernunft annehmen," ermahnte von Zeit zu Zeit Graf Zacharias. „Ich will ja nicht sagen, daß Du wie ein Einsiedler leben sollst, aber est modus in rebus."

Die Worte waren in den Wind gesprochen. Von welchem Gewicht konnten die Rathschläge eines Vaters sein, der das schlechte Beispiel gegeben hatte? Auch von den Vorwürfen der Gräfin Clarissa konnte man kein besseres Resultat erwarten, da sie sich in der Kindheit nie um den Knaben gekümmert und es nie verstanden hatte, ihm Liebe oder Verehrung einzuflößen.

Während der moralische Zustand der Familie Bollati in dieser Weise sich verschlimmerte, wurde auch die ökonomische Lage von Tag zu Tag ernster, und in der Stadt sprach man offen von den vielen Schulden, die die Bollati hatten, und von der Unordnung und Verwirrung, in die das ganze Erbe gerathen war. Nach der Ansicht der Optimisten war es immer noch ein schönes Vermögen, und wenn nur eine geeignete Persönlichkeit an

der Spitze des Ganzen gestanden hätte, so hätte sich noch Alles arrangiren lassen; nach Anderen (und dies war die überwiegende Zahl) war der Verbrauch zu groß, und früher oder später mußte der Krach erfolgen. Im Café Florian, dem großen Brennpunkt der Verleumdung und Klatscherei, erzählte man, daß schon alle Güter mit Hypotheken belastet wären und daß man, um nur Geld zu bekommen, ganz fabelhafte Zinsen zahlen müßte, daß die Verwalter mit den Wucherern im Einverständniß handelten und ähnliche Dinge. Zuweilen, im schönsten Erzählen, wurden sie durch den Eintritt des Grafen Zacharias in das Café unterbrochen, und dann riefen Alle aus: „Ah, guten Tag, edler Herr (nobiluomo) Zacharias, wie befinden Sie sich?“ Die Titel nobiluomo und Excellenz gab man bis vor wenigen Jahren den venezianischen Patriziern, und zog sie dem Titel Graf vor. Streng genommen sind nur diejenigen Grafen, die unter der Herrschaft der Oesterreicher um die Bestätigung ihres Adels einkamen. Die Hochmüthigsten, vielleicht die Berühmtesten, verschmähten diese Begünstigung.

Der Verwalter der Bollati, Herr Bartolo, hatte immer noch sein rundes Gesicht, mit dem salbungsvollen Lächeln, und erschien nie vor dem Grafen, ohne ihn Excellenz zu nennen und der Gräfin die Hand zu küssen; unter den scheinbaren Ehrenbezeigungen blickte aber doch zuweilen eine gewisse Ironie durch. Und wenn die Herrschaft Geld von ihm verlangte, so war er nicht mehr ganz so schnell bereit, es zu bringen wie ehemals, und es entschlüpften ihm häufige Anspielungen auf die schlechten Jahre, die spärlichen Ernten, auf die Nothwendigkeit sich einzuschränken.

„O, mein lieber Prediger, ärgert mich doch nicht mit Euren schlechten Jahren und mit Eurer Sparsamkeit,“ erwiderte der Graf; „meine Vorfahren gaben viel mehr aus als ich und hatten vielleicht weniger Ländereien und Häuser.“

Graf Zacharias überlegte aber nicht, daß seine Vorfahren keine Zinsen für Hypothekenschulden zu zahlen hatten und auch wohl nicht Erzschelme um sich zu haben pflegten.

Statt zu sparen entzog er im Geheimen dem Hause alle noch vorhandenen Werthgegenstände. So verschwanden die Bronzen, das sächsische Porzellan, die Majoliken aus Faenza, das ciselirte Silberzeug, verschwanden die Bilder, mit Ausnahme der Familienportraits, die zurückblieben, vielleicht aus einem Rest von Schamgefühl, vielleicht weil sie keine Käufer fanden. Und auf diese Weise lebte er fort, warf zuweilen den am meisten lärmenden Gläubigern eine kleine Summe als Abzahlung hin und verzögerte dadurch die Endkatastrophe.

Das Aussehen des Palastes war wirklich traurig. Zwischen den Kapitälen der Säulen wuchs das Gras, die Mauern waren voller Risse und Sprünge, der zertrümmerte Fußboden warf gesundheitschädliche Staub-

wolken in die Höhe, der Stuck der Decken und der Wände drohte herniederzustürzen; überall zeigten sich Spuren des Verfalls, die noch sichtbarer wurden durch die Anzeichen einer vergangenen Herrlichkeit und Größe. Einige Zimmer, die zu anderen Zeiten im Licht gefunkelt und von Musik wiedergetönt, wurden monatelang nicht geöffnet, und Spinnengewebe und Schimmel bedeckten die öden Räume.

Gräfin Clarissa verbrachte ihre Tage im Bette oder in dem kleinen Salon, der seine frühere Einrichtung bewahrt hatte; Stühle und Kanapee von weißlackirtem Holz mit vergoldeten Rändern, Sitz und Rückenlehne mit rosa Atlas bezogen; vor dem Sofa ein kleiner Tisch auch aus weißlackirtem Holz von drei vergoldeten Karyatiden getragen; an der Wand, dem Sofa gegenüber, ein Spiegel aus Murano, ganz mit Flecken bedeckt.

Und in jenem kleinen Salon, wo Ihre Excellenz Adriana und Ihre Excellenz Marina, die von dem jetzt verstorbenen Nicola so gefeiert worden waren, auf die Erklärungen ihrer glühenden Liebhaber horchten und hinter dem bemalten Fächer lächelten, blieb sie, die Gräfin Clarissa, die ganzen langen Stunden mit im Schooße gefalteten Händen, ohne zu arbeiten, ohne zu lesen, ohne etwas zu thun und ermüdete die arme geduldige Speranza mit der Wiederholung ihrer gewöhnlichen Klagen: „O, mein liebes Kind," sagte sie, „man darf sich auch gar nicht wundern, wenn Alles sich verschlechtert mit diesen Erfindungen des Teufels: Dampfschiffe, Eisenbahnen, Päpste, die mit Carbonari liebäugeln . . . eine neue Sündfluth muß früher oder später kommen, Du wirst schon sehen, Kind, ob ich nicht Recht habe."

Zuweilen nahm die Unterhaltung einen vertraulicheren Charakter an. Dann befahl die Gräfin, daß Speranza die Thür von innen verriegeln sollte, und übergab ihr geheimnißvoll irgend einen alten Schmuckgegenstand, den sie versetzen oder verkaufen sollte. Ihr Mann und ihr Sohn waren zwei Tyrannen, sie hatten ihr auch sogar ihre Diamanten genommen, und über die wenigen Sachen, die sie hatte retten können, indem sie dieselben in einem Kästchen verborgen hatte, wollte sie nach ihrem Gefallen verfügen. Ihr versagten sie Alles, sogar Kleider und Süßigkeiten, die sie so gern hatte; sie mußte sich auch etwas Geld verschaffen, um eine Laune befriedigen zu können. Speranza sollte nicht nein sagen; sie wäre eine arme, verlassene, alte Frau; Speranza allein hätte Mitleid mit ihr. O, sie sollte nur nicht zweifeln, sie würde sie schon in ihrem Testamente belohnen.

Das Mädchen wußte sehr wohl, daß sie nicht im Geringsten sich auf die Erfüllung dieses Versprechens Rechnung machen konnte, daß Gräfin Clarissa schon ihre ganze Mitgift verbraucht hatte, und daß sie nicht im Stande war, ihr oder überhaupt Jemand etwas zu hinterlassen; das verminderte aber ihren Eifer nicht im mindesten, und keine Dienstleistung war

ihr zu untergeordnet, um sich dazu nicht anzubieten. Ihren Eltern, die zuerst alles Mögliche gethan hatten, um ihr im Hause Bollati eine feste Stellung zu geben, und die sich jetzt bemühten, sie von demselben zurückzuhalten, antwortete sie: „Nein, ich war immer bei diesen Verwandten, als sie reich waren, nun sie ruinirt sind, kann ich sie nicht verlassen."

Graf Lukas und die Gräfin Hanna kannten eine solche Zartheit der Empfindung nicht, und seit die Bollati sie nicht mehr zum Mittagessen einluden, besuchten sie dieselben nur an den hohen Festtagen. Erwähnen wollen wir noch, daß sich die Verhältnisse der Rialdi wider Erwarten ein wenig gebessert hatten; eine ihrer Töchter hatte sich ziemlich gut verheirathet, und die beiden Söhne, von denen der eine, wie wir wissen, Offizier und der andere Beamter im Gerichtswesen war, führten ein sehr geregeltes Leben und trugen sogar noch zur Unterstützung der Familie bei. Dann war ihnen auch unversehens von einem entfernten Verwandten ein kleines Erbtheil von einigen Tausend Lire zugefallen.

Unter dem Einflusse soviel unerwarteten Glückes that Gräfin Hanna einen feierlichen Schwur: „Das erste Mal, wenn Graf Zacharias und Gräfin Clarissa sich erlauben, in meiner Gegenwart die Nase hoch zu tragen, so wahr es einen Gott giebt! ich will ihnen dann Alles sagen, was ich seit Jahren schon auf dem Herzen habe."

Das geschah nicht. Anstatt die Nase hoch zu tragen, starben Graf Zacharias und Gräfin Clarissa schnell nach einander, und zeigten in diesem wichtigen Akte des Todes eine Harmonie der Meinungen, die sie im Leben niemals bewiesen hatten. Die gute Speranza pflegte mit kindlicher Zärtlichkeit erst den Grafen und dann die Gräfin, und nachdem sie auch der Tante Clarissa den letzten Dienst erwiesen, sagte sie zum Grafen Leonardo, der ganz betäubt die Vorbereitungen zum Leichenbegängnisse betrachtete: „Lebewohl, Leonardo! Jetzt habe ich nichts mehr in diesem Hause zu thun. . . Du bleibst allein, ohne Jemand, der Dich pflegen könnte. . . Sei verständig, Leonardo . . . vielleicht ist es noch Zeit. . . . Laß die schlechte Gesellschaft . . . o die bösen, bösen Freunde! Wenn Du wüßtest, wie viel Schlimmes sie Dir gethan haben . . . Und verbringe Deine Nächte nicht immer in Orgien, Du untergräbst Deine Gesundheit . . . Du wirst jung sterben . . .

„Zum Henker mit Dir, verdammter Astrolog!" schrie der Graf halb ärgerlich, halb bestürzt. Aber dann, wie wenn ihn seine Rohheit gereute — und die Reue war schon ein ganz ungewöhnliches Ding bei ihm — fuhr er in artigerem Tone fort: „Und wenn ich jung sterbe, was geht es Dich an? Ich bin sicher, daß Niemand mich beweinen wird."

„Niemand!" rief das Mädchen aus und faltete die Hände. „Ich weiß wohl eine Person, die immer, immer den Herrn bitten wird, daß er Dir alles Gute geben möge."

Und die Augen Speranza's füllten ſich mit Thränen.

„Ja, ja!“ ſagte Leonardo, „Du biſt eine gute, kleine Hexe, und ſchon als wir Kinder waren, haben wir uns vertragen. . . . Entſinnſt Du Dich, daß Deine Mutter immer wünſchte, wir ſollten uns heirathen?“

„Sprechen wir nicht mehr davon,“ unterbrach Speranza ihn, indem ſie bis zu den Haarwurzeln hinauf erröthete.

„Haſt recht, wir wollen nicht mehr davon ſprechen, es iſt unnütz. . . Ueberdies würdeſt Du auch keine glänzende Partie gemacht haben . . . Mehr Rauch als Braten . . . Genug, ich bin einmal nicht für die Ehe geſchaffen, ich will keine Ketten . . . Du dagegen findeſt immer einen Mann, der Dich nimmt . . . ganz ſicher wirſt Du einen finden. . .“

„Nein, Leonardo, nein, ich verheirathe mich nie!“

„Du auch nicht? . . . Na meinetwegen! . . . Darum wird die Welt noch nicht untergehen . . . Alſo, lebe wohl, Speranza!“

„Gott mit Dir! Wirſt Du uns wohl manchmal beſuchen?“

„Hm! . . . Bei Dir zu Hauſe? Schwerlich . . . Adieu!“

Speranza ging ſchluchzend hinaus. Und doch begnügen ſich die Unglücklichen mit ſo wenig, daß ſelbſt dieſes traurige Zwiegeſpräch nicht ohne Süßigkeit für ſie geweſen war. So lange, lange war es ſchon her, daß Leonardo nicht in der Weiſe mit ihr geſprochen hatte.

Der Tod des Grafen Zacharias gab dem zerrütteten Gebäude den letzten Stoß. Der beklagenswerthe Zuſtand des Beſitzthums wurde dadurch bloßgelegt, und da perſönliche Rückſichten aufgehört hatten, ſo machten die Gläubiger ihre Rechte mit verdoppelter Kraft geltend. Gerichtliche Vorladungen für den Grafen Leonardo wurden geſandt, und die Gerichtsdiener gingen wenigſtens zweimal des Tages die Treppe zum Bureau des Verwalters hinauf, um ihre Blätter ſchmutzigen Papiers zu übergeben.

Der Verwalter ſeinerſeits überzeugte ſich nach und nach, daß der Augenblick gekommen wäre, ſich zurückzuziehen und die Frucht ſeiner ehrlichen Thätigkeit zu genießen. Und eines Abends, mit einer Miene, die den Umſtänden angepaßt war, unterbreitete er dem Grafen Leonardo ein ärztliches Atteſt, welches beſtätigte, daß ſeine Geſundheit abſolute Ruhe und Landluft benöthigte. Er ſähe ſich daher gezwungen, ſeinen Abſchied zu fordern. Es ſchmerze ihn in der Seele, dem edlen Herrn Grafen mit ſeinen ſchwachen Kräften nicht mehr helfen zu können . . . beſonders unter den jetzigen ſchwierigen Umſtänden . . . Aber, was iſt zu thun? . . . Die ärztliche Verordnung . . . Er hat auch noch eine kleine Rechnung über rückſtändiges Gehalt einzureichen . . . o, es hatte aber keine Eile! . . . er möchte nur gebeten haben, daß ſeine Forderung in die erſte Kategorie käme . . . Und zuletzt, als freundſchaftlichen Rath, ſchlug der vortreffliche

Herr Bartolo vor, den Palast zu vermiethen und die überflüssige Dienerschaft zu entlassen.

Graf Leonardo, diese Gerechtigkeit müssen wir ihm widerfahren lassen, theilte in Bezug auf den Verwalter die Illusionen seines verstorbenen Vaters nicht; er hatte ihn immer für einen abgefeimten Schurken gehalten; aber der Schurke hatte das große Verdienst, daß er ihn aus tausend Verlegenheiten befreite und ihm gestattete, sich ohne Aerger zu ruiniren. Und als er ihn in solcher Positur vor sich sah, wurde der Graf fuchswild.

Aber weder die Verwünschungen, noch die Bitten des Herrn konnten Herrn Bartolo von seinem Entschlusse abbringen. Ruhig und heiter wie ein Gerechter verließ er das Bureau, welches der Schauplatz seiner Thaten gewesen war, und zog sich in die Ruhe des Landlebens zurück, wo er nach kurzer Zeit ein schon früher erworbenes Landgütchen mit seinen Ersparnissen erweiterte.

Als er gegangen war, übergab Graf Leonardo seine Angelegenheit einem Rechtsanwalt der Stadt, der bekannt war als Entwirrer aller Verwickelungen, als unvermeidlicher Rathgeber aller Bankrottirer und Derjenigen, die dem Bankrott nahe waren. Der rechtschaffene Rechtsgelehrte sagte, daß man seine Zuflucht etwas spät zu ihm nähme, jedenfalls aber würde er sein Bestes thun.

Während dieser alle Federn seines Handwerks springen ließ, hielt Graf Leonardo eine letzte Besichtigung seines Hauses. Die Schriften, alten Briefe, Register, die seit Jahrhunderten in einem großen Zimmer angesammelt wurden, das als Archiv diente, wurden zum Krämer geschickt, damit er sie als Makulatur ankaufe, die Ahnenbilder fanden ihr unrühmliches Ende in dem Laden eines Trödlers. Graf Leonardo hatte jene Ahnen nie leiden können, weil sie ihm reif für's Irrenhaus schienen. Stellen Sie sich vor! Einer hatte sich lieber von den Türken viertheilen lassen, als daß er seinen Glauben abgeschworen hätte; einem Anderen, als er in der Schlacht bei Agnadello einem zum Tode verwundeten Fähnrich zur Hülfe geeilt war, wurde der Arm durch einen Degenhieb unbrauchbar gemacht, und indem er auf die Fahne fiel und sie mit allen seinen Gliedern festhielt, hatte er den Seinigen Zeit gegeben, zum Entsatz herbeizueilen und den Feind in die Flucht zu schlagen; ein Dritter war mit Wunden bedeckt bei Negroponte gestorben; ein Vierter endlich, als Gesandter der Republik in Rom, hatte einem Papste, der ihm mit der Exkommunikation gedroht hatte, derb geantwortet. Narren, Verrückte wahrhaftig! — „Glückliche Reise!" sagte der würdige Neffe, als er einen nach dem anderen aus ihren Rahmen heruntersteigen und auf dem Rücken eines Lastträgers zum Saale hinausdefiliren sah. „Glückliche Reise! In zwanzig Jahren wird ein reich gewordener Kaufmann Euch für seine Ahnen ausgeben . . . Glückliche

Reise! Ich weine Euch wahrlich nicht nach! für das Glück, das Ihr mir gebracht habt . . ."

Und wenn es von ihm abgehangen hätte, so wäre er auch bereit gewesen, den Palast zu verkaufen. Was sollte er in dem großen, verfallenen Palaste thun, allein, ohne Dienerschaft? Mit Ausnahme einer Aufwärterin waren alle Anderen gegangen, da sie ihren Lohn nicht erhielten und sich auch nicht durch Stehlen dafür entschädigen konnten. Leider konnte der mit Hypotheken überlastete Palast nur für Rechnung der Gläubiger verkauft werden. Und das geschah. Trotz der superfeinen Kunstgriffe des Anwalts erklärte das Gericht die Konkurseröffnung über die beweglichen und unbeweglichen Güter des Grafen Leonardo von Bollati, Sohn des verstorbenen Zacharias, ernannte einen Kurator und schritt zur Liquidation der Masse, indem es dem Grafen so und soviel per Tag während der Dauer der Liquidation aussetzte. So gingen die Landgüter, die Häuser fort, so auch ging der Palast, der einem englischen Lord zugesprochen wurde, der ein fanatischer Liebhaber von alten Sachen und selig war, in an old Venetian palace zu wohnen. Graf Leonardo hätte sich eigentlich eine andere Wohnung suchen müssen, aber der neue Eigenthümer, dem es kaum glaublich schien, daß der Sprößling einer alten venezianischen Familie, the scion of an ancient Venetian family, sein Mitbewohner wäre, bot ihm fast umsonst zwei Zimmer im letzten Stockwerk an, wohin der Erbe der Bollati die Möbel seines Schlafzimmers, die einzig ihm geblieben waren, trug und wo ein Heer von Mäusen ihm Gesellschaft leistete.

Die Zimmer des Grafen Leonardo waren ganz unter dem Dache, und um zu ihnen zu gelangen, mußte er hundertundfünfzehn Stufen hinaufsteigen; dafür entschädigte ihn aber eine Fülle von Licht und eine wundervolle Aussicht auf den Canale Grande. Wenn er den Kopf zum Fenster hinausstreckte, so sah der Graf unter sich auf dem Balkon der Bel-Etage die Familie des Lord, welche damit beschäftigt war, den Tauben Futter zu streuen, oder dem unharmonischen Konzert einer umherziehenden Musiktruppe zu lauschen. Und die Familie des Lord erhob von Zeit zu Zeit die Augen, um ihn zu sehen, the scion of the Doges of Venice, und zeigte ihn ihren Gästen, wie er dort oben hauste, unter dem Hausboden wie ein Käuzchen.

Er, wenn es ihm seine Mittel erlaubten, führte ein Leben wie einst, ärgerlich über sein verändertes Geschick, über eine eigenthümliche Bewegung, die in der Luft steckte, ein Fieber von politischen Demonstrationen, die ihm wie Dummheiten, Narrenstreiche erschienen. Und eines Tages, als er noch sehr spät im Bette geblieben war, da wurde er durch den Ruf erschüttert: „Es lebe San Marco! Manin hoch! Es lebe Pius IX.! Es lebe die Freiheit!"

Eilig kleidete er sich an und stürzte an das Fenster. Auf dem Ca-

nale Grande war eine ungewöhnliche Bewegung; die Gondoliere, die das Ruder mit einer Hand hielten und mit der anderen die Mütze schwenkten, fuhren fort zu schreien: „Es lebe San Marco! Es lebe Manin! Es lebe die Freiheit! Es lebe Pius IX.!“ Auf den Uebergängen (traghetti) umarmten sich die Leute mit Enthusiasmus; hier und da wehte die dreifarbige Fahne.

Die zahlreiche Familie des Lord war auf dem Balkon versammelt und sah mit noch indiskreterer, noch hartnäckigerer Neugierde als gewöhnlich nach oben. Was für einen Eindruck machte das Wiederaufleben der alten Republik auf den Abkömmling der Bollati? Und wenn das Volk gekommen wäre, ihn aus seiner Dachkammer zu holen und in die Bel-Etage zu führen, indem es die darin befindlichen Eindringlinge vertrieb. Eine der Töchter des Lord, die sehr romantisch, sehr byronisch war, sagte, daß es eine sehr dramatische Scene gewesen wäre und daß sie sich glücklich geschätzt haben würde, derselben beizuwohnen, wäre sie auch selbst deren Opfer geworden. Aber der gestrenge Vater, der es nicht liebte, daß man über so ernste Dinge scherzte, strafte sie: Hold your tongue, you silly thing. Schweig, thörichtes Mädchen! Den Palast hier kann man jetzt als einen Ländertheil unserer gnädigsten Königin, our most gracious Queen, betrachten und wehe dem, der ihn berührt!

Und wie um seine Worte zu bestätigen, ließ der edle Lord die englische Fahne aufhissen.

Der edle Lord konnte sein Herz beruhigen. An jenem denkwürdigen 22. März 1848 dachten die Venezianer nicht an die Existenz des Grafen Leonardo Bollati, weder auf ihn, noch auf seinesgleichen fiel der Gedanke eines Volkes, das der Freiheit wiedergeboren wurde. Und wenn durch einen eigenthümlichen Zufall der in jenen Tagen mit Beifall genannte Mann den Namen des letzten, kühnen Dogen der Republik trug, so war es doch nicht das Recht der Enkel der alten Patrizier, die Geschicke Venedigs während der siebzehn Monate eines unglücklichen aber glorreichen Kampfes gegen die Fremdlinge zu lenken.

Und doch, selbst die herabgekommenen Erben der Sieger von Lepanto schienen in jenen siebzehn Monaten sich der Tapferkeit ihrer Ahnen zu entsinnen. Bei Brondolo, bei Mestre, bei Malghera, auf dem verzweifelt vertheidigten Ponte sühnten viele durch einen ehrenvollen Tod ein unkriegerisches Leben, und andere, welche die feindlichen Kugeln verschont, hatten das Exil verdient, in dem sie fern vom Vaterlande in würdiger Armuth lebten und bessere Zeiten erwarteten. Was mehr? Einige von den lasterhaften Gefährten des Grafen Leonardo nahmen eine Flinte und suchten kämpfend ihre Vergangenheit in Vergessenheit zu bringen.

Für ihn, den mit siebenundzwanzig Jahren Erschöpften, Kraftlosen, für ihn war es zu spät. Wenn auch die Welt sich unter seinen Augen

verwandelte, er konnte ſich nicht mehr ändern. In den erſten Tagen nach der Proklamation der Republik legte er auch die Uniform der Bürgerwehr an, und da es ihm gelungen war, zum Lieutenant ernannt zu werden, ſo befehligte er irgend eine nächtliche Patrouille. Aber ſchnell genug traten Ueberdruß, Mißvergnügen ein. Er begriff nicht, warum er nicht wenigſtens Oberſt ſein ſollte, er, der Graf Bollati, wenn der Droguenhändler ſeiner Parochie, aus dem einzigen Grunde, weil er unter den Oeſterreichern Soldat geweſen war, ſchon Kapitän war. Und vor allem ärgerte es ihn, wenn er Gasparo Riáldi, ſeinen Vetter, rühmen hörte als einen derjenigen Marineoffiziere, die am meiſten zur Revolution beigetragen hatten; und es reizte ihn, wenn er ihn mit den Abzeichen eines Fregattenkapitäns, mit dem zweiſpitzigen Hut, dem Degen an der Seite, den Achſelklappen von glänzendem Golde vorübergehen ſah. Darum fand er immer häufiger einen Vorwand, den Wachtdienſt nicht zu verſehen, und wenn zuerſt gleichgültig, ſo wurde er nachher der Sache feindlich, ja ſogar ein Verleumder derſelben. Von der Regierung ſprach er ſchlecht, ebenſo von ſeinen Mitbürgern, die ſich von Manin beherrſchen ließen, einem Winkeladvokaten, einem Plebejer, dem Abkömmling von getauften Juden. Häufiger aber konvenirte es ihm, ſeine Rachſucht zu unterdrücken, denn der Patriotismus hatte die Seelen vereint, und es war nicht gefahrlos, wenn er die Stimme zu ſehr gegen den unerſchrockenen Mann erhob, der die öffentlichen Angelegenheiten lenkte. Uebrigens, wenn Graf Leonardo Geld gehabt hätte, das er wie einſt hätte verjubeln können, dann würde er ſich um die Politik nicht im mindeſten gekümmert haben; aber er langweilte ſich, o ja, er langweilte ſich ſterblich. Es gab keine Heiterkeit und Fröhlichkeit jetzt in Venedig. Oder vielmehr eine Heiterkeit neuen Stiles, die Fröhlichkeit der Menge, wenn ſie mit der dreifarbigen Kokarde auf der Bruſt auf den Platz von San Marco ſtürzte, um den kraftvollen Worten Daniel Manin's zu lauſchen, die Freude der Freiwilligen, die in den Tod zogen, indem ſie ſangen: „Feuer auf Feuer!“ „Wir müſſen ſiegen oder ſterben!“ die Heiterkeit der Repräſentanten in der Verſammlung, die, als ſchon keine Hoffnung mehr war, den Widerſtand bis in den Tod dekretirten. Ein wahres Irrenhaus. Und die Frauen? Auch die Frauen waren andere geworden; jetzt liebäugelten ſie nur mit den Soldaten, den Jägern vom Sile, den Artilleriſten vom Corps Bandiera und Moro, wollten Helme, große weiße Mäntel, Federbüſche und bunte Röcke. Was für eine Welt, was für eine Welt!

Nein, eigentlich war es keine Welt für den Grafen Leonardo. Und es wurde noch immer ſchlimmer. Der Feind war vor den Thoren, ſchloß die Stadt in einen Eiſenring, der die Zufuhr von Lebensmitteln verhinderte, und war entſchloſſen, die Rebellen, wenn es nicht anders ſein konnte, durch den Hunger zu zähmen. Durch das Bombardement aus den Häuſern ver-

trieben, drängte sich eine Hälfte der Bevölkerung gegen die andere. Die von den österreichischen Batterien entferntesten Viertel, San Marco, Castello genügten nicht, die Menge der Emigrirten aufzunehmen. Die Leute preßten sich in den von der Sonne erhitzten Dachkammern, in den feuchten, schmutzigen Erdgeschossen, in den verpesteten Treppenräumen, in den übelriechenden Kämmerchen der in den Lagunen ankernden Gondeln zusammen, oder vorsichtiger vielleicht lebten sie unter freiem Himmel und brachten die Nächte unter einem offenen Thore oder unter den Arkaden einer Kirche zu. Und da, in diesem Gewühl von Männern, Frauen, Kindern, Alten, Halbnackten, schlecht Genährten, brütete unbemerkt und brach dann furchtbar aus — die Cholera. Der schnelle, blitzgleiche Tod mähte die weißhaarigen und blonden Köpfe, vernichtete ganze Familien in einem Tage. Aber schmerzlicher als die Schrecken des Todes, herzzerreißender als die Hungersnoth war in jenen entsetzlichen Augenblicken der Gedanke, daß man den Kampf aufgeben mußte.

O, ihr letzten Kanonenschüsse, die ihr auf den Feind abgefeuert wurdet, o ihr letzten Stunden in den Forts, o düsteres Schweigen, das der Uebergabe voranging, o verhängnißvolle weiße Flagge!

Der Graf Leonardo betrachtete die Dinge aber aus einem ganz anderen Gesichtspunkte: „Uff," sagte er, als er hörte, daß es sich um Uebergabe handle, „endlich wird man doch vernünftig essen können."

Theilweise aus Indolenz, theilweise aus einer Art von Fanatismus, war er in den zwei Zimmern, die er von den neuen Besitzern des Palastes gemiethet hatte, geblieben, obgleich er dort gar nicht sicher war, denn die Kugeln kamen dem Palast auf etwa 100 Meter Entfernung nahe. In der Nacht sah er von seinen Fenstern die leuchtende Linie, welche die Geschosse in die Luft zeichneten, sah er den unheilvollen Schein der Feuersbrünste, die hier und dort ausgebrochen waren, hörte er von Zeit zu Zeit in einem nahen Hause das Krachen der Balken oder eines Schornsteines, in welche die Bombe gefallen war.

Außer dem Grafen Leonardo in der Dachkammer und einem Kustoden und dessen Frau im Erdgeschoß waren keine anderen Bewohner in dem geräumigen Palaste. Trotz seiner großen Vorliebe für Venedig war der Lord mit seiner ganzen Familie seit dem Sommer von 1848 abgereist, und die romantische und byronische Tochter hatte sich am meisten beeilt, die Koffer zu packen. Doch wollte sie noch ein Stückchen von dem Kamin des großen Saales mitnehmen; die Stadt konnte vielleicht ganz und gar in die Luft gesprengt werden, und dann war es doch immer besser, ein Andenken an sie zu besitzen.

Die Schlüssel zu den Zimmern blieben in den Händen des Cónsuls von Großbritannien und Irland, und folglich hatte der Wächter wenig zu bewachen. Dieser, ein vorsichtiger Mann, hatte nur eine Aufwärterin

für einige Stunden des Tages, die, gutmüthig und wohlwollend, auch die Zimmer des Grafen Leonardo reinigte, ohne daß ſie um die wenigen Lire bat, die er ihr verſprochen und die er nie bezahlte. Sie fühlte ein unſägliches Mitleid mit dieſem Grafen, dieſem großen, jetzt ſo kleinen Herrn, der ſo allein, ſo einſam, ſo vergeſſen von Allen war.

Und doch, vergeſſen von Allen war er nicht. Am zweiten Tage des Bombardements war eine noch junge Dame in Geſellſchaft einer anderen, die wie eine Dienerin ausſah, zu dem Kuſtoden gekommen und hatte ſich nach dem Grafen Bollati erkundigt. Als ſie gehört hatte, daß er ſich wohl befände, und daß er nicht die Abſicht hätte, auszuziehen, war die Unbekannte fortgegangen, indem ſie noch gebeten hatte, dem Grafen nichts von dem Beſuche zu ſagen. Und dann war ſie noch zwei oder drei Mal wiedergekommen, um dieſelben Fragen zu ſtellen und dieſelbe Bitte hinzuzufügen.

Am Tage vor dem Einzuge der öſterreichiſchen Truppen erſchien auch die Dame wieder im Palaſt.

Eine alte Frau öffnete die Hausthür. „Wer iſt da? Was wünſchen Sie?“

„Iſt der Kuſtode nicht hier?“

„Ach, der Arme, Friede ſeiner Seele, der iſt ſchon vor zwei Tagen geſtorben.“

„Geſtorben?“

„Ja, an der Cholera. Und jetzt iſt auch die Frau in Gefahr. . . Gehen Sie, gehen Sie, Fräulein, hier weht eine ſehr ſchlechte Luft.“

„Liebes Fräuleinchen, liebes Fräuleinchen, kommen Sie doch,“ ſagte die Dienerin, die auch diesmal das junge Mädchen begleitet hatte und die, als ſie von Cholera ſprechen hörte, weiß geworden war wie ein Leichentuch.

„Einen Augenblick . . . Gute Frau, und von dem Grafen Bollati wißt Ihr nichts?“

„Der Graf Bollati? . . . Wer iſt das?“

„Kennt Ihr ihn nicht? Der große Herr mit dem blonden Schnurrbart, der im letzten Stockwerk wohnt?“

„Den kenne ich nicht . . . Aber warten Sie . . . Ich habe den Arzt ſagen hören, daß auch ganz oben einer an der Cholera krank liegt.“

„Heilige Jungfrau!“ ſchrie das junge Mädchen erbleichend.

„Fräuleinchen, um Gottes willen, wir wollen nach Hauſe zurückkehren,“ bat die Dienerin, die wie auf glühenden Kohlen ſtand.

Aber Speranza machte ſich mit Gewalt von der furchtſamen Gefährtin, die ſie am Kleide zog, los und ſagte: „Geh allein nach Hauſe . . . geh ſchnell zurück, ſage, daß ich bald komme — jetzt kann ich nicht, ich muß hinaufgehen.“

Und ohne mehr hinzuzufügen, durcheilte ſie ſchnell den Hof und den Eingang und lief die Treppe hinauf.

Graf Leonardo war von den erſten Symptomen der Krankheit an demſelben Morgen befallen worden. Er war bis auf den Korridor hinausgegangen, um nach Hülfe zu rufen, und hatte dort den Arzt getroffen, der im Begriff war, zu der Frau des Kuſtoden zu gehen. Und der Doktor, der ihm vergebens zugeredet hatte, ſich lieber in's Hoſpital bringen zu laſſen, als ſo ganz allein in der Dachkammer zu bleiben, hatte ihm ein Fläſchchen mit Laudanum übergeben, das er in mehreren Doſen nehmen ſollte, und hatte ihm verſprochen, in einer Stunde mit einer Krankenwärterin zurückzukehren. Mühſam hatte ſich der Graf die hundertundfünfzehn Stufen wieder hinaufgeſchleppt, ſich zu Bett gelegt, und nun wartete er. Aber weder Arzt, noch Krankenwärterin waren erſchienen. Wer konnte in jenen Tagen für ſich und andere einſtehen? Indeß nahm das Uebel an Heftigkeit zu, und der Elende, der die ganze Doſis Laudanum in einem Zuge genommen und eine halbe Flaſche Rum darauf getrunken hatte, wand ſich heulend vor Schmerz auf ſeinem Lager. Da erſchien Speranza. Als er eine Frau eintreten ſah, ſtieß er einen Schreckensſchrei aus. Wer war ſie? Was wollte ſie hier thun? Zuletzt erkannte er ſeine Couſine und beruhigte ſich. Aber er verlangte nach einem Arzte; o, ſie ſollte doch ſchnell, ſchnell einen holen. Und Speranza ging wieder die Treppen hinunter, und wie eine Wahnſinnige lief ſie in zwei oder drei Apotheken, überall den Befehl zurücklaſſend, daß man den erſten vorübergehenden Arzt ſofort nach dem letzten Stockwerk im Palaſt Bollati ſende. Dann kehrte ſie an die Seite des Kranken zurück, um ihn zu tröſten und ihm alle Hülfe zu leiſten, wie ſie nur die zärtlichſte Mutter an ihren Sohn verſchwenden kann. Einige Symptome der entſetzlichen Krankheit ſchienen ein wenig von ihrer Stärke verloren zu haben, aber andere waren wieder um ſo heftiger geworden: der Froſt in den Gliedern, die Grabesſtimme, die erdfahle Farbe, die gläſernen, ſtarren, eingeſunkenen Augen, die vollſtändige Erſchöpfung aller Kräfte. Während Graf Leonardo ſich in einer Art von lethargiſchem Schlummer befand, hörte Speranza das Geräuſch von Schritten in dem anſtoßenden Zimmer und da ſie glaubte, daß es der Arzt wäre, ging ſie demſelben entgegen.

Aber es war nicht der Arzt; es war ein ſonnengebräunter Jüngling, die Stirn von einer breiten Narbe durchfurcht, es war Gasparo Rialdi.

„O, Gasparo, Du hier?“

„Oder vielmehr, was thuſt Du im Hauſe Leonardo Bollati's?“

„Sprich leiſer,“ ſagte Speranza und näherte ſich dem Bruder. Dann fuhr ſie fort: „Der Arme! Er hat die Cholera.“

„Das thut mir Leid . . . Auf keinen Fall iſt dies aber Dein Platz.“

„O, Gasparo, er iſt arm, allein, er liegt im Sterben. Ich kann ihn nicht verlaſſen.“

„Aber, heiliger Gott! was geht er Dich denn an? . . . Du biſt weder ſeine Schweſter, noch ſeine Frau, noch iſt irgend ein Grund auf der Welt vorhanden ihn zu lieben, im Gegentheil giebt es tauſende von Gründen, ihn zu verachten, wie ich es thue.“

Sie legte ihm die Hand auf den Mund. „Nein, Gasparo, ſprich nicht ſo . . . Sieh nur, wie weit es mit ihm gekommen iſt.“

Sunt lacrimae rerum. Gasparo Rialdi blickte um ſich und als er jene ekelhafte Dachkammer ſah und an den Luxus, die Bequemlichkeit dachte, welche die Kindheit Leonardo Bollati's umgeben, konnte er nicht umhin, Mitleid zu fühlen. Und in ſanfterem Tone fuhr er fort: „Es iſt wahr, es iſt ſehr traurig, aber ſei vernünftig, Speranza, gieb ihm einen letzten Gruß, wenn Du es für nöthig hältſt, und dann komm, fort von hier.“

„Und ihn in dieſem Zuſtande verlaſſen?“ rief Speranza aus. „Nein, nein, das iſt unmöglich.“

„Höre,“ ſagte Gasparo, „Du weißt, daß ich mich vor Sonnenuntergang eingeſchifft haben muß, Du weißt, daß wir uns vielleicht nie wiederſehen werden.“

Sie ſenkte ſchweigend das Haupt.

„Und weißt Du,“ fuhr der Bruder fort, „was ich Dir vorſchlagen wollte? . . . Ich wollte Dir vorſchlagen, meine Gefährtin im Exil zu ſein.“

„Ich?“

„Du, ja . . . in Venedig kannſt Du auch nicht bleiben. Wenn der Kranke ſtirbt, ſo biſt Du nur eine Unglückliche, aber wenn er geſund wird, ſo biſt Du ein entehrtes Mädchen.“

„O, er wird nicht wieder geſund, er wird nicht wieder geſund!“ rief Speranza, indem ſie nach der Thür des nächſten Zimmers ſah.

„Darum komm . . . Wir wollen zuſammen nach Corfu gehen, dann nach England, dann nach Frankreich oder irgendwo. Ich habe nur wenig Geld, aber mein Arm und mein Verſtand ſind doch etwas werth. Ich will Lehrer werden, will Privatſtunden im Italieniſchen, in der Mathematik geben. . . Und Du wirſt immer bei mir bleiben, ich ſchwöre es Dir; ich werde mich nicht verheirathen, ich will keine Kinder haben, will kein Hinderniß am Tage des erneuten Aufſtandes, denn, ich ſchwöre es zu Gott, der Tag muß kommen, und dann. . .“

Gasparo ballte die Fauſt mit drohender Geberde, und ſeine Augen ſprühten Flammen.

„O, Gasparo, beruhige Dich, ergieb Dich. . .“

Er antwortete nicht; aber, faſt um einer Bemerkung, die ſie noch nicht gemacht hatte, zuvorzukommen, fügte er hinzu: „Unſer Bruder

Marco, welcher der Revolution ferngestanden hat und darum seine Anstellung behält, bleibt bei den Eltern. Wenn auch in unserem Hause nicht mehr das Elend herrscht, so ist es auch noch immer keine Wohlhabenheit . . . Komm darum mit mir, dann ist ein Mund weniger bei Tische . . ."

„Aber ich kann nicht fortgehen, ich kann nicht," entgegnete Speranza händeringend. Dann warf sie einen Blick auf die Thür des Zimmers, in dem Graf Leonardo schmachtete, einen Blick voll tiefer Traurigkeit, und flüsterte mit ersterbender Stimme: „Morgen vielleicht."

Gasparo betrachtete sie halb mitleidig, halb verächtlich. „Wenn ich bis morgen warte, so werde ich von den Oesterreichern füsilirt . . . Leb' wohl, Speranza!"

Und er entfernte sich.

Sie erhob ihre in Thränen schwimmenden Augen zu ihm.

„Schwöre mir, daß Du mir nicht grollen willst, Gasparo . . . Küsse mich, bevor Du gehst . . . und beklage mich."

Der Jüngling, der schon auf der Schwelle war, blieb einen Augenblick verwirrt stehen, dann, indem er die strenge Stirn glättete, trat er einen Schritt zurück und küßte Speranza auf die Stirn: „Arme, arme Schwester!"

„Danke, Gasparo!" rief sie schluchzend aus. „Möge der gnädige Gott Dir Deine Barmherzigkeit reichlich vergelten und Dir Kraft geben, Dein Unglück wie ein guter Christ zu ertragen."

Ein sardonisches Lächeln kräuselte die Lippen Gasparo Rialdi's, aber er sprach kein Wort, und mit der Hand der Schwester einen Gruß zuwinkend, ging er hinaus.

Speranza trocknete die Augen und kehrte eilig an das Bett des Kranken zurück.

Und am folgenden Tage, Vormittags, während die österreichischen Truppen, mit Myrten bekränzt, in Venedig wie in ein Grab einzogen, ohne daß sie auf ihrem Wege auch nur einen Ruf vernommen hätten, wie er die Sieger grüßt, sagte Graf Leonardo Bollati mit erloschener Stimme zu seiner mitleidigen Pflegerin: „Vielleicht wäre es doch besser gewesen, wenn ich Dich geheirathet hätte."

Das waren seine letzten Worte. Seine Hand, die in der Speranza's ruhte, erstarrte, er neigte das Haupt nach der Seite, er war todt.

In der Zeitung vom 10. September 1849 las man, daß die edle Comtessa Speranza Rialdi, die Schwester eines bekannten Proscribirten, in ein Kloster gegangen wäre.

Enrico Castelnuovo.

(Venedig.)

Digitized by Google

Die Kometen.

[Nachdruck verboten.] [Uebersetzungsrecht vorbehalten.]

I.

Das Jahr 1881 wird in den Annalen der Astronomie für immer eingeschrieben sein, da es durch das Erscheinen von sieben von der Erde aus sichtbaren Kometen denkwürdig geworden ist. Zwei von ihnen waren dem bloßen Auge zu gleicher Zeit sichtbar, ein äußerst seltenes Vorkommen Ein anderer gehört der Gruppe der periodischen Kometen an, die am bestimmten Tage sich in dem Teleskop der Astronomen zeigen. Noch ein anderer wird ohne Zweifel die bis jetzt ziemlich beschränkte Liste der Kometen von kurzer Umlaufszeit vermehren, die durch die machtvolle Anziehungskraft des Jupiter an unser Sonnensystem gefesselt werden. Diese Erscheinungen und die sich daranknüpfenden Studien haben der Wissenschaft neue, bemerkenswerthe Entdeckungen und Kenntnisse zugeführt, und wir können dieses durch die himmlischen Besucher berühmte Jahr nicht vorüber gehen lassen, ohne ihnen ein Lebewohl zu sagen, ohne hier die über das Wesen dieser noch so geheimnißvollen Gestirne wirklich erworbenen Kenntnisse zusammenzufassen.

Die im Jahre 1881 beobachteten Kometen sind in folgender Reihenfolge erschienen:

I. Der erste Komet wurde am 1. Mai von Mr. Lewis Swift zu Rochester (Vereinigte Staaten) entdeckt. Er war eine leichte kreisförmige Nebelhülle, ungefähr 1′ im Durchmesser, die eine gewisse zentrale Verdichtung zeigte. Er ging am 20. Mai durch das Perihel und ist nur teleskopisch wahrnehmbar gewesen. Seine Bahn ist äußerst nahe parabolisch; das herumschweifende Gestirn ist in die Unendlichkeit zurückgekehrt, um niemals wieder zu erscheinen.

II. Der zweite Komet des Jahres ist der schöne Komet, den alle Welt im vergangenen Jahre bewundert hat. Er ist von drei Astronomen, die unabhängig von einander arbeiteten, zugleich entdeckt worden. Von H. Cruls in Rio de Janeiro am 29. Mai, von H. Gould in Cordoba in der argentinischen Republik am 25. und von H. J. Tebbutt in Windsor in Neu-Südwales (Australien) schon am 22. Er ist am 16. Juni durch

Digitized by Google

das Perihel gegangen. Wir werden gleich in Bezug auf ihn auf die näheren Details eingehen.

III. Der dritte ist am 19. Juli von H. Schaeberle in Ann-Arbor (Vereinigte Staaten) entdeckt worden. Er ist für das bloße Auge gegen den 10. August sichtbar geworden, war schwächer als der vorhergehende und nicht weit von der himmlischen Region, dem Sternbilde des Fuhrmanns, wo auch jener bei seinem Erscheinen in unseren Breitengraden am 23. Juni sichtbar geworden ist. Sein Durchgang durch das Perihel fand am 22. August statt.

IV. Der vierte Komet des Jahres ist der periodische Komet Encke's, der durchschnittlich alle drei Jahre und 109. Tage zu uns zurückkehrt; er ist am 27. August gleichfalls im Sternbilde des Fuhrmanns von dem englischen Astronomen H. Cammon aufgefunden worden. Man weiß, daß dies der schnellste von den periodischen Kometen ist und daß man ihn seit 1819 fast bei jeder Rückkehr beobachtet hat. Er bleibt gewöhnlich um mehrere Stunden hinter der Berechnung zurück, und Encke hat angenommen, daß diese Verspätung durch einen gewissen Widerstand veranlaßt sein könnte, den der Aether der Bewegung des Kometen durch den zwischen den Planeten befindlichen Raum entgegensetzt. Aber da wir einestheils die Dichtigkeit des Raumes, der die Sonne umgiebt, nicht kennen, von der man während der Finsternisse Strahlen und leuchtende Reflektionen von wunderbarer Stärke und Ausdehnung sieht, und da anderentheils der in Frage stehende Komet auf seinem Laufe die Zone der Asteroiden durcheilt, in der man schon 220 Planeten entdeckt hat, so kann die Hypothese von dem Widerstand des Aethers noch nicht als bewiesen angesehen werden.

V. Der fünfte Komet ist am 19. September von H. Barnard in Nashville, Tennessee (Vereinigte Staaten) entdeckt worden. Er ist teleskopisch geblieben. Die Berechnung seines Laufes zeigt eine parabolische Bahn. Er trat am 13. September in die Sonnennähe ein.

VI. Der sechste ist am 4. Oktober von Herrn Denning in Ashley Down, Bristol in England entdeckt worden und ebenfalls teleskopisch geblieben. Er war am 13. September in die Sonnennähe eingetreten und seine Helligkeit verminderte sich schon seit dem Tage der Entdeckung. Die Berechnungen ergeben eine elliptische Bahn und eine schnelle periodische Wiederkehr, die nach Herrn Schulhoff ungefähr nach acht Jahren und sechs Monaten stattfinden wird. Die künftigen Berechnungen werden es hoffentlich darthun, daß man ihn definitiv zu der Kometenfamilie mit kurzer periodischer Umlaufszeit rechnen kann. Dieser Komet kann sich der Erde bis auf 0,035, das heißt auf 5 Millionen Kilometer nähern und in diesem Falle dem bloßen Auge vollkommen sichtbar sein. Aber er würde von unserer Seite starke Störungen erleiden, die ihn vielleicht auf eine neue Bahn hinauswerfen könnten.

Digitized by Google

VII. Der siebente Komet des Jahres ist am 17. November von Herrn Wendell in Harvard College (Vereinigte Staaten) entdeckt worden. Er ist auch in Europa beobachtet worden, besonders von Herrn Winnecke in Straßburg, und zwar schon seit der Ankündigung der Entdeckung. Er geht am 5. Februar 1882 durch das Perihel und wird dem bloßen Auge vielleicht sichtbar werden.

Von diesen Kometen war der zweite der schönste, der am besten beobachtet worden ist und über den wir interessante und lehrreiche Details geben können.

Sprechen wir zuerst von den mit bloßem Auge angestellten Beobachtungen und seinem physischen Aussehen.

Wir sagten schon, daß er zuerst am 22. Mai von Herrn Tebbutt in Australien bemerkt worden ist. Das Sonderbarste aber ist, daß dieser Astronom, als er ihn suchte, ihn mit bloßem Auge gefunden hat. Jedermann weiß, daß mit Ausnahme der periodischen Kometen, deren Wiederkehr genau bekannt ist, diese Vagabunden des Raumes uns in der That unvorbereitet kommen, ohne sich vorher anmelden zu lassen.

Aber seit langer Zeit hatte Herr Tebbutt die Gewohnheit, den Himmel alle Abende mit bloßem Auge zu untersuchen, um zu entdecken, ob nicht zufällig sich einer zeigen würde. Nun nahm er eben am Abend des 22. Mai seine gewöhnliche Untersuchung vor, als seine Aufmerksamkeit durch einen leichten Nebel in den Sternbildern der Taube und des Eridan gefesselt wurde, den er früher dort nicht bemerkt hatte. Als er ein Opernglas nahm, bemerkte er einen kleinen Kometen, ohne Spur eines irgend nennenswerthen Schweifes. Am 23. unterschied man mit bloßem Auge das Rudiment eines Schweifes und am 25. schien dieser Schweif schon 2 Grad zu messen.

Indem er unter der Erde durchging, in Bezug auf unsere Stellung in Europa, hat der Komet in der Nacht vom 22. Juni unseren Horizont überschritten, hat sich am Abend des 23. allen Augen gezeigt, und seine Bewegung nach Norden zu fortgesetzt, indem er den sehr schnellen Lauf allmählig verzögerte. Noch bis in den Oktober hinein hat man ihn mit dem Teleskop verfolgen und mehr als vier Monate hindurch hat man ihn zum Gegenstande fortgesetzter Beobachtungen machen können.

Dank der langen Reihe von schönen Nächten, von denen wir begünstigt worden sind, habe ich vom 23. Juni bis zum 4. September fast alle Abende um Mitternacht auf einer Himmelskarte die ganz genaue Stellung des Kometenkerns in Bezug auf die Sterne, an denen er vorüber gegangen ist, bezeichnen, die Richtung und Länge des Schweifes messen, und die komparative Stärke des Lichts berechnen können. Diese Beobachtungen sind in Paris angefangen und in der Schweiz in einer Höhe von 2000 Metern beendet worden. Hier das Resumé derselben:

Digitized by Google

Am 23. Juni erschien der Komet dem bloßen Auge so glänzend wie die Sterne erster Größe, und sein Schweif hatte eine Ausdehnung von 13 Grad.

Am 28. war sein Glanz gleich den Sternen zweiter Größe, und sein Schweif maß 9 Grad.

Am 2. Juli, Glanz dritter Größe; Länge 7 Grad.

Am 9., Glanz vierter Größe; Länge 5 Grad.

Am 23., Glanz fünfter Größe; Länge 3 Grad.

Am 19. August, sechste Größe; Länge: Monddurchmesser oder $^1/_2$ Grad.

Am 4. September, siebente Größe, verschwindet im Opernglase.

Der Schweif hat sich immer ganz durchsichtig gezeigt; und die Sterne, vor denen er vorübergegangen ist, haben nichts von ihrem Glanze verloren.

Die Bahn, welche der Komet im Raume durchläuft, ist eine sehr gestreckte Ellipse, oder vielleicht noch wahrscheinlicher eine Parabel, d. h. eine so langgestreckte Ellipse, daß sie sich nicht mehr schließt, und es ist wohl anzunehmen, daß er nicht mehr wiederkehren wird.

Man hat gefunden, daß er eine Bahn von 2954 Jahren Umlaufszeit hat, aber man ist dessen durchaus nicht sicher.

In der That ist es unnütz, uns für den wirklichen Werth von Berechnungen verantwortlich zu machen, die über die Grenzen von beobachteten Thatsachen hinausgehen. Von allen berechneten Kometenellipsen, deren Umlaufszeit einige tausend Jahre überschreitet, ist vielleicht nicht eine ganz genau, denn die gegebenen Punkte zur Beobachtung sind gewiß ungenügend, um zu der idealen Konstruktion so kühner Ellipsen zu berechtigen. Dies ist keine überflüssige Bemerkung, und wäre es auch nur um die Verachtung zu mindern, mit der eine große Anzahl reiner Mathematiker auf den physischen Astronomen herabsieht, den sie für untergeordnet halten. Es ist wohl gut, zu jeder Zeit die unaufhörlich wachsenden und sich ausdehnenden Grenzen der Wissenschaft zu beurtheilen, das ist das beste Mittel, sie hochzuschätzen. Nun, wir müssen gestehen, daß in Bezug auf die Kometen und die Doppelsterne gewisse Mathematiker, die mehr Analytiker als Synthetiker sind, einen solchen Mißbrauch mit der Berechnung getrieben haben, daß sie schließlich dahin gelangen würden, die Astronomie selbst zu mißachten, wenn unsere erhabene Wissenschaft sie nicht mit ihrer ganzen Pracht beherrschte. Leverrier selbst hat die berühmte Methode der kleinsten Quadrate mit einer Mühle verglichen: das, was man hinein geschüttet hat, geht daraus hervor, und wenn der Müller nur Gerste oder Hafer hineingethan hat, so kann er nicht ein Gramm Weizenmehl daraus gewinnen. Was wird herauskommen, wenn nur Sand hineingeschüttet wurde?

Digitized by Google

Man will es unternehmen, eine Ellipse zu berechnen, von der man nicht den tausendsten Theil beobachtet, von der man nur einen sehr kurzen Bogen gesehen hat, der ebensowohl parabolisch, als hyperbolisch oder auch elliptisch sein kann: gerade, wie wenn man das Alter des Kapitäns nach der Länge und Höhe des Schiffes berechnen wollte.

In der Nähe des Perihels; d. h. genau in dem Theile der Kometenbahnen, die wir von hier aus beobachten können, vermischen sich die Bogen von Ellipsen von verschiedener Exzentrizität. Wir wollen uns zu dem Zweck die Grundlehren der Geometrie, die Jedermann wissen muß, zurückrufen: die Ellipse ist die Figur, die alle Welt kennt (gewöhnlich, aber ungenau, benennt man sie Oval). In den von den Planeten und den Kometen beschriebenen Ellipsen, die um die Sonne gravitieren, nimmt die Sonne einen der Brennpunkte ein, während der andere leer bleibt. Wenn wir diesen zweiten Brennpunkt der großen Achse entlang immer mehr hinausrücken, so wächst auch die Exzentrizität zu gleicher Zeit mehr und mehr, und wenn wir ihn in Gedanken in den unendlichen Raum entfernen, so wird sich die Kurve nicht mehr schließen, die Ellipse hört auf zu existieren, sie hat nur noch einen Brennpunkt, ihre beiden Aeste fahren fort, sich bis ins Unbestimmte hinein zu öffnen, und die Kurve ist eine Parabel. Also ist die Parabel eine Kurve mit einem einzigen Brennpunkte, deren Theile sich von einander entfernen, die Exzentrizität hat im Verhältniß zugenommen, bis sie der Einheit gleich wird.

Wenn sich die Parabel noch mehr öffnet, so wird sie zur Hyperbel; die Exzentrizität ist dann größer als die Einheit.

Jetzt, wenn ein Komet in Sicht kommt und sich der Erde während einiger Monate zeigt, so ist es sehr schwer, den beobachteten Bahnbogen genau zu definiren, weil im Allgemeinen die Exzentrizität sehr bedeutend, die Ellipse sehr gestreckt ist und sich der Parabel nähert.

Die Geschwindigkeit der Fortbewegung des Gestirnes aber ist es besonders, die uns das wahre Wesen, die wahre Beschaffenheit seiner Bahn enthüllen kann. Je größer die Geschwindigkeit, desto stärker die Exzentrizität. Die Geschwindigkeit, die nothwendig ist, um ein Gestirn in einer bestimmten Entfernung von der Sonne um dieselbe in einer Ellipse, die so wenig wie möglich exzentrisch ist, d. h. in einem Kreise herumzuführen, nennt man die kreisförmige Geschwindigkeit. Die Geschwindigkeit, welche in derselben Entfernung ein Gestirn in einer Ellipse, die so exzentrisch wie möglich ist, d. h. in einer Parabel herumführen würde, nennt man die parabolische Geschwindigkeit. Nun gut, diese Geschwindigkeit steht zu der ersten in einem mathematischen Verhältniß wie 1000 : 1414, d. h. sie ist gleich der ersten, multipliciert durch die Quadratwurzel von 2. Das ist sehr einfach.

So bewegt sich die Erde zum Beispiel in einer wenig gestreckten, fast kreisförmigen Ellipse um die Sonne mit einer mittleren Geschwindigkeit von 29,000 Meter in der Sekunde. Wenn nun diese Geschwindigkeit durch irgend welche Ursache in dem obengenannten Verhältniß vermehrt würde, d. h. bis zu 41,000 Meter, so würde dann unser Planet eine Parabel anstatt einer geschlossenen Bahn beschreiben und sich mehr und mehr, unbegrenzt von dem Brennpunkt der Wärme und des Lichts entfernen, um die Menschheit unerbittlich in die allmählig immer dunkler werdende Nacht eines ewigen Winters und einer unendlichen Lethargie zu begraben.

Jeder Komet, jeder himmlische Körper, der in der Nähe der Erde vorübereilt, fliegt durch den Raum mit analoger Schnelligkeit, beschreibt eine parabolische Bahn, kommt aus dem unendlichen Raum und kehrt in die Unendlichkeit zurück.

Diese Geschwindigkeit selbst kann uns die Antwort auf die so oft gestellte Frage geben: „Woher kommen die Kometen?"

In der kosmogonischen Hypothese des Laplace und nach diesem Astronomen selbst, wären die Kometen kleine, unserem Sonnensystem fremde Nebel, die von System zu System, von Stern zu Stern irren, die langsam, nach und nach von unserer Sonne angezogen worden wären. Der berühmte Geometer glaubte, daß die Bahnen dieser Nebel in diesem Falle sehr exzentrische Ellipsen oder Hyperbeln, die sich der parabolischen Kurve näherten, wären, und das beobachtet man in der That. Herr Schiaparelli in Mailand hat jedoch, als er die Berechnungen von Laplace vor einigen Jahren wieder untersuchte, im Gegentheil daraus geschlossen, daß, wenn ein himmlischer Körper, der aus den intersiderischen Regionen kommt, in die Attraktionssphäre der Sonne eintritt, und sich derselben so weit nähert, daß er uns sichtbar wird, die von ihm beschriebene Bahn weder eine Parabel, noch eine schwach angedeutete Hyperbel, sondern stark hyperbolisch sein wird. Nun, da in der Totalsumme der beobachteten Kometen nur einige hyperbolische sind, und da es keinen giebt, dessen Kurve eine sehr ausgesprochene Hyperbel ist, so ergiebt sich daraus die Wahrscheinlichkeit, daß die Kometen unserem Systeme nicht fremd sind. Ein Körper, der aus den gestirnten Räumen käme, würde um die Sonne eine fast parabolische Bahn nur in dem Falle beschreiben, wo die Geschwindigkeit und die Richtung seiner eigenen Bewegung fast genau mit der Geschwindigkeit und der Richtung der eigenen Bewegung der Sonne übereinstimmten. Es ist also wahrscheinlich, daß die Kometen kleine Nebel sind, die, obgleich ursprünglich sehr entfernt von der Sonne, diese dennoch in ihrer Translation gegen das Sternbild des Herkules begleiten. Dies würden, so zu sagen, die äußeren Reste des ursprünglichen Nebels sein, aus dem die Sonne und alle Planeten sich verdichteten, und sie sind im Raume, belebt von der eigenen Bewegung

Digitized by Google

dieses Nebels geblieben. Unbemerkt zieht die Sonne sie an, und sie flattern um dieselbe herum wie die Schmetterlinge um eine Flamme.

Jeder Stern, jede leuchtende Sonne im unendlichen Raum würde ohne Zweifel von kleinsten Nebeln begleitet sein, zerstreute Flocken der ursprünglichen Verdichtung. Es würde nichts sehr Erstaunliches sein, wenn diese äußeren Flocken auch in die Nähe der Attraktionssphäre unserer Sonne kämen, wenn durch den Fortgang im Raum und durch die eigene Bewegung eines uns sich nähernden Sternes die beiden Grenzen der Attraktionssphären sich durchkreuzten und durchdrängen. Also, fremde Kometen können zu uns kommen; es würden die am meisten hyperbolischen sein, und Kometen des Sonnensystems könnten ebenfalls in die Attraktionssphäre eines benachbarten Sternes geworfen werden.

Diese kleinen Nebel, gleichen Ursprungs mit uns, welche die Sonne auf ihrem Laufe in ungeheuren Entfernungen begleiten, würden unbemerkt ihrem Einflusse erliegen und in parabolischen Bahnen derselben zustreben. Sie würden nicht in gerader Linie in ihre Flammen fallen, weil ihre Anfangsgeschwindigkeit, unabhängig von der Anziehungskraft der Sonne, durchaus nicht null ist, weil sie nicht zerstört werden kann, und weil sie genügend ist, damit sie die Sonne im Perihel umkreisen und, in Verbindung mit der durch ihren Fall erworbenen Geschwindigkeit auf einen zweiten, dem ersten gleichen Zweig der Parabel geschleudert, und zu den Grenzen der Attraktionssphäre der Sonne zurückgesendet werden können. Aber in ihrem parabolischen Fall gegen die Sonne kommen sie in der Nähe eines Planeten vorüber, dieser zieht sie an, lenkt sie leicht von ihrer Bahn ab und fügt derselben ein neues Element hinzu, das in eigenthümlicher Weise ihre Bestimmung verändert. In der That bleibt dieses neue Element unauslöschlich an ihnen haften; nachdem der kleine Nebel die Sonne umkreist hat, wird er wieder auf den Punkt zurückkehren, wo er diesem Einfluß unterlag, und sich demselben nicht mehr entziehen können; von nun an wird er eine geschlossene Kurve beschreiben, eine Ellipse, deren Aphel sich in der Richtung befindet, in welcher dieser Einfluß sein Schicksal geändert hat. Das ist der Ursprung der periodischen Kometen.

Die Attraktionssphäre der Planeten ist relativ so beschränkt, daß es nur eine kleine Anzahl von Kometen giebt, die nahe genug vorübergegangen sind, um deren Einfluß zu unterliegen, vielleicht nicht einer auf tausend. Wirklich kennen wir auch nur 9 periodische Kometen ganz sicher, und doch müssen seit den vergangenen Jahrhunderten viele tausende nach allen Richtungen durch das Sonnensystem geflogen sein. Von diesen neun Kometen hat Jupiter sieben gefangen (Encke, Tempel I und II, Brorsen, Winnecke, d'Arrest und Faye), Saturn einen (Tuttle) und Neptun einen (Halley).

Jetzt: Was ist ein Komet?

Die sicherste Antwort darauf ist, daß wir nichts darüber wissen. Aber, wie Wilhelm Herschel sagte, der wahre Gelehrte soll weder ein zu großer Feind, noch zu großer Freund der Hypothese sein; die Beobachtungen würden zu nichts führen, wenn sie nicht interpretirt würden, um zu Theorien zu führen; die Einbildung muß nicht nur Phantasie sein, sondern von Verstand und Urtheilskraft geleitet werden. „Wenn der Mensch," sagte auch Laplace, „sich darauf beschränkte, Thatsachen, Fakta zu sammeln, so würden die Wissenschaften nur eine unfruchtbare, trockene Nomenklatur sein, und nie würde man die gewaltigen Gesetze der Natur erkannt haben."

Wenn wir also noch nicht wissen, was die Kometen sind, noch woher sie stammen, oder wohin sie gehen, wozu sie im allgemeinen Haushalte der Natur dienen können, so sind wir doch berechtigt, danach zu fragen und zu untersuchen, ob die bis zum heutigen Tage gemachten Beobachtungen uns auf den richtigen Pfad zur Lösung des Räthsels bringen können.

Was uns zuerst an den Kometen auffällt, ist ihre außerordentliche Leichtigkeit.

Sie haben, so zu sagen, keine Materie, keine Dichtigkeit, und ähneln fast mehr Gespenstern als wirklichen Wesen. Wenn sie an den Planeten oder auch nur den Satelliten vorübergehen, so üben sie nicht die geringste Störung aus. Ihre langen, schweifartigen Schleppen, die die glänzendsten unter ihnen charakterisiren, sind vollkommen durchsichtig; die schwächsten Sterne, selbst solche 10. und 11. Größe, die durch den Schweif bedeckt wurden, waren nicht nur nicht maskirt, nicht ausgelöscht, sondern ihr Glanz war nicht einmal vermindert, ja zuweilen erschienen sie sogar glänzender und fast wie belebter. Die Schweife müssen also vollkommen durchsichtig, wenn auch leuchtend sein, ihre Substanz muß etwas wie nichts, man könnte fast sagen, weniger als nichts sein.

Die Schweife sind immer der Sonne entgegengesetzt. Sie folgen nicht dem Kometen in seinem Laufe, wie man es gewöhnlich glaubt, sondern sie sind immer der Sonne entgegengesetzt, wie wenn es ein leuchtender Schatten wäre. Wenn ein Komet sich von der Sonne entfernt, so geht der Schweif ihm voran.

Sie sind im Allgemeinen nicht gerade, sondern entgegen der Bewegungsrichtung des Kometen im Raume gebogen.

Durch das Teleskop betrachtet, zeigen sich die Köpfe der Kometen dampfartig, unbestimmt, von einer Nacht zur andern wechseln sie und unterstehen häufigen und sehr schnellen Veränderungen. Man sieht gewöhnlich mehr oder minder große, unbestimmte oder deutliche Lichtstrahlen vom Kern nach der Sonne zu in verschiedenen Winkeln herausströmen und

Digitized by Google

dann von allen Seiten des Kopfes wieder zurückkehren, wie wenn sie kräftig von der Sonne selbst abgestoßen würden.

Der ganze Kopf erscheint dann mehr oder weniger oval, und diese leuchtenden, leichten, inkonsistenten Strahlen scheinen, indem sie sich der Sonne entgegengesetzt verlängern, den Schweif zu bilden. Die leuchtenden Dämpfe müssen aus dem Kern nach allen Richtungen hervorgehen, wir unterscheiden aber nur die deutlich, die sich unserem Gesichtskreise gegenüber befinden.

Werden diese Nebelhüllen durch das Spektroscop analysirt, so ergeben sie ein Spektrum von drei glänzenden Linien, die mit dem der Kohlenwasserstoff-Verbindungen übereinstimmen und das Vorhandensein von Kohlenstoff, Wasserstoff und Stickstoff in Weißglühhitze andeuten. Die Linien zeigen sich um den Kern herum, ungefähr in gleicher Entfernung von allen Seiten, aber verschwinden im eigentlichen Schweife.

Einige Kometenkerne erschienen wie aus festen Körpertheilen gebildet, besonders die an den Kometen in den Jahren 1618 und 1661, die Hevelius beschrieb, wie wenn sie mit glänzenden Punkten bestreut gewesen wären. Einige Astronomen, die Alles wissen wollen, behaupteten, daß das unmöglich wäre; aber die Kometen 1 und 3 von 1869, der Komet von 1871, der schöne Komet von 1874 haben genau dasselbe Schauspiel im Teleskop gezeigt, und im vergangenen Oktober hat man in Palermo im Zentrum der Nebelhülle des Kometen Denning dasselbe Faktum beobachtet.

Die Kometentheorie in Bezug auf ihre physische Beschaffenheit ist durchaus noch nicht vollendet. Man muß zuweilen warten können. In der Astronomie besonders kann man sagen, daß die Zeit die Materie der Wissenschaft ist. Die Astronomen sind keine Egoisten, sie arbeiten nicht für ihre Epoche, auch nicht für sich selbst, sondern für die zukünftigen Jahrhunderte, für ihre unbekannten Nachfolger, für das sich stetig vergrößernde Erbe der intellektuellen Menschheit. Wir bedienen uns heute mancher Beobachtungen, die vor dreitausend Jahren von Astronomen gemacht wurden, die weder unseren Ideengang, noch unsere Sprache hatten, zu einer Zeit, wo weder Paris noch London, weder Wien noch Berlin an ihre Entstehung dachten, und in der unsere Vorväter inmitten wilder, unzugänglicher, einsamer Wälder wohnten.

Der Astronom Halley berechnete im Jahre 1705 die Bahn des großen Kometen von 1682 und kündigte seine Rückkehr für das Jahr 1759 an; er wußte wohl, daß er schon lange die Erde verlassen haben würde, wenn das geheimnißvolle Gestirn seine kühne Berechnung bewahrheiten sollte; aber er ließ in dem Forschen nach dem großen Problem nicht nach; er folgte in Gedanken dem herumschweifenden Gestirn auf Hunderte von Millionen von Meilen über die sichtbare Welt hinaus und prophezeite

kühn das Datum seines zukünftigen Erscheinens. Alle Welt lachte über solch eine phantastische Kühnheit; Dieser behandelte ihn wie einen Narren, Jener wie einen Gotteslästerer; ihn selbst ereilte das Allen gemeinsame Schicksal; er alterte und stieg, als seine Zeit erfüllt war, hinab in die Grabesnacht, die Grille sang im Kirchhofsgrase, der Körper des armen Astronomen kehrte zu den Elementen zurück, aus denen er hervorgegangen. Schweigen und Vergessenheit umhüllten ihn, wie sie jedes Wesen und jedes Ding umhüllen, bis man eines Abends am Horizont, in der unbestimmten Tiefe des Himmels eine eigenthümliche Helligkeit aus dem unermeßlichen Raum heraufkommen sah, die sich plötzlich erhob, sich unter die Sternbilder stellte, am Himmel schwebte, und Flammen in die gestirnte Unendlichkeit hinausstreute. Das war Halley's Komet, der auf seinen Ruf antwortete! Es war die astronomische Wahrheit, die über dem Grabe ihres Propheten erglänzte.

Seit Halley hat die Wissenschaft große Fortschritte in der Kenntniß der Kometenbewegung, geringe dagegen in der Kenntniß ihrer physischen Beschaffenheit gemacht. Auch scheinen die Kometenkerne unter einander zu differiren. Wenn die einen fest sind oder aus einer Anhäufung fester Körper gebildet zu sein scheinen, so können andere nur luftförmig sein. Wir können eine gewisse Dichtigkeit der Kerne und der sie umgebenden Atmosphäre zugeben, und wenn man der Spektralanalyse traut, so sind Kohlenstoff und Wasserstoff darin enthalten. Aber wir können mit dem besten Willen von der Welt nicht weiter, wenn wir sehen, daß dieser Nebel auf der Spur seines Schattens einen der Sonne entgegengesetzten Schweif hervorbringt, der zuweilen nahe an 80 Millionen Kilometer lang ist, der mit ihm sich bewegt, aber dabei streng von der Sonne abgewendet bleibt, und wenn wir sehen, daß der besagte Kern das Tagesgestirn bei seinem Durchgang durch das Perihel umgeht. Wie die klassischen Astronomen sich auch entschuldigen mögen, so geben sie doch Beweise von einer sehr starken Dosis Einbildungskraft, wenn sie, ohne eine Miene zu verziehen, behaupten, daß dieser Schweif eine wirkliche Rauchsäule ist, anstatt darin nur eine einfache Erleuchtung des Aethers zu sehen, freilich eine Erleuchtung ganz besonderer Art und von unbekannter Beschaffenheit. Herr Faye glaubt die Schwierigkeit dadurch wegzuräumen, daß er behauptet, der Kometenschweif bestehe nicht aus einem gleichartigen Ganzen, sondern er sei zusammengesetzt aus einer Reihe kleiner Wölkchen, die nach und nach von einer von der Sonne ausgegangenen Repulsivkraft ausgestoßen und wieder verjagt werden, ohne daß unter ihnen eine andere Verbindung besteht, als die allgemeine Geschwindigkeit der Fortbewegung, die sie schon an ihren Ausgangspunkten besaßen. Er fügt hinzu, daß kein Astronom annimmt, daß der Schweif eines Kometen eine steife, zusammenhängende Schleppe, gewissermaßen am Kern befestigt, bildet, daß

Digitized by Google

„Newton diese Dinge schon vor zwei Jahrhunderten erklärt hat", daß übrigens „die Berechnungen vollkommen auf diese eigenthümlichen, aber nicht geheimnißvollen Phänomene passen".

Wenn ich es auch bedauern muß, einen Zweifel an den Behauptungen eines von mir hochgeschätzten Gelehrten auszusprechen, so will ich doch den Ausspruch Sir John Herschel's über dasselbe Thema hier citiren: „Ohne Zweifel giebt es in dem Phänomen der Schweife," so schrieb der große Astronom zwei Jahrhunderte nach Newton, „irgend ein Räthsel, ein tiefes Mysterium der Natur. Vielleicht ist es keine Illusion, wenn wir hoffen, daß zukünftige Beobachtungen mit Hilfe des auf Fortschritte in der Physik gegründeten Raisonnements (besonders in den Zweigen, die sich auf die Elemente des Aethers und der Imponderabilien beziehen) dieses Geheimniß durchdringen und entscheiden können, ob es eine wirkliche Materie in der wahren Bedeutung des Wortes ist, die mit so außerordentlicher Geschwindigkeit vom Kerne ausgestoßen wird. Die Frage von der Stofflichkeit der Schweife ist nur so verwirrend, wenn wir den ungeheuren Raum bedenken, den sie um die Sonne bestreichen, gegen das Perihel in der Form einer geraden und steifen Linie, wie sie sich trotz der Gravitationsgesetze von der Oberfläche der Sonne bis zur Erdbahn ausdehnen, sich immerfort drehen ohne sich in Theile aufzulösen, und einen Winkel von 180° in zwei Stunden durchlaufen können! Wenn man etwas wie einen negativen Schatten begreifen könnte, einen augenblicklich auf den Aether, der sich hinter dem Kometen befindet, hervorgebrachten Eindruck, so hätte man bis zu einem gewissen Grade die Idee, zu welcher dies Phänomen uns unwiderstehlich fortreißt."

So spricht sich der gelehrte Landsmann Newton's darüber aus, so stellt sich der hauptsächlichste Einwurf zu uns, den Herr Faye durch eine Hypothese abzuwenden sucht; er löst aber die Frage nicht, was doch von höchstem Interesse sein würde.

Man kann nur beweisen, daß die höchste Geschwindigkeit, zu welcher die Attraktion der Sonne irgend ein Molekül antreiben kann, 60,800 Meter in der Sekunde beträgt, selbst in der unmittelbaren Nähe, sogar an der Oberfläche unseres Zentralgestirns. Jedes Molekül, welches durch eine größere Geschwindigkeit bewegt würde, würde keine Bahn um die Sonne beschreiben, und würde aus unserem System verschwinden, wenn es nicht durch den Einfluß eines anderen Planeten dahin zurückgeführt, oder durch irgend eine andere unbekannte Ursache darin zurückgehalten würde. Nun, als der Komet von 1843 in zwei Stunden den Weg um die Hälfte der Sonne gemacht hatte, lief sein Kopf im Augenblick des Perihels mit einer Schnelligkeit von 550,000 Meter in der Sekunde. In geringer Entfernung von dem Kern wurde der Schweif mit der Schnelligkeit fortbewegt, von deren Grenzen wir soeben gesprochen haben.

Digitized by Google

Wie groß müßte wohl die repulsive Kraft sein, die erforderlich wäre, um alle diese Moleküle in gleicher idealer Linie, die den ungeheuren Raum durchfegt, zu erhalten! Aber niemals hat man an irgend einem Kometen Unterbrechung der Kontinuität, Verschiebungen, Wölkchen oder Loslösungen von Flocken wahrgenommen; der Schweif hat sich immer homogen, ruhig gezeigt, wie ein einfacher Strahl elektrischen Lichtes. Wenn dieser Schweif sich beständig durch andere Partikeln erneuerte, würden nicht in der Region des von dem Schweife in seiner sonderbaren Fortbewegung verlassenen Raumes Spuren der alten Partikeln zurückbleiben? Man hat aber nie Aehnliches gesehen. Uebrigens, wenn selbst diese Partikeln erneuert würden, so würden sie doch auch natürlich in einer gewissen Zeit das schon beobachtete Aussehen darbieten und sich folglich auf derselben Linie, wenn auch ohne Zusammenhang, finden und cirkuliren, indem sie ihr Licht verlieren, sobald sie aus der regelmäßigen Grenze der beobachteten Schweife herausträten. Haben wir da nicht eine ganze Fülle von Hypothesen vor uns?

Es scheint also, wie wenn dort nicht die natürliche Erklärung läge, denn die Natur handelt in Allem mit äußerster Einfachheit. Ich glaube, es ist wissenschaftlicher, wenn wir gestehen, daß wir die Wahrheit noch nicht gefunden haben, daß wir noch, wenn wir können, die Lösung des Räthsels suchen. Unter dem Einfluß solcher Ideen hatte ich an die Akademie der Wissenschaften einige begründete Zweifel gerichtet, die in Form einer Frage also schlossen: „Könnte uns die vollkommene Durchsichtigkeit dieser Lichtschweife nicht zu dem Gedanken führen, daß sie nicht materiell sind? Ist es eine elektrische Illumination des Aethers? Ist es eine Bewegung, die von dem Kometen selbst, der Sonne entgegengesetzt, angeregt wird? Wir kennen noch nicht alle Kräfte der Natur."

Herr Berthelot, der die Frage vom chemischen Standpunkte auffaßte, hat gezeigt, daß die durch Spektralanalyse erhaltenen Resultate den elektrischen Ursprung des kometaren Lichtes wahrscheinlich machen. „Die Verbindung von Kohlenstoff, von Wasserstoff und Stickstoff, und das Vorhandensein von Cyanwasserstoff," sagte er, „geben uns ein zu Gunsten dieser Hypothese schwerwiegendes Argument. Acetylen entsteht allemal, wenn seine Elemente, Kohlenstoff und Wasserstoff, sich zusammen unter dem Einfluß des elektrischen Bogens befinden. Fügt man Stickstoff hinzu, so bildet sich sofort Blausäure, deren elektrische Bildung vielleicht den chemischen Charakter des Stickstoffes am reinsten beweist. Es ist übrigens kaum möglich, eine fortgesetzte Verbrennung in der Kometenmaterie anzunehmen, während eine elektrische Illumination leichter zu begreifen ist."

Ist dies nicht eine Vorwärtsbewegung zu der wirklichen Lösung des Räthsels hin? Könnte nicht die elektrische Illumination, die mitten im Kern sehr stark, in der unmittelbaren Umgebung aber schwach ist, in

Digitized by Google

den Raum verlängert und dann durch Elektrisiren in von der Sonne abgewendeter Richtung zurückgeworfen werden? Das unerklärte Phänomen dieser langen, unwägbaren, durchsichtigen Schweife würde in diesem Falle eine einfache, leuchtende Erregung des Aethers sein.

Herr Jamin hat dieselben Zweifel an der Hypothese von der Repulsivkraft Bessel's und Faye's ausgesprochen. Er nimmt gewisse elektrische und Wärme-Erscheinungen an, die sich in der Atmosphäre, aber in sehr hohem Grade, vollziehen, und fügt hinzu: „Herr Flammarion würde also Recht haben, wenn er dies Leuchten der Elektrizität zuschreibt; andererseits wäre auch Herrn Berthelot's Beobachtung gerechtfertigt, und man würde die Entwickelung dieser Elektrizität den Erscheinungen der Verdunstung und Bewegung, deren Schauplatz die Luft ist, verdanken."

Nun, um unsere Beweisgründe kurz zu wiederholen, die Bewegung der der Sonne abgewandten Kometenschweife, die eine Länge von Millionen von Kilometer haben, die den Raum durchstreifen, und deren äußerstes Ende hundert, zweihundert Millionen Kilometer in einigen Stunden durchläuft, ist in formellem Widerspruch mit den bekannten Gesetzen der Bewegung der Materie und sehr schwer zu erklären. Es scheint, daß wir vielleicht nur eine einfache Wirkung des Lichtes vor uns haben. Dennoch ist es nicht blos ein negativer Schatten oder eine optische Wirkung gleich dem Gange der leuchtenden Strahlen durch eine Linse, denn diese Schweife haben nicht die Form von Kegeln und sind auch nicht genau der Sonne entgegengesetzt, sondern sind in einem gewissen Winkel geneigt und gebogen. Ohne Zweifel verpflanzt sich die Thätigkeit des Kometen mit relativer Langsamkeit auf den Aether. In den Fällen, in denen der Komet ganz nahe an der Sonne vorübergeht, ist die Thätigkeit sehr heftig, denn der Schweif ist dann ganz gerade (1843) und außerordentlich lang.

Auch Herr Zöllner hat, glaube ich, die Stofflichkeit der Schweife verworfen und dieselben den Wirkungen der Elektrizität zugeschrieben. Aber ich kenne seine Theorie nur dem Namen nach.

Meiner Meinung nach genügen die bekannten Eigenschaften der Elektrizität nicht zur völligen Erklärung dieser Wirkungen, und ich glaube, daß wir noch nicht alle Kräfte der Natur kennen.

Eigenthümlich wäre es, wenn wir in Gedanken einem Kometen mit langer Umlaufszeit, zum Beispiel dem Halley'schen folgten, wie er aus der unnahbaren Tiefe des Himmels zurückkehrt und sich in die Krallen der Anziehungskraft der Sonne stürzt. Da unten ziehen sich die bleichen Nebel langsam wie matte Rauchwölkchen hin, verloren in der schweigenden, erstarrten Wüste der Unendlichkeit. Während langer Jahre scheinen sie dort wie Phantome, Gespenster, Träume herumzuschweben, und man könnte glauben, daß sie unmerklich erlöschen würden. Aber seht die Kraft der Sonne! Das wunderbare Gestirn, welches in solchen Entfernungen, Milli-

Digitized by Google

arden von Kilometern, nicht größer als ein Stern erscheint, das vielgeliebte Gestirn, das der elektrisirte Komet einst in glühendem, rasenden Laufe besucht, wird noch von ihm empfunden! In der Nacht ihres Winters hat die Chrysalide die warmen Liebkosungen des Sommers nicht vergessen und siehe da! er wendet seinen Weg, kehrt zur Sonne, erkennt sie wieder unter den Sternen und ohne Zögern wendet er sich derselben mit immer wachsender Geschwindigkeit zu, beschleunigt seinen Lauf, durchmißt in rasender Eile den Raum, überschreitet die Planetenbahnen mit vergrößertem Feuer, verdoppelt, verzehnfacht, verhundertfacht sein Volumen, hüllt sich in wunderbare Strahlen und wirft sich blindlings in die Flammen des göttlichen Apollo, der zuweilen die unvorsichtige, himmlische Libelle mit seinen Blitzen streift, aber sie immer, ohne sie zu vernichten, hinausschickt, einen neuen Himmel in ihrem geheimnißvollen und unermüdlichen Fluge zu durchwandern.

Aber ach! dies vagabundirende Leben ist nicht immer ohne Gefahr. Mehr als einer hat dabei seinen Untergang gefunden! Zum Beispiel der berühmte Biela'sche Komet. Am 27. Februar 1827 war er von Biela entdeckt worden und zehn Tage nachher, unabhängig von diesem, auch von H. Gambart, der die Elemente der Bahn berechnete; sechs und ein halbes Jahr später kam er treulich zu dem ihm von der Berechnung bezeichneten Rendezvous wieder. Da seine Umlaufszeit um die Sonne sechs und ein halbes Jahr betrug, so kam er auch 1839 und 1845 wieder in Sicht der Erdbewohner.

Bis zum 25. November 1845 folgte man ihm mit dem Teleskop und Alles gestaltete sich zur allgemeinen Befriedigung, als er, o unerwartetes Schauspiel! am 13. Januar 1846 sich von oben nach unten in zwei Theile spaltete, und von nun an sah man einen zur Seite des andern wandern, Zwillingsbrüder, zwei vollständige Kometen, jeder mit Kern und Schweif versehen.

Dann trennten sie sich langsam, am 10. Februar war schon eine Entfernung von 65,000 Kilometern (41,822 geographische Meilen) zwischen beiden. Doch schienen sie sich mit Bedauern zu verlassen, und während mehrerer Tage sah man eine Art von Brücke zwischen beiden aufgeschlagen. Das Kometenpaar verschwand bald in die unendliche Nacht.

Man sah sie alle beide am 26. September 1852 noch wiederkehren, aber schon durch einen Zwischenraum von fünfhunderttausend Kilometer (352,342 geographische Meilen) getrennt.

Seitdem sind sie verloren. Sie hätten 1859, 1866, 1872 und 1877 wiederkehren müssen, aber Niemand hat sie seitdem gesehen. Aber ich täusche mich. Und das ist nun das sonderbarste Phänomen: die Bahn dieses eigenthümlichen Kometen durchschneidet die Erdbahn in dem Punkte, wo die Erde am 27. November vorübergeht.

Gut! wir dachten nicht mehr an den Kometen und hatten unsere

Trauer darum bereits abgelegt, als plötzlich in der Nacht vom 27. November 1872 ein Regen von Sternschnuppen in großen Flocken vom Himmel niederfiel und die ganze Nacht hindurch anhielt. Man hat ihre Zahl auf ungefähr 160,000 geschätzt. Ich war in Rom und das Ereigniß machte dort solchen Lärm, daß der Papst Pius IX. selbst sich lebhaft genug damit beschäftigte. Als ich ihn am nächsten Morgen besuchte, waren die ersten an mich gerichteten Worte folgende: „Da sind Sie! Sie haben doch den Regen der Danae gesehen?“ Ich hatte einige Tage früher in Rom selbst mehrere bewundernswürdige Danaen von den großen Meistern der italienischen Schule bewundert, die sich in einem Kostüm darstellten, welches nichts zu wünschen übrig ließ, und ich war zuerst erstaunt über die Frage ..... Aber es handelte sich um den Sternregen, der auf den Jupiter des Quirinal herabgefallen war.

Es ist wohl zweifellos, daß die Kometen nahe Verwandte der Sternschnuppen sind, und höchstwahrscheinlich sind verschiedene Kometenkerne aus einer Anhäufung dieser kleinen Körper zusammengesetzt. Wie auch die innerste Natur dieser Kerne beschaffen sein mag, träfe einer von ihnen auf seinem Durchgange mit unserem Erdball zusammen (und diese Begegnung ist nicht unmöglich), beide mit einer Geschwindigkeit von mehr als hunderttausend Kilometer in der Stunde, so würden wir den Zusammenstoß sehr wohl fühlen. Wenn es nun in dem Kometenkern ungeheure Boliden und massive Aerolithen giebt, so würde der Zusammenstoß dieser beiden Blitzzüge durchaus nicht unschädlich sein. Ein eingesunkener Kontinent, ein zertrümmertes Königreich, Paris, London, New-York oder Peking vernichtet, das würde wohl eine der geringeren Wirkungen der Katastrophe sein. Ein solches Ereigniß müßte für die Astronomen augenscheinlich von höchstem Interesse sein, vorausgesetzt, daß sie weit genug von dem Schauplatze des Zusammenstoßes placirt wären, besonders noch, wenn sie sich der Unglücksstätte nähern und die auf ebener Erde zurückgebliebenen Kometenbruchstücke untersuchen könnten; sie würden ihnen gewiß weder Gold noch Silber eintragen, aber mineralogische Proben, vielleicht gewisse vegetabilische oder animalische fossile Trümmer, die in anderer Weise kostbarer sind als eine Goldbarre von der Größe der Erde. Ein solcher Zusammenstoß würde also vom Standpunkte der reinen Wissenschaft aus höchst wünschenswerth sein; aber wir dürfen ihn kaum erwarten, denn man kann 280 Millionen gegen Eins wetten, daß es nicht geschehen wird. Indeß, der Zufall ist so wunderlich! Man muß nicht ganz verzweifeln.

Alles drängt uns darauf hin, anzunehmen, daß hier und dort, zerstreut über die planetarischen Ufer, auf den Wogen des Aethers treibend, einige aus den Fugen gerissene Kometen existiren, Ueberreste von Schiffbrüchen, die soviel Millionen Welten gelitten haben können; es sind die

Digitized by Google

Trümmer von Schiffen, die zum großen Theil zu schwach waren, ihre Ueberfahrt ohne Havarie auszuführen. Dennoch irren solche mehr oder weniger losgelöste Bruchstücke keineswegs planlos im Raume herum, sie bewegen sich in Bahnen, deren Form von den Veränderungen abhängt, welche störende Thätigkeiten ihrer ersten Geschwindigkeit zugefügt haben. Die Zahl der Kometen, welche in unser System eindringen, ist aller Wahrscheinlichkeit nach so ungeheuer groß, daß seit den Hunderten von Millionen von Jahren, die unser System schon bestanden haben muß, die Räume zwischen den Planeten von einer unermeßlichen Zahl von Materieströmungen durchfurcht sein müssen, von losgelösten Kometen, von Kometenfragmenten, denen die Planeten häufig begegnen müssen. Millionen von Kometen schwimmen ohne Aufhören um uns im ätherischen Ozean.

Man sieht wohl, wie sehr interessant das Studium dieser geheimnißvollen Kometen ist, die früher der Schrecken der Menschheit waren, und die in den Augen mehrerer modernen Astronomen plötzlich unter Null gefallen waren, indem Dieser sie „sichtbare Nichtse", jener Andere „behaarte Nichtigkeiten" nannte. Ohne Zweifel aber sind sie bestimmt, uns viele Geheimnisse über das ewige Räthsel von dem Ursprung und dem Ende aller Dinge zu offenbaren.

Camille Flammarion.

(Paris.)

Digitized by Google

Der Töpfer von Saintes.

[Nachdruck verboten.] [Uebersetzungsrecht vorbehalten.]

Es war noch vor dem berüchtigten „Tage der Barrikaden", dem 12. Mai 1588, an welchem die Ligue der Sechzehner und ihre Banden den König Heinrich III. im Louvre einschlossen und ihn veranlaßten, nach Chartres zu entfliehen und von dort den Guisen das wiederholte Versprechen der Hugenottenvertilgung zu geben. Dieser König trat in eine Zelle der Bastille, in welcher ein Greis und zwei junge Mädchen gefangen waren. Der König wandte sich zu dem würdigen Greis und redete ihn an: „Guter Mann, fünfundvierzig Jahre habt Ihr in den Diensten meiner Mutter und in den meinigen gestanden; wir haben geduldet, daß Ihr unter den Greueln der Scheiterhaufen in Eurer Religion fortgelebt habt; jetzt bin ich durch die Guisen und mein Volk so bedrängt, daß ich diese beiden armen Mädchen und Euch habe ins Gefängniß setzen lassen müssen wider meinen Willen, und daß ich gezwungen bin, Euch in den Händen meiner Feinde zu lassen; morgen werden diese verbrannt und Ihr auch, wenn Ihr Euch nicht bekehret."

„Sire," antwortete jener Achtzigjährige, „der Graf von Maulevrier kam gestern in Ihrem Auftrage, um diesen beiden Schwestern das Leben zu versprechen, wenn jede Ihnen eine Nacht geben wolle. Sie haben geantwortet, daß sie ebenso Märtyrer ihrer Ehre wie derjenigen Gottes sein würden. Sie, Sire, haben mir öfter gesagt, daß Sie Mitleiden mit mir hätten; aber ich bemitleide Sie, da Sie die Worte aussprachen: ich bin gezwungen; das sind nicht die Worte eines Königs! Diese Mädchen und ich, die wir Theil am Himmelreich haben, verstehen uns auf die königliche Sprache, daß weder die Guisards, Ihr ganzes Volk, noch Sie einen Töpfer zu zwingen vermögen, die Kniee vor den Heiligenbildern zu beugen; denn ich weiß zu sterben!"

Die beiden Mädchen waren Töchter des Parlamentsprocureurs Jacques Fouraud und wurden einige Monate nachher, den 28. Juni 1588, verbrannt, als Heinrich III. nicht mehr in Paris war. Als Anfangs

Digitized by Google

November desselben Jahres die Nachricht ihres Todes zur Hugenottischen Armee gelangte, sagte M. du Plessis zu Heinrich VI., damaligem Könige von Navarra: „Muth, Sire, wenn unter uns sogar Mädchen sich finden, welche die Kraft haben, für das Evangelium zu leiden!“

Heinrich III. von Frankreich, der Sohn der rachsüchtigen Katharina von Medici, der einstige Sieger über die Hugenotten bei Jarnac und Montrontour, der Theilnehmer an den Greueln der Bartholomäusnacht, ein schwankendes Rohr in den Händen der intriguanten Mutter und der herrsch- und ränkesüchtigen Guisen! In den verhängnißvollsten Tagen seines Lebens tritt dieser König, dessen Herz stets zwischen seiner Mutter und dem Vetter Heinrich IV. getheilt war, zu einem alten Manne, einem Hugenotten sogar, in dessen Zelle der Bastille, um ihn zu sehen, zu bedauern und den letzten Weg zur Rettung zu zeigen. Der Alte mußte gewiß für den damaligen Hof von Frankreich ein interessanter und bedeutender Mensch gewesen sein.

Beide Männer, die sich da zum letzten Male sahen, der begabte, aber den nie rastenden Intriguen erlegene König, der „das Letzte“ fürchtet, und — der gefangene edle Hugenott, der es nicht fürchtet, sollten noch im folgenden Jahre den Tod finden. Der so lange selbst durch eine Katharina beschützte Hugenott starb eines natürlichen Todes in der Bastille, der letzte Sohn desselben Weibes als Verbündeter des protestantischen Vetters, als Gebannter der römischen Curie, im Feldlager zu St. Cloud unter dem Mörderdolche des jungen, fanatischen Dominikanermönchs Jacques Clément am 1. August 1589.

Jener greise Bastillenbewohner hieß Bernard Palissy und führte den Titel „Erfinder der ländlichen Thonwerke Sr. Majestät des Königs und der Königin-Mutter“. Er war mehr, als seine Zeitgenossen ahnten, wiewohl auch Viele ihn und seine Kunstwerke bewunderten; war mehr, als er selbst ahnte, da er wohl von der Nützlichkeit seiner Arbeit und seinen Erfahrungen überzeugt war und seine Landsleute zu beglücken strebte, aber nicht wußte, daß er — der bloße Praktiker und Erfinder — den ersten Feuerbrand werfen sollte, um das morsche Gebäude der Scholastik zu zertrümmern, den Grund legen sollte, um ein neues Reich der Wissenschaft, des aus Beobachtung und Induction hervorgehenden Wissens, zu schaffen.

Und so mußte es sein! Ein durch die todten Sprachen und durch die einstudierte Dialektik der damals herrschenden Scholastik mit ihrem bloßen Buchwissen heraufgebildeter Gelehrter hätte nimmer dem menschlichen Geiste eine neue Bahn eröffnet, nimmer das Geheimniß der göttlichen Natur in Steinen, Salzen und Wassern entdeckt, nimmer den Anfang gemacht, das aristotelische und plinianische Wissen von den Naturgegenständen und Naturerscheinungen als vielfach mangelhaft und falsch

Digitized by Google

zu bekämpfen. Eine solche Wendung zur Befreiung des Geistes mußte dem originellen Geiste eines Praktikers, der keinen Aristoteles und Galenus gelesen, der nicht durch eine mechanische Dialektik und in Fesseln geschlagene Dogmatik groß gesäugt war, wie alle damaligen „Gelehrten" es waren — mußte der muthigen Energie eines streng beobachtenden und erfinderischen Kopfes entspringen und — entsprang einer solchen! Der große Wisser und Staatsmann Baco von Verulam hatte den Gedanken von der Nothwendigkeit der Beobachtung der Natur und der Versuche mit ihren Produkten nicht ursprünglich gefaßt, vielmehr diesen Gedanken seines ganzen ferneren Lebens bei jenem einfachen, doch klaren, durch ganz neue und zahllose Versuche herangebildeten und zu einer eigenen Natur und Lebensphilosophie gereiften, praktischen Geiste eines — Glasmalers und Thonbildners empfangen, welcher, Autodidakt, durch seine Sammlungen und seine an diesen demonstrirten Vorträge über wichtige und merkwürdige Gegenstände der Naturwissenschaften bewies, daß die meisten Lehren der Professoren, die nur aus Schriften geschöpft waren, unhaltbar seien.

Ueber das äußere und innere Leben Palissy's habe ich mich hier kurz zu fassen, da ich bereits an anderer Stelle das Leben Palissy's skizzirt und in einer besonderen, bald erscheinenden Schrift über diesen in Deutschland wenig gekannten Künstler und Naturforscher näher ausgeführt habe. Palissy war ein Landsmann, ja Zeitgenosse Montaigne's, aber ohne mit diesem Schöngeist je in Verbindung gewesen zu sein. Die Landschaft Perigard, welche später zur Provinz Guienne oder Poitou gehörte, im alten Aquitanien, ehemals von den keltischen Petrocorii bewohnt, ist sein Vaterland und ein Dorf, La Chapelle-Biron, bei dem Städtchen Biron, das zwischen dem Lot und der Dadogne liegt, sein Heimathsort. Noch 1843 sollte dort eine Familie leben, welche von diesem in der Keramik berühmten Manne abstammte, und eine alte Ziegelhütte den Namen „die Hütte des Palissy" getragen haben. Er wurde spätestens 1510 geboren. Seine Jugendbeschäftigung war die Glaserei, die damals auch die Zusammensetzung bunter Glasstücke, sowie die Malerei auf Glas umfaßte; später trieb er nebenbei Portraitirerei, Feldmesserei und Aufstellung von Plänen. Seinem Wissenstrieb folgend, durchwanderte er die meisten Provinzen Frankreichs, Flandern, die Niederlande, die Ardennen, die Rheinufer. Neben Betreibung seines Handwerks und seiner kleinen Künste beobachtete er auf diesen Reisen die Natur mit einer für jene Zeit ganz merkwürdigen Spürkraft. Er durchsuchte Gebirge, Wälder, Flußufer, Steinbrüche, Schachte, Grotten und Höhlen. In seine Heimath zurückgekehrt, ließ er sich 1539 in der nahen Stadt Saintes nieder und verheirathete sich. Der Verdienst in der Glaserei war höchst gering und so hatte er, bei einer größeren Familie, bald mit Noth zu kämpfen. Da

Digitized by Google

findet er einen Haufen emaillirten Thones (italienische Fayence) von großer Schönheit und faßt den Entschluß, Masse und Emaillirung nachzuerfinden. Eine Reihe sorgenvoller und ihn beinahe erdrückender Jahre mit den höchsten materiellen und geistigen Leiden lud er auf sich; aber eine wahrhaft einzig dastehende Energie für Verfolgung seines Zieles bei tiefster Erschöpfung und wiederum moralischer Erhebung läßt ihm endlich das gehoffte Werk gelingen. Die Geschichte dieser Erfindung ist ebenso großartig, als rührend. Nach fünfzehn Jahren unermüdlicher Arbeit — Untersuchung aller Thonarten, die ihm zugänglich, aller Steine und Metalle, die er in den verschiedensten Theilungsverhältnissen mit jenen mischte und brannte, Erlernung des Formens und Modellirens, sowie der Töpferei selbst, Herstellung geeigneter Brennöfen und Geräthschaften für seinen Zweck, Studium der Chemie in den Laboratorien der Apotheker — erfand er erst das Geheimniß der weißen Email und dann endlich jene bewunderungswürdige Buntemaillirung, die er ferner bei seinen nunmehr entstehenden Kunstwerken anwandte und die ihm den Ruhm eines Künstlers und Erfinders eintrug.

Seine Produkte wurden von da an von hohen Würdenträgern gesehen und bewundert; er erhielt ganz vorzüglich die Protektion des Connetable von Montmorency, der ihm bedeutende Aufträge für sein Schloß Ecouen gab und ihn, nachdem er den als Hugenotten in Bordeaux gefangen Gehaltenen vom Tode errettet hatte, seiner hohen Gönnerin, der Königin-Mutter empfahl. Damals (1563) veröffentlichte er seine erste größere Schrift: „Wahrhaftes Mittel, durch welches alle Menschen Frankreichs ihre Schätze zu vergrößern und zu vermehren lernen können". Eine eigenartige Schrift, welche ersichtlich in einem Zuge geschrieben und, obwohl auf den ersten Blick voller Abschweifungen, doch seine reichen und nützlichen Kenntnisse auf dem Gebiete des Ackerbaues, der Naturgeschichte, der Architektur und Gartenkunst zeigt, aber auch nicht ohne satyrische Züge über den Mißbrauch geistlicher und gerichtlicher Gewalt ist.

Nach seiner hierauf folgenden Etablirung in Paris schuf er in seinem Atelier jene fast zahllosen kleinen und großen Kunstwerke, die jetzt in großen Häusern und Museen zerstreut und ihrer großen Schönheit wegen noch heute sehr gesucht sind. Er war besonders mit der Ausschmückung der damals durch Katharina hergestellten Tuilerien, Paläste und Gärten, beschäftigt; aber aus seinem Atelier gingen alle möglichen Gegenstände, die Gärten, Gallerien, Zimmer, Büffets, Tische und Wandgestelle zieren konnten, hervor, und welche die Geschichte der Kunst „Palissy-Fayencen" nennt. Ganz neu — neben der Masse und der Email — waren der Idee nach vorzüglich jene „ländlichen" Wasserbecken, die mit Früchten, Muscheln, Fischen, Reptilien, Eidechsen u. a. m. in merkwürdig getreuer Form und Farbe bedeckt waren. Aber auch Kunstwerke größerer

Digitized by Google

Dimensionen in Mosaik und Glasmalerei gingen aus seinen Händen hervor. Nicolas-Claude Fabry de Peiresk besuchte 1606 in Begleitung des Präsidenten du Vair, nachmaligen Siegelbewahrers von Frankreich, das erwähnte Schloß Ecouen und schreibt — abgesehen von andern Kunstwerken in Marmor u. s. w. — bezüglich der Palissy'schen Sachen: „Die Gallerie und das Schloß enthalten mehrere kostbare Marmore und jene schönen Thonwerke, welche vom Meister Bernard aus den Tuilerien (Bernard des Tuileries) erfunden sind. Es sind zwei Gallerien da, die beide sehr geschickt durch einen Maestro Nicolo bemalt sind, der im Dienste des Kardinals von Chatillon gewesen war. Auf den Glasfenstern sind die Fabeln sehr gut dargestellt; auf einem die Sage der Proserpina und die des Gastmahls der Götter; auf einem andern die der Psyche; der Fußboden ist ebenfalls Erfindung des genannten Meisters Bernard." St. Fond et Gobet (ältere Ausgabe der Gesammtschriften Palissy's) setzen hinzu: „Man findet im Schlosse von Ecouen eine Unmenge merkwürdiger Gegenstände, welche dort durch die Sorgfalt Palissy's aufgestellt sind, der dem Connetable und seinem Hause sehr ergeben war. In dem Säulengange vor der Kapelle eine runde, ausnehmend große Tafel von schwarzem und weißem Marmor, voll von Muschelwerken. Die Kapelle ist mit alter eingelegter Arbeit versehen, durch welche die Figuren der Apostel nach tüchtigen Meistern dargestellt werden. Der Weihkessel ist eine Vase von italienischem Jaspis, auf Füße von antiker Bronze gestützt; außer dem Gemälde nach Raphael (die Fabel der Psyche) sind noch andere Werke vorhanden, unter andern die Ehebrecherin von Bellini. Die Sakristei ist mit Thonwerken Palissy's ausgelegt, die Gegenstände aus der heiligen Schrift behandeln. Diese Fayence ist von schöner Farbe; die Köpfe sind hübsch gezeichnet. Ueber dem Tisch der Sakristei ist eine Darstellung der Kreuzzüge und mehrere andere Tafeln in ausgelegter Holzarbeit. Ferner das Leiden unseres Herrn, aus 16 Bildern in einer Einfassung vereinigt, von vollendeter Email, zusammengesetzt von Palissy nach Albrecht Dürer. Auf der Seite ist ein Marienglasstein, der zum Spiegel dient.

In beiden Gallerien, deren eine „die der Psyche", deren andere „die zweite Gallerie" genannt wird, bewundert man die viereckigen Platten aus der von Palissy erfundenen Fayence, welche jene gleichen Genres, die man in Flandern und Holland sieht, bei weitem übertrifft. Der Fußboden ist sehr gut erhalten, die Farben sind lebhaft. Die Fensterscheiben der Sakristei, der Kapelle, der Gallerien und des ganzen Schlosses waren durch Palissy gemalt worden: die Zeichnungen sind in demselben Genre wie die Fayence der Sakristei. —

In einer Allee des Gartens war eine Fontaine, genannt die „Fontaine Madame"; dort sah man einst die ländliche Grotte, von welcher

Digitized by Google

Paliſſy oft in ſeinem Buche (den ſpäteren „Discours admirables etc.“) ſpricht; ſie erhielt ihr Waſſer durch zwei Quellen oberhalb der Anhöhe des Berges.“

Dieſes Beiſpiel der Ausſchmückung eines Schloſſes genüge, um die Vielſeitigkeit Paliſſy's in künſtleriſcher Hinſicht zu kennzeichnen. Aus ſeinem äußeren Leben füge ich hier ein, daß er dem Gemetzel der Bartholomäusnacht, 24. Auguſt 1572, jedenfalls durch direkten Schutz Katharina's oder Karl's IX. entrann, da er ja zur Vollendung der Tuilerien ganz unentbehrlich war. Vielleicht war ihm gerade angeſichts dieſer blutigen Verfolgung ſeiner Religionsgenoſſen der Gedanke gekommen, ſeine auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften erworbenen Erfahrungen und Kenntniſſe noch vor ſeinem Tode mündlich und ſchriftlich zu veröffentlichen. Und was hatte er hier Alles zu bieten, das aus eigener Beobachtung, Unterſuchung und Probe gewonnen worden war! Erſt ſchüchtern, „da er ja kein Griechiſch und Latein kannte“, berief er in ſeine öffentlichen Vorträge die Wiſſenſchaftler, die ihm ſagen ſollten, ob ſeine Beobachtungen mit den Schriften der Alten übereinſtimmten; ſpäter kühn geworden durch die erkannte Unwiſſenheit und Kritikloſigkeit der „Schriftgelehrten“, läßt er einmal in einer ſeiner Abhandlungen die „Praxis“ der „Theorie“ gegenüber ausrufen: „Nun gehe hin und frage jetzt deine „lateiniſchen Philoſophen“, um mir einen Gegenbeweis zu geben, der im Stande iſt, das, was ich ſoeben aufgeſtellt habe, zu widerlegen!“

Zur Verſtändlichung ſeiner Vorträge, die er vor einer ausgewählten Geſellſchaft von Medicinern, Chirurgen, Studirenden, Edelleuten, kirchlichen und juriſtiſchen Würdenträgern im Collége royal hielt — eine große Reihe von Namen berühmter Zuhörer iſt aufgezeichnet — hatte er eine Sammlung mineralogiſch und geologiſch merkwürdiger Gegenſtände aufgeſtellt und ſie mit ſchriftlichen Erklärungen, die noch vorhanden ſind, verſehen. Dies war das erſte naturgeſchichtliche Kabinet Frankreichs und jene Verſammlungen die erſten öffentlichen, in der That naturwiſſenſchaftlichen Sitzungen. Er eröffnete ſie in der Faſtenzeit 1575 und ſetzte ſie bis in's Jahr 1584 fort. Der junge Baco war 1577—79 oder 80 in Frankreich, meiſt in Paris, als Begleiter des engliſchen Geſandten Sir Paulet, und ſtand natürlich mit dem Hofe in enger Beziehung, muß alſo ſowohl die Herſtellung der Tuilerien als auch das Auftreten Paliſſy's als Naturforſcher verfolgt und ihn beſonders als Entdecker auf mineralogiſchen und geologiſchen, ſowie phyſikaliſchen Gebieten und als Erfinder der franzöſiſchen Fayence gekannt haben. Ein Ueberſehen Paliſſy's war nicht möglich. Baco hatte aber bisher keine naturkundlichen, ſondern nur literariſche Studien getrieben und in den Schriften der alten Dichter und Hiſtoriker Erſatz für die Schablone und Trockenheit der ſcho-

Digitized by Google

lastischen Dialektik gesucht und theilweise gefunden. Zurückgekehrt nach England aber schrieb er bald seine erste philosophische Schrift: Temporis partus maximus, ein jugendliches und kühnes Werk, wie schon der Titel besagt, das aber doch die Keimschrift für seine größeren „Instauratio magna“ und „De dignitate et augmentis scientiarum“ gewesen ist. Letzteres geht aus dem für die Entwicklung und den Plan Baco's überhaupt hochwichtigen Brief desselben an Pater Tulgentio (vom October 1625) hervor, wo es unter Anderem heißt: „It being now 40 years as I remember since I composed a juvenile work on this subject, which with great confidence and a magnificent title I named: The Greatest Birth of Time.“ Und in „Lord Bacons Life and Letters edited by James Spedding“ heißt es vol I, p. 30: „When we hear (August 6 th 1583) that he used then to be seen in his outward barristers habit abroad in the city and therefore must needs do well, and when we remember that (if his own report 40 years after may be depended on) his first essay on the Instauration of Philosophy, which he called „Temporis partus maximus“ was composed about this time, we need not doubt that between Law and Philosophy he found enough to do.“

M. N. Bouillet, der größte Bacokenner Frankreichs, dessen Ausgabe Baco's selbst Spedding für die beste erklärt, sagt: „C'est en effet vers l'âge de vingt-cinq ans (1585) qu'il parait avoir tracé la première ébauche de l'Instauratio magna: il lui donnait alors le titre ambitieux de „Temporis partus maximus“ voulant faire entendre par-là que l'entreprise qu'il méditait était le résultat necessaire du temps et non une création arbitraire de son propre génie.“ Eine für meine Beweisführung wichtige Stelle, in welcher also behauptet wird, daß Baco sich seine neue Idee selbst nicht zugeschrieben habe. Wunderbar bleibt immerhin, daß Baco nicht erzählt hat, zu dem Hauptgedanken seiner neuen Theorie durch den Erfinder und Künstler Palissy gekommen zu sein. „C'est sans doute à cette ébauche qu'appartenaient deux fragments anglais qui se trouvent dans ses oeuvres posthumes, l'un „Eloge de la Science“, l'autre „Valerius Terminus“ ou de „l'interpretation de la nature“ ainsi que les morceaux latins réunis sous le titre de „Temporis partus maximus“: on y trouve le germe des grandes ouvrages que Bacon publia plus tard sur l'avancement des sciences et sur l'art d'interpréter la nature, en même qu'on y aperçoit evidement l'empreinte de la jeunesse de l'auteur.“

Aus diesen und anderen Stellen geht hervor, daß jene erste Schrift, an der er 1583 arbeitete und die 1585 erschien, „rules of induction“ und die „my discoveries concerning new axioms suggested by the experiments themselves“, von denen er im Briefe an Fulgentio spricht,

Digitized by

enthielt; leider ist diese Schrift selbst später unterdrückt worden und gilt als verloren. Auf Baco komme ich nachher zurück, nachdem auf die wesentlichsten Ansichten und Erforschungen Palissy's auf dem Gebiete der allgemeinen Physik, Chemie und Naturgeschichte kurz hingewiesen worden ist.

Auf welche Gegenstände sich hierbei das Nachdenken des Töpfers von Saintes gerichtet hatte, zeigt sich am einfachsten aus dem Titel seines zweiten größeren Werkes, das er aus dem oben angedeuteten Grunde aus verschiedenen Abhandlungen zusammenstellte und das 1580 erschien. Es ist betitelt: „Discours admirables de la nature des eaux et fontaines, tant naturelles qu'artificielles, des meteaux, des sels et salines, des pierres, des terres, du feu et des émaux; avec plusieurs autres excellents secrets des choses naturelles. Plus, un traité de la marne, fort utile et nécessaire à ceux qui se mellent de l'agriculture. Le tout dressé par dialogues, ès quels sont introduits la théorique et la practique. Par Me. Bernard Palissy, inventeur des rustiques figulines du Roy et de la Reyne sa mère. Un volumen in 8, à Paris, ches Martin le jeune, à l'enseigne du Serpent, devant le collége de Cambray 1580."

Der Irrthum, daß Palissy nur über Wasser und Quellen geschrieben habe, ergiebt sich daraus, daß man nur den Anfang dieses Titels kannte. Bewunderungswürdig sind aber die vielen neuen Erforschungen, die Palissy in diesem Werke darlegt. Er giebt die heutzutage noch von den meisten Physikern beibehaltene Lehre über die Entstehung der Quellen aus den Regenwassern, bespricht die Wasser der Brunnen, des Meeres, der Cisternen, der Quellen, sowie Pumpen, Röhren und Wasserleitungen, Springbrunnen; das Eis; er kennt die Porosität, die Anziehung der Körper, hat Ahnung vom Magnetismus und der Elektricität, von der Brechung der Lichtstrahlen in den Regentropfen, wodurch der Regenbogen entstehe, „wenn die Sonne direkt durch die Regentropfen geht, welche ihr entgegengesetzt sind". Er bekämpft die Alchemie und enthüllt die Betrügereien der alchemistischen Gaukler; er tadelt streng die Menschen, welche sich Philosophen nennen und doch den Beweis ihrer Habsucht und ihres Aberglaubens geben, und sagt, daß die Entdeckung der Verwandlung, wenn sie möglich wäre, die traurigsten Folgen in sich schließen würde, indem sie die Menschen wegreißen würde „von der Bodencultur, der Industrie, dem Studium und den Künsten".

Er weist darauf hin, wie Salze und Krystalle entständen, und legt die ersten Grundlagen der Krystallographie. Er erklärt zum ersten Male, daß die sogenannten „figurirten Steine" nicht ein Zufall der Natur wären, wie die Gelehrten damals glaubten, sondern Versteinerungen von Muschelthieren, die einst wirklich an jenen Orten gelebt hätten, wo sie sich fänden, und nicht durch die Sündflut dahin geschwemmt worden seien,

Digitized by Google

wie Andere meinten. In dieser Beziehung weisen Fontenelle, Buffon, Cuvier, Jussien u. A. auf Palissy, den Töpfer von Saintes staunend zurück.

Er lehrt die Entstehung der Steine aus flüssigem Zustande und ihre Vergrößerung durch Hinzutritt neuer Erstarrungen, die Entstehung geschichteter Steine durch den Quersluß der Materie durch die Erden zu verschiedenen Malen, so daß eine Erstarrung nach der andern folgte, ohne sich mit der vorhergehenden gut verbinden zu können. Die Steine und Metalle sind undurchsichtig, weil die Materie, ehe sie erstarrte, mit Erde und Sand untermischt war, wodurch sie unrein, spröde und zerreiblich geworden ist.

Zur Erklärung dieser und anderer Vorgänge bedient sich Palissy eines fünften Elementes, das er das keimende oder erstarrende Wässer eau germinative ou congelative), auch im Allgemeinen „das Salz" (le sel) nennt. Dieses befindet sich ursprünglich im gewöhnlichen Wasser (eau exhalative); jene Erscheinungen, wie Krystallisationen u. s. w., werden verursacht, indem das gewöhnliche Wasser ausdünstet und das erstarrende die Materie je nach ihrer Beschaffenheit formt und sie mit besonderen Eigenschaften und Fähigkeiten begabt. Auf diese Weise erklärt er alle Versteinerungen, Krystalle, Achate, Marcassite, Thonerden u. a.; ebenso den Wechsel der Farben bei Früchten im Wachsthum, bei Steinen, Metallen und anderen Mineralien durch den Hinzutritt eines Accidents zu der durchsichtigen Materie vor deren Erstarrung.

Dieses fünfte Element verursacht auch die Wirkung des Bleichens, Gerbens, Glasmachens, Polierens, Düngens, Einbalsamirens (Mumien), des Geschmackes, des Geruches, der Gegengifte (le Mitridat, la terre sigillée); dieses „Salz" giebt überhaupt den Pflanzen und Mineralien ihre eigenthümlichen Eigenschaften, bewirkt die Durchsichtigkeit, den Ton, die Stimme, das Ansichziehen der Farben, Freundschaft und Trennung der Dinge. Die Anzahl der verschiedenen Salzarten ist unendlich. Es giebt nichts, worin nicht Salz enthalten wäre.

Eigenartig ist die Anschauung, der ursprünglichen, mit erstarrendem oder keimendem Wasser versehenen Materie gleichsam organische Kraft zuzuschreiben. Wie gewissen Pflanzen, wie Rosenstöcken und Stachelbeersträuchern, spitzige Stacheln zu ihrer Vertheidigung gegeben werden, wie viele Weichthiere sich Schuppen bilden, z. B. Krebse und andere Seethiere, so formen sich auch metallische und steinige Materien auf der Oberfläche einen Harnisch oder Küraß in Gestalt spitziger Steine. Diese Spitzen und Krystallformen können nur durch Wasser geformt sein; sie finden sich bei gewissen Arten in Form von Dreiecken, Vierecken, Fünfecken.

Die Wärme der warmen Quellen theilt er einem im Schoße der Erde beständig bleibenden Feuer zu. Er betrachtet die aus diesem Centralfeuer und dem in Dampf zurückgeführten Wasser zusammengesetzte

Digitized b

Kraft als die Ursache der Vulkane und Erdbeben. Er fügt hinzu, daß diese Kraft, fähig Gebirge umzustürzen, noch nicht von Menschen gekannt sei, man aber von ihrer außerordentlichen Macht Rechenschaft ablegen könne. Er habe sie nicht „im Buche der Philosophen" studirt, sondern indem er Wasser in einem Kessel habe kochen lassen, indem er das Feuer bei seinen Töpfereien angewendet und eine Kugel aus Kupfererz beobachtet habe, die ein wenig Wasser enthalten und über den Kohlen erhitzt worden sei.

Es sei hier in der Aufzählung der Fülle interessanter und von ihm inductiv entwickelter Erklärungen allerlei fraglicher Naturerscheinungen abgebrochen; gewöhnliche Menschen kommen gar nicht auf jene Fragen, die er sich vorlegte und klug und erfahrungsmäßig beantwortete, z. B. über die Krümmungen der Äste und Zweige der Bäume, über die Gestalt der Bimssteine, die im Feuer streckbaren Erdarten, die Farbe der Muscheln, die versteinerten Fische (availlons und dails), die versteinerten Früchte, Kräuter, Ammonshörner, die Salze des Vitriols und vieles Andere mehr, wie Winde, Schwefel, Harze, Petroleum, Erdpech.

Die folgenden Jahrhunderte haben alle diese Fragen und Räthsel auch erst wieder zu lösen gesucht; die Lösungen des Töpfers von Saintes waren theils richtig, theils wenigstens geistvoller als die vieler nachfolgenden Physiker, Lösungen, die bewiesen, daß hier eine Capacität ersten Ranges vorhanden war.

Es erübrigt mir noch, auf den pragmatischen Zusammenhang hinzuweisen, in welchem Palissy mit den Philosophen und Pädagogen steht, die für die Entwickelung der Natur- (oder Welt-)anschauung maßgebend geworden sind.

Unter die Weltpädagogen zähle ich vor Allem auch Alexander v. Humboldt, weil er der Schöpfer der Methode der exacten Naturwissenschaft unseres Jahrhunderts ist. Unter den praktischen Pädagogen, d. h. solchen, die ihre Theorien nicht nur auf dem Katheder predigten, sondern in's Leben einzuführen suchten, steht mir aber trotz aller kleinlichen Angriffe oder versuchten Todtschweigen keiner höher als Friedr. Fröbel. Und da ist es höchst bedeutungsvoll, daß diese beiden, der tiefe Kenner und umfassendste Darsteller des Wunderbaues der Erde, Humboldt, und der größte Förderer einer entwickelnd-erziehenden Methode der Menschenbildung, Fröbel, von demselben Gegenstande ausgingen, um ihre Grundgesetze zu finden — vom Steine! Eine tiefe Wahrheit liegt in dem Spruche: „Wenn Menschen schweigen, mögen Steine reden!" Steine verkünden das Leben, das Entwickeln und Wachsen der Erde von ihrem Ursprunge an und offenbaren zugleich das Werden alles Organischen. „Die Steine in meiner Hand und unter meinem Blicke", sagt Fröbel, „sollten mir zu redenden Gestalten werden." „Die Krystallwelt", spricht

er weiter, „verkündete mir laut und unzweideutig in klarer Gestaltung das Leben und die Lebgesetze des Menschen und in stiller, aber wahrer und sichtbarer Rede das wahre Leben der Menschenwelt.“ Und ferner: „Die Geognosie, die Krystallographie öffneten mir noch einen höheren Kreis der Einsicht und Erkenntniß, aber auch ein höheres Ziel des Suchens, Ahnens, Strebens. Die Natur und der Mensch schienen sich mir, wenn auch auf noch so verschiedenen Stufen der Entwickelung, gegenseitig zu erklären. Der Mensch, so sah ich, erhält durch die Kenntniß der Naturgegenstände eben wegen der so großen inneren Verschiedenheiten zur Selbst- und Lebenskenntniß, zur Selbst-Lebensdarstellung ein Fundament, einen Führer. Was ich auf der Stufe der nur wirkenden Naturgegenstände so klar erkannte, sah ich bald im Gebiete der lebenden Naturgegenstände, der Pflanzen, der Gewächse, soweit diese meiner Einsicht offen lagen, und im Gebiete der lebendigen Naturgegenstände.“

Diesen von Fröbel geschilderten Entwickelungsgang seiner eigenen Person sollte ich nun wieder in dem Entwickelungsgange des menschlichen Geistes der letzten drei Jahrhunderte finden, wenn der Anreger und Erwecker Baco's ebenfalls von „den Steinen“, von den Krystallen, Erden, Salzen ausging und die Buchgelehrten zum ersten Male wieder auf diese Wahrheit verkündenden Festgestalten in anschaulichen Beweisen hinwies. Wenn nun auch die sogenannten Gelehrten ihm nicht gleich zufielen, wie dies stets so gewesen, daß die Gelehrtenzunft den genialen autodidaktischen Entdecker und Erfinder erst nach seinem Tode anerkannt oder auch nicht anerkannt hat, so war doch ein Saatkorn gelegt, das die Jahrhunderte entwickelten. Auch Galilei klagt nach ihm noch seinem einen Kepler: „Du bist beinahe der Einzige, der meinen Angaben vollkommen Glauben beimißt. Als ich den Professoren am Gymnasium zu Florenz die vier Jupiterstrabanten durch mein Fernrohr zeigen wollte, wollten sie weder diese noch das Fernrohr sehen; sie verschlossen ihre Augen vor dem Lichte der Wahrheit. Diese Gattung Menschen glaubt, in der Natur sei keine Wahrheit zu suchen, sondern nur in der Vergleichung der Texte.“

Das Saatkorn Palissy's ging nun zunächst in dem Geiste des jungen Baco auf. Die ersten Schriften des Baco, die er nach seiner Heimkehr von Paris nach London geschrieben, stellen als neu die Forderung selbstständiger Erfindung hin. Baco will, wie er sagt, die Wissenschaft dem Geiste der Erfindung unterthan machen, diesen Geist vom Zufall befreien, welchem bisher die menschlichen Erfindungen unterworfen und preisgegeben waren, will eine neue Logik aufstellen, welche dem Geiste der Erfindung entspricht, damit die Menschen von jetzt ab nicht finden, sondern erfinden. Sind den Menschen, ohne daß sie suchten, und indem sie sogar auf Anderes ausgingen, viele Erfindungen geglückt, so müssen offenbar, wenn sie methodisch suchen und nicht im zufälligen, sprungweisen-

Digitized by Google

Anlauf, noch weit mehr Erfindungen gemacht werden. Er will die menschliche Wissenschaft dergestalt reformiren und erweitern, daß sie sich auf die Erfindung als ihren Hauptzweck richtet und damit dem Menschen die Herrschaft über die Dinge verschafft. Er lehrt: „Keine Cultur ist ohne Erfindung, welche die Bildungsmittel erzeugt; keine Erfindung ohne Wissenschaft, welche die Gesetze der Dinge erkennt; keine Wissenschaft ohne Naturwissenschaft, und diese nicht ohne Naturerklärung, die sich nach Maßgabe der Erfindung vollzieht."

Man sieht, wie fast direkt Baco auf Palissy hinweist. Bevor Baco nach Frankreich ging, hatte er sich in seiner Abneigung gegen die scholastische Dialektik in die Schriften der Alten versenkt und, wie es heißt, Ersatz für dieselbe gesucht und gefunden. Aber erst aus Frankreich, von Paris zurück, wo Palissy ein Günstling des Hofes war und den Titel inventeur des rustiques figulines trug, kam er mit der Lehre von der Erfindung, Beobachtung und Erfahrung.

Darauf aber geht nun auch die Methode hinaus, die Fröbel für Erziehung und Unterricht angewendet haben will, nicht etwa blos in den Kindergärten, sondern bis zur Universität hinauf. Auch der Autodidakt Fröbel wurde durch den innigen Umgang mit der Natur, als Förster, Geometer, Landwirth, landwirthschaftlicher Architekt, Naturwissenschaftler, besonders Mineralog, und später durch die Schriften Pestalozzi's und das Leben in dessen Anstalt zu Yverdun gebildet und entwickelt. Pestalozzi hatte ja den Gedanken von der Anschauung als Prinzips aller Erkenntniß klar ausgesprochen, er hatte versucht, diesem Gedanken Leben durch die Unterrichtsmethode zu geben; aber wie letztere durchaus nicht dem Gedanken entsprochen hat, dem sie dienen sollte, so hat er auch die Grundlagen für die Selbstthätigkeit nicht finden können, sondern nur nach ihnen gesucht. Fröbel dagegen hat in seinen ersten „Spielgaben" und „Beschäftigungsspielen" ein wirkliches ABC der Anschauung und Selbstthätigkeit gefunden und die Methode der Aneignung dieses concreten ABC's aufgestellt und an den Spielstoffen gezeigt. So hat er jene von Palissy an sich dargestellte, von Baco geforderte Methode der Erfindung in's Leben gerufen und zwar in der Ausdehnung, daß er selbst den Menschen, das Kind, in den sogenannten Bewegungsspielen zum Stoffe seiner Methode hinstellte, in den Beschäftigungen aber diese Methode, die er Vermittelung der Gegensätze nennt, leicht erkennbar und wirksam für neue Erfindungen anwenden läßt. In der Beschäftigungsmethode liegt der Anfang und das Vorbild zu jener Methode der Erfindung.

Die auf Baco folgenden Philosophen und Pädagogen sind bekannt. Ich will daher diese geschichtliche Reihe meist autodidaktischer und originaler Geister, von denen einer aus den andern erzeugt wurde, in ihrem geistigen Pragmatismus nicht vorführen; ich erinnere nur daran, daß sie

Digitized by Google

fast alle im Umgange mit der Natur, ja zum Theil als Landwirthe, und durch selbständige Erfahrung und Beobachtung sich heranbildeten. Gleichsam als Stationen nenne ich nur, rückwärtsschreitend: Pestalozzi, Basedow, Rousseau, Locke, Baco. Es steht geschichtlich fest, daß gerade Baco dem Geiste Lockes die entschiedene Richtung nach dem Empirismus hin gab, um so mehr als er einen besonderen Trieb nach empirischen Forschungen besaß, da er ja dem Descartes, welcher „angeborene" Ideen lehrte, mit seiner Lehre von dem Nichtangeborensein der Ideen geradezu entgegentrat. Hatte ihn doch dieser Hang zum Empirismus schon bestimmt, Medicin zu studieren. Aber auch Baco wäre nicht auf den Gedanken der inductiven Methode gekommen, wäre ihm diese nicht durch unseren praktischen Erfinder und Naturphilosophen ad oculos demonstrirt worden. Was Palissy — gestützt auf seine Beobachtungen und Sammlungen — zum ersten Male im Gebiete der von ihm untersuchten Naturgegenstände anwandte, das wollte Baco auf das Gebiet des menschlichen Wissens nach allen Seiten hin anwenden und somit, wie die Physik, auch Logik und Metaphysik auf erfahrungsmäßige Forschung zurückführen. Den Funken für diese Riesenarbeit hatte Palissy in ihm entzündet. Bald wurde Naturforschung als die höchste Aufgabe betrachtet, die abstracte Scholastik mußte vor den „Thatsachen" fallen, so viel Kampf und Leben dies auch den vorwärts schreitenden Geistern kostete. Man denke an Galilei, Giordano Bruno, Vanini u. A.

Die Gesetze der Natur und des Geistes, so lange man überhaupt diesen Unterschied gelten läßt, können nun nur vermittelst der Beobachtung studiert werden, und das ist die große Errungenschaft des menschlichen Geistes, deren Entwickelungsgang bis zu dem Autodidakten Bernard Palissy zurückgeht und die ihren pädagogischen Ausdruck in den Kindergartenspielen Friedrich Fröbel's, die sich aber zur erfinderischen Arbeit aufbauen sollen, gefunden hat.

A. B. Hanschmann.
(Waldenburg.)

Digitized by Google

Die Belletristik der neuhebräischen Literatur.

[Nachdruck verboten.] [Uebersetzungsrecht vorbehalten.]

In dem Libanonwalde, so erzählt eine orientalische Sage, steht unter den tausend anderen Waldbäumen ein wunderbarer Baum von undenklichem Alter, urgewaltig, mit ewig grünen, schattigen Zweigen und weithinrauschender Wipfelkrone. Tausende von Jahren zogen über seinen Scheitel dahin, zahllose Bäume brachen unter der Last der Jahre zusammen und liegen nun morsch zu seinen Füßen; er aber blüht und grünt und treibt immer neue wunderbare Früchte. Es versuchten gar viele scharfe Aexte, ihn zu fällen, aber während sie zersplitterten, schlug er die Wurzeln um so tiefer nach unten und trieb die Schößlinge um so blühender nach oben. Jeder Axthieb, der seine Rinde berührte, zeigte, welche unversiegbaren Lebenssäfte in ihm wohnen; man umgab ihn mit großen, hellodernden Feuerbränden, doch diese dienten nur dazu, seine Früchte zu zeitigen. Die Feuer sind lange erloschen, er aber erhebt sich immer gewaltiger. Man unterwühlte den Boden, man suchte nach seinen Wurzeln, um ihn auszurotten — allein vergebens, Niemand vermochte seine Wurzeln zu finden. Und so grünt und blüht der Baum trotz Axtschlägen und Feuerbränden, ein großes, grünes Waldgeheimniß ...

Was diese Sage bedeutet, woher sie kommt, wohin sie zielt — wer mag es wissen? Möglich, daß sie wie alle anderen Volkssagen ist, die wie die Waldrosen erblühen, von Niemandem gesäet, von Niemandem gepflegt, mir aber scheint sie das Judenthum in wunderbarer Weise abzuspiegeln.

Der alte Stamm Judäas hört trotz Feuer und Schwert, trotz aller Verfolgungen nicht auf zu grünen und zu blühen. Wie nennt sich seine Frucht? — das Schriftthum. Was ist seine Wurzel? — ein Geheimniß.

Wie das Judenthum, so wunderbar ist auch seine Literatur, von gleicher Zähigkeit, von gleicher Elastizität. In allen Labyrinthen des

Digitized by Google

Lebens finden wir sie als seine treue Begleiterin, sie ist sein Spiegelbild, sein Lebensathem, sein zweites Ich. Moses, der dieses Volk geschaffen, legte in dasselbe einen Keim unsterblichen Seins. Er durchgeistigte sein Leben und Streben, sein Denken und Fühlen, und das ist es, was dieses Volk durch Jahrtausende erhält, weil nur die Materie der Vergänglichkeit geweihet ist, nicht aber der Geist. Und wodurch bewirkte Moses diese Durchgeistigung? Dadurch, daß er das Leben dieses Volkes mit seinem Schriftthume eng und innig verwebte. Ein einziges Buch, die Bibel, ist der ganze Inhalt seines Daseins, ist seine Lebensvorschrift, seine Geschichte, seine Religion und seine Poesie. So hat schon Moses dieses Volk für ewige Zeiten einbalsamirt. Durch Ströme Blutes, durch gewaltige Feuerbrände trug der Jude seine Bibel in ihrer reinen Ursprünglichkeit mit sich, weil mit ihr der ganze Inhalt seines Lebens verflochten ist. Nicht gefehlt war es daher von den Widersachern dieses Volkes, daß sie gleichzeitig ihre Verfolgung gegen sein Schriftthum gerichtet und dasselbe wiederholt zum Autodafé verurtheilt haben. Sie scheinen nur dabei vergessen zu haben, daß der Geist sich nicht verbrennen läßt, daß er wie ein Phönix stets neuverjüngt aus den Flammen steigt.

Weil der Jude mit seinem Schriftthume so unzertrennbar verwachsen ist, spiegelt dasselbe auch immer so treu, so unverfälscht sein Wesen ab, nimmt, wie er selber, alle Eindrücke der Zeit und der Umstände in sich auf. Der Jude ist zu allen Zeiten die treueste Photographie des Jahrhunderts, der Umgebung des Volkes und der Verhältnisse, in deren Mitte er lebt, und alle diese finden gleichzeitig ihre Wiederspiegelung in seiner Literatur. Wie das Judenthum als ein großes Räthsel in alle Jahrhunderte hineinragt, so auch sein Schriftthum. Ohne Land, ohne Sprache, ohne eigene Gesetze, ohne die entfernteste Bedingung und Berechtigung zu einer nationalen Existenz zu haben, bilden die Juden dennoch ein Volk, ein markiges Volk voll frischer, unverfälschter Lebenssäfte. Und ihre Literatur? In einer Sprache, die lange nicht mehr zu den lebenden zählt, die aber der Jude durch alle Jahrhunderte und durch aller Herren Länder mit sich fortgetragen, in einer solchen lebt seine Literatur, die er noch jetzt pflegt, bereichert, und in der er alle seine Eindrücke niederlegt, so daß sie zu allen Zeiten das treue Spiegelbild des Jahrhunderts ist. Und wie kräftig, wie lebensvoll sind die Bilder, die aus dieser todten Sprache emporsteigen! — Ein starkes Volk ohne Land, eine lebendige Literatur in einer todten Sprache; was mag es noch Räthselhafteres geben? — Und wieder eine Merkwürdigkeit! Mitten in unserer Zeit voll realistischer Bestrebungen, mitten in einer Zeit, in welcher man selbst aus dem Geiste Kapital zu schlagen sucht, sollte man meinen, sei kein Raum mehr für Idealisten, die aus purem, idealem Hange sich und ihr ganzes Leben, trotz Noth und Brotkampf, einer todten Sprache weihen? Und doch! Mitten in dieser

Digitized by Google

nüchternen Zeit entstehen aus der Mitte dieses Volkes Priester, echte, gottgeweihte Priester, die arm und dürftig, doch nur ihrem heiligen Berufe leben, sich und ihr ganzes Leben der hebräischen Muse weihen, ihr immer neue Altäre bauen und auf diesen ein ewiges Feuer unterhalten. Und sollte man nicht mindestens glauben, daß Idealisten dieser Art, der Welt und ihren Bestrebungen entrückt, die Fähigkeit abgehen müßte, den Pulsschlag der Zeit zu belauschen, und nur jene eigen sein könnte, verblaßte Schemen heraufzubeschwören? Welch' ein Irrthum! Die Bilder, die sie schaffen, entspringen dem vollen, pulsirenden Leben, es sind lauter Vollblutsgestalten, die sie uns geben, kein Hauch, kein Atom, keine noch so feine Schattirung der Zeit geht dieser Literatur verloren. Und wieder eine Merkwürdigkeit! Diese Sprache ist bekanntlich, wie alle orientalischen Sprachen, die seit langem aus dem Leben verbannt sind, arm, sehr arm an Worten, auf kaum fünftausend Stammworte beläuft sich ihr ganzer Sprachschatz — und was wird nicht Alles aus diesem Sprachschatz hervorgezaubert! Welch' ein Reichthum an goldenen Gedanken! Für jedes noch so undefinirbare Gefühl, für jede noch so feine, sublime Nuance einer menschlichen Regung zaubert sie ein Bild hervor, ein kräftiges, greifbares Bild. Wenn andere versunkene Literaturen sich zu neuem Leben emporschwingen, ist es kein Wunder, stehen ihnen ja doch alle lebenden Sprachen zur Seite und führen ihnen Lebensströme zu. Wie anders die hebräische Sprache. Sie verachtet es, andere Sprachen um Gaben anzubetteln, nur in sich selbst entdeckt sie die Lebensquelle, aus der sie ewig frisches Leben schöpft. Nur äußerst selten macht sie Anleihen bei ihren Schwestersprachen, der kaldäischen oder aramäischen, und borgt sich bei ihnen irgend ein Hilfswörtchen aus. Borgt sich, sage ich, denn in kurzer Zeit findet sie in ihrem Schatz das echte und rechte Wort für den Begriff und bedarf nicht mehr der fremden Gabe.

Der blühende, geistige und materielle Wohlstand der Juden in der spanischen Epoche findet seine treueste Wiederspiegelung in ihrem damaligen Schriftthume, in den Liedern eines Jehuda Halevy, Abul Hassan genannt, eines Alcharisi und Salomon Ben Gabirol. Alle berauschenden Gewürze Arabiens duften uns aus diesen goldenen Poesien entgegen. Die Liebeslieder Jehuda Halevy's, voll glühender Tinten, voll aromatischen Hauches, wirken fast betäubend auf Sinn und Geist. Hie und da zittert ein Klang schmelzender Sehnsucht aus seinen Liedern, Sehnsucht nach dem geschichtlichen Vaterlande — ein Klang, der uns wie ein mächtiger Zauber erfaßt. Seine Seelieder sind einzig in der ganzen Weltliteratur. Das Meer mit seinen klingenden Wellen, mit seinen zum Himmel hinaufschäumenden Fluthen tönt aus diesen wunderbaren Rhythmen hervor. Aus ihnen lacht der sonnige spanische Himmel mit all seiner Pracht. Seine Liebesneckereien sind süß und duftig. So sagt er einmal

Digitized by Google

zu seiner Sulamit, die ihn warnt, sich an ihren Küssen nicht zu verbrennen:

„Deine Küsse sind die Feuerkohlen,
Meine Lippen Zangen, sie zu holen."

Mit welcher epigrammatischen Schärfe versteht er es, die Geißel der Satyre zu schwingen.

Mit Bezug auf das Sprichwort „Die Wahrheit währt ewig", bemerkt Jehuda Halevy:

„Was Wunder, daß die Wahrheit ewig währt,
Was nicht genützt, wird nicht versehrt."

Die spanische Epoche dauerte von 1000 bis 1200. Im 13. Jahrhundert lebte der größte hebräische Satyriker Emanuel, der ein intimer Freund Dante's war.

Einen rapiden Verfall zeigt die hebräische Literatur in der Zeit der Verbannung aus Spanien. — Wieder ein treues Bild der damaligen traurigen Zustände. Die liturgischen Poesien, die zumeist damals entstanden, sind dumpfe und gebrochene Laute ohne Sinn und Zusammenhang, wie sie sich den Lippen unter den Qualen der Tortur entrungen, zusammengewürfelt aus kaldäischen, aramäischen und syrischen Worten. So finden wir die hebräische Literatur noch zur Zeit Mendelsohn's.

Mit Mendelsohn (1729—1786) beginnt eine neue Epoche. Er ging zuerst an die Läuterung der Sprache und des guten Geschmackes durch seine Uebersetzung der heiligen Schrift. Unter seiner Aegide begann in Berlin die erste periodische Zeitschrift in hebräischer Sprache zu erscheinen, „Bekure Itim" (die Zeitreife) genannt. Allein wir finden hier die hebräische Literatur noch ganz in den Kinderschuhen, sie fristet ihre Existenz ausschließlich durch Uebersetzungen. Wessely, ein Zeitgenosse Mendelsohns, war der Erste, der ein selbständiges zweibändiges Epos herausgab, eine Art „Mosaide". Bedeutend als Forscher, war er indeß nichts weniger als ein Dichter.

Während in Berlin bald eine Stagnation eintrat, leuchtete es dafür im Osten auf, und zwar in einem kleinen Städtchen Galiziens, Zolkiew genannt. Dort lebte damals ein Mann, Namens Nachmen Krochmal. Wer diesen Mann mit seinem Spodik*) gesehen hätte, mit seinen Schmachtlöckchen, seinem übermäßig langen Barte und seinem sammtgebrämten Kaftan, hätte ihn ohne Zweifel für einen verstockten, finsteren Orthodoxen gehalten, aber unter diesem Spodik war ein Kopf, ein heller, lichtvoller Kopf, aus dem die Strahlen einer neuen Zeit hervorbrachen, und unter

*) Eine von den orthodoxen Juden getragene Pelzmütze.

Digitized by Google

diesem Kaftan war ein Herz, ein großes, für alles Schöne und Erhabene begeistertes Herz. Krochmal sprach fast alle europäischen Sprachen und war in ihren Literaturen heimisch. Die griechische und lateinische Sprache beherrschte er geradezu mit Meisterschaft und kannte Homer und Virgil ganz auswendig. Nebstbei war er einer der bedeutendsten Geschichtsforscher und ein eifriger Anhänger Kant's, den er wie kaum einer seiner Zeitgenossen erfaßt hat. Dies Alles klingt vielleicht unglaublich, aber es ist dennoch eine allgemein bekannte Thatsache. Der Dichter Moritz Rappaport, der Krochmal persönlich gekannt hat, erzählt Wunder von diesem Manne. Das einzige Werk „More neboche Hasman" (der Führer der Verirrten), das Krochmal hinterlassen, bezeugt seine Geistesgröße und ein erstaunliches Wissen auf allen Gebieten. Ihm gesellte sich noch ein anderer bedeutender Geist bei, Salomon Rappaport, später Oberrabbiner zu Prag. Diese beiden großen Denker waren zugleich die Pioniere und die Schöpfer einer neuen Zeit und versammelten um sich eine bedeutende Schaar von Erleuchteten. Aus dieser Schule gingen namhafte Männer hervor. Ich brauche nur Dr. Erter und Dr. Letteres zu nennen. Ersterer hat nur ein einziges dünnleibiges Werkchen geschaffen, „Hazofee" (der Hellseher) genannt, aber dieses ist in seiner Art unerreichbar und spiegelt die Zeit, in welcher es geschrieben, so wunderbar ab, wie kaum ein zweites. Es enthält nur wenige Satyren, aber diese sind so scharf und geistreich, daß sie der Schaar der Zeloten, welche damals Bannflüche gegen die heranbrechende Morgenröthe schleuderte, einen vernichtenden Schlag versetzten, von dem sie sich nie wieder erholte.

Eine dieser Satyren führt den Namen „Mosne Mischkol" (die Waage der Gerechtigkeit). Sie ist gegen einen großen Rabbiner, der sich in seinem Werke viele Plagiate zu Schulden kommen ließ, gemünzt. Der Verfasser erzählt, wie er in der Welt der Wahrheit zugegen war, als zwei Bedientenengel herangekeucht kamen unter der Zentnerlast eines riesigen, dickleibigen Buches, das sie auf der Wagschale der Gerechtigkeit ablagerten. Kaum war dies geschehen, stürzten sich von allen Seiten hundert heißhungrige Seelen über das arme Buch mit dem Rufe: „Mein! mein!" Jede von ihnen riß eine Anzahl Blätter heraus und flatterte mit der papiernen Beute auf und davon. Neugierig warf jetzt der Verfasser wieder einen Blick auf die Wagschale und siehe, statt des dickleibigen Buches lag ein ärmliches, welkes Blatt da — es war das Titelblatt, auf dem nur der Name des Buches und der des Verfassers zu lesen war.

Der zweite bedeutende Mann, der dieser Schule entstammt, Dr. Letteres, hat fremden Literaturen viele Uebersetzungen geliefert, unter diesen „Atalia" von Racine und „Faust" von Goethe.

Mit dem Eingreifen Rußlands beginnt für die hebräische Literatur eine neue Epoche der wundervollsten Blüthe.

Digitized by Google

Bis jetzt waren es nur subjective lyrische Poesien, die die hebräische Muse erzeugt, Satyren, theologische Streitschriften, wissenschaftliche Abhandlungen; aber Schriften, die nicht blos das jüdische, sondern das große, allgemeine, sociale Leben erfassen, welche treue Spiegelbilder der Zeit sind, was nur der Roman und die Erzählung zu sein vermögen, fehlten vollständig, für solche hatten die früheren Autoren nicht das richtige Verständniß. Die hebräischen Schriftsteller Rußlands dagegen haben den Geist der Zeit erfaßt, sie haben eingesehen, daß wir den Kinderschuhen der Lyrik lange entwachsen sind, daß die Zeit der subjectiven Spielereien vorüber ist, daß die weltschmerzlerischen Träumereien von der Donnerstimme der Zeit übertönt werden, daß die Literatur sich nicht mehr aristokratisch geberden und sich ausschließlich mit Sonne, Blumen, grünen Wäldern und blauen Bergen beschäftigen dürfe, sondern demokratisch in's volle, wirkliche Leben greifen müsse. Aus diesem Drange entstand in Rußland — der hebräische Roman. —

Abraham Mapo, in Wilna geboren, war der Schöpfer desselben. Ein armer Talmudjünger, der nie eine andere Welt als die der Synagoge, nie eine andere Gesellschaft als die der Chassidim kennen gelernt, fühlte er einen starken, urgewaltigen Schaffensdrang in sich. Wie durch eine höhere Macht getrieben, griff er zur Feder, und da ihm Land und Leute, Welt und Leben fremd waren, fing er an, sich seine eigene Empfindungswelt aufzubauen, in jener wunderbaren Erzählung, die er zu der Zeit der Propheten spielen läßt, „Ahabat Zion" genannt. Das ganze Leben und Streben jener Zeit, die Kniffe der Baalpropheten, die gottbegeisterten Seher mit ihren Flammenzungen, das Rauschen des Libanons und der brausende Wasserfall des Jordans, alles, alles zaubert er mit dem Wunderstab der Poesie vor unsere Augen — und in welcher Urkraft der Sprache, in welchem herrlichen Hebräisch! Wir glauben einen vom Propheten Jesaias geschriebenen Roman zu lesen.

Versetzt uns dieser Roman in eine wunderbare imaginäre Welt, uns, die wir ihn nur lesen, um wievielmehr mußte er ihm, dem Verfasser, der ihn mit allen Gluthen seiner Seele geschrieben, die häßliche Wirklichkeit, in der er sich bewegte, unerträglich machen. Und doch war ihm jeder andere Gesellschaftskreis verschlossen durch den lächerlichen Jargon, der seine einzige Umgangssprache war, und durch die Chassidimmanieren, die ihm anhafteten. Aus diesem Kampfe zwischen Phantasie und Wirklichkeit entstand der erste hebräische Socialroman „Ajit Zewna" (der Scheinheilige).

Der Verfasser führt sich selbst als den Helden des Romans ein. Er zeigt uns einen jungen Mann, der eine Zeit lang in seiner Phantasie ein süßes Traumleben durchgeträumt, und plötzlich erwachend, von dem eisigen Hauche der frostigen Wirklichkeit angeweht wird. Er zeigt uns seine ge-

Digitized by Google

waltigen inneren und äußeren Kämpfe, eine zerrissene, problematische Existenz, die keiner Lage gewachsen ist, in keine Lage sich zu schicken vermag. Die Finsterniß ist ihm unerträglich, und das Licht blendet ihn, die Dummheit erfüllt ihn mit Grauen, das Wissen ist ihm ein terra incognita, unter den Chassidim wird er angefeindet, unter den Aufgeklärten verhöhnt. Dieser Charakter ist in allen Stadien mit meisterhafter Consequenz durchgeführt, die Composition eine wahrhaft kunstvolle. Ein Tartuffe ist es, der namentlich entscheidend in die ganze Handlung eingreift. Wir lernen bei dieser Gelegenheit verschiedene Typen, freilich nur aus der Lebenssphäre des Autors kennen, aber alle mit unvergleichlicher Lebenswahrheit gezeichnet. Die Situationen ergeben sich mit zwingender Nothwendigkeit eine aus der anderen. Es ist, kurz gesagt, ein Meisterwerk. Und dieser Mann — man höre und staune — hat keine einzige lebende Sprache verstanden, nie etwas über die Gesetze des Romans gelesen. Er ging seine eigenen Wege — aber das Genie geht nie fehl. Abraham Mapo ist in vielen Beziehungen mit Dickens zu vergleichen. Mit diesem hat er die scharfe Beobachtungsgabe gemein, die Wärme der Empfindung, den ätzenden Witz und den leuchtenden Humor.

Seine Erscheinung war eine epochemachende. Dem hebräischen Leser erschloß sich eine neue Welt. Er war es überhaupt nicht gewöhnt, in seiner Literatur das wirkliche Leben dargestellt zu sehen, und nun sah er es auf einmal wie in einem Zauberspiegel vor sich, und er sah denkende, redende und handelnde Personen portraitirt, jede in ihrer Weise ein Typus, der Wirklichkeit entnommen, die er auf den ersten Blick als gute Bekannte erkannte.

Es war der erste Anstoß zu einer neuen Richtung, die indeß meist nur Mißgeburten zu Tage beförderte. Man machte sich auch an Uebersetzungen aus fremden Sprachen. Kalmen Schulman aus Wilna übersetzte die „Mystères de Paris", Weber's große Weltgeschichte, Grätz' Geschichte der Juden und noch viele andere Werke. Er handhabt die hebräische Sprache mit einer Verve, die zur Bewunderung hinreißt, bildet neue Ausdrücke, schafft neue Constructionen, aber alle durchaus kernhebräisch.

Der hebräische Roman hatte indeß noch lange nicht seinen Höhepunkt erreicht.

Vor etwa zwölf Jahren tauchte in Rußland ein Mann auf, der Peter Smolenski hieß. Er verließ bald sein Vaterland und begann in Wien eine hebräische Monatsschrift herauszugeben, „Haschacher" (die Morgenröthe). Schon das erste Heft, das ganz nur mit seinen Arbeiten gefüllt war, zeigte, daß man ein echtes Genie vor sich habe, dem eine hinreißende, überzeugende Sprache, die sich wie ein breiter, leuchtender Strom ergießt und wunderbare Wälder mächtiger Gedankenzedern abspiegelt, zu Gebote steht. Unwiderstehlich ist dieser gewaltige Strom, der zugleich Ver-

Digitized by Google

fasser und Leser mit sich fortreißt. Ich sage Verfasser, denn thatsächlich ergreift der gewaltige Genius dieser Sprache auch oft den Dichter selbst und reißt ihn mit sich fort durch alle Klippen der Unwahrscheinlichkeit und halsbrecherischer Consequenzen.

Smolenski zählt zu den Bilderstürmern. Alle jene Götter, die das Volk beräuchert und verehrt, stürzte er unbarmherzig von ihrem Piedestal herab, mit Maimonides und Moses Mendelssohn machte er den Anfang, und in der That gelang es ihm auch, ein Heer von Bilderstürmern vorzüglich in Rußland und Galizien um sich zu versammeln.

Man muß indeß zugeben, daß sich in allen seinen Werken der Flügelschlag des Genius deutlich vernehmen läßt. Und welche Productivität! Seine Muse, die Löwen wirft, besitzt die Fruchtbarkeit eines Kaninchens. Ueber Nacht werden bei ihm ganze Werke geboren. Es scheint unmöglich, dieselben aufzuzählen.

In erster Reihe steht „Hatoe" (der Verblendete), der es zu einem Weltruf gebracht hat und in Folge der glänzendsten Besprechungen in allen europäischen Blättern nicht blos in jüdischen, sondern auch in nichtjüdischen Kreisen großes Aufsehen erregt hat.

„Hatoe" ist ein vierbändiger Roman voll großer Ideen, voll wunderbarer psychologischer Probleme. Keine in irgend einem Schlupfwinkel des menschlichen Herzens schlummernde Regung entgeht dem Scharfblicke des Verfassers. Die verschiedenartigsten Naturen treten uns mit überraschender Lebendigkeit vor Augen, wie sie denken, handeln und sprechen, wie sie lachen und wie sie weinen, wie sie übermüthig werden und wie sie verzweifeln. Wir müssen jenem Kritiker vollkommen Recht geben, welcher Smolenski in dem „Magazin für die Literatur des Auslandes" den hebräischen Shakespeare genannt hat, denn in der That weht uns etwas Shakespearisches aus diesem Werke an, auch hier finden wir jene riesigen Gedankenblöcke, oft unförmig, doch stets groß und urgewaltig, auch hier eine Welt mit göttlicher Objectivität erschaffen.

Die Fabel der Erzählung ist nicht besonders originell, aber was weiß nicht Smolenski alles aus ihr zu machen! Welche geheimnißvolle Welt entfaltet sich vor unseren Augen, welche Bilder, welche psychologischen Kämpfe! Durch alle Torturen menschlicher Leiden werden wir fortgezogen. Das menschliche Herz mit allen seinen Untiefen, seinen leuchtenden Sternen und blutenden Wunden liegt vor uns. Hier schwelgt das Laster, dort weint die Tugend, hier wälzt sich die Ueppigkeit, dort grinst hohlängiger Hunger. Wir machen die Fahrt durch die ganze Welt und lernen überall Land und Leute kennen. Welche hinreißende, überwältigende Schilderung!

Außer diesem berühmten Roman hat Smolenski noch viele andere geschrieben, größere und kleinere, jeder für sich ein Meisterwerk, von denen

Digitized by Google

ich hier nur „Keburat Chamor“ (wie ein Esel begraben), „Gemul Lajs-zurim“ (Lohn dem Rechtschaffenen), „Goan W'schewer“ (Glanz und Elend), „Hajrusche“ (das Erbe), „Hagmul“ (die Vergeltung), erwähnen will, außerdem unzählige kritische, theologische und literarische Werke.

Smolenski ist der Schöpfer einer neuen Schule, die große und fruchtbare Talente zählt und in welcher namentlich die Novelle die glänzendste Vertretung findet. Zu den Bedeutendsten gehören: Gordan, Abrahamowicz, Gottlober, Lilienblum, Mandelkern, Slonymski, Bagrof, Brandstätter, Scheschkiewiecz, Frischmann, Fin, Cederbaum und Schulmann. Als Phänomen möge hier noch erwähnt werden, daß in Rußland auch zwei Frauen leben, die glänzende hebräische Romane geschrieben haben.

Zum Schlusse will ich noch jenes Dreigestirnes Erwähnung thun, das den ganzen literarischen Himmel mit seinem Lichte überfluthet, und zwar meine ich Adam Löwensohn, dessen Sohn Michal Löwensohn und Juda Leib Gordan, drei Dichter von Gottes Gnaden.

Es liegt mir ferne, hier etwas Erschöpfendes bieten zu wollen. Ich wollte nur darauf aufmerksam machen, daß mitten in der allgemeinen literarischen Welt eine große blühende Insel vorhanden ist, die den Völkern Europas völlig unbekannt ist; daß eine scheinbar todte Sprache tausend warme Lebensquellen besitzt und daß, wie das Judenthum selbst, ein großes Räthsel in die Welt hineinragt, ebenso seine Literatur ein wunderbares Geheimniß ist, eine lebendige, gestaltungsreiche Literatur in einer längstvergessenen, allgemein todtgeglaubten Sprache.

Es möge hier noch ein kleines Märchen seine Anwendung finden, ein uraltes, jüdisches Märchen, mit welchem jede jüdische Mutter, jede jüdische Amme ihr Kind in den Schlaf lullt.

Es war ein großes, brausendes, stürmisches Meer — erzählt dieses Ammenmärchen — da wollten Viele über dieses große, brausende, stürmische Meer hinübersetzen und bauten darüber eine Brücke, eine feste, eiserne Brücke. — Es kam aber ein gewaltiger Wellenschlag und riß die große, eiserne Brücke mit sich fort und Alle, die sie gebaut, wurden von den Wellen verschlungen. Da kamen die Juden und warfen über das große, stürmende Meer eine Brücke aus Papier und gingen festen Fußes über dieselbe. Die Wellen mochten noch so brausen und stürmen, sie konnten die papierne Brücke nicht zerstören.

Das große, brausende, stürmische Meer, ist es nicht das Leben? Die papierne Brücke, ist sie nicht die Literatur? Ja, diese ist der mächtigste Lebensnerv eines Volkes und seine Literatur ist es, die das über dem Erdboden zerstreute jüdische Volk erhalten hat.

Nathan Samuely.

(Lemberg.)

Digitized by Google

Des Windes Heulen.*)

Eine jüdische Geschichte.

[Nachdruck verboten.] [Uebersetzungsrecht vorbehalten.]

Das Heulen des Windes, das wie eine Klage klingt, erregt uns nicht selten ein Gefühl tiefer Wehmuth, ohne daß uns dabei in den Sinn kommt, was der Wind oft für erschreckliche Dinge in seinen Fittigen führt: den Sterbeseufzer eines armen Vaters, das Wehklagen einer verzweifelten Mutter, der ein Despot den einzigen Sohn aus den Armen reißt, das Stöhnen unglücklicher, rechtberaubter Menschen, den Jammer umherirrender Waisen, und wie sonst alle die schrillen Töne heißen mögen, die sich zerrissenen Seelen und gebrochenen Herzen entringen. — Wer denkt wohl an derlei Dinge? Es ist ja nur des Windes Heulen!

*) Indem wir unseren Lesern eine Geschichte von Smolenski in trefflicher Uebertragung von Dr. Samuely in Lemberg vorführen, möchten wir vor Allem unserer Freude darüber Ausdruck geben, daß es unserem Blatte gegönnt ist, das europäische Publikum zuerst mit diesem genialen Erzähler bekannt zu machen, dann aber auch besonders betonen, daß Smolenski eigentlich nicht für das literarische Publikum schreibt, sondern ein Volksschriftsteller im vollsten und schönsten Sinne des Wortes ist. Die hebräische Sprache ist, in der Art, wie die lateinische es für uns Christen ist, für das über den Erdboden zerstreute jüdische Volk eine klassische Weltsprache, sie schlingt ein geistiges Band von dem polnischen Juden in Kaftan und Schmachtlöckchen zu dem in türkischer Tracht einhergehenden Juden von Tunis, ihre Fäden laufen über Asien und Amerika. In dieser Sprache konnten die Zeitschrift, die Werke Smolenski's eine Verbreitung erlangen wie die keines anderen europäischen Autors, aber dieses große, alle Bildungsstufen, von dem weisen Rabbi bis zum letzten polnischen Schnorrer, repräsentirende Publikum, mußte auch wieder seine Wirkung üben auf den Autor, auf seine Werke. Smolenski schreibt für alle Schichten seines Volkes, auch für die untersten, und muß in diesem Sinne ausschließlich als Volksschriftsteller aufgefaßt und beurtheilt werden. Auch das will betont werden, daß die Geschichte „Des Windes Heulen" — keine künstlerisch ausgeführte Novelle, sondern nur eine flüchtige Skizze — den Autor nicht in seiner vollen genialen Kraft zeigt, obwohl man auch hier sofort die Löwenklaue erkennt.

Digitized by Google

Auch Fürst B. dachte nicht im Entferntesten daran, als der Wind einen von Schmerz durchzitterten Ton durch die halbgeöffnete Thüre herein trug, bei dem die Schöne in seinen Armen mitten-unter den glühendsten Küssen ängstlich zusammenzuckte.

„Närrchen!“ scherzte er, „es ist ja nur des Windes Heulen!“ und fuhr fort, sie an seine Brust zu schließen und aus dem schwellenden Rosenkelch ihrer Lippen feurige Küsse zu schlürfen . . . . . aber es war doch noch etwas mehr als das Heulen des Windes.

* * *

Die Bewohner des kleinen Städtchens G. bei Prag wollten es insgesammt nicht glauben, daß es Sara, die schöne Tochter des Rabbiners, mit dem Ausspruche, den sie einmal gethan, so ernst nehmen werde. Wie hätte man es auch glauben sollen, wenn man die jugendfrische Sara sah, mit ihren vollen, blühenden Wangen und ihren im Liebesfeuer erglänzenden Augen — wie hätte man es nur glauben sollen, daß sie dem Liebesglücke für alle Zeiten entsagen und den düsteren Witwenschleier demselben vorziehen werde?

Freilich hatte sie während der fünf Jahre des Zusammenlebens mit ihrem Manne viel der Freuden genossen und viel des Glückes, so daß sie in dieser kurzen Zeit mehr aus dem beseligenden Becher holder Liebeslust geschlürft hatte, als vielleicht Andere ihr ganzes Leben hindurch. Ragte ja doch auch ihr Mann an Wissen und Kenntnissen weit über die Köpfe aller anderen hervor, und als er noch ein Jüngling war, klang schon sein Name und klang seine jüdische Gelehrsamkeit weit über die Grenzen Böhmens hinaus. So mancher der begüterten, reichbemittelten Glaubensgenossen wiegte sich in der süßen Hoffnung, dereinst dieses „Juwel“ als Eidam heimzuführen, und alle blauleuchtenden und schwarzblitzenden Augen der „Gasse“ sahen ihm mit geheimer Liebesgier nach, wenn er so Mörgens und Abends des Weges kam, um in die Synagoge zu gehen — denn er war, wie man sich in der Sprache vergangener Zeiten auszudrücken pflegte, köstlicher Wein in kostbar goldenem Gefäße. Die Glückliche indeß, die er unter allen Mädchen zur Braut erkoren, wär Sara, die holdäugige Tochter des Rabbiners. Niemand mißgönnte ihr jedoch dieses Glück; sogar Etel Wermuth, die alle Welt mit den galligen Augen des Hasses und des Neides ansah, Etel, welche jedes Glück eines Anderen als etwas ihr Geraubtes betrachtete, mußte zugeben, daß Sara die Perle aller Mädchen sei, züchtig wie ein Täubchen, holdselig wie die gute Stunde selbst und schön wie der leuchtende Morgenstern.

Kann es noch mehr echtes Glück geben, als in einem Hause, wo zwei solche Wesen sich vereinen? Allein das Glück hat ein beschränktes Maß, das Leben eine enggezogene Grenze. Da das Glück, das überströmende, maßlose Liebesglück, von Saul — so war sein Name — nicht

Digitized by Google

weichen wollte, so wich das Leben. Sara blieb als Wittwe, ihr Töchterchen Julie als Waise zurück.

Niemand, nicht die reichsten Männer des Ghetto, und nicht die gelehrtesten der Rabbiner vermochten die schöne Sara durch ihre Sendlinge dazu zu bewegen, den Wittwenschleier mit dem Ehering zu vertauschen. Ihr Entschluß war fest, war unerschütterlich, so lange Wittwe zu bleiben, bis sie Gott dereinst zu sich rufe, um sie mit ihrem Gatten zu vereinen. Sie konnten und wollten es nicht glauben, alle die reichen und gelehrten Männer, die auf sie ein Auge geworfen hatten, und sie trösteten sich damit, daß sie doch früher oder später ihre Liebesseufzer erhören werde — denn die Seufzer stiller Liebe sind nicht blos in den Musentempeln zu hören; solche Seufzer steigen oft hinter dem großen, alten Ofen in der „Klaus" aufwärts und wallen im Rauche empor, sie fließen mit den Wellen des kleinen Bächleins dahin, nachdem man am Neujahrstag seine Sünden hineingebröckelt hat, und wer weiß, ob nicht manchmal dem reuigen Sünder sogar am Versöhnungstag ein solcher Seufzer entschlüpft. Wie selten dringen jedoch diese Seufzer bis an das Ohr derjenigen, die sie hervorgerufen hat. Die schöne Sara, die keinen Wurm zu ihren Füßen sehen konnte, ohne ihn mitleidig aufzuheben, hätte diesen Seufzern vielleicht nicht widerstanden, wenn sie nur den Weg zu ihrem Herzen gefunden hätten. Uebrigens war sie auch jetzt glücklich. Wenn sie ihr Töchterchen ansah, das wie ein holdseliges Knöspchen aufblühte mit vollen, rosigen Wangen, mit Aeuglein, die wie zwei schwarze Diamanten durch seidene Wimpern hervorblitzten und dem sanften Engelsgesichtchen — da ging ihr ein ganzer Himmel im Herzen auf und sie war überzeugt, daß ihr Gatte mit einem seligen Lächeln zu ihr herunterblickte. Konnte sie es auch nicht sehen, dieses selige Lächeln, sollte sie sich dadurch das Leben verbittern lassen? Sah nicht auch sie, als er noch lebte, oft genug durch die Gardinen ihres Stübchens zu ihm empor und hielt den Athem an, um ihn ja nicht in seinem Studium zu stören, ohne daß er dies merken konnte — warum sollte es jetzt nicht auch umgekehrt sein können?

Kaum zehn Jahre alt, zeichnete sich Julie schon durch ihre leuchtende Schönheit, ihre Klugheit, Herzensgüte und durch ihr musikalisches Talent aus. Etwas, wie eine jauchzende Lerche klang aus ihr, wenn sie ihre Rosenlippen öffnete. Sara ließ sie denn auch im Singen unterrichten, wenngleich es zu jener Zeit als eine Sünde und als eine große noch dazu galt, daß ein „Weibsbild" seinen Mund zum Singen aufthat. War sie ja doch sicher, daß diese heitere Kunst einem keuschen Wesen nur erhöhten Liebreiz verleihe, und sie pflegte nicht ohne Mutterstolz hinzuzufügen, sie glaube fest, daß ihre Julie nach Prag heirathen werde, sie sei ja ganz für die große Stadt geschaffen.

Julie machte auffallende Fortschritte in Sprachen und Musik und verkehrte mehr und mehr in nicht jüdischen Kreisen, in welche sie ihre christlichen Lehrer, die ihr Lob überall ausposaunten, eingeführt hatten. So geschah es denn, daß sich Sara, verblendet durch die Liebe zu ihrem Kinde, zu einem Schritt verleiten ließ, der unter ihren Glaubensgenossen allgemeines Aergerniß hervorrief. Sie ließ nämlich ihre Tochter in fremder Gesellschaft Theatervorstellungen besuchen, ja sogar solche, wo man „gottlose Gesänge" hört und „ausschweifende Tänze" sieht. — Nicht die Verdienste ihrer Eltern, nicht der Ruhm ihres Mannes, nicht ihr eigener guter Ruf vermochten sie diesmal gegen die Lästerzungen zu schützen, ja alle diese Vorzüge wurden ihr vielmehr übel angerechnet. — Würde eine Frau von dunkler Herkunft sich an der altersfrommen Sitte versündigt haben, das Beispiel wäre nicht so ansteckend, nicht so verderblich gewesen — aber sie, die fromme, musterhafte Sara, die Tochter solcher Eltern, die Frau eines solchen Mannes — unerhört! beispiellos!

Zu jener Zeit verschlossen sich die Juden noch mit einer chinesischen Mauer gegen jede Neuerung, jeder weltliche Hauch galt als etwas Verpestendes. Ein Schritt, wie ihn Sara gewagt, rief allgemeine Entrüstung hervor, erbitterte die ruhigsten Gemüther. Die Vorsteher der Gemeinde geriethen in nicht geringe Verlegenheit. Eine Frau wie Sara maßregeln? Das könnte das ganze Volk, das vor dem Andenken ihrer Eltern im Staube lag, zur Empörung gegen sie, seine Vorsteher, reizen! Sich passiv verhalten? War ihnen nicht das Wohl und Wehe ihrer Gemeinde anvertraut? Sie hielten Berathungen ab und beschlossen, endlich sich noch einige Zeit ruhig zu verhalten.

Härter jedoch als das strengste Gericht, ist das Verdammungsurtheil des Volkes.

Die Gemeinde sah sich berufen, die in ihrer Mitte begangene Sünde selbst zu ahnden. Diese Schmach, rief man sich gegenseitig zu, darf nicht geduldet, muß mit der Wurzel ausgerottet werden, bevor sich der Zorn Gottes in schweren Strafgerichten über uns entladet. So ist die Menge voll Mitleid gegen den Verurtheilten und voll Tadel gegen den Richter, der das Urtheil gesprochen, und wird fürchterlich, wird grausam, sobald sie selbst das Richteramt übernimmt.

Nur Verwünschungen bekam Sara jetzt von demselben Volke zu hören, das ihr bisher Loblieder gesungen. Böse Zungen ließen es nicht an häßlichen Verläumdungen fehlen, in der Synagoge schossen hundert giftige Blicke auf sie.

Es war an einem Sabbathtage, als Sara in die Synagoge kam, und Etel Wermuth, die Vorsagerin, mitten in einen Kreis von Weibern, jungen und alten trat, die ihr voll Schadenfreude zuhörten. „Freilich," begann jetzt Etel Wermuth, spöttisch die Augenbrauen verziehend, „frei-

Digitized by Google

lich hat sie Recht, daß sie ihre Tochter nach Prag führen will, dort giebt es der Gottesleugner viele, hier jedoch wird nicht einmal des Todtengräbers Sohn sich ihre Julie aufbinden lassen." Der Kreis schloß sich enger um die Vorsagerin und es gab von allen Seiten ein Zischeln, Kichern und ein höhnisches Kopfnicken. Ermuthigt durch diesen Erfolg begann Etel Wermuth sich jetzt in häßlichen Pantomimen über Theater und Ballet lustig zu machen, indem sie den Saum ihres Kleides faßte, den Kopf neigte und mit den Füßen scharrte, wie wenn sie tanzen würde. Das Kichern steigerte sich zu einem schallenden Gelächter, das wüst und dämonisch in allen Räumen der Synagoge nachklingend, den Eindruck machte, als ob die Wände im Chore mit höhnen und spotten würden. Große Tropfen traten der armen Sara auf die Stirne. In ihren Ohren sauste es, das Blut kochte ihr zum Kopfe hinauf, eine Binde legte sich vor ihre Augen. Sie beugte sich tiefer über ihr Gebetbuch . . . aber die heiligen Lettern schlugen wie schwarze Flammen zu ihr empor, und als sie wieder scheu empor blickte, begegnete sie zwei schlangengrünen Augen, die ein häßliches Feuer gegen sie ausspieen. Etel Wermuth stand vor ihr, mit weit herausgereckter Zunge, die beiden Zeigefinger wie Spieße auf sie gerichtet. Die arme Sara glaubte sich von einem Wirbelwind erfaßt, der sie durch die langen Reihen der Bänke forttrug . . . Spott und Verwünschungen umzischten sie, gleich Giftpfeilen . . . Aus der Synagoge trug es sie auf die Straße hinaus, peitschte sie mit glühenden Ruthen durch Gassen und Gäßchen, und noch immer wähnte sie sich von jenen giftigen Augen verfolgt. Wie mit Wellen, die sie zu verschlingen drohten, kämpfend, stöhnte sie aus gepreßter Brust: „Nach Prag! Nach Prag!" — „Nach Prag!" schrie sie laut in die Gasse hinein und erreichte so athemlos und mit Angstschweiß bedeckt die Schwelle ihrer Thüre, wo jedoch ein neuer Schrecken ihre Glieder lähmte.

Julie saß beim offenen Flügel, unweit von ihr stand ein schöner, schlanker, junger Mann, mit dem sie in eifrigem Gespräch begriffen schien und dem man in Tracht, Miene und Haltung sofort den hohen Adeligen ansah . . . .

„Mutter!" rief Julie, indem sie Sara freudig zur Thüre entgegenflog. „Seine Durchlaucht Fürst B., Besitzer unserer Stadt und der Umgebung, ist so gnädig uns zu besuchen und uns seinen Schutz anzubieten, da er gehört hat, daß wir Verfolgungen ausgesetzt sind . . . Doch was ist Dir, liebe Mama, Du siehst so bleich aus!"

„Nichts, Kindchen, nichts!" erwiderte Sara, „und ich will nicht daran zweifeln, daß Du dem Herrn Fürsten hier gesagt hast, daß wir seines Schutzes nicht bedürfen, und uns unter unseren Glaubensgenossen vollkommen sicher fühlen!"

Der Fürst stutzte. „So?“ murmelte er verlegen. „Dann hat mich also der abscheuliche Jude, der zu mir in's Haus kommt, dupirt, indem er mir sagte, daß Ihr zum christlichen Glauben übergetreten und infolge dessen von Seiten der Juden allerhand Chikanen ausgesetzt seid.“

„Eine schwarze Lüge,“ schrie die Aermste entsetzt, „wir leben treu unserem Glauben und unserem Volke. Wir brauchen keinen menschlichen Schutz. Eitel ist alle Hülfe, die nicht von Gott kommt!“

Der Fürst und Julie wechselten verlegene Blicke.

Als der Fürst sich einige Augenblicke später empfahl und ihr nochmals seinen Schutz anbot, hatte Sara kein Wort des Dankes dafür. Nachdem sich die Thüre hinter ihm geschlossen, sagte sie vollkommen ruhig: „Trachte alles schnell zusammen zu packen, denn in drei Tagen müssen wir die Stadt verlassen haben.“

„Wohin ziehen wir, Mutter?“

„Nach Prag!“

Ehe drei Tage verstrichen waren, hatte sie das kleine Häuschen, das Erbe ihrer Väter, veräußert und an demselben Tage noch verließ Sara mit ihrer Tochter ihren Geburtsort, die Stätte, wo die Gebeine ihrer Eltern ruhten, wo ihre Wiege einst gestanden, wo sie die Tage der Freude verlebt, wo sie sich so viel Glück geträumt . . . .

In Prag angelangt, nahm sie nicht in der Josefstadt, dem damaligen Judenviertel, eine Wohnung, sondern in einem entlegenen Stadttheile, wo kein Jude damals wohnen durfte. Julie besuchte das Conservatorium und zeichnete sich hier zugleich durch ihre leuchtende Schönheit und durch ihre glänzenden Talente aus. So kam es, daß sie auf das dringende Verlangen ihrer Lehrer eines Tages öffentlich auftreten sollte. Die arme Sara hatte einen nicht geringen Kampf zu bestehen, ob sie es überhaupt zugeben solle, daß ihre Tochter die künstlerische Laufbahn weiter verfolge und so immer mehr jener Bahn entrückt werde, die einst ihre Eltern gewandelt. Allein derselbe Anwalt, der immer für Julie das Wort führte, entschied auch jetzt den Kampf zu ihren Gunsten, und dieser Anwalt hieß — Mutterliebe. Julie sang mit glänzendem Erfolg und erntete großen Beifall, sie wurde jetzt die gesuchteste Perle aller glänzenden Salons und wich trotzdem nicht vom Pfade der Tugend. Das mag Ursache gewesen sein, daß ihre Mutter keinen Anstand nahm, sie endlich sogar auf ihr stürmisches Verlangen, in Begleitung einer älteren Verwandten, nach Italien zu schicken, um dort ihre künstlerische Ausbildung zu vollenden. „Mein Kind,“ suchte sie sich zu überreden, „wird einst durch ihr glänzendes Talent ihrem Stamme Ruhm und Ehre bereiten.“

In allen Briefen, die Julie aus Italien an ihre Mutter schrieb, versäumte sie nicht, diese über ihre Tugend und Glaubenstreue zu beruhigen. Selbst später, als sie ihren Briefen verschiedene Journale bei-

Digitized by Google

schloß, die ihres Ruhmes voll waren, wiederholte sie dieselben Betheuerungen. Allein je mehr die Journale sich mit ihr zu beschäftigen anfingen, um so seltener wurden ihre Briefe. Anfangs kamen sie jeden Tag, dann nur einmal der Woche, und endlich nur einmal im Monate. „Mein Julchen," suchte die Mutter sich zu trösten, „findet nicht immer die Zeit zum Schreiben, sie ist zu sehr mit ihrem Studium beschäftigt — nicht so leichten Kaufes wird man eine weltberühmte Künstlerin!"

Als jedoch Monat auf Monat verstrich ohne daß nur eine Zeile von ihrer Tochter eintraf, konnte Sara ihre Aufregung doch nicht mehr beherrschen und es drängten sich ihr einmal die Worte auf die Lippen: „Sollte sie mich ganz vergessen haben, meine Julie? Sie hätte sich wohl ein kleines Stündchen für ihre Mutter absparen können, wenn sie es nur gewollt hätte — ja sie scheint mich ganz vergessen zu haben!" Sie fuhr erschrocken über ihre eigenen Worte empor, als hätte eine Schlange ihr diese in's Ohr gezischt.

Der Gedanke, daß ihre Tochter sie vergessen, fraß sich mehr und mehr, wie eine Motte in ihr Herz. Die Nächte über saß sie auf ihrem Bette und weinte, sie weinte sich fast die Augen blind, und versank sie ja bisweilen aus Ermattung in einen Halbschlummer, begann der Traum mit ihr sein grausames Spiel zu treiben.

Am Versöhnungstage war es, wo sie, in ein bescheidenes Winkelchen gedrückt, in der Synagoge saß, und ihre Gedanken wie schäumende Wellen über sich hinströmen ließ. Halbvergessene Lebensbilder zogen an ihr vorüber, langsam und feierlich. Sie sah sich als Kind, im lichtvollen Hause ihrer Eltern, als Jungfrau umworben vom geliebten Manne, als sein Weib, als Mutter mit dem allerschönsten Engelsköpfchen an der Brust. Ihre Thränen strömten die Wangen hinab, bis sie eine Art Betäubung übermannte, und jetzt zeigte ihr der Quälgeist des Traumes eine Kirche voll brennender Kerzen . . . brausende Orgelklänge . . . einen hellerleuchteten Altar und am Fuße desselben ein knieendes Mädchen im schneeigen Gewande mit schwarzen, lang herabwallenden Locken . . . ihre Tochter, die ihren alten Glauben abschwor. Und vom Himmel rief eine Donnerstimme herab: „Weib, auf Dein Haupt falle die Schuld dieses Kindes, denn Du hast den alten Bund zerrissen!"

Beklommenen Athems, mit Angstschweiß bedeckt riß sie sich aus den eisigen Armen dieses Traumes und gelobte sich feierlich, nicht zu ruhen, ehe sie nicht die verschwundene Spur ihrer Tochter gefunden habe.

Und so geschah es.

Tags darauf schnürte sie ihr Bündel und machte sich auf die Wanderung, sie durchstreifte viele Städte und Länder, sie scheute keinerlei Gefahr, sie gönnte ihrem Auge keinen Schlaf, ihrem Munde keinen Bissen und zog wie eine Verbannte, eine Verfluchte ruhelos von Ort zu Ort,

überall fragend, überall suchend, bis sie die Spur ihrer Tochter und dieser folgend endlich die Stadt entdeckte, endlich den stolzen, fürstlichen Palast fand, wo Julie wohnte.

Wie hämmerte ihr Herz, wie flogen ihre Pulse, als sie sich diesem Palaste näherte. Sie fühlte einen Schmerz, stechend wie einen spitzen Dolch und doch zugleich süßen Balsam, der demselben entströmte. Ihr war es, als flöge ihr ein Giftpfeil mitten durch's Herz und doch hätte sie sich diesen um nichts in der Welt aus dem Herzen ziehen lassen. Jetzt stand sie hart vor dem Thore des Palastes. Ihr erster Gedanke, der Gedanke ihres überströmenden Mutterherzens war, sich in den Palast in die Arme ihrer Tochter zu stürzen, ihr Augen, Mund und Finger zu küssen, und sich an ihrer Brust auszuweinen. Doch bald überlief es sie eisig kalt. Vielleicht wendet sich ihre Tochter kalt von ihr ab? Vielleicht will sie ihre Mutter nicht kennen? Soll sie fliehen, weit zurück, woher sie gekommen? — Und ihr Gelübde?

„Weib, hier wird nicht gebettelt, vorwärts marsch!" dröhnte es plötzlich mitten in ihre Gedanken hinein, roh und grollend, als platze eine Bombe ihr zu Füßen. Es war die Stimme des goldbetreßten Thürstehers, der diese tiefgebückte Gestalt für die einer Bettlerin hielt.

Sara glaubte sich einer Ohnmacht nahe und mußte sich mit beiden Händen an einer Säule der Vorhalle festhalten. Bald jedoch gewann sie ihre Besinnung wieder und suchte sich in den wenigen italienischen Worten, die sie noch von ihrer Tochter erlernt, dem Portier verständlich zu machen, ihn zu überzeugen, daß sie keine Bettlerin sei, und daß sie nur wünsche, die berühmte Künstlerin aus der Ferne zu sehen.

„Kaufen Sie sich ein Theaterbillet," erwiderte der Portier auflachend, „und Sie werden sie nicht blos sehen, sondern auch hören können. Verstanden?"

Statt zu antworten, griff Sara in ihre Tasche, holte eine Goldmünze heraus und drückte sie dem Portier in die Hand. Dieser, vor Staunen starr, drehte das Goldstück einigemal in der Hand herum, und sein rohes, mürrisches Gesicht hellte sich zu einem devoten Lächeln auf, während seine stolze Gestalt sich zu einem unterthänigen Buckel zusammen krümmte. Die Frau, die er soeben als Bettlerin behandelt hatte, war auf einmal eine „Gnädige", die er respektvoll um den Namen bat, den er seiner allergnädigsten Herrin zu melden habe.

Neue Verwirrung bemächtigte sich der Sinne Sara's. Sollte sie, eine einfache, altmodische Jüdin, sich als die Mutter der weltberühmten Künstlerin zu erkennen geben? Wird sie ihr nicht grollen, ihre Tochter, die große Weltdame? . . . Doch nein, tausendmal nein! Dessen ist ihr Kind nicht fähig. Ist sie nicht nach wie vor ihr gutes, einziges, herzliebes Töchterchen, das in Gottesfurcht und in edler Menschensitte erzogen ist? . . .

Digitized by Google

Während sie in dieser Weise mit ihren Gedanken beschäftigt war, stand der Portier noch immer gekrümmten Rückens da und erwartete ihre Antwort.

Sie wolle nur blos, sagte jetzt Sará dem Portier, daß er ihr Gelegenheit gebe, die Künstlerin aus der Ferne zu sehen. Er versprach ihr, sie Abends in ein Seitengemach zu bringen, und es so einzurichten, daß die Thüre des Saales offen bleibe, und sie die Diva nach Herzenslust ansehen könne . . . .

Und es war Abend, als Sara hochklopfenden Herzens im Nebengemache wartete. Ihre Stirne brannte, und ihre flammenden Blicke bohrten sich in die noch immer geschlossene Thüre. Da ging diese endlich geräuschlos auf. Sara erblickte ihre Tochter — — — und in diesem Augenblicke war es, wo der Wind jenes klägliche Seufzen hineintrug, bei dem die Sängerin so krampfhaft zusammenzuckte.

* * *

Tags darauf zog man aus dem Teiche, der hinter dem Palaste lag, eine Frauenleiche. An demselben Tage erhielt der Rabbiner ein Schreiben, das von einer bedeutenden Summe begleitet war. Die Ertrunkene, hieß es in demselben, sei die Tochter des großen Rabbiners in G. und zeitlebens eine Perle der Frauen, ein Ideal weiblicher Sittlichkeit gewesen, man möge das Geld unter die Armen der Stadt vertheilen, und ihr auf dem jüdischen Friedhofe ein ehrenhaftes Grab bereiten. An demselben Tage sah man auf dem jüdischen Friedhofe eine schlanke, schwarzgekleidete und dichtverschleierte Frauengestalt sich über ein frisches Grab beugen, selbst einem Grabmal gleich, still und traurig, ein versteinertes Bild der Trauer, und an demselben Tage noch verschwand eine berühmte Sängerin aus der glänzenden Welt, die sie bisher bewundert hatte, und zwar spurlos und für immer. Jahr für Jahr erhielt jedoch der Rabbiner jener Stadt in Italien eine große Summe mit der Bestimmung, dieselbe unter die Armen der Stadt zu vertheilen, und Jahr für Jahr zeigte sich am Versöhnungstage in der alten Synagoge zu Prag eine schlanke, schwarzgekleidete und dichtverschleierte Frauengestalt, die gar inbrünstig betete. Wo man einen Todten bestattete, wo es einen Schwerkranken zu pflegen galt, dort war auch jene schlanke, dichtverschleierte Frauengestalt zu sehen, die überall mit trauerte, mit half, und wo es nöthig war, mit vollen Händen spendete. Niemand wußte, wer sie war und woher sie gekommen.

Aber es gab Einzelne, die wissen wollten, daß es jene verschwundene große Sängerin sei — die Geliebte des Fürsten B.

Peter Smolenski.
(Wien.)

Digitized by Google

Neue Verbesserung der trockenen Säule.

[Nachdruck verboten.] [Uebersetzungsrecht vorbehalten.]

Die trockene Säule, welche Zamboni zwar nicht ganz erfand, aber doch bedeutend verbesserte, und welche auch später noch vielfache Veränderungen erfuhr, hat den großen Nachtheil, mehr oder weniger ihre Kraft Spannung und Leistungsfähigkeit, je nach den hygrometrischen Bedingungen der Luft zu verlieren, was man auch dagegen sagen möge, und nicht selten kommt es vor, daß sie fast leistungsunfähig ist.

Diese Säulen, welche Bohnenberger in so nutzbringender Weise zur Konstruktion eines sehr empfindlichen Elektrometers verwerthet hat, sind aber, wenn die Zerstreuung durch die Feuchtigkeit der Luft beträchtlich wird, sehr oft die Ursache, daß das Elektrometer zum Theil oder auch ganz seine Empfindlichkeit verliert.

Für meine Beobachtungen der Luftelektrizität, von denen ich in anderen Artikeln berichten werde, war es durchaus nothwendig, solche Zerstreuung zu vermeiden, um die Empfindlichkeit des Bohnenberger'schen Elektrometers beständig unverändert zu erhalten. Und nach einigen mehr oder weniger glücklichen Versuchen ist es mir endlich gelungen, Säulen zu konstruiren, welche zu jeder Zeit dieselbe Leistungsfähigkeit zeigten, wenn ich sie mit meinem Bifilar-Elektrometer verglich, von dem ich zu seiner Zeit bei der Luftelektrizität sprechen werde.

Bei meinen Forschungen, ein Elektrometer mit vollkommener Isolierung, d. h. ohne empfindliche Zerstreuung auch an sehr feuchten Orten und in feuchtem Wetter, zu erfinden, gewahrte ich, daß die bemerkenswerthesten Zerstreuungen durch feste Körper und nicht durch die Luft stattfinden, welche, obschon feucht, sehr wenig und verhältnißmäßig langsam einwirkt, wenn sie nicht bewegt wird. Ich fand auch, daß unter

Digitized by Google

allen festen Körpern, reine, ganz trockene Seidenfäden, selbst von einer Länge von zwei bis drei Dezimetern, die kleinen Ladungen, welche eine gute trockene Säule geben kann, vollkommen isolieren.

Darum und mit Hilfe dieser Beobachtungen stellte ich die Säule in einem Glasbehälter auf und zwar so, daß sie die inneren Wände desselben nicht berührte, daß ihr oberer Pol mit dem Metallringe, der mit

dem äußersten Ende der Röhre korrespondierte, nicht in Verbindung stand, daß eine Schraube, welche den oberen Pol genügend drückte, mit drei Armen mit Seidenfäden, welche die Säule im Mittelpunkte erhalten sollte, versehen war. Die obenstehende Figur wird die Aufstellung veranschaulichen. P bezeichnet die Säule, AA die Wände der Glasröhre, K die Druckschraube mit den drei Armen b b b, von drei Seidenfäden c c c

Digitized by Google

gezogen, die man mehr oder weniger vermittelſt der Wirbel m m m, welche an dem Fuße der Säule angebracht ſind, anſpannen kann.

Nur während lang anhaltend feuchten Wetters hat man nöthig, die drei Seidenfäden zu trocknen, um die vollſtändigſte Iſolierung zu erhalten, und dann wird man wahrnehmen, daß, während die trockenen Säulen gewöhnlich keine elektriſche Spannung zeigen, die von mir konſtruierte nicht allein nichts von ihrer Thätigkeit verloren, ſondern faſt noch gewonnen hat.

Wenn ich nächſtens an dieſem Orte die Erſcheinungen der Luftelektrizität erörtern werde, dann werde ich auch Veranlaſſung haben, von der großen Nützlichkeit dieſer Säule zu ſprechen.

Luigi Palmieri.
(Neapel.)

Digitized by Google

Ein schwaches Herz.

[Nachdruck verboten.] [Uebersetzungsrecht vorbehalten.]

Unter einem Dach, in einer Wohnung, in einem und demselben vierten Stock lebten zwei junge Dienst-Kollegen, Arkadius Iwanowitsch Nesedewitsch und Wassja Schumkow. . . .

Eines Abends — es war der Abend vor Neujahr — etwa in der sechsten Stunde, kam Schumkow nach Hause. Arkadius Iwanowitsch, der auf dem Bett lag, erwachte und schielte mit halbem Auge auf seinen Freund. Er bemerkte, daß jener seinen magnifikſten Paradeanzug und die blendendste Chemisette anhatte. Das setzte ihn natürlich in Erstaunen.

„Wo mag der Wassja in dem Aufzug gewesen sein?“ dachte er. „Und dinirt hat er ja auch außer dem Hause?“ Schumkow zündete unterdessen ein Licht an, und Arkadius Iwanowitsch errieth sofort, daß sein Freund ihn gleichsam unversehens aufzuwecken gedenke. In der That, Wassja hüstelte ein paar Mal, durchmaß zweimal das Zimmer, und ließ schließlich ganz plötzlich die Pfeife den Händen entfallen, die er eben im Winkel neben dem Ofen zu stopfen begonnen. Arkadius Iwanowitsch lachte in sich hinein.

„Wassja, laß Deine Kniffe!“ sagte er.

„Arkascha, Du bist wach?“

„Wahrhaftig, genau kann ich's nicht sagen, aber ich glaube ja.“

„Ach, Arkascha! Guten Abend, Freundchen! Na, Bruder! na, Bruder! . . . Du ahnst nicht, was ich Dir zu sagen habe!“

„Nicht im Geringsten. Komm 'mal her!“

Wassja, als hätte er darauf gewartet, trat ganz nahe heran, durchaus nichts Böses von Seiten Arkadius Iwanowitsch's ahnend. Dieser faßte ihn sehr gewandt bei den Armen, drehte ihn um, schob ihn unter sich und begann so zu sagen „sein Opfer zu würgen“, was dem lustigen Arkadius Iwanowitsch unbeschreibliches Vergnügen zu bereiten schien.

„Hab' ich Dich!“ schrie er. — „Hab' ich Dich!“

Digitized by Google

„Arkaſcha, Arkaſcha, was machſt Du? Laß um Gotteswillen; laß, ich beſchmutze meinen Frack! . . .“

„Thut nichts; wozu brauchſt Du den Frack? Warum biſt Du ſo leichtgläubig, und giebſt Dich ſelbſt gefangen? Rede, wo biſt Du geweſen, wo haſt Du zu Mittag gegeſſen?“

„Arkaſcha, um Gotteswillen, laß!“

„Wo haſt Du geſpeiſt?“

„Aber davon eben will ich ja erzählen.“

„So erzähle.“

„Ja, laß mich erſt los.“

„Nein, ich laß Dich nicht, bevor Du nicht erzählſt!“

„Arkaſcha, Arkaſcha! Aber begreifſt Du denn nicht, daß es nicht angeht, ganz und gar nicht angeht!“ ſchrie der ſchwache Waſſja, der vergeblich verſuchte, ſich den ſtarken Tatzen ſeines Freundes zu entwinden. — „Es giebt ja ſolche Objecte.“

„Was für Objecte?“

„Nun ſolche, daß wenn man in der Situation davon zu erzählen anfängt, alle Würde zum Kukuk geht! Geht ganz und gar nicht! Die Sache erſcheint lächerlich — während in Wirklichkeit nichts Lächerliches, ſondern Erhabenes im Spiele iſt.“

„Ei, zum Kukuk mit dem Erhabenen! Das fehlte noch! Erzähle Du mir ſo, daß es zum Lachen iſt — ſo ſollſt Du erzählen; vom Erhabenen aber will ich nichts wiſſen; was wärſt Du ſonſt für'n Freund? He, ſag' Du mir, was wärſt Du ſonſt für'n Freund! He?“

„Arkaſcha, bei Gott, es geht nicht!“

„Ich will nichts hören . . .“

„Nun, Arkaſcha!“ begann Waſſja, der quer auf dem Bett lag und alle Kräfte daranſetzte, ſeinen Worten möglichſt viel Würde zu leihen. — „Arkaſcha! ich will's meinetwegen ſagen; nur . . .“

„Nun was! . .“

„Nun, ich habe mich verlobt!“

Arkadius Iwanowitſch, nunmehr ohne ein Wort zu verlieren, hob Waſſja ſchweigend auf ſeine Arme, wie ein Kind, ungeachtet Waſſja nicht allzu kurz gewachſen war, ſondern ziemlich lang, nur ſchmächtig, — und begann ihn ſehr gewandt längs dem Zimmer von Ecke zu Ecke zu tragen, dabei ſo machend, als lulle er ihn ein.

„Erſt will ich Dich windeln, Du Bräutigam,“ ſang er ihm vor. Aber als er ſah, daß Waſſja in ſeinen Armen unbeweglich lag und keinen Laut mehr von ſich gab, beſann er ſich ſofort eines Anderen, bedenkend, daß der Scherz offenbar zu weit getrieben ſei; er ſtellte ihn mitten im Zimmer aufrecht hin und küßte ihn auf die innigſte, freundſchaftlichſte Weiſe auf die Wange.

„Wassja, bist nicht böse?“

„Arkascha, höre . . .“

„Na, morgen ist Neujahr . . .“

„Nun, ich hab' ja nichts dagegen; aber warum bist Du denn selbst so verrückt und treibst Allotria? Wie oft hab' ich Dir gesagt: Arkascha, 's ist bei Gott nicht witzig, ganz und gar nicht witzig!“

„Na, bist nicht böse?“

„Nun freilich nicht; wem nehme ich je was übel! Aber Du hast mir die gute Stimmung verdorben, verstehst Du wohl!“

„Aber wie verdorben, wodurch?“

„Ich kam zu Dir als zum Freunde, mit geschwelltem Herzen, meine Seele vor Dir auszuschütten, Dir mein Glück mitzutheilen . . .“

„Aber was für ein Glück? So rede Doch!“

„Nun, ich heirathe ja!“ antwortete Wassja ärgerlich, weil er thatsächlich etwas aufgebracht war.

„Du! Du heirathest! So ist's wirklich wahr?“ kreischte Arkascha mit gellender Stimme. „Nein, nein . . . ja, was ist denn das? Diese Stimme und diese Thränen! . . . Wassja, Du mein Wassinka, Du mein Söhnchen, Thorheit! Ja, ist's denn wirklich wahr?“ Und Arkadius Iwanowitsch stürzte wieder mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu.

„Na, verstehst Du jetzt, warum ich vorhin schwieg?“ sagte Wassja. „Du bist ja gut, Du bist mein Freund, das weiß ich, ich komme zu Dir mit solcher Freude, mit solcher Seelenwonne, und da soll ich plötzlich die ganze Herzensfreude, diese ganze Wonne ausschütten, quer auf dem Bett zappelnd, von aller Würde entblößt . . . Du begreifst, Arkascha,“ fuhr Wassja lächelnd fort — „das hieße ja sich lächerlich machen: nun, und ich gehörte in dem Moment gewissermaßen nicht mir selber an. Die Angelegenheit aber durfte ich doch nicht erniedrigen . . . Du hättest mich noch fragen sollen: wie sie heißt? Ich schwöre, ich hätte mich eher todtschlagen lassen, als daß ich Dir geantwortet hätte.“

„Aber Wassja, warum hast Du denn geschwiegen? Hättest mir ja Alles früher sagen sollen, ich hätte dann keine Allotria getrieben,“ schrie Arkadius Iwanowitsch in einer wahren Verzweiflung.

„Nun, laß gut sein! ich sag' ja das nur so . . . Du weißt ja, woher das Alles kommt: daher, weil ich ein gutes Herz habe. Nun ärgerte es mich, daß ich Dir Alles nicht so erzählen konnte, wie ich wollte, d. h. Dich erfreuen, Dir ein Vergnügen bereiten, auf eine artige, anständige Weise Dich einweihen. Wahrhaftig, Arkascha, ich habe Dich so lieb, daß wenn ich nicht Dich hätte, mir däucht, ich gar nicht einmal heirathen würde, ja, gar nicht einmal auf der Welt leben!“

Arkadius Iwanowitsch, der ungewöhnlich empfindsam war, lachte und weinte, als Wassja so sprach.

Digitized by Google

Und Wassja ebenso. Beide warfen sich von Neuem einander in die Arme und vergaßen den Vorfall.

„Wie ist's denn gekommen? Wie ist's denn nur so gekommen? Erzähle mir Alles, Wassja! Ich, Bruder, verzeih' mir, bin so erstaunt, so erstaunt! Schier wie vom Donner gerührt bin ich, bei Gott! Doch nein, Bruder, nein, Du hast's ausgedacht, bei Gott, ausgedacht, Du hast geflunkert!" schrie Arkadius Iwanowitsch, und blickte sogar mit unaffectirtem Zweifel in Wassja's Gesicht; doch als er darin eine glänzende Bestätigung der zweifellosen Absicht, sobald als möglich zu heirathen, sah, da warf er sich in's Bett und begann vor Entzücken Purzelbäume zu schlagen, daß die Wände zitterten.

„Wassja, setze Dich hierher!" schrie er, sich schließlich im Bette aufrecht setzend.

„Na, Bruder, ich weiß wahrhaftig nicht, wie und wovon ich beginnen soll!"

Beide blickten in freudiger Erregung auf einander.

„Wer ist sie, Wassja?"

„Die Artemjew!" brachte Wassja mit vor Glück geschwächter Stimme hervor.

„Nein!"

„Nun, ich habe Dir erst von ihnen die Ohren vollgesummt," erwiderte er, „und dann aufgehört, davon zu reden. Da hast Du denn auch nichts gemerkt. Ach, Arkascha, was hat's mich gekostet, die Sache vor Dir geheim zu halten; aber ich fürchtete, ich fürchtete zu reden! Dachte, daß sich Alles zerschlagen könne .... Ich bin so verliebt, Arkascha! Mein Gott, mein Gott! Siehst Du, die Geschichte ist die," fing er wieder an, fortwährend innehaltend vor Erregung: — „Sie hatte einen Bräutigam, noch im vorigen Jahr, der wurde aber plötzlich irgendwohin abcommandirt; ich habe ihn wohl gesehen, aber er war so ... na, Gott mit ihm! Nun, und da hörte er ganz auf zu schreiben, verschwand ganz. Die warten, warten; was mag das bedeuten? ... Plötzlich, nach vier Monaten kommt er mit einer Frau angerückt und geht gar nicht hin. Das nenn' ich grob, gemein! Und Niemand war da, der sich ihrer angenommen hätte! Das arme Kind weinte, weinte, und ich — ich verliebte mich in sie .... Ich war übrigens schon lange in sie verliebt! So fing ich denn an zu trösten, ging dort fast täglich aus und ein .... nun, und ich weiß wirklich nicht, wie das Alles kam, da gewann auch sie mich lieb; vor einer Woche hielt ich's nicht aus, brach in Thränen aus, schluchzte und sagte ihr Alles — nun! daß ich sie liebe — mit einem Wort Alles! ... ‚Ich wollte Sie auch gern lieben, Wassilij Petrowitsch,' sagte sie, ‚aber ich bin ein armes Mädchen, spotten Sie nicht meiner; ich darf am Ende Niemand lieben.' Nun, Bruder, begreifst, begreifst Du? ... Wir gaben uns sofort

Digitized by Google

gegenseitig das Jawort; dann dacht' ich, dacht' ich hin und her: wie, frag' ich sie, sollen wir das der Mama sagen? Sie antwortete: ‚Das wird schwer halten, warten Sie ein wenig; sie ist eingeschüchtert; jetzt würde sie mich Ihnen am Ende nicht geben; sie weint, kann's noch nicht verwinden.' Heute nun, ohne ihr etwas zu sagen, platz' ich vor der Alten heraus. Lieschen fällt vor ihr auf die Kniee; ich auch .... nun, und so segnete sie uns. Arkaschka, Arkaschka! Freundchen! Zusammen wollen wir leben! Nein, für keinen Preis trenne ich mich von Dir!"

„Wassja, so wahr ich Dich jetzt nicht ansehe, ich glaub's nicht, bei Gott, ich kann's nicht glauben, ich schwör's Dir. Wirklich, mir scheint immer, als ob .... Hör', also Du heirathest? Wie hab' ich's denn nicht gewußt, he? Wahrhaftig, Wassja, muß Dir's gestehen: ich selber, Bruder, war fast auf dem Punkt zu heirathen; nun aber, da Du eine Frau nimmst, ist's mir gleich! Nun, sei glücklich, sei glücklich!"

„Bruder, so süß ist's jetzt im Herzen, so leicht um die Seele ...." sagte Wassja aufstehend und im Zimmer auf und ab gehend. „Nicht wahr, nicht wahr? Du fühlst es doch auch? Wir werden freilich ärmlich leben, aber glücklich; und das ist ja keine Chimäre; unser Glück steht ja nicht in Büchern gedruckt: nein, wir werden leibhaftig glücklich sein!"

„Wassja, Wassja, höre!"

„Was?" sagte Wassja, vor Arkadius Iwanowitsch stehenbleibend.

„Mir fiel eben ein ... wirklich, fast fürchte ich's Dir zu sagen! ... Du mußt es mir nicht übel nehmen, Du mußt meine Zweifel lösen. Wovon wirst Du denn leben? Ich bin, versichere Dich, entzückt, daß Du heirathest, natürlich bin ich entzückt, kann mich gar nicht fassen, aber — wovon wirst Du leben, he?"

„Ach Gott, mein Gott! wie Du wunderlich bist, Arkaschka!" sagte Wassja, ganz verwundert Nefedewitsch betrachtend. — „Was fällt Dir nur ein? Sieh, sogar die Alte beruhigte sich dabei, als ich ihr Alles klar auseinandersetzte. Frag' Du 'mal, wovon sie gelebt haben? 500 Rubel haben sie, und davon müssen Drei zehren; so groß ist der Alten Pension. Und davon lebt sie, die Alte und noch ein Brüderchen, für das Schulgeld gezahlt wird; so leben sie! Nun, wir Zwei sind ja Kapitalisten! Und was mich angeht, so läppern sich, sag' ich Dir, manch' Jahr mit Gottes Hülfe nicht weniger denn 700 zusammen."

„Höre, Wassja; nimm's mir nicht übel, ich mein's bei Gott nicht schlecht; ich denke nur immer, möchte sich's nur nicht zerschlagen — wo sind denn die 700? Nur 300 ..."

„300! ... Und Julian Mastakowitsch?"

„Julian Mastakowitsch! Aber das ist ja nichts Sicheres: das ist nicht dasselbe, was 300 Rubel festen Gehaltes, wo jeder Rubel so zu sagen ein treuer Freund bleibt. Julian Mastakowitsch ... nun freilich, er ist

meinetwegen ein großer Mann, ich achte ihn, schätze ihn, trotz seiner hohen Stellung, und liebe ihn, bei Gott, weil er Dich liebt und Deine Arbeit honorirt, da er doch nichts dafür zu zahlen brauchte, sondern einfach einen Beamten dazu beordern könnte — aber Du wirst selbst zugeben, Wassja, ... Und dann höre noch: ich rede ja keinen Unsinn; ich streite nicht, in ganz Petersburg findet man nicht eine Handschrift wie die Deinige, ich trete Dir gern den Vorrang ab" — schloß Nesedewitsch nicht ohne Begeisterung. — „Aber auf einmal, was Gott verhüte!' schlägt seine Meinung um, Du gefällst ihm nicht mehr, kannst ihn nicht zufrieden stellen, oder er wird keine Arbeiten mehr zu vergeben haben, oder er nimmt einen Anderen — na, kurzum, was kann nicht Alles passiren! Mit dem Julian Mastakowitsch, Wassja, ist's nach dem Sprichwort: Heute roth, morgen todt ..."

„Höre, Arkascha, so kann ja am Ende gleich die Decke über uns einstürzen ..."

„Nun freilich, freilich .... ich dachte nur ..."

„Nein, steh' Du mir mal jetzt Rede, höre, was ich sage: wie, frag' ich Dich, kann er mich denn laufen lassen? Nein, steh' Du mir mal jetzt Rede. Ich arbeite ja fleißig und sorgfältig. Und dann ist er ja so gütig; er hat, ja Arkascha, er hat ja mir heute 50 Rubel Silber gegeben!"

„Ists möglich, Wassja? Eine Gratification?"

„Gar keine Gratification! Aus eigener Tasche. Er sagte mir: ‚Du hast schon seit fünf Monaten kein Geld bekommen; willst Du, so nimm; Dank Dir,' sagte er, ‚Dank Dir, bin zufrieden .... wirst doch nicht umsonst für mich arbeiten ...' Wahrhaftig, das waren seine Worte. Mir spritzten die hellen Thränen aus den Augen, Arkascha ... Gott im Himmel!"

„Höre, Wassja, hast Du jene Papiere fertig geschrieben?"

„Nein ... noch nicht."

„Wa ... ssinka, mein Engel! Was hast Du gethan?"

„Höre, Arkadius, was thut's, ich habe noch zwei Tage Frist, werde fertig ..."

„Wie? Hast Du denn nicht geschrieben? ..."

„Na, da haben wir's, da haben wir's! Du blickst mit so einer Armensündermiene drein, daß in mir alle Eingeweide sich umkehren, das Herz schmerzt! Nun, was thut's? Du tödtest mich mit Deinem Gezeter! Schreit gleich ah — ah — ah!!! So bedenk' doch nur: was thut's? Ist's nicht fertig, so wird's fertig, geb' Dir mein Ehrenwort."

„Wie aber, wenn's nicht fertig wird?" schrie Arkadius aufspringend. „Er aber hat Dir heute eine Belohnung gegeben! Und dann heirathest Du ... Ai — ai — ai!"

„Thut nichts, thut nichts," schrie Schumkow. „Ich setze mich gleich hin, den Augenblick; thut nichts."

„Wie hast Du's nur so einschlafen lassen, Wassjutka?"

Digitized by Google

„Ach, Arkascha! konnt' ich denn auf dem Fleck sitzen bleiben? War ich denn in der Stimmung? In der Kanzlei sogar hielt ich's kaum aus, das Herz, das Herz .... Ach! ach! Jetzt sitz' ich die Nacht durch, morgen auch, und übermorgen auch, und fertig ist's! ..."

„Ist noch viel übrig?"

„Störe mich nicht, um Gotteswillen, störe mich nicht, sei still ..."

Arkadius Iwanowitsch ging auf den Zehen zum Bette und setzte sich darauf; dann plötzlich wollte er aufstehen, mußte sich aber wieder hinsetzen, weil er sich erinnerte, er könnte stören, obgleich er vor Aufregung nicht sitzen konnte; es war offenbar, daß die Botschaft sein ganzes Sein, das Unterste zu oberst gekehrt und der erste Gefühlssturm in ihm noch nicht Zeit gehabt hatte, sich zu legen. Er blickte auf Schumkow; dieser blickte auf ihn, lächelte, drohte ihm mit dem Finger, zog hierauf die Brauen furchtbar zusammen (als ob darin der ganze Sinn und der ganze Erfolg der Arbeit gelegen wäre) und stierte wieder in die Papiere. Auch er schien noch immer nicht Herr seiner Erregung geworden zu sein, er wechselte Federn, drehte sich auf dem Stuhle, rückte sich zurecht, nahm das Schreiben von Neuem auf, aber seine Hand zitterte und versagte die Bewegung.

„Arkascha, ich habe ihnen von Dir erzählt!" rief er plötzlich, als ob es ihm eben eingefallen wäre.

„Wirklich?" schrie Arkadius. — „Und ich wollte eben darnach fragen! Nun?"

„Nun! Ach ja, ich erzähle Dir Alles später! Sieh, ich vergaß ganz daß ich mir vorgenommen, kein Wort zu sprechen, bis ich vier Bogen geschrieben; da fielt Ihr mir ein. Ich weiß nicht, Bruder, aber mit dem Schreiben geht's nicht so recht; immer denk' ich an Euch." Wassja lächelte.

Es trat eine Pause ein.

„Pfui, eine schändliche Feder!" schrie Schumkow, sie ärgerlich auf den Tisch werfend. Er nahm eine andere.

„Wassja, höre! Ein Wort ..."

„Nun rasch, und zum letzten Mal."

„Hast Du noch viel übrig?"

„Ach, Bruder!" Wassja machte eine solche Grimasse, als gäbe es auf der Welt nichts Furchtbareres und Grausameres als diese Frage. — „Viel, schrecklich viel!"

„Weißt Du, mir kam eine Idee ..."

„Welche?"

„Na, laß sein, einerlei. Schreibe."

„Nun, was denn, was denn?"

„Es geht jetzt auf sieben, Wassjuk!"

Hier lächelte Nefedewitsch und blinzelte Wassja schlau, aber immerhin etwas ängstlich an, weil er nicht sicher war, wie der es aufnehmen würde.

Digitized by Google

„Nun, was giebt's?“ fragte Wassja, der die Feder ganz weggeworfen hatte, ihm direct in die Augen sehend und sogar bleich vor Erwartung.

„Weißt Du was?“

„Um Gotteswillen, was denn?“

„Weißt Du was? Du bist aufgeregt, viel wirst Du nicht arbeiten .... Warte, warte, warte, warte — ich weiß was! — höre!“ begann Nesedewitsch, freudig vom Bett aufspringend und Wassja's Proteste mit Aufbietung aller Kraft abwehrend. — „Vor Allem mußt Du Dich beruhigen; Dich fassen; nicht so ...“

„Arkascha! Arkascha!“ schrie Wassja, vom Stuhl aufspringend. „Ich bleibe die ganze Nacht auf, bei Gott, ich bleibe auf!“

„Nun ja, ja! Nur gegen Morgen legst Du Dich hin ...“

„Ich lege mich nicht hin, für keinen Preis lege ich mich hin ...“

„Unmöglich, es geht nicht, es geht nicht; natürlich legst Du Dich hin, lege Dich um fünf Uhr hin. Um acht wecke ich Dich. Morgen ist Feiertag: Du setzest Dich hin und schreibst den ganzen Tag ... dann die Nacht und — aber wie viel hast Du denn übrig?“

„Da — da!“

Wassja, zitternd vor freudiger Erregung und Erwartung, wies auf das Heft: — „Da!“

„Höre, Bruder, das ist ja nicht viel.“

„Mein Theurer — da ist noch etwas,“ sagte Wassja, ängstlich auf Nesedewitsch blickend, als ob von diesem die Entscheidung abhinge, zu gehen oder nicht zu gehen.

„Wie viel?“

„Zwei .... Bogen.“

„Nun also! Na, Zeit haben wir noch, bei Gott, Zeit haben wir noch!“

„Arkascha!“

„Wassja, höre! Heute, am Abend vor Neujahr, suchen Alle ihre bekannten Familien auf; nur wir Zwei sind heimathlose Waisen ... oh! Wassjinka!“

Nesedewitsch umhalste Wassja mit seinen Tatzen und drückte ihn in seiner Löwenumarmung ganz zusammen.

„Abgemacht, Arkadius!“

„Wassjuk, ich wollte eben davon sprechen. Siehst Du, Wassjuk, Du mein krummbeiniges Kätzchen!*) Weißt Du: stell' ...“

---

*) Eine Schmeichelei, die mit dem Namen Wassjuk zusammenhängt. Wassja, Wassinka, Wassjuk, Wassjutka (lauter Kosemodificationen des Grundnamens Wassilij [Basilius]) ist nämlich der ständige Katername.

Digitized by Google

Arkadius blieb mit offenem Munde stecken, weil er vor Wonne nicht reden konnte. Wassja hielt ihn bei den Schultern, starrte ihm in die Augen und bewegte die Lippen so, als ob er selbst den Satz beendigen wollte.

„Nun!“ brachte er endlich hervor. „Stell' mich ihnen heute vor!“

„Arkadius! wir gehen dahin zum Thee! Weißt Du was? Weißt Du was? Wir brauchen nicht einmal Neujahr abzuwarten, wir gehen früher weg,“ schrie Wassja in einer wahren Begeisterung.

„Das heißt bleiben zwei Stunden, nicht länger und nicht weniger!“

„Und dann Trennung auf lange, bis ich mit der Arbeit fertig bin!“

„Wassjuk!“

„Arkadius!“

In drei Minuten hatte Arkadius sich in seinen Paradeanzug geworfen. Wassja bürstete sich nur ab, weil er sich seines Paradekostüms gar nicht entledigt hatte; mit so großem Eifer war er an die Arbeit gegangen.

Sie eilten auf die Straße, Einer fröhlicher als der Andere. Sie hatten einen weiten Weg von der Petersburger Seite zum Kolomnastadttheil. Arkadius Iwanowitsch maß seine Schritte herzhaft und energisch ab, so daß man schon allein nach seinem Gange seine Freude über das Glück des immer seliger scheinenden Wassja beurtheilen konnte. Wassja machte kürzere Schritte, doch ohne sich der Würde zu begeben. Im Gegentheil, Arkadius Iwanowitsch hatte ihn noch nie in so vortheilhaftem Licht gesehen. Seine Achtung für ihn wuchs sogar in diesem Moment, und ein gewisser Körperfehler Wassja's (Wassja hatte eine etwas schiefe Seite), der stets ein zärtlich-liebevolles Gefühl des Mitleids in dem guten Herzen Arkadius Iwanowitsch's wachrief, mehrte nur die tiefe Rührung, die dieser in dem Moment in hohem Grade empfand und die Wassja natürlich unter allen Umständen redlich verdiente. Arkadius Iwanowitsch wollte sogar weinen vor Glück, doch er bemeisterte sich.

„Wohin, wohin, Wassja? Hier ist's näher!“ rief er aus, als er sah, daß Wassja zum Himmelfahrtprospect abschwenken wollte.

„Still, Arkascha, still!“

„Wahrhaftig näher, Wassja.“

„Arkascha, weißt Du was?“ begann Wassja mit vor Freude ersterbender Stimme. — „Weißt Du was? Ich möchte Lieschen ein Präsentchen bringen . . .“

„Was denn?“

„Hier, Bruder, an der Ecke ist Mme. Leroux, ein herrliches Magazin!“

„Ah, nun?“

„Ein Häubchen hat sie, liebes Herz, ein Häubchen — ich sah heute

Digitized by Google

bei ihr ein so allerliebstes Häubchen; ich fragte darnach. Manon Lescaut wird die Façon genannt — eine Pracht! Kirschrothe Bänder, und wenn's nicht theuer . . . Arkascha, na, gleichviel, wenn's auch theuer ist!"

„Du übertriffst, nach meiner Ansicht, alle Poeten, Wassja. Komm'!"

Sie liefen, und in zwei Minuten traten sie in's Magazin. Sie wurden von einer schwarzäugigen Französin empfangen, die sofort, beim ersten Blick auf die Käufer, ebenso fröhlich und glücklich dreinschaute, wie diese selbst, sogar noch glücklicher, möcht' ich sagen. Wassja wäre fähig gewesen, Mme. Leroux vor Wonne abzuküssen.

„Arkascha!" hauchte er, einen flüchtigen Blick auf all' das Herrliche und Unerreichbare werfend, das auf Holzstützen auf dem riesigen Ladentisch stand. — „Wunder über Wunder! Was ist das? Und dies? Da, siehst Du z. B. diesen Bonbon?" flüsterte Wassja, auf ein reizendes Häubchen zeigend, das die Reihe schloß, aber gar nicht dasjenige war, das er kaufen wollte; er sagte das, weil er schon von ferne, insgeheim, ein anderes Häubchen, eben das von ihm gefeierte und erkorene, das am andern Ende hing, mit den Augen verschlungen hatte. Er schaute auf dieses Letztere so, daß man denken konnte, es würde wegkommen, gestohlen werden, oder das Häubchen würde, eigens deshalb, um nicht in Wassja's Besitz zu gelangen, plötzlich von seinem Platz fort in die Luft fliegen.

„Da," meinte Arkadius Iwanowitsch, auf eine Haube weisend, „diese glaube ich, ist die beste."

„Na, Arkascha! Die Wahl macht Dir Ehre, wahrhaftig, ich fange an, Dich Deines Geschmackes wegen zu achten," sagte der pfiffige Wassja, der in seiner Herzenswonne den Arkädius ein wenig hänseln wollte. — „Dein Häubchen ist reizend, aber komm' 'mal hierher!"

„Wo ist denn was Besseres?"

„Sieh 'mal hierher!"

„Dieses?" fragte Arkadius zweifelnd.

Doch als Wassja, der nicht mehr an sich halten konnte, das Häubchen vom Stocke herabriß, von dem es gleichsam von selbst plötzlich herabflog — vielleicht vor Freude über einen so artigen Käufer, den es sich wohl längst ersehnt hatte — als alle seine Bänder, Krausen und Spitzen zu knistern begannen — da entrang sich ein unerwarteter Schrei des Entzückens der mächtigen Brust Arkadius Iwanowitsch's. Sogar Mme. Leroux, welche während der ganzen Wahl eine unzweifelhafte Würde und Ueberlegenheit in Sachen des Geschmacks beobachtete und nur aus Herablassung geschwiegen hatte, belohnte Wassja mit einem vollen Beifallslächeln, so daß Alles an ihr, ihr Blick, ihre Geste und dieses Lächeln zugleich zu sagen schien: Ja! Sie haben errathen und sind würdig des Glückes, das Sie erwartet.

„O, das kokette Ding; kokett in seiner Verborgenheit!" rief Wassja,

Digitized by Google

alle seine Liebe auf das reizende Häubchen übertragend. — „Absichtlich hat er sich versteckt, der kleine Schelm ... Du, mein Herzchen!“ Und er küßte die Haube, oder vielmehr die Luft, die sie umgab, weil er sich in Acht nahm, sein Kleinod zu berühren.

„So versteckt sich Tugend und wahres Verdienst,“ fügte Arkádius begeistert hinzu, des Humors halber eine Phrase aus einer geistreichen Zeitung anbringend, die er am Morgen gelesen. — „Na, Wassja, also?“

„Vivat, Arkascha! Du bist ja heute witzig, Du wirst ein wahres Furore, wie sie sagen, bei den Damen machen — kann Dir's voraussagen. Mme. Leroux, Mme. Leroux!“

„Was ist gefällig?“

„Allerliebste Mme. Leroux!“

Mme. Leroux warf einen Blick auf Arkadius Iwanowitsch und lächelte herablassend.

„Sie glauben nicht, wie ich Sie in diesem Augenblick verehre. Erlauben Sie mir, Sie zu küssen.“ Und er küßte die Magazininhaberin.

Diese mußte für einen Moment entschieden alle ihre Würde zusammennehmen, um sich mit einem solchen Schlingel nicht zu blamieren. Aber ich behaupte, daß man dazu eine eigene angeborene, unnachahmliche Anmuth und Grazie haben muß, der ähnlich, mit der Mme. Leroux den Enthusiasmus Wassja's aufnahm. Sie entschuldigte ihn, und wie klug, wie graziös benahm sie sich bei dieser Gelegenheit. War es denn möglich, sich über Wassja zu ärgern?

„Mme. Leroux, was ist der Preis?“

„Fünf Rubel Silber,“ antwortete sie mit einem neuen Lächeln; sie hatte ihre Fassung ganz wiedergewonnen.

„Und dieses?“ fragte Arkadius Iwanowitsch, das Häubchen seiner Wahl bezeichnend.

„Dieses — acht Rubel Silber.“

„Nun erlauben Sie, erlauben Sie! Nun gestehen Sie, Mme. Leroux, welches ist vorzüglicher, graziöser, reizender, welches ist Ihnen ähnlicher?“

„Jenes ist eleganter, aber Ihre Wahl — c'est plus coquet!“

„Nun, so nehmen wir dieses!“

Mme. Leroux nahm ein Blatt allerfeinsten Papiers, steckte es mit einer Stecknadel fest, und es schien, das Papier mit dem eingewickelten Häubchen war noch leichter geworden als vorhin ohne Häubchen. Wassja nahm das Alles vorsichtig mit verhaltenem Athem, verneigte sich vor Mme. Leroux, sagte ihr zum Abschiede noch etwas sehr Artiges und verließ das Magazin.

„Ich bin ein Lebemann, Arkascha, ich bin zum Lebemann geboren!“ rief Wassja mit kaum hörbarem, kurzem, nervösem Lachen, während er

Digitized by Google

allen Vorübergehenden auswich, weil er sie sammt und sonders der festen und verbrecherischen Absicht beschuldigte, sein kostbares Häubchen zu zerdrücken.

„Höre, Arkadius, höre!“ begann er eine Minute später, und etwas Feierliches, etwas unsagbar Liebeathmendes klang in dem Tone seiner Stimme. — „Arkadius, ich bin so glücklich, so glücklich!“

„Wassinka! und wie bin ich glücklich, mein Herz!“

„Nein, Arkascha, nein, Deine Liebe zu mir ist unendlich, ich weiß; aber Du kannst nicht den hundertsten Theil davon nachempfinden, was ich in diesem Augenblick fühle. Mein Herz ist so voll, so voll, Arkascha! Ich bin eines solchen Glückes unwürdig! Eine innere Stimme sagt es mir, ich fühle es. Wozu das mir,“ — sprach er mit einer von erstickten Thränen zitternden Stimme. — „Womit hab' ich's verdient, sag' mir! Sieh, wieviel Menschen, wieviel Thränen, wieviel Wehe, Schweiß und Arbeit ohne Feiertag! Und ich! Ich werde von einem solchen Mädchen geliebt, ich .... aber Du wirst sie gleich selbst sehen, wirst selbst dieses volle Herz würdigen. Ich bin von niedrigem Stande; jetzt habe ich einen Rang und ein unabhängiges Einkommen — ein Gehalt. Ich kam mit einem Körperfehler zur Welt, ich bin etwas schief. Sieh, sie hat mich liebgewonnen, so wie ich bin. Heute war Julian Mastakowitsch so zart, so liebenswürdig, so freundlich; selten plaudert er mit mir; heute kommt er auf mich zu: ‚Na, Wassja (bei Gott, „Wassja“ nannte er mich!) die Feiertage wird wacker geschmort, he; wie?‘ (Und lacht selbst.) ‚So und so, sag' ich, Ew. Excellenz, hab' mancherlei Geschäfte,‘ fasse indeß Muth und sag' ihm: ‚Vielleicht amüsir' ich mich auch, Ew. Excellenz‘ — bei Gott, so sagt' ich. Er gab mir hierauf Geld und sagte dann noch ein paar Worte zu mir. Ich fing an zu weinen, Bruder, bei Gott, Thränen spritzten mir aus den Augen, und er schien auch gerührt, klopfte mich auf die Schulter und sagte: ‚Recht, Wassja, sei dankbar, sei immer dankbar wie Du's jetzt bist‘ ...“

Wassja verstummte. Arkadius Iwanowitsch kehrte sich weg und wischte mit der Faust ebenfalls eine kleine Thräne aus seinem Auge.

„Und dann ... noch etwas ...“ fuhr Wassja fort: — „ich habe Dir noch nie davon gesprochen, Arkadius ... Arkadius! Du machst mich so glücklich durch Deine Freundschaft, ohne Dich könnte ich nicht auf der Welt leben — nein, nein, sage nichts, Arkascha! Laß mich Deine Hand drücken, laß mich Di—ir da—an—ken! ....“

Wassja beendete wieder nicht.

Arkadius Iwanowitsch wollte Wassja ohne Umschweife um den Hals fallen, aber da sie gerade über die Straße gingen und fast genau über ihren Köpfen ein kreischendes hoi—hoi! erscholl, so rannten Beide, was sie konnten, erschreckt und erregt zum Trottoir. Arkadius Iwanowitsch war

Digitized by Google

sogar froh, daß es so kam. Er konnte sich den Dankeserguß Wassja's allenfalls durch die Ausnahmsstimmung dieser Minute erklären. Er selber aber ärgerte sich. Er fühlte, daß er bis jetzt noch so wenig für Wassja gethan! Er schämte sich sogar, daß Wassja dieser Lapalien wegen ihm zu danken anfing! Doch noch lag ein ganzes Leben vor ihnen, und Arkadius athmete freier auf.

Richtig, man hatte absolut aufgehört, sie zu erwarten! Ein Beweis — sie saßen schon beim Thee! Aber gestehen muß man doch: die Alten sind manchmal scharfsichtiger als die Jungen — scharfsichtiger sogar als verliebte junge Dämchen! Da z. B. Lieschen. Sie hatte hartnäckig versichert, daß er nicht kommen werde; ihr Herz sage es ihr, daß er nicht komme ... Mamachen dagegen versicherte, daß ihr Herz im Gegentheil ihr sage, er werde unbedingt kommen, er würde doch nicht auf dem Fleck sitzen bleiben, sondern gewiß gelaufen kommen, er habe ja nun auch keine Dienstbeschäftigungen, und schließlich sei heute Sylvesterabend. Auch als Lieschen öffnete, erwartete sie nicht, daß sie es wären. Sie traute ihren Augen nicht und empfing sie mit fliegendem Athem, mit dem pochenden Herzen eines gefangenen Vögleins, und mit glühendem, gerötheten Gesicht, wie eine Kirsche, der sie schrecklich ähnlich war. Gott im Himmel, welche Ueberraschung! Welch' freudiges „Ach!" entfloh ihrem Mündchen!

„O, Du Betrüger! Du mein Süßer!" rief sie, ihre Hände um Wassja's Hals schlingend ... Doch nun welche Betretung, welche plötzliche Scham; ganz dicht hinter Wassja, als wollte er sich hinter seinem Rücken verstecken, stand, in einiger Verlegenheit, Arkadius Iwanowitsch. Man muß gestehen, er war ungeschickt, Damen gegenüber sogar sehr ungeschickt; einmal passirte ihm sogar ... Doch davon später. Indeß ... seine Lage; es ist durchaus nichts Lächerliches daran: er steht im Vorzimmer, in Galoschen, im Mantel, in einer Mütze mit Ohrenklappen, die er eiligst abzuziehen sucht, dabei wie ein Ungethüm ganz in eine gelbe, gestrickte und abscheuliche Schärpe eingewickelt, die noch zur Vermehrung des Effects hinten zugebunden ist. Alles das muß losgewickelt, schneller abgezogen werden, um sich im vortheilhaften Lichte zu präsentiren, denn es giebt keinen Menschen, der sich nicht in vortheilhafterem Lichte präsentiren möchte.

Und nun dieser Wassja, der abscheuliche, unerträgliche, obzwar natürlich ebenderselbe liebe, gute Wassja, schließlich aber denn doch der unausstehliche, unbarmherzige Wassja!

„Da," schreit er, „Lieschen, da hast Du meinen Arkadius! Wie gefällt er Dir? Das ist mein bester Freund, umarme ihn, küsse ihn, Lieschen, küsse ihn im Voraus; später, wenn Du ihn besser kennen lernst, wirst Du ihn von selbst abküssen ..."

Na, was sollte Arkadius Iwanowitsch machen? Er aber hatte seine

Digitized by Google

Schärpe erst zur Hälfte losgewickelt! Wahrhaftig, zuweilen macht mich Wassja's Enthusiasmus sogar verlegen; es ist natürlich Zeichen eines guten Herzens, aber immerhin ... lieber nicht!

Endlich waren sie eingetreten. Die alte Mama war maßlos glücklich, Arkadius Iwanowitsch's Bekanntschaft zu machen. „Sie hatte soviel gehört, sie hatte ..." doch sie beendete nicht. Ein Ach! des Entzückens, das glockenhell im Zimmer erscholl, ließ sie im halben Satze stecken bleiben. Gott im Himmel! Lieschen stand vor dem eröffneten Packet, dem unerwarteten Häubchen, ganz naiv die Hände gefaltet und lächelnd ... Nein, dieses Lächeln! ... Mein Gott, ja warum hatte denn Mme. Leroux nicht noch ein schöneres Häubchen? Nein, ich frage Sie, wo finden Sie denn ein schöneres Häubchen? Das ist ja schließlich um aus der Haut zu fahren! Wo finden Sie denn was Besseres? Ich spreche im Ernst! Diese Undankbarkeit der Verliebten ärgert, ja entrüstet mich sogar ein wenig. Ei, schauen Sie 'mal hin, meine Herrschaften, schauen Sie 'mal hin, was kann schöner sein als dieses Amoretten-Häubchen? So schauen Sie doch ... Doch nein, nein, meine Ermahnungen sind überflüssig; Sie sind bereits alle einverstanden mit mir; das war auch nur eine momentane Täuschung, ein Nebel, ein Gefühlsrausch; ich verzeihe Ihnen gern ... Dafür belieben Sie aber auch hinzublicken ... Sie werden schon verzeihen, meine Herrschaften, ich bin für die Haube begeistert. Dieser Tüll, diese Leichtigkeit, dieses breite kirschrothe Band, von Spitzen bedeckt, das sich zwischen dem Tüll und der Rüsche hinzieht, und hinten die zwei breiten langen Bänder: sie fallen etwas unterhalb des Genicks auf den Hals ... Es muß nämlich die ganze Haube etwas nach rückwärts auf den Hinterkopf aufgesetzt werden; so, nun bitte ich Sie, hinzusehen: was sagen Sie? ... Aber Sie sehen ja gar nicht hin, wie ich merke! Es scheint, es ist Ihnen einerlei! Ihre Augen schweifen nach einem anderen Punkt ... Sie beobachten, wie zwei gar große perlenähnliche Thränchen sich in zwei pechschwarzen Aeuglein ansetzen, eine Weile auf den langen Wimpern zittern und dann niederfallen auf diese — Luft, — möcht' ich eher sagen als Tüll —, aus der die künstlerische Schöpfung Mme. Leroux' bestand ... Und wieder ärgere ich mich: fast galten ja diese zwei Thränchen nicht der Haube! ... Nein! Nach meiner Meinung müssen dergleichen Sachen kaltblütig geschenkt werden. Nur dann lassen Sie sich nach ihrem wahren Werthe würdigen! Ich gestehe, meine Herrschaften, daß ich dabei bleibe: die Haube über Alles!

Alle nahmen Platz. Wassja neben Lieschen, und die Alte neben Arkadius Iwanowitsch; letztere Beide begannen ein Gespräch, worin Arkadius Iwanowitsch sich rühmlichst hervorthat. Ich lasse ihm mit Freuden diese Gerechtigkeit wiederfahren. Er übertraf sich sogar selbst. Nach ein paar Worten über Wassja gelang es ihm trefflich, ein Gespräch über Julian

Digitized by Google

Mastakowitsch, dessen Wohlthäter, einzufädeln. Und zwar fädelte er es so geschickt, so klug ein, daß das Gespräch nicht einmal in der Zeit von einer Stunde erschöpft war. Man mußte es selbst sehen, mit welcher Sachkenntniß, mit welchem Tact Arkadius Iwanowitsch einige Eigenthümlichkeiten Julian Mastakowitsch's berührte, die directen oder indirecten Bezug auf Wassja hatten. Dafür war aber auch die Alte förmlich bezaubert; sie gestand dies selbst ein; sie rief Wassja mit Fleiß bei Seite und sagte ihm, daß sein Freund der prächtigste und charmanteste junge Mann von der Welt sei, und die Hauptsache sei: so ein vernünftiger, solider junger Mann. Wassja hätte beinahe laut aufgelacht vor Seligkeit. Er dachte daran, wie dieser solide Arkascha ihn eine Viertelstunde lang im Bette herumgeknetet hatte! Darauf winkte die Alte Wassja, ihr sachte und vorsichtig in's andere Zimmer zu folgen. Man muß gestehen, sie ließ sich eine kleine Verrätherei gegen Lieschen zu Schulden kommen; es geschah das natürlich in der besten Absicht, und war das übervolle Herz daran schuld; sie zeigte ihm nämlich heimlich das Geschenk, das Lieschen dem Wassja zu Neujahr bestimmt. Es war dies eine Brieftasche, mit Glasperlen und Goldfäden ausgenäht und mit prächtigen Zeichnungen versehen, auf der einen Seite war ein Hirsch dargestellt, ganz wie ein natürlicher Hirsch, der ungemein schnell lief, und so ähnlich, so allerliebst! Auf der anderen Seite war das Portrait eines bekannten Generals ausgenäht, ebenfalls sehr gelungen und ähnlich. Ich schweige von dem Entzücken Wassja's. —

Unterdessen war auch im Saal die Zeit genutzt worden. Lieschen ging direct auf Arkadius Iwanowitsch zu. Sie faßte seine Hand, sie dankte ihm für irgend etwas, und Arkadius Iwanowitsch errieth schließlich, daß es sich um denselben theuren Wassja handelte. Lieschen war sogar tief gerührt. Sie habe gehört, sagte sie, daß Arkadius Iwanowitsch ein so treuer Freund ihres Bräutigams sei, ihn so liebe, so besorgt um ihn sei, ihn auf Schritt und Tritt mit so heilsamen Rathschlägen unterstütze, daß sie, Lieschen, wirklich nicht umhin könne, ihm dankbar zu sein, ihm ihren Dank auszusprechen; daß sie schließlich hoffe, Arkadius Iwanowitsch werde auch sie mindestens halb so lieb gewinnen, als er Wassja liebe. Hierauf fragte sie ihn aus, ob Wassja seine Gesundheit schone, drückte einige Besorgniß aus hinsichtlich der Hitze seines Charakters und seiner unvollkommenen Kenntniß der Menschen und des practischen Lebens, sagte, daß sie durch die Kraft der Religion mit der Zeit für ihn sorgen, über sein Schicksal wachen, es hüten würde, und daß sie schließlich hoffe, Arkadius Iwanowitsch werde nicht nur sie nicht verlassen, sondern auch mit ihnen zusammen leben. „Wir Drei wollen ein Herz und eine Seele sein!" rief sie in ihrem naiven Entzücken aus.

Doch man mußte gehen. Selbstverständlich wollte man sie zurück-

Digitized by Google

halten, aber Wassja erklärte kurz, daß es nicht angehe. Arkadius Iwanowitsch bezeugte dasselbe. Man fragte natürlich nach der Ursache, worauf sich erwies, daß es eine Arbeit war, von Julian Mastakowitsch Wassja anvertraut, eine eilige, wichtige, fürchterliche Arbeit, die übermorgen früh abgeliefert werden mußte und die nicht nur nicht beendet, sondern noch gänzlich vernachlässigt war. Mamachen schrie Ach und Weh, als sie das hörte; Lieschen erschrack, wurde unruhig und trieb sogar Wassja an. Der letzte Kuß büßte dabei nichts ein; er war kürzer, hastiger, aber dafür heißer, inniger. Endlich trennte man sich, und beide Freunde eilten nach Hause. Kaum waren sie auf der Straße, als Beide unverzüglich um die Wette ihre Eindrücke auszutauschen begannen. Das war auch ganz natürlich: Arkadius Iwanowitsch war nämlich vernarrt, bis über die Ohren vernarrt in Lieschen! Und wem anders hätte er es am ehesten vertrauen können als dem Glückspilz Wassja? Das that er denn auch; er schämte sich nicht und gestand sofort Wassja Alles . . . Wassja lachte und freute sich schrecklich, meinte sogar, daß das gar nicht überflüssig sei und daß sie jetzt noch größere Freunde sein würden. „Du hast mich verrathen, Wassja," sagte Arkadius Iwanowitsch . . . „Ja, ich liebe sie so, wie Dich; das wird auch mein Engel sein, wie der Deinige, darum, weil Euer Glück sich auch über mich ergießen, auch mich erwärmen wird. Sie wird auch meine Hausfrau sein, Wassja; in ihrer Hand wird mein Glück ruhen, mag sie mit mir ebenso wirthschaften wie mit Dir. Ja, die Freundschaft für Dich ist die Freundschaft für sie; Ihr seid jetzt untrennbar für mich; nur werde ich jetzt zwei solche Wesen haben wie Du, statt des einen . . ." Arkadius schwieg; der Gefühlsüberschwang ließ ihn verstummen; Wassja aber war durch seine Worte bis auf den Grund seiner Seele erschüttert. Die Wahrheit nämlich ist, daß er nie dergleichen Worte von Arkadius erwartet hatte. Arkadius Iwanowitsch war überhaupt nicht beredt, ebenso liebte er gar nicht zu phantasiren; und nun gab er sich plötzlich den heitersten, duftigsten, rosigsten Träumereien hin! „Wie will ich Euch Beide hüten und hätscheln! Erstens werde ich, Wassja, alle Deine Kinder aus der Taufe heben, alle vom ersten bis zum letzten. Zweitens, Wassja, muß man auch an die Zukunft denken. Man muß Möbel kaufen, eine Wohnung miethen, sodaß sie, Du und ich aparte Stuben haben. Weißt, Wassja, noch morgen lauf' ich alle Zettel durch, die auf den Pforten kleben. Drei . . . nein, zwei Zimmer, mehr brauchen wir nicht. Ich glaube sogar, Wassja, daß ich heute Unsinn schwatzte; die Mittel werden hinreichen! Was da! Wie ich ihr in die Aeuglein guckte, da stand's gleich bei mir fest, daß sie hinreichen werden. Alles für sie! Uh, wie wir arbeiten werden! Jetzt, Wassja, kann man riskiren und für die Wohnung 25 Rubel geben. Wohnung, Bruder, ist Alles! Sind die Zimmer gut, so ist auch der Mensch fröhlich und die Gedanken sind rosig.

Digitized by Google

Und dann zweitens: Lieschen wird unſere gemeinſchaftliche Kaſſe führen; da wird keine Kopeke umſonſt weggeworfen! Was, ich ſollte ſo fürderhin nach meiner Façon in die Schänke laufen? Ja für wen hältſt Du mich denn? Nimmermehr! Und dazu kommen Zulage, Belohnungen, denn wir wollen fleißig dienen, uh, wie fleißig! Wie die Ackerſtiere wollen wir arbeiten! . . Na, ſtell' Dir mal vor!" — Das Vergnügen ſchwächte Arkadius Iwanowitſch's Stimme. — „Plötzlich fällt Dir ſo vom Himmel an die 30 oder 25 Rubel auf den Kopf! . . Da iſt gleich was für Häubchen, Schärpen, Strümpfchen! Sie muß mir durchaus eine Schärpe ſtricken; ſieh, wie meine garſtig iſt: gelb, ſchmutzig, hat mich heute ganz rabiat gemacht! Und Du, Waſſja, biſt mir auch gut; ſtellſt mich vor, während ich in dem Kummet daſtehe . . . Aber gar nicht darum handelt ſich's; die Sache iſt die: alles Silber nehm' ich auf mein Theil! Ich bin ja verpflichtet, Euch ein Geſchenk zu machen, das fordert meine Ehre, meine Eitelkeit! . . . Und meine Gratificationsgelder, die gehen mir ja nicht flöten. Du meinſt, Skorochodow kriegt ſie? Mahlzeit! in der Taſche dieſes Zudringlings ſollen ſie nicht faulen. Ich will Euch, Bruder, ſilberne Löffel kaufen, famoſe Meſſer, — nicht ſilberne Meſſer, aber famoſe Meſſer, und eine Weſte, d. h. die Weſte für mich ſelbſt; ich werde ja Schaffer ſein! Nur ſieh' Dich jetzt vor, nimm Du Dich in Acht; heute und morgen und die ganze Nacht werde ich bei Dir mit dem Stock Wache halten, ſollſt Dich ſchon mürbe arbeiten, daß die Arbeit nur ſo fliegt! Und dann wieder'n Abend, und dann ſind wir Beide glücklich; ſpielen dann Lotto! . . . Sitzen die Abende durch — uh, famos! Pfui Teufel! wie ärgerlich, daß ich Dir nicht helfen kann. Nähm' Dir gern Alles ab, und ſchriebe für Dich . . . Warum haben wir nicht eine egale Hand?"

„Ja," antwortete Waſſja. — „Ja! man muß eilen. Ich denke, es wird jetzt 11 Uhr ſein; man muß ſich beeilen . . . An die Arbeit!" Und indem Waſſja ſo ſprach, wurde er, der die ganze Zeit bald gelächelt, bald den Erguß freundſchaftlicher Gefühle durch irgend eine begeiſternde Bemerkung unterbrochen, kurz, der bisher die größte Lebhaftigkeit bewies, — plötzlich ſtill, verſtummte und fing nahezu an zu laufen. Es ſchien, als hätte plötzlich ein bleiſchwerer Gedanke ſeinen glühenden Kopf eiſig berührt, als hätte ſein ganzes Herz ſich zuſammengezogen.

Arkadius Iwanowitſch wurde ſogar unruhig; auf ſeine haſtigen Fragen erhielt er faſt gar keine Antwort von Waſſja, der ſich mit ein paar Silben aus der Affaire zog, zuweilen auch mit einem Ausruf, der oft gar keine Beziehung zur Sache hatte. „Aber was iſt mit Dir, Waſſja?" ſchrie endlich Arkadius, mit Mühe ihm folgend. „Unmöglich machſt Du Dir ſo viel Sorgen?"

„Ach, Bruder, laß das Schwatzen!" antwortete Waſſja verdrießlich. — „Muth, Waſſja, nur Muth!" unterbrach ihn Arkadius. „Hab' ich doch

Digitized by Google

gesehen, wie Du weit mehr noch in kürzerer Frist schriebst . . . was da! Du hast ja das reine Talent! Aeußersten Falls kannst Du ja die Feder beschleunigen; das sind ja keine Vorschriften, die lithographirt werden sollen! Wirst fertig! . . Nur bist Du jetzt aufgeregt, zerstreut, darum wird auch die Arbeit langsamer fortgehen . . ." Wassja gab keine Antwort oder brummte etwas in den Bart, und Beide erreichten ziemlich aufgeregt ihre Wohnung.

Wassja setzte sich sofort zu seinen Papieren. Arkadius Iwanowitsch verhielt sich still und stumm, kleidete sich sachte aus und legte sich in's Bett, die Augen von Wassja nicht abwendend. . . . Eine Angst packte ihn . . . „Was ist mit ihm?" dachte er, Wassja's bleiches Gesicht beobachtend, seine gerötheten Augen, seine Unruhe, die sich in jeder seiner Bewegungen kund gab. „Seine Hand zittert ja . . . pfui, verdammt! Soll ich ihm nicht rathen, ein paar Stunden zu schlafen? Möcht' er nur seine Ueberreizung ausschlafen!" Wassja beendete eben eine Seite, erhob die Augen, blickte unversehens auf Arkadius, und sofort die Augen niederschlagend, ergriff er wieder die Feder.

„Höre, Wassja," begann plötzlich Arkadius Iwanowitsch. „Solltest Du nicht lieber Dich ein wenig hinlegen? Sieh, Du bist ganz im Fieber . . ."

Wassja blickte ärgerlich, fast mit Wuth, auf Arkadius und gab keine Antwort.

„Höre, Wassja, was machst Du aus Dir?"

Wassja besann sich sofort eines Anderen.

„Wollen wir nicht Thee trinken, Arkascha?" sagte er.

„Wieso? Warum?"

„Das giebt Kraft. Schlafen will ich nicht, nein, schlafen werde ich nicht! Schreiben will ich. — Jetzt aber, beim Thee, könnte ich ausruhen, und auch die trüben Gedanken würd' ich los."

„Famos, Bruder Wassja, sapperment! Du hast recht; das war's eben, was ich vorschlagen wollte. Ich wundere mich nur, wie das mir selber nicht eingefallen. Und weißt Du was? Mawra wird nicht aufstehen, für keinen Preis wacht sie auf."

„Aber . . ."

„Unsinn, thut nichts!" schrie Arkadius Iwanowitsch, mit nackten Füßen aus dem Bett springend. — „Ich selbst stell' die Theemaschine auf. Geschieht ja nicht zum ersten Mal! . . ."

Arkadius Iwanowitsch lief in die Küche und begann mit der Theemaschine zu wirthschaften, Wassja schrieb unterdessen. Arkadius Iwanowitsch kleidete sich an und lief außerdem auch noch in die Bäckerei, damit Wassja für die Nacht sich ordentlich stärke. Nach einer Viertelstunde dampfte der Samowar auf dem Tisch. Sie fingen an zu trinken, aber das Gespräch klappte nicht. Wassja war zerstreut.

Digitized by Google

„Morgen muß ich Gratulationsvisiten machen," . . . sagte er endlich, als ob er sich darauf besonnen.

„Du hast's gar nicht nöthig."

„Nein, Bruder, es geht nicht," sagte Wassja.

„Aber ich kann ja statt Deiner bei Allen Deine Unterschrift hinsetzen . . . Was da! arbeite Du morgen. Heute solltest Du bis fünf aufsitzen, wie ich sagte, und dann schlafen gehen. Wie wirst Du sonst morgen aussehen? Ich würde Dich Punkt acht wecken . . ."

„Aber wird's auch recht sein, wenn Du Dich statt meiner unterschreibst?" sagte Wassja, halb einverstanden.

„Ja was ist denn dabei? So machen's Alle!"

„Wirklich, ich fürchte . . . ."

„Ja was denn, was denn?"

„Siehst Du, bei Andern dürft's halt nicht viel ausmachen, aber bei Julian Mastakowitsch — er ist mein Wohlthäter, Arkascha, na, wenn er's merkt, daß es eine fremde Hand . . ."

„Merkt! Wie Du sonderbar bist, Wassjuk!"

„Na, wie kann er's merken? . . . Weißt Du, ich mache ja Deine Unterschrift nach, wie ein Tropfen Wasser dem anderen gleicht, und auch den Schnörkel, — bei Gott! Basta! Was fällt Dir ein! Wer soll hier was merken?"

Wassja antwortete nicht, sondern trank hastig sein Glas aus . . . . Dann schüttelte er zweifelnd den Kopf.

„Wassja, mein Theuerer! Ach, wenn's uns gelänge! Wassja, was ist Dir? Du machst mir geradezu Angst! Weißt Du, jetzt leg' ich mich gar nicht hin, Wassja. Zeig' mir, hast Du noch viel?"

Wassja sah ihn so an, daß Arkadius Iwanowitsch's Herz sich umkehrte und seine Zunge gelähmt schien.

„Wassja! Was ist Dir? Was hast Du? Was blickst Du so?"

„Arkadius, ich werde wirklich morgen gehen, Julian Mastakowitsch gratuliren."

„Nun, geh', meinetwegen!" sagte Arkadius, ihn mit qualvoller Spannung anstarrend.

„Höre, Wassja, beschleunige die Feder, was Besseres kann ich Dir nicht rathen, bei Gott! Wie oft hat Dir nicht Julian Mastakowitsch selbst gesagt, daß an Deiner Handschrift ihm am meisten die Deutlichkeit gefalle! Nur der Skoropljochin liebt's deutlich und kalligraphisch wie Vorschriften, um dann ein Papier abzuknickern und es für seine Kinder zum Abschreiben mitzunehmen; kann keine Vorschriften kaufen, der Schafskopf! Julian Mastakowitsch aber verlangt nur das Eine: es sei deutlich, deutlich und deutlich! . . Was willst Du also! Wahrhaftig, Wassja, ich weiß

schon gar nicht, wie mit Dir zu sprechen ... Ich fürchte sogar ... Du tödtest mich mit Deinem Kummer."

„Es ist nichts, es ist nichts!" sagte Wassja und fiel entkräftet in den Stuhl zurück. — Arkadius gerieth in Aufregung.

„Willst Du nicht Wasser? Wassja! Wassja!"

„Still, still," sagte Wassja, seine Hand zusammenpressend. — „Es ist nichts, mir wurde es nur so traurig um's Herz, Arkadius. Ich selbst weiß nicht einmal, wovon. Höre, sprich lieber von etwas Anderem; erinnere mich nicht daran ...."

„Beruhige Dich, um Gotteswillen beruhige Dich, Wassja. Du wirst fertig, bei Gott, Du wirst fertig! Na, und falls Du nicht fertig wirst, was ist's für'n Unglück? Als ob's ein Verbrechen wäre!"

„Arkadius," sagte Wassja, so bedeutsam auf seinen Freund blickend, daß diesen ordentlich Angst überkam, denn noch nie war Wassja in einer so schrecklichen Aufregung gewesen. „Wenn ich allein wäre, wie ehedem ... Nein! nicht das wollt' ich sagen. Ich möchte Dir nur sagen, Dir als Freund vertrauen .... Uebrigens, warum Dich beunruhigen? Sieh, Arkadius, dem Einen ist viel gegeben, Andere thun Kleines, wie ich. Na, wenn man von Dir Dankbarkeit, Erkenntlichkeit forderte, und Du könntest sie nicht beweisen?"

„Wassja! Ich begreife kein Wort von dem, was Du sagst!"

„Ich war nie undankbar," fuhr Wassja leise fort, als spreche er mit sich selber. — „Doch wenn ich nicht im Stande bin, Alles auszusprechen, was ich fühle, so ist's, als ob ... Es kommt, Arkadius, so heraus, als ob ich in der That undankbar wäre, und das eben tödtet mich."

„Unsinn, Unsinn! Meinst Du denn, daß die ganze Dankbarkeit darin besteht, daß Du zum anberaumten Termine die Papiere copirst? Bedenk', Wassja, was Du sagst! Aeußert sich denn die Dankbarkeit darin?"

Wassja verstummte plötzlich und starrte Arkadius an, als hätte dessen unerwartetes Argument alle seine Zweifel vernichtet. Ein Lächeln überflog sogar sein Gesicht, doch im nächsten Moment nahm er wieder den vorigen tiefsinnigen Ausdruck an. Arkadius, der das Lächeln für das Ende aller Befürchtungen und die neue Unruhe für den Entschluß zu etwas Besserem ansah, gerieth darüber in maßlose Freude.

„Nun, Bruder Arkascha," sagte Wassja, „wachst Du auf, so sieh nach mir; schlafe ich über der Arbeit ein, so kann's ein Unglück geben; und nun setz' ich mich an die Arbeit ... Arkascha ..."

„Was?"

„Nein, nichts, ich dachte nur ... nein .... nichts, ich wollte ...."

Wassja setzte sich an seinen Tisch und schwieg, Arkadius legte sich in's Bett. Keiner von ihnen erwähnte mit einem Wort der Artemjews.

Digitized by Google

Vielleicht fühlten Beide, daß sie etwas schuld waren, etwas zur Unzeit geschwärmt hatten.

Arkadius schlief bald ein, bei allem Kummer um Wassja.. Zu seinem Erstaunen wachte er genau um acht Uhr Morgens auf. Wassja schlief auf dem Stuhle, die Feder in der Hand haltend, bleich und erschöpft; das Licht war ausgebrannt. In der Küche wirthschaftete Mawra mit der Theemaschine.

„Wassja, Wassja!“ schrie Arkadius erschreckt. „Wann hast Du Dich hingelegt?“

Wassja öffnete die Augen und sprang vom Stuhl auf.

„Ach!“ sagte er; — „so bin ich auch eingeschlafen!“ Er stürzte hastig zu den Papieren. — Alles war in Ordnung, weder Tinte noch Talg vom Licht war darauf getröpfelt.

„Ich glaube, ich schlief gegen sechs Uhr ein,“ sagte Wassja. — „Wie es kalt ist des Nachts! Trinken wir 'mal Thee, und dann will ich wieder . . .“

„Fühlst Du Dich auch gestärkt?“

„Ja, ja, jetzt ist's gut, jetzt ist's gut.“

„Prosit Neujahr, Bruder Wassja!“

„Guten Morgen, Bruder, guten Morgen; gleichfalls, mein Lieber.“

Sie umarmten sich. — Wassja's Kinn bebte, und seine Augen wurden feucht. Arkadius Iwanowitsch schwieg; es schnitt ihm in's Herz. Beide tranken ihren Thee in aller Hast . . .

„Arkadius! Ich habe mich entschlossen, ich gehe selbst zu Julian Mastakowitsch . . . .“

„Aber er wird ja nichts merken . . . .“

„Aber mir, Bruder, läßt das Gewissen keine Ruh'.“

„Aber Du sitzest ja seinetwegen, plackst Dich ja seinetwegen ab . . . Unsinn! Und ich, weißt Du, mach' eine Visite dort . . .“

„Wo dort?“ fragte Wassja.

„Bei Artemjews; gratulire in meinem und Deinem Namen.“

„Theuerster! Liebster! Ich bleibe, ich bleibe; ja, ich sehe. Dein Rath ist gut; ich arbeite ja hier. Ich schlage ja nicht müssig die Zeit todt! Wart' einen Augenblick, ich schreibe nur einen Brief fertig!“

„Schreibe, Bruder, schreibe, hast Zeit; erst wasch' ich mich, rasire mich, bürste den Frack aus. Na, Bruder Wassja, wir erleben noch Glück und Zufriedenheit! Umarme mich, Wassja!“

„Ach, Bruder, ob . . .“

„Wohnt hier der Herr Beamte Schumkow?“ erscholl ein Kinderstimmchen auf der Treppe.

„Jawohl, junger Herr, jawohl!“ ließ sich Mawra vernehmen, während sie den Gast hereinließ.

Digitized by Google

„Was giebt's da?- Was? Was?“ schrie Wassja, vom Stuhl aufspringend und in's Vorzimmer stürzend. „Petinka, Du bist's?“

„Guten Morgen, gratulire Ihnen zum Neuen Jahr, Wassilij Petrowitsch,“ sagte der hübsche, schwarzlockige, etwa zehn Jahr alte Junge. — „Schwesterchen grüßt und Mama auch, und Schwesterchen trug mir auf, in ihrem Namen Ihnen einen Kuß zu geben.“

Wassja warf den Boten in die Luft empor und schloß seine Lippen, die jenen Lieschen's schrecklich ähnlich waren, mit einem langen, triumphirenden Kuß.

„Küsse ihn, Arkascha!“ sagte er, ihm den kleinen Petja übergebend, und Petja, ohne die Erde zu berühren, ging sofort in die gewaltigen und im vollsten Sinne des Worts — gierigen Hände Arkadius Iwanowitsch's über.

„Du mein süßer Kleiner, willst Du Thee?“

„Danke sehr. Wir haben schon getrunken. Heute sind Alle früh aufgestanden. Sie sind zur Messe gegangen. Schwesterchen hat zwei Stunden lang mein Haar in Locken gelegt, mich pomadisiert, gewaschen, meine Höschen zugenäht, weil ich sie gestern mit dem Saschka auf der Straße zerrissen habe; wir haben Schneeball gespielt . . .“

„Nun — nun — nun — nun!“

„Nun, sie putzte mich auf, weil ich zu Ihnen gehen sollte; dann pomadisierte sie mich und dann küßte sie mich, und dann sagte sie: ‚Geh' zu Wassja, gratulire und frage, ob er zufrieden, ob er gut geschlafen und dann' . . . . und noch etwas sollte ich fragen — ja! und ob die Arbeit fertig ist, welche gestern . . . . ja, was? weiß nicht genau . . . doch hier ist's mir aufgeschrieben,“ sagte der Knabe, einen Zettel durchlaufend, den er aus der Tasche herausgezogen; „— ja! — Ihnen Unruhe gemacht.“

„Wird fertig! Sag's ihr, daß die Arbeit bestimmt fertig wird, daß ich mein Ehrenwort gab!“

„Und noch . . . ach! und ich hab's ganz verschwitzt. Schwesterchen schickt einen Zettel und ein Geschenk, und ich hab's ganz verschwitzt!“

„Gott im Himmel! . . . Ach, Du mein Kleinod, wo . . . wo denn? Da — ah?! Sieh, Bruder, was sie mir schreibt. Die Süße, Theure! Weißt Du, ich habe gestern bei ihr eine Brieftasche gesehen, für mich bestimmt; sie sei nicht beendet, schreibt sie, sie schicke deshalb ihre eigene Haarlocke, die Brieftasche aber würde ich auch schon bekommen. Sieh', Bruder, sieh'!“

Und der wonnetrunkene Wassja zeigte Arkadius Iwanowitsch eine Locke dichtesten, schwärzesten Haares; dann drückte er sie fest an seinen Mund und barg sie in der Seitentasche, dem Herzen näher.

„Wassja! Ich bestelle Dir dafür ein Medaillon!“ sagte endlich Arkadius Iwanowitsch mit Entschiedenheit.

Digitized by Google

„Und wir werden gebratenes Kalbfleisch haben, und morgen gebackenes Mark, Mama will auch Bisquit backen .... Hirsengrütze aber wird nicht sein! ...“ sagte der Knabe, der darauf gesonnen, wie er seinen Vortrag beschließen solle.

„Teufel, was für'n famoser Junge!“ schrie Arkadius Iwanowitsch. „Wassja, Du bist der Glücklichste aller Sterblichen!“

Der Knabe war mit dem Thee fertig, erhielt ein Billet nebst tausend Küssen und ging glücklich und munter, wie er kam.

„Na, Bruder,“ begann der erfreute Arkadius Iwanowitsch; — „siehst Du, wie famos, siehst Du! Alles hat sich zum Besten gewendet, nur immer fröhlich und unverzagt! Vorwärts! Schreib' die Arbeit zu Ende, Wassja, rasch! In zwei Stunden bin ich zu Hause; erst zu ihnen, dann zu Julian Mastakowitsch ...“

„Na, adieu, Bruder, adieu ... Ach, wenn's nur ... Nun gut, geh' nur, schon gut,“ sagte Wassja. „Ich geh' entschieden nicht zu Julian Mastakowitsch.“

„Adieu!“

„Halt, Bruder, warte; sag' ihnen ... na, Alles, was Du zu sagen haben wirst; küsse sie ... und hörst, erzähl', Bruder, später Alles, erzähl' ...“

„Na, wissen schon — werden schon wissen, was! Das Glück hat Dich aus dem Gleichgewicht herausgebracht! Dieses Unerwartete .... Du kannst noch seit gestern nicht zu Dir kommen. Du hast noch die gestrigen Eindrücke nicht verwunden. Na, genug! Raff' Dich auf, Wassja, Freundchen! Adieu, adieu!“

Die Freunde trennten sich endlich. Den ganzen Morgen war Arkadius Iwanowitsch zerstreut und dachte nur an Wassja. Er kannte seinen schwachen, reizbaren Charakter. Ja, das Glück ist's, was ihn aus dem Gleichgewicht herausgebracht hat, ich habe mich nicht geirrt! dachte er. Lieber Gott, hat er mir Angst eingejagt. Und um eines Pfifferlings wegen ist dieser Mensch capabel, eine Tragödie aufzuführen! Ach, ich muß ihn retten; er muß gerettet werden! sprach Arkadius vor sich hin, ohne zu bedenken, daß er selbst bereits in seinem Herzen offenbar geringfügigen Verdrießlichkeiten in dieser Affaire die Bedeutung eines Unglücks beigemessen. Erst um elf Uhr gelangte er in die Portierloge Julian Mastakowitsch's, um der langen Registersäule der ehrerbietigen Personen, die ihre Namen in einen Bogen beklecksten und vollbeschriebenen Papiers eingetragen, auch seinen bescheidenen Namen beizufügen. Doch wie groß war sein Erstaunen, als sein Blick zufällig auf die eigenhändige Unterschrift Wassja Schumkow's fiel! Er stutzte. — Was geht mit ihm vor? dachte er. Und Arkadius Iwanowitsch, der sich eben erst mit heitern Hoffnungen geschmeichelt hatte, verließ die Portierloge in gänzlicher Verstörung.

Digitized by Google

Gewiß, ein Unglück war im Anzuge; aber von woher? Und was für ein Unglück?

Bei Artemjews erschien er mit düstern Gedanken; war anfangs zerstreut und entfernte sich nach einer Unterredung mit Lieschen mit Thränen in den Augen, weil er allen Ernstes um Wassja besorgt wurde. Nach Hause lief er beinahe, und auf der Newa stieß er Stirn an Stirn mit Wassja zusammen. Dieser lief ebenfalls.

„Wohin?" schrie Arkadius Iwanowitsch.

Wassja blieb stehen, gleich einem ertappten Verbrecher.

„Ich wollte so, Bruder ... nur einen Spaziergang wollte ich machen."

„Kein Sitzfleisch, he? Bist auf dem Wege nach Kolomna? Ach, Wassja, Wassja! Na, wozu bist Du zu Julian Mastakowitsch gegangen?"

Wassja antwortete nicht; dann sagte er resignirt:

„Arkadius, ich weiß nicht, was mit mir vorgeht! Ich ..."

„Unsinn, Wassja, Unsinn! Ich weiß ja, was das ist. Beruhige Dich, Du bist seit gestern aufgeregt und erschüttert. Alle lieben Dich, Alle sind um Dich besorgt, Deine Arbeit rückt vorwärts, Du wirst damit fertig, wirst ganz gewiß fertig, ich weiß. Du machst Dir nur unnütze Sorgen, siehst allerlei Gespenster ..."

„Nein, nein ...."

„Erinnerst Du Dich, Wassja, so war's mit Dir auch damals, als Du den Rang bekamst. Du verdoppeltest vor lauter Glück und Dankbarkeit Deinen Eifer und verdarbst eine Woche lang Deine Arbeiten. So ist's auch jetzt ...."

„Ja, ja, Arkadius, aber diesmal ist's etwas ganz Anderes, gar nicht das, was damals ...."

„Wie, nicht das? Erbarme Dich! Und am Ende ist die Sache gar nicht eilig, und Du marterst Dich selbst ab ..."

„Nein, nein, es ist nichts. Nun komm'!"

„Wie, willst Du denn nicht nach Haus und nicht zu ihnen?"

„Nein, Bruder, wo soll ich denn in dem Zustande? ... Ich habe es bedacht. Ich konnte nur nicht auf dem Fleck bleiben, weil ich allein, ohne Dich war; nun aber, da Du mit mir bist, setz' ich mich an die Arbeit. Komm'!"

Sie gingen und schwiegen eine Zeit lang. Wassja eilte.

„Was frägst Du mich denn nicht aus — über sie?" sagte Arkadius Iwanowitsch.

„Ach ja! Nun, Arkaschinka, wie war's?"

„Wassja, ich erkenne Dich kaum wieder!"

„Nun, es ist nichts, es ist nichts. Erzähle mir Alles, Arkascha!" sagte Wassja mit flehender Stimme, als wolle er weiteren Erklärungen ausweichen.

Digitized by Google

Arkadius Iwanowitsch seufzte. Er verlor entschieden seine Fassung, sowie er Wassja ansah. Der Bericht über die Artemjews belebte ihn. Er wurde sogar gesprächig. Sie aßen zu Mittag. Die alte Mama hatte Arkadius Iwanowitsch's Tasche mit Bisquit vollgestopft und die Freunde aßen es, heiter plaudernd. Nach Tisch versprach Wassja etwas zu schlafen, um dann die ganze Nacht aufzubleiben .... Am Morgen hätte Jemand, dem man nicht wohl absagen konnte, Arkadius Iwanowitsch zu sich zum Thee geladen.

Die Freunde trennten sich. Arkadius Iwanowitsch gab sich das Wort, so früh als möglich zurückzukommen, wenn möglich — sogar um acht Uhr.

Drei Stunden Trennung schienen ihm wie drei Jahre. Endlich riß er sich los und eilte zu Wassja. In's Zimmer tretend, sah er, daß es darin dunkel war. Wassja war nicht zu Hause. Er fragte Mawra. Mawra sagte, daß der Herr immer geschrieben und gar nicht geschlafen hätte, dann vor einer Stunde fortgelaufen sei und gesagt hätte, er würde in einer halben Stunde zurück sein; und wenn Arkadius Iwanowitsch käme, so sollte sie sagen (so schloß Mawra ihren Bericht), er sei spazieren gegangen, und drei, nein vier Mal habe er ihr diese Weisung vorgekaut.

Bei Artemjews ist er! dachte Arkadius Iwanowitsch und schüttelte den Kopf.

Im nächsten Augenblick sprang er, von einer Hoffnung belebt, auf. „Er ist einfach fertig," dachte er: „das ist Alles; hatte kein Sitzfleisch und lief dahin. Uebrigens nein! Er hätte mich abgewartet ... Sehen wir, was er da hat!"

Er zündete ein Licht an und stürzte zum Schreibtisch Wassja's; die Arbeit ging vorwärts und war scheinbar nicht allzuweit vom Ende entfernt. Arkadius Iwanowitsch war eben im Begriff, weitere Forschungen anzustellen, als plötzlich Wassja eintrat.

„Ah, Du bist hier?" schrie er, erschreckt zusammenfahrend.

Arkadius Iwanowitsch schwieg. Er fürchtete Wassja auszufragen. Dieser senkte die Augen und fuhr ebenfalls schweigend fort, seine Papiere zu sortiren. Wassja's Blick war so bittend, so flehend, so vernichtet, daß Arkadius zusammenfuhr, als er ihm begegnete. Sein Herz erbebte und quoll über.

„Wassja, mein Bruder, was hast Du, was ist Dir!" schrie er, zu ihm stürzend und ihn an seine Brust pressend. — „Erkläre Dich; ich begreife Deinen Kummer nicht; was hast Du, Du mein Märtyrer? Was? Vertraue mir Alles an. Unmöglich, daß dies Eine ..."

Wassja schmiegte sich an ihn und konnte nichts sagen. Der Athem verging ihm.

„Muth, Wassja, Muth! Na, kannst Du nicht fertig werden — was thut's? Ich begreife Dich nicht; theile mir Deine Qualen mit. Siehst

Digitized by Google

Du, für Dich will ich ... Ach Gott, mein Gott!" sprach er, im Zimmer auf und ab rennend und nach Allem greifend, was ihm unter die Hände kam, als suche er ein unverzügliches Heilmittel für Wassja. „Ich selbst geh' morgen statt Deiner zu Julian Mastakowitsch, werde ihn bitten, ihn anflehen, er möchte die Frist noch um einen Tag verlängern. Ich werde ihm Alles erklären, wenn es Dich so quält ..."

„Gott bewahre Dich davor!" rief Wassja aus und wurde blaß wie die Wand. Er wankte wie ohnmächtig.

„Wassja, Wassja!"

Wassja kam zu sich. Seine Lippen bebten; er wollte etwas aussprechen und preßte nur schweigend, krampfhaft Arkadius' Hand.

Seine Hand war kalt. Arkadius stand, von qualvoller Spannung erfüllt, vor ihm. Wassja hob wieder seine Augen zu ihm empor.

„Wassja! Gott mit Dir, Wassja! Du hast mein Herz zerfleischt, Du, mein Freund, Du, mein Liebster."

Ein Thränenstrom brach aus Wassja's Augen; er warf sich an Arkadius' Brust.

„Ich habe Dich betrogen, Arkadius!" sprach er. „Ich habe Dich betrogen; vergieb mir, vergieb! Ich habe Deine Freundschaft getäuscht!"

„Wieso, Wassja? Was bedeutet das?" fragte Arkadius, völlig entsetzt.

„Da! ..."

Und Wassja warf mit einer verzweifelten Handbewegung aus dem Schubfach sechs dicke Hefte auf den Tisch, ähnlich jenem, das er copirte.

„Was ist das?"

„Da — das muß ich zu übermorgen fertig schreiben. Ich habe kaum den vierten Theil fertig! Frage nicht, frage nicht ... wie das gekommen!" fuhr Wassja fort, selbst das zur Sprache bringend, was ihn quälte. „Arkadius, mein Freund! Ich weiß selbst nicht, was mit mir vorging; mir ist's, als ob ich aus einem Schlummer erwachte. Ich habe ganze drei Wochen umsonst todtgeschlagen. Ich ging ... ich ... ging immer zu ihr ... Mein Herz war krank, mich quälte die Ungewißheit ... Da konnt' ich denn auch nicht schreiben. Ich habe nicht einmal daran gedacht. Erst jetzt, als das Glück an mich herantritt, hab' ich mich wieder darauf besonnen."

„Wassja!" begann Arkadius Iwanowitsch entschieden. „Wassja, ich rette Dich. Ich begreife das Alles. Das ist kein Spaß. Ich rette Dich! Höre, höre mich: morgen gehe ich zu Julian Mastakowitsch ... Schüttle nicht den Kopf, nein, höre! Ich erzähle ihm, wie Alles gekommen; laß mich das nur machen. Ich will ihm erklären .... Ich will Alles wagen. Ich will ihm erzählen, wie Du niedergeschmettert bist, wie Du Dich marterst."

Digitized by Google

„Weißt Du, daß Du schon jetzt mich tödtest?“ hauchte Wassja, ganz starr vor Schreck.

Arkadius Iwanowitsch erblaßte zuerst, dann aber besann er sich und brach in Lachen aus.

„Nichts weiter? Das ist Alles?“ sagte er. „Erbarme Dich, Wassja, um Gotteswillen! Schäme Dich! Nun höre! Ich sehe, daß ich Dich kränke. Siehst Du, ich begreife Dich, ich weiß, was in Dir vorgeht. Leben wir doch schon fünf Jahre zusammen, Gott sei Dank! Du bist so gut, so zart, aber schwach, unverantwortlich schwach. Auch Lisaweta Michailowna hat das gemerkt. Und außerdem bist Du auch noch ein Phantast, und das ist auch nicht gut; überschnappen kann man, Bruder! Höre, ich weiß ja, was Du möchtest! Du möchtest z. B. daß Julian Mastakowitsch vor Freude, daß Du heiratheſt, hüpfen oder gar einen Ball geben möchte .... Na, warte, warte! Du runzelst die Stirn. Siehst Du, sogar die Erwähnung Julian Mastakowitsch's nimmst Du mir übel! Ich lasse ihn in Ruhe. Ich selber achte ihn ja nicht minder als Du! Das aber wirst Du nicht bestreiten und mir nicht verbieten wollen, zu denken — daß Du nämlich den Wunsch hegst, es möchte keinen Unglücklichen auf der Erde geben, da Du heiratheſt ... Ja, Bruder, das wirst Du zugeben, daß Du wünschest, auf mich z. B., Deinen besten Freund, möchten gleich an die Hunderttausend herunterregnen; alle Feinde auf der Erde möchten plötzlich mir nichts Dir nichts sich versöhnen, möchten einander mitten auf der Straße in die Arme fallen und dann meinetwegen hierher zu Dir zu Gast kommen. Freundchen! Liebster! Ich lache nicht, das ist wirklich der Fall. Du hast mir das schon längst auf verschiedene Art zu verstehen gegeben. Weil Du glücklich bist, willst Du auch, daß absolut Alle auf einmal beglückt würden. Dich schmerzt's, Dir ist's lästig, allein glücklich zu sein! Darum willst Du gleich alle Kraft aufbieten, um dieses Glückes würdig zu sein, und vielleicht gar, zur Erleichterung Deines Gewissens, eine Heldenthat vollbringen! Nun, ich begreife, wie Du Dich zu quälen bereit bist, weil Du da, wo Du Deinen Fleiß, Dein Können ... na, meinetwegen, Deine Dankbarkeit, wie Du sagst, hättest zeigen müssen, nichts von all' dem, sondern eine kleine Vernachlässigung Dir hast zu Schulden kommen lassen! Du kannst den Gedanken nicht verdauen, daß Julian Mastakowitsch unzufrieden, ja sogar böse sein wird, wenn er sehen wird, daß Du seine Erwartungen nicht gerechtfertigt hast, die er auf Dich gegründet. Dich schmerzt der Gedanke, Vorwürfe von Dem zu hören, den Du für Deinen Wohlthäter hältst — und zu welcher Stunde! Da Dein Herz überquillt vor Freude und Du nicht weißt, wem Du danken sollst .... Hab' ich nicht Recht, wie? Hab' ich nicht Recht?“

Arkadius Iwanowitsch, dessen Stimme gegen den Schluß hin gebebt hatte, schwieg und holte Athem.

Wassja sah mit Zärtlichkeit auf seinen Freund. Ein Lächeln umflog seine Lippen. Sogar etwas wie ein Hoffnungsschimmer belebte seine Züge.

„Nun, so höre denn," begann von Neuem Arkadius, noch mehr von Hoffnung beseelt, — „also ist's auch nicht nöthig, daß Julian Mastakowitsch sein Wohlwollen Dir entzieht. Richtig, mein Theuerer? Getroffen? Haben wir's aber getroffen, so will ich" — sagte Arkadius, aufspringend — „will ich Dir ein Opfer bringen. Ich fahre morgen zu Julian Mastakowitsch . . . Widersprich mir nicht! Du, Wassja, schraubst Dein Vergehen bis zum Verbrechen. Er aber, Julian Mastakowitsch, ist großmüthig und barmherzig, und zu dem — nicht so wie Du! Er wird, Bruder Wassja, uns Beide anhören und uns retten. Na, bist nun ruhig?"

Wassja drückte mit Thränen in den Augen Arkadius' Hand.

„Nun, laß gut sein, laß gut sein," sagte er. — „Die Sache ist abgemacht. Nun, ich bin nicht fertig geworden, gut; nicht fertig, also nicht fertig. Und Du brauchst gar nicht hinzugehen; ich will selbst Alles erzählen, will selbst gehen. Ich habe mich jetzt ganz beruhigt, bin ganz ruhig; nur geh' Du nicht . . . Und höre . . .

„Wassja, mein Theuerer!" schrie freudig Arkadius Iwanowitsch; „ich hielt mich ja an Deine Worte; ich freue mich, daß Du Dich besonnen und Dich gefaßt. Aber wie es auch um Dich stände, was Dir auch passire — ich bin bei Dir, das vergiß nicht! Ich sehe, Du zitterst vor dem Gedanken, ich möchte mit Julian Mastakowitsch reden; — ich werde nicht mit ihm reden, nichts sagen, Du selbst wirst mit ihm reden. — Siehst Du, geh' morgen hin . . . oder nein, geh' nicht hin, bleib' hier und schreibe. Verstehst Du? Ich aber will da unter der Hand auskundschaften, was das für eine Arbeit ist, ob sehr eilig oder nicht, ob sie übermorgen nöthig ist oder nicht, und was herauskommen kann, wenn man den Termin versäumt. Dann lauf' ich sofort zu Dir . . . Siehst Du, siehst Du! da ist schon eine Hoffnung. Na, stell' Dir vor, daß die Sache nicht eilig ist — Hurrah! Julian Mastakowitsch kann vergessen, daran zu erinnern, und Alles ist gerettet."

Wassja schüttelte zweifelnd den Kopf. Doch sein dankbarer Blick ruhte noch immer auf dem Antlitze seines Freundes.

„Nun gut, nun gut!" sagte er, schwer athmend; „ich bin so schwach, so matt . . . ich selbst möchte nicht daran denken. Nun, sprechen wir von etwas Anderem! Ich möchte jetzt nicht einmal schreiben, nur so ein paar Seiten will ich beenden, um wenigstens bis zu einem Punkt zu kommen. Höre . . . ich wollte Dich längst fragen: wieso kennst Du mich so gut?"

Thränen tröpfelten aus Wassja's Augen auf Arkadius' Hände.

Digitized by Google

„Wenn Du wüßtest, Wassja, wie sehr ich Dich liebe, Du würdest nicht darnach fragen — ja!“

„Ja, ja, Arkadius, ich weiß das nicht, weil . . . weil ich nicht weiß, wofür Du mich liebst! Ja, Arkadius, weißt Du wohl, daß sogar Deine Liebe mich manchmal vernichtet? Weißt Du wohl, daß ich oft, namentlich wenn ich zu Bette ging und an Dich dachte (denn vor dem Einschlafen denke ich immer an Dich), in Thränen zerfloß und mein Herz stöhnte darüber . . . darüber . . . Nun, darüber, daß Du mich so liebst, und ich durch nichts Dein Herz erleichtern, mit nichts Dir vergelten konnte . . .“

„Siehst Du, Wassja, siehst Du, wie Du bist! . . . Sieh' wie Du jetzt wieder aufgeregt bist,“ sagte Arkadius, dessen Seele vor Weh zerborst und der der gestrigen Scene auf der Straße gedachte.

„Ach was! Du willst, ich möchte mich beruhigen, und ich war noch nie so ruhig und glücklich wie jetzt! Weißt Du . . . Höre, ich möchte Dir Alles erzählen, aber immer fürchte ich Dich zu betrüben . . . Du ärgerst Dich immer und schreist auf mich; das macht mir Angst . . . sieh', wie ich jetzt zittere, ich weiß nicht warum. Höre, was ich Dir sagen möchte. Mir scheint, ich habe mich früher selbst nicht gekannt. — Ja! und auch die Anderen habe ich erst gestern kennen gelernt. Ich habe, Bruder, Niemand nach Verdienst gewürdigt. Mein Herz . . . war gefühllos . . . Höre, wie ist's gekommen, daß ich Niemand, Niemand auf der Welt eine Wohlthat erwiesen habe, daß ich deß nicht fähig war, und daß ich sogar ein unangenehmes Aeußere habe? . . Und Alle haben mir Gutes gethan! Da — Du bist der Erste; als ob ich's nicht sähe. Ich habe nur geschwiegen, nur geschwiegen!“

„Wassja, laß das!“

„Warum, Arkascha! Warum . . . Ich meine ja nur . . .“ unterbrach ihn Wassja, während Thränen seine Worte erstickten. — „Ich sprach gestern von Julian Mastakowitsch. Und Du selbst weißt ja, daß er so streng, so rauh ist, Du hast ja selbst von ihm mehrmals Rügen zu hören bekommen; mit mir aber fiel es ihm gestern ein zu scherzen, er war freundlich und hat in sein Herz, das er kluger Weise vor Allen verbirgt, mich blicken lassen . . .“

„Nun also, Wassja! Das beweist nur, daß Du Deines Glückes würdig bist“

„Ach, Arkascha! Wie möcht' ich diese Arbeit beendigen! . . . Nein ich werde mein Glück dem Verderben preisgeben! Ich habe dies Vorgefühl! Nein, nicht dadurch . . .“ unterbrach sich Wassja, weil Arkadius auf den hundertpfündigen Papierstoß schielte, der auf dem Tische lag; — „das ist nichts, das ist geschriebenes Papier . . . Unsinn! Das ist eine abgemachte Sache . . . Ich war, Arkascha, heute dort, bei ihnen . . . ich ging ja nicht hinein. Es war mir so schwer, so bitter um's Herz!

Ich stand nur etwas an der Thür. Sie spielte Klavier; ich hörte zu. Siehst Du, Arkascha," sagte er, und seine Stimme sank. — „Ich wagte nicht einzutreten . . ."

„Höre, Wassja, was ist mit Dir? Du blickst mich so an . . ."

„Was? Nichts, mir ist nur etwas übel; die Füße zittern; das kommt davon, weil ich die Nacht aufgewesen. Ja! Vor den Augen wird es schwarz. Hier, hier . . ." Er zeigte auf's Herz. Dann fiel er in Ohnmacht. Als er zu sich kam, da wollte Arkadius gewaltsam einschreiten. Er wollte ihn mit Gewalt zu Bett bringen. Wassja wollte nichts davon wissen. Er weinte, rang die Hände, und wollte schreiben, wollte durchaus seine zwei Seiten zu Ende schreiben. Um ihn nicht zu reizen, ließ ihn Arkadius gewähren.

„Siehst Du," sagte Wassja, sich an seinen Platz begebend, „siehst Du, auch mir ist eine gute Idee gekommen, auch ich habe eine Hoffnung." Er lächelte Arkadius zu, und sein leidendes Gesicht schien in der That von einem Hoffnungsstrahl belebt. „Siehst Du, ich will ihm übermorgen nicht Alles bringen. Von dem Uebrigen werde ich eine Unwahrheit sagen, daß es verbrannt, daß es naß geworden, daß ich es verloren . . . daß, schließlich, na — daß ich nicht fertig geworden, denn lügen kann ich doch nicht. Ich erkläre ihm selbst — weißt Du was! Ich will ihm Alles erklären; ich werde sagen: so und so, ich konnte nicht . . . ich werde ihm von meiner Liebe erzählen; er hat ja selbst unlängst geheirathet, er wird mich verstehen! Ich werde dabei natürlich alle Ehrerbietung und Bescheidenheit wahren; er wird meine Thränen sehen und gerührt sein."

„Ja, freilich, geh', geh' zu ihm, erkläre Dich . . . Deine Thränen aber sind ganz überflüssig! wozu die? Wahrhaftig, Wassja, Du hast auch mir einen tüchtigen Schreck eingejagt!"

„Ja, ich gehe, ich gehe. Jetzt aber laß mich schreiben, laß mich schreiben, Arkascha. Ich rühre Niemand an; laß mich schreiben!"

Arkadius warf sich auf's Bett. Er traute Wassja nicht, er traute Wassja absolut nicht. Wassja war zu Allem fähig. „Aber um Verzeihung bitten, warum, wie? Nicht darin lag die Hauptsache. Die Hauptsache war die, daß Wassja seine Pflichten nicht erfüllt hatte, daß Wassja sich schuldig fühlt in seinen eigenen Augen; sich undankbar dem Schicksal gegenüber fühlt, daß Wassja von seinem Glück erdrückt, erschüttert ist, und sich dieses Glückes unwürdig hält; daß er endlich nur einen Vorwand gesucht, um die Sache in einem anderen Lichte erscheinen zu lassen, im Grunde jedoch seit gestern noch nicht seine Fassung wiedererlangt hat; das ist's," dachte Arkadius Iwanowitsch. „Er muß gerettet werden. Man muß ihn mit sich selbst versöhnen. Er spricht sich selbst

Digitized by Google

das Urtheil." — Er dachte, dachte, und beschloß, zu Julian Mastakowitsch zu gehen, gleich morgen zu gehen und ihm Alles zu erzählen.

Wassja saß und schrieb. Der gequälte Arkadius legte sich hin, um über die Sache nachzudenken, und erwachte erst kurz vor Tagesanbruch.

„Ei, Teufel, wieder!" schrie er, nach Wassja sehend; der saß und schrieb.

Arkadius stürzte zu ihm, umfaßte ihn und legte ihn gewaltsam zu Bett. Wassja lächelte; seine Augen schlossen sich vor Mattigkeit. Er konnte kaum sprechen.

„Ich wollte mich selbst hinlegen," sagte er. — „Weißt Du, Arkadius, ich habe eine Idee . . . ich werde fertig. Ich habe die Feder beschleunigt! Länger war ich unfähig zu sitzen; wecke mich um acht Uhr."

Er beendete die letzten Worte nicht und schlief wie ein Todter.

„Mawra," flüsterte Arkadius, zur Magd gewendet, die den Thee hereinbrachte; — „er bat, ihn nach einer Stunde zu wecken. Unter keiner Bedingung soll das geschehen! Laß ihn schlafen, meinetwegen zehn Stunden! Verstanden?"

„Verstehe, guter Herr!"

„Mittagsessen ist nicht nöthig, mit dem Holz wirthschafte nicht, mach' keinen Lärm, nimm Dich in Acht! Fragt er nach mir, so sag', daß ich in den Dienst gegangen. Verstanden?"

„Verstehe guter Herr; mag er schlafen nach Herzenslust, was geht's mich an! Ich freue mich, wenn Herrschaften schlafen, und hüte herrschaftliches Gut. Neulich aber, als Sie von wegen der zerbrochenen Tasse mich gescholten, war's nicht meine Schuld, sondern der Misi-Katz'! die hat sie zerschlagen; ich hatte nämlich gar nicht nach ihr gesehen. Fort, sag' ich ihr, verdammtes Beest!"

„St, halt den Mund!"

Arkadius Iwanowitsch schob Mawra hinaus, forderte ihr den Schlüssel ab und sperrte sie in der Küche ein. Dann ging er in sein Amt. Unterwegs dachte er daran, wie er sich Julian Mastakowitsch präsentiren solle, und ob es auch passend und nicht dreist sein würde? Im Departement erschien er schüchtern und erkundigte sich furchtsam, ob Seine Excellenz da wäre; es hieß nein, auch würde er nicht kommen. Arkadius Iwanowitsch wollte stracks zu ihm in die Wohnung gehen, überlegte aber rechtzeitig, daß wenn Julian Mastakowitsch nicht gekommen war, er folglich zu Hause beschäftigt sei. Er blieb also. Die Stunden schienen ihm endlos. Unter der Hand zog er Erkundigungen ein, betreffs der Schumkow anvertrauten Arbeit. Aber Niemand wußte etwas. Man wußte nur, daß Julian Mastakowitsch ihn mit Privatangelegenheiten zu beschäftigen geruhte, — mit welcherlei, das wußte Niemand. Endlich schlug es drei, und Arkadius Iwanowitsch eilte nach Hause. Im Ankleidezimmer hielt

ihn ein Schreiber an und sagte, daß Wassily Petrowitsch Schumkow soeben gegen Eins dagewesen sei und gefragt habe, ob er (Arkadius Iwanowitsch) da wäre und ob Julian Mastakowitsch dagewesen sei. Dies hörend, miethete Arkadius Iwanowitsch ein Fuhrwerk und kam athemlos vor Schreck zu Hause an.

Schumkow war zu Hause. Er ging im Zimmer, in der größten Erregtheit auf und ab. Er warf einen Blick auf Arkadius Iwanowitsch und that sofort, als hätte er seine Fassung wiedergewonnen, als hätte er sich besonnen, und suchte schnell seine Erregung zu verbergen.

Er setzte sich schweigend vor seine Papiere.

Es schien, als suche er den Fragen seines Freundes auszuweichen, als wären sie ihm lästig, als hätte er selbst einen Entschluß gefaßt und sich dabei das Wort gegeben, ihn streng geheim zu halten, weil man sich nun auch auf die Freundschaft nicht mehr verlassen könne. Dies machte Arkadius stutzen, und sein Herz empfand bitteres, stechendes Weh. Er setzte sich auf's Bett und schlug ein Buch auf, das einzige, das er besaß, aber wendete seine Augen nicht ab von dem armen Wassja. Indeß Wassja schwieg hartnäckig, schrieb und hob den Kopf nicht empor. So vergingen einige Stunden, und Arkadius' Qualen erreichten ihren letzten Höhepunkt. Endlich, gegen elf Uhr, hob Wassja den Kopf empor und richtete auf Arkadius einen stumpfen, starren Blick. Arkadius wartete. Zwei bis drei Minuten vergingen; Wassja schwieg.

„Wassja!" rief Arkadius.

Wassja gab keine Antwort.

„Wassja!" wiederholte er, vom Bett aufspringend. „Wassja, was hast Du?. Was ist Dir?" schrie er, auf ihn zulaufend.

Wassja erhob seinen Kopf und richtete auf ihn wieder denselben stumpfen, starren Blick.

„Ein Anfall von Geistesabwesenheit!" dachte Arkadius, zitternd vor Angst.. Er ergriff eine Karaffe mit Wasser, stützte Wassja, goß ihm Wasser auf den Kopf, befeuchtete seine Schläfen, rieb seine Hände — und Wassja kam zu sich. „Wassja, Wassja!" schrie Arkadius weinend, weil er nicht mehr an sich halten konnte. „Wassja, morde Dich nicht, besinne Dich! besinne Dich! . . ."

Er beendete nicht und preßte ihn in seiner Umarmung zusammen. Eine gewisse drückende Empfindung prägte sich in Wassja's Gesicht aus, er rieb sich die Stirn und hielt den Kopf, gleichsam fürchtend, er möchte zerspringen.

„Ich weiß nicht, was mit mir ist," sagte er endlich; „ich glaube, ich glaube, ich habe mich überarbeitet. Nun gut, gut! Genug, Arkadius, mach' Dir keine Sorgen, genug!" wiederholte er, traurigen, erschöpften Blickes auf ihn schauend. „Warum sich beunruhigen? Unsinn!"

Digitized by Google

„Du, Du tröstest mich!“ rief Arkadius, dem es das Herz zerriß. — „Wassja,“ sagte er endlich, „leg' Dich hin, schlaf' ein wenig, was? Quäl' Dich nicht umsonst! Hernach wird die Arbeit besser gehen!“

„Ja, ja!“ wiederholte Wassja; „meinetwegen, ich leg' mich hin; gut, ja! Sieh', ich wollte die Arbeit beenden, aber jetzt habe ich mich bedacht, ja . . . .“ Und Arkadius schlepple ihn in's Bett.

„Höre, Wassja,“ sagte er mit Festigkeit. — „Die Sache muß definitiv entschieden werden! Sage mir, was hast Du beschlossen?“

„Ach!“ sagte Wassja, mit der kraftlosen Hand eine abwehrende Bewegung machend und den Kopf nach der andern Seite kehrend.

„Holla, Wassja, entscheide Dich! Ich will nicht Dein Mörder sein; ich kann nicht mehr schweigen. Du schläfst nicht ein, bevor Du Dich nicht entscheidest, ich weiß.“

„Wie Du willst, wie Du willst,“ wiederholte Wassja zweideutig.

„Er giebt nach!“ dachte Arkadius Iwanowitsch. „Folge mir, Wassja,“ sagte er; „bedenke, was ich Dir sagte, und ich werde Dich morgen retten; morgen entscheide ich Dein Schicksal! Was sage ich da, Schicksal! Du hast mir solche Angst eingejagt, Wassja, daß ich Dein eigenes Zeug nachschwatze. Was da, Schicksal! Einfach Unsinn, dummes Zeug! Du möchtest nicht die Zuneigung, die Liebe, wenn Du willst, Julian Mastakowitsch's verlieren, ja! Na, wirst sie auch nicht verlieren, sollst sehen . . . Ich . . .“

Arkadius Iwanowitsch würde noch lange fortgeredet haben, aber Wassja unterbrach ihn. Er erhob sich vom Bette, schlang schweigend seine Arme um Arkadius Iwanowitsch's Nacken und küßte ihn.

„Genug!“ sagte er mit schwacher Stimme. — „Genug! Laß das!“

Und er kehrte seinen Kopf von Neuem der Wand zu.

„Mein Gott!“ dachte Arkadius; — „mein Gott! Was ist mit ihm? Er hat ganz den Kopf verloren, was in aller Welt hat er beschlossen? Er bringt sich ganz herunter.“ Arkadius sah auf ihn in Verzweiflung. „Wenn er krank wird,“ dachte Arkadius, „wär's vielleicht besser. Mit der Krankheit schwände die Sorge, und die ganze Geschichte ließe sich prächtig beilegen. Doch, was fasle ich da! Ach, Du mein Heiland!“

Unterdessen schien es, als wäre Wassja eingeschlummert. Das freute Arkadius Iwanowitsch. „Ein gutes Zeichen!“ dachte er. Er beschloß die ganze Nacht bei ihm zu wachen. Wassja war sehr unruhig. Er fuhr fortwährend zusammen, wälzte sich und öffnete momentan die Augen. Zuletzt behauptete die Erschöpfung den Sieg, er schlief scheinbar ein wie todt.

Es war gegen zwei Uhr Morgens, als auch Arkadius Iwanowitsch auf dem Stuhl einschlief, mit dem Ellbogen auf den Tisch gestützt. Sein Schlaf war unruhig und sonderbar. Ihm kam es immer vor, als schlafe er nicht und als liege Wassja wie zuvor auf dem Bett. Doch seltsam!

Es kam ihm vor, daß Wassja sich verstelle und ihn sogar betrüge, und da — da — sich erhebe und sachte, ihn mit halbem Auge beobachtend, zum Schreibtisch hin schleiche.

Brennendes Weh durchwühlte Arkadius' Herz; es war ihm ärgerlich und schmerzlich und peinlich zugleich zu sehen, daß Wassja ihm nicht vertraue, vor ihm geheim thue und sich verstelle. Er wollte ihn umfassen, schreien, ihn auf's Bett zurücktragen . . . Da stieß Wassja in seinen Armen einen Schrei aus, und er schleppte nur einen leblosen Leichnam in's Bett. Kalter Schweiß trat auf Arkadius' Stirn, sein Herz schlug furchtbar. Er öffnete die Augen und erwachte. Wassja saß vor ihm am Tisch und schrieb.

Seinen Sinnen nicht trauend, blickte Arkadius auf's Bett; es war leer. Arkadius sprang erschreckt auf, er war noch unter dem Eindruck seines Traumgesichts. Wassja rührte sich nicht. Er schrieb immer weiter. Plötzlich bemerkte Arkadius mit Entsetzen, daß Wassja mit völlig trockener Feder auf dem Papier herumstreiche, wie wenn er schreibe, er drehte ganz weiße unbeschriebene Seiten um und eilte, eilte, als fülle er das Papier und als nähere er sich dem Ende seiner Arbeit auf die brillanteste und erfolgreichste Weise.

„Nein, das ist kein Anfall!" sagte sich Arkadius Iwanowitsch und erbebte am ganzen Leibe. „Wassja, Wassja! gieb mir doch Antwort!" schrie er, ihn bei der Schulter fassend. Aber Wassja schwieg und fuhr fort, wie zuvor, mit trockener Feder über das Papier zu streichen. — „Endlich habe ich die Feder beschleunigt," murmelte er, ohne den Kopf zu erheben.

Arkadius ergriff seinen Arm und entriß ihm die Feder.

Ein Stöhnen entrang sich Wassja's Brust. Er ließ die Hand sinken und hob die Augen zu Arkadius empor, dann fuhr er sich schwermüthig mit der Hand über die Stirn, als wolle er eine schwere, bleierne Bürde von sich wälzen, die auf seinem ganzen Sein lastete, und ließ dann langsam, wie in Selbstvergessenheit, den Kopf auf die Brust fallen.

„Wassja, Wassja!" schrie Arkadius Iwanowitsch in Verzweiflung. — „Wassja!"

Im nächsten Moment blickte ihn Wassja an. Thränen standen in seinen großen blauen Augen, und sein blasses, sanftes Gesicht drückte unendliche Qual aus . . . Er murmelte etwas. „Was? Was?" schrie Arkadius, sich zu ihm beugend. „Warum denn, warum denn mich?" flüsterte Wassja. — „Warum? Was hab' ich gethan?"

„Wassja! Was ist Dir? Wovor fürchtest Du Dich, Wassja? Wovor?" schrie Arkadius, verzweifelt die Hände ringend. — „Warum denn mich unter die Soldaten stecken?" sagte Wassja, seinem Freunde gerade in die Augen blickend. — „Warum? Was hab' ich gethan?"

Digitized

Die Haare standen Arkadius zu Berge, er traute seinen Ohren nicht. Er stand wie zu Tode verwundet vor ihm. Im nächsten Moment besann er sich. „Das ist nur so, momentan!“ sagte er zu sich, ganz bleich, mit zitternden, blaugewordenen Lippen, und warf sich in seine Kleider. Er wollte stracks nach dem Doctor laufen. Plötzlich rief ihn Wassja an. Arkadius stürzte zu ihm und schloß ihn in seine Arme, wie eine Mutter, der man ihr Kind entreißt . . . „Arkadius, Arkadius, sag's Niemand! Hörst Du? Meine Schuld ist's! Ich will's auch allein tragen . . .“

„Was sagst Du, was sagst Du? Besinne Dich, Wassja, besinne Dich!

Wassja seufzte und Thränen flossen über seine Wangen.

„Wozu sie tödten? Womit hat sie's verschuldet?“ murrte er mit herzzerreißender Stimme. — „Mein ist die Schuld, mein ist die Schuld!“

Er schwieg einen Augenblick.

„Leb' wohl, mein Lieb! Leb' wohl, mein Lieb!“ flüsterte er, mit dem Kopf schüttelnd. Arkadius fuhr zusammen, besann sich und wollte davonstürzen, nach dem Doctor. „Komm'! Es ist Zeit!“ rief Wassja, der Arkadius' letzte Bewegung bemerkt hatte. „Komm', Bruder, komm'; ich bin bereit! Du begleite mich!“ — Er verstummte und sah auf Arkadius mit vernichtendem, mißtrauischem Blick.

„Wassja, geh' nicht mit mir, um Gotteswillen! Erwarte mich hier. Ich komme gleich, sofort zu Dir zurück,“ sprach Arkadius Iwanowitsch, der selbst den Kopf verlor und nach der Mütze griff, um zum Doctor zu laufen. Wassja setzte sich sofort; er war still und gehorsam, nur in seinen Augen blitzte eine gewisse verzweifelte Entschlossenheit. Arkadius kehrte zurück, nahm vom Tisch das offene Federmesser, warf einen letzten Blick auf den Aermsten und stürzte aus der Wohnung. Es war acht Uhr. Das Tageslicht hatte schon längst die Dämmerung im Zimmer vertrieben.

Er rannte eine Stunde lang von Pontius zu Pilatus. Alle Doctoren, deren Adressen er von den Hausknechten erfuhr, bei denen er sich erkundigte, ob nicht ein Doctor im Hause wohne, waren bereits ausgefahren, der eine in Dienstgeschäften, der andere zu seinen Patienten. Nur einer war da, der Patienten empfing; er inquirirte lange und ausführlich den Diener, welcher gemeldet hatte, ein gewisser Nefedewitsch sei gekommen, er fragte sogar, von welchem Aussehen der frühzeitige Besuch sei? — und entschied schließlich, daß er ihn nicht empfangen könne, da er sehr beschäftigt sei, daßer auch nicht mitfahren könne und daß dergleichen Kranke in's Hospital gebracht werden müssen.

Und nun wünschte der erschütterte Arkadius, der nie und nimmer eine solche Lösung der Katastrophe erwartet hatte, alle Doctoren der Welt zur Hölle und jagte, in höchster Todesangst um Wassja, nach Hause. Er

Digitized by Google

stürzte in die Wohnung wie unsinnig. Mawra, als ob nichts geschehen, fegte die Diele, brach Späne und schickte sich an, den Ofen zu heizen. Das Zimmer war leer — Wassja war ausgegangen. „Wohin, wohin ist der Unglückliche gelaufen?“ dachte Arkadius, vor Entsetzen erstarrend. Er begann Mawra auszufragen. Sie wußte von Himmel und Erde nichts, hatte nicht einmal gehört, wie er fortgegangen, Gott sei ihm gnädig! Nefedewitsch jagte nach Kolomna. Gott weiß, warum ihm der Gedanke kam, er wäre dort.

Er kam dahin gegen neun Uhr. Er kam unerwartet, man wußte nichts, hatte keine Ahnung. Er stand vor ihnen erschreckt, erschüttert, und fragte nach Wassja.

Der Alten knickten die Beine zusammen; sie sank in den Divan. Lieschen, vor Schreck am ganzen Leibe zitternd, fragte nach dem Geschehenen. Was sollte Arkadius sagen? Er half sich mit einer schnell ersonnenen Fabel, die natürlich Niemand glaubte; und stürzte davon, Alle erschüttert und gequält zurücklassend. Er rannte nach seinem Ressort, um wenigstens nicht zu spät zu kommen und dort von dem Geschehenen Meldung zu thun, damit man rascher entsprechende Maßregeln treffe. Unterwegs fiel es ihm ein, daß Wassja bei Julian Mastakowitsch sein könne. Das war das Allerwahrscheinlichste; daran hatte Arkadius auch ganz zuerst gedacht. Am Hause Seiner Excellenz vorüberfahrend, wollte er anhalten, ließ jedoch sofort weiterfahren. Er beschloß sich zuerst zu versichern, ob nicht im Ressort selbst etwas geschehen sei, und dann erst, falls er dort nichts finde, sich Seiner Excellenz vorzustellen, wenigstens in der Eigenschaft eines über Wassja's Zustand rapportirenden Beamten. Jemand mußte doch rapportiren!

Schon im Empfangzimmer umringten ihn seine jüngeren Kollegen, ihm größtentheils gleich an Rang, und begannen ihn einstimmig auszufragen, was mit Wassja geschehen sei? Sie sprachen Alle zugleich davon, daß Wassja verrückt geworden sei und die fixe Idee bekommen, man wolle ihn mangelhaften Diensteifers halber unter die Soldaten stecken.

Arkadius Iwanowitsch antwortete nach allen Seiten hin, oder richtiger, er antwortete absolut Niemand und drängte sich zu den inneren Gemächern hin. Unterwegs erfuhr er, daß Wassja im Kabinet Julian Mastakowitsch's sei, daß dorthin Alle gegangen seien und daß auch Hesperus Iwanowitsch sich dorthin verfügt habe. Er blieb stehen. Jemand von den Oberen fragte ihn, wohin und was er wolle? Ohne die Person zu berücksichtigen, murmelte er etwas von Wassja und ging direct zum Kabinet. Er hörte bereits von dort aus die Stimme Julian Mastakowitsch's.

„Wohin?“ fragte ihn Jemand an der Thür.

Arkadius wurde confus, er dachte fast immer umzukehren, aber durch die halbgeöffnete Thür erblickte er seinen armen Wassja. Er öffnete die

Digitized by Google

Thür und drängte sich in's Zimmer. Dort herrschte ein Wirrwarr und Verlegenheit, weil Julian Mastakowitsch sich offenbar in großer Aufregung befand. Um ihn herum standen Alle, die höheren Ranges waren; sie konnten absolut keinen Rath schaffen. In einiger Entfernung stand Wassja. Arkadius erstarrte das Herz in der Brust, als er einen Blick auf Wassja warf. Wassja stand bleich, mit erhobenem Kopf, kerzengerade und die Hände straff gestreckt. Er sah Julian Mastakowitsch gerade in die Augen. Sogleich wurde Nefedewitsch bemerkt und Jemand, der wußte, daß sie zusammenlebten, setzte Seine Excellenz von dessen Anwesenheit in Kenntniß. Arkadius wurde vorgeführt. Er wollte auf die ihm vorgelegten Fragen antworten, blickte auf Julian Mastakowitsch und als er sah, daß sein Gesicht tiefes Mitleid ausdrückte, fing er auf's Heftigste an zu zittern und zu schluchzen wie ein Kind. Er that sogar mehr: er ergriff die Hand des Chefs, führte sie zu seinen Augen, sie mit Thränen netzend, so daß Julian Mastakowitsch selbst sie gewaltsam befreien mußte; dann sagte der Letztere:

„Nun, sei ruhig, Bruder, sei ruhig; ich sehe, daß Du ein gutes Herz hast."

Arkadius schluchzte und warf auf Alle flehende Blicke. Ihm schienen Alle des armen Wassja Brüder zu sein, und Alle miteinander um ihn zu trauern und vor Kummer zu vergehen.

„Wie ist denn das, wie ist denn das mit ihm gekommen?" fragte Julian Mastakowitsch; „wie hat er den Verstand verloren?"

„Aus Da—dank—bar—keit!" mehr konnte Arkadius Iwanowitsch nicht hervorbringen.

Die Antwort rief allgemeine Verwunderung hervor, und Allen schien es sonderbar und zweifelhaft, wieso ein Mensch aus Dankbarkeit verrückt werden könne? Arkadius erklärte so gut er konnte.

„Gott, wie schade!" sagte zuletzt Julian Mastakowitsch; „und die Arbeit, die ihm anvertraut war, war ganz unwichtig und gar nicht eilig. Ach, so ist der Mensch um nichts und wieder nichts!... Nun, führt ihn weg!"

Hier wandte sich Julian Mastakowitsch wieder zu Arkadius Iwanowitsch und richtete neue Fragen an ihn. „Er bittet," sagte er, auf Wassja weisend, „man solle einem Mädchen nichts davon sagen; ist das etwa seine Braut?"

Arkadius begann zu erzählen. Unterdessen stand Wassja da, als ob er über etwas nachsinne, als ob er mit der äußersten Anstrengung auf eine wichtige, nothwendige Sache kommen müsse, die ihm eben jetzt zu Statten kommen könnte. Hin und wieder warf er schmerzliche Blicke herum, als hoffte er, daß irgend Jemand ihn daran erinnern würde, was er vergessen. Er heftete seine Blicke auf Arkadius. Plötzlich war's, als blitze in seinen Augen ein Hoffnungsstrahl auf, er that zuerst einen, dann drei Schritt vorwärts, so ungezwungen als er nur konnte, und stampfte

Digitized by Google

sogar mit dem rechten Absatz auf, wie es die Soldaten machen, wenn sie auf den Ruf des Offiziers vortreten. Alle harrten deß, was da kommen würde.

„Ich habe einen Körperfehler, Euer Excellenz, bin schwach von Kräften und klein von Wuchs und tauge nicht zum Militärdienst," sagte er stoßweise.

Hier empfanden Alle, die im Zimmer waren, eine gewisse Herzbeklemmung, und bei aller Unerschütterlichkeit seines Characters konnte Julian Mastakowitsch doch eine Thräne nicht zurückhalten. „Führt ihn weg!" sagte er, mit der Hand winkend.

„Stirn!" sagte Wassja halblaut, dann machte er rechtsum Kehrt und ging aus dem Zimmer. Ihm stürzten Alle nach, die Antheil an seinem Geschick nahmen. Arkadius drängte den Uebrigen nach. Wassja wurde im Empfangzimmer placirt, in Erwartung einer Instruction und eines Wagens, der ihn in's Hospital bringen sollte.

Er saß da und war augenscheinlich in tiefer Bekümmerniß. Wen er erkannte, dem nickte er mit dem Kopfe zu, als verabschiede er sich von ihm. Er drehte sich fortwährend nach der Thür um und erwartete den Moment, wo man ihn abholen würde. Um ihn schaarte sich ein enger Kreis; Alle schüttelten die Köpfe, Alle riethen. Viele frappirte seine Geschichte, die mit einem Schlage Allen bekannt geworden war; die Einen raisonnirten, die Andern bemitleideten und lobten Wassja, sprachen davon, daß er ein so bescheidener, stiller junger Mann gewesen, der zu so großen Hoffnungen berechtigte; erzählten, wie er sich Mühe gegeben, zu lernen, wie wißbegierig er gewesen sei, wie er getrachtet habe, sich zu bilden. „Durch eigene Kraft hat er sich aus dem Staube emporgearbeitet!" bemerkte Jemand. Mit besonderer Rührung gedachte man des Wohlwollens, das Seine Excellenz Wassja bewiesen. Einige suchten zu erklären, woher die fixe Idee Wassja's, er würde unter die Soldaten gesteckt werden, weil er die Arbeit nicht beendet, käme. Es hieß, der Aermste sei erst jüngst des steuerpflichtigen Standes enthoben und sei nur auf Verwendung Julian Mastakowitsch's, der seine Begabung, seinen Gehorsam und seine seltene Sanftmuth zu schätzen wußte, der ersten Rangklasse gewürdigt worden. Mit einem Wort, es wurde sehr viel hin und her geredet und raisonnirt. Besonders machte sich aus der Zahl der auf's Tiefste erschütterten Kollegen Wassja's Einer bemerkbar. Er war klein von Wuchs und nicht eben sehr jung, sondern so etwa dreißig. Er war bleich wie Leinwand, zitterte am ganzen Leibe und lächelte so sonderbar — vielleicht deshalb, weil in der Regel jeder Skandal oder jede Schreckensscene einem unbetheiligten Zuschauer Angst und zugleich gewissermaßen Vergnügen macht. Er lief fortwährend um den ganzen Kreis herum, der sich um Schumkow gebildet hatte, und da er klein war, so stellte er sich auf die

Digitized by Google

Zehenspitzen, faßte den ersten Besten, der ihm in den Wurf kam, beim Rockknopf, d. h. von Denen, die er beim Rockknopf ungestraft fassen durfte, und behauptete immer, er wisse, woher das Alles komme, und die Geschichte sei gar nicht so unschuldig, sondern sehr ernsthaft, und man könne das nicht so auf sich beruhen lassen; dann stellte er sich wieder auf die Zehenspitzen, zischelte seinem Zuhörer in's Ohr, nickte ein paar mal mit dem Kopf und lief dann wieder auf einen andern Platz. Schließlich war Alles zu Ende: der Wächter erschien in Begleitung eines Feldscherers aus dem Hospital; sie traten an Wassja heran und sagten ihm, es wäre Zeit zum Aufbrechen. Er sprang auf, wurde unruhig und folgte ihnen, indem er den Blick im Kreise herum schweifen ließ. Er suchte Jemand mit den Augen.

„Wassja, Wassja!" schrie schluchzend Arkadius Iwanowitsch.

Wassja blieb stehen und Arkadius drängte sich bis zu ihm durch. Sie fielen zum letzten Mal einander in die Arme und preßten sich heftig Brust an Brust ... Es war ein schmerzlicher Anblick! Ein gewisses chimärisches Weh erpreßte ihren Augen Thränen ... Worüber weinten sie? Wo war das Elend? Warum begriffen sie einander nicht?

„Da — da — nimm! Verwahre das," sagte Schumkow, ein Papier in Arkadius' Hand schiebend. „Sie nehmen es mir noch fort. Bring' es mir ein andermal, bring' es; verwahre es ...."

Wassja beendete nicht; man rief ihn. Er lief hastig die Treppe hinab, Allen zum Abschiede winkend. Verzweiflung prägte sich in seinem Gesicht aus. Jetzt wurde er in den Wagen gesetzt und dieser rollte davon ... Arkadius wickelte das Papier auseinander: es enthielt die schwarze Haarlocke Lisa's, von der Schumkow sich nicht trennen wollte. Heiße Thränen strömten aus Arkadius' Augen. „Ach, arme Lisa!"

Nach Schluß der Bureauzeit ging er nach Kolomna zu Artemjews. Ich schweige von der Wirkung seines Berichts. Sogar der kleine Petja, der nicht recht begriff, was mit dem guten Wassja geschehen, kroch in einen Winkel, hielt die Händchen vor's Gesicht und schluchzte in seinem kindlichen Schmerz. Es dämmerte bereits, als Arkadius den Rückweg antrat. Die Newa erreichend, blieb er einen Augenblick stehen und warf einen durchdringenden Blick den Strom entlang in die rauchige, frostignebelige Ferne, die plötzlich im letzten Purpur der blutigen Abendsonne erglühte, welche am düstern Horizont verlöschte. Die Nacht lagerte sich über der Stadt, und das ganze unermeßliche Eisfeld der Newa, mit dem letzten Abglanz der Sonne, ward mit unendlichen Myriaden züngelnder Reiffunken übersäet. Der Frost stieg bis zu zwanzig Grad. Kalter Dampf strömte von den zu Tode gehetzten Pferden und den laufenden Menschen. Die gepreßte Luft erzitterte bei dem geringsten Ton. Es stiegen gleichsam Riesen von allen Dächern beider Flußufer auf, und Rauchsäulen

wirbelten zum kalten Himmel empor, unterwegs sich verschlingend und wieder lösend, so daß es schien, als erständen neue Gebäude über den alten, als erhebe sich eine neue Stadt in der Luft ... Es schien endlich, als gleiche diese ganze Welt, mit allen ihren Bewohnern, mächtigen und schwachen, mit allen ihren Wohnungen, Bettlerherbergen und goldstrotzenden Palästen — der Freude der Mächtigen der Erde — als gleiche das Alles zu dieser Dämmerungsstunde — einer phantastischen, zauberhaften Fata Morgana, einem Traum, der im nächsten Augenblick verschwinden und als Dunst zum dunkelblauen Himmel aufsteigen werde. Ein seltsamer Gedanke fuhr dem verwaisten Kameraden des armen Wassja durch den Kopf. Er fuhr zusammen, und sein Herz übergoß sich gleichsam mit einem heißen Blutquell, der plötzlich hervorbrach beim Andrang einer gewissen gewaltigen, bisher von ihm ungeahnten Empfindung. Erst jetzt schien er diesen ganzen Seelensturm zu fassen und zu begreifen, warum sein armer Wassja, der sein eigenes Glück nicht zu ertragen vermochte, den Verstand verloren hatte. Seine Lippen bebten, seine Augen schwollen, er erblaßte, und es war, als schaue in diesem Augenblick sein prophetischer Blick etwas ganz Neues.

* * *

Arkadius wurde tiefsinnig und mürrisch und verlor alle seine Heiterkeit. Seine frühere Wohnung ward ihm verhaßt — er miethete eine neue. Nach Kolomna wollte er nicht gehen, vermochte es auch nicht.

* * *

Zwei Jahre darauf begegnete Arkadius Lieschen in der Kirche. Sie war verheirathet; ihr folgte eine Amme mit einem Säugling. Sie begrüßten sich und vermieden lange Zeit eine Erwähnung des Vergangenen. Lisa sagte, daß sie Gott sei Dank glücklich und nicht arm sei, einen guten Mann habe, der sie liebe ... Plötzlich jedoch, mitten in der Rede, füllten sich ihre Augen mit Thränen, die Stimme versagte ihr, sie wandte sich ab und knieete nieder, um ihr Weh vor den Menschen zu verbergen.

F. M. Dostojewski.

(Petersburg.)

Digitized by Google

Der Trüffelbau in Frankreich.

[Nachdruck verboten.] [Ueberſetzungsrecht vorbehalten.]

Die Trüffel*) (Tuber Mich.) iſt der Fruchtzuſtand eines Pilzes, der auf den Wurzeln gewiſſer Bäume erſcheint, wenn dieſe einen durch den Stich eines Inſects (wahrſcheinlich zum Genus Helomyza gehörig) entſtehenden Auswuchs gebildet haben. Der Pilz pflanzt ſich, wie es ſcheint, ähnlich wie der Champignon, durch das Mycelium fort, weiße Fäden, welche gewöhnlich im Auguſt und September bis zum Spätherbſt ſichtbar werden. Aus den Sporen des Pilzes wieder Trüffeln zu ziehen iſt bis jetzt noch Niemand gelungen, und ſcheint dieſe Vermehrungsart auch in der Natur nicht vorzukommen. Und das iſt gut; denn würden die Pilze eben ſo leicht durch Sporen ſich fortpflanzen, wie die höheren Pflanzen durch ihre Samen, dann möchte wohl bald alles Lebende vom Erdboden verdrängt ſein.

Die Trüffeln ſind, nach Lennis, ſämmtlich unterirdiſch wachſende, nicht mit wurzelartiger Baſis verſehene, jung hell, reif außen und innen ſchwarz oder braun gefärbte, innen marmorirte, auch im reifen Zuſtande feſtbleibende und langſam verweſende, durch ihr feines Aroma ausgezeichnete, meiſt eßbare Pilze, die in zahlreichen Arten in den gemäßigten Ländern Europas, Aſiens, Amerikas, auch in Afrika vorkommen, beſonders in Frankreich und Italien, in England und in Deutſchland bis in die Gegend von Bromberg; im höheren Norden aber fehlen ſie. Die beliebteſten Arten beſchreiben wir unten genauer.

Am häufigſten wachſen die Trüffeln auf den Wurzeln von Eichen und Hainbuchen; aber auch auf denen folgender Bäume und Sträucher hat man ſie gefunden: Haſelnuß, Rothbuchen, Birken, Pappeln, Weiden, Platanen, Wallnuß, Ulmen, Feigen, Buchsbaum, Weißdorn, Eberesche, Roſen, Ahorn, Linden, Robinien, Schwarzdorn, Kiefern und Fichten, auch Wachholder, und hat man in dieſem Vorkommen der Trüffel auf den ver-

*) Siehe Chatin: „La Truffe. Etudes des conditions générales de la production truffière“ u. A.

Digitized by Google

schiedensten Arten unserer Gehölze ihr Bedürfniß nach einem schattigen Standort finden wollen, oder daß sie, gleich vielen anderen Schwämmen, nur in dem durch das abgefallene Laub und die Zersetzung abgestorbener Wurzeltheile hergestellten Humuslager gedeihen könne. Im Uebrigen verweisen wir auf die botanischen Untersuchungen, welche Prof. Ascherson vor Kurzem in der Zeitschrift des botanischen Vereins über diesen Gegenstand veröffentlicht hat.

Aus den ältesten gastronomischen Berichten geht hervor, daß die Trüffel zu allen Zeiten beliebt gewesen ist, auch bei Völkern mit wenig Kultur. Schon zu Moses' Zeiten stand sie hoch im Preise und nach ägyptischen Ueberlieferungen figurirte sie unter den Gerichten des Gastmahls, das Pharao veranstaltete aus Veranlassung der Rettung des Moses aus den Fluthen des Nils, jenes Kindes, welches später der Gesetzgeber der Israeliten geworden ist. — Im Orient erreicht dieses Gewächs eine riesenhafte Größe; auf den Tafeln der ägyptischen Könige soll man nicht selten Trüffeln bis zum Gewicht von 35 Kilo gehabt haben, und die Kochkunst hat von jeher Alles aufgeboten, um den Pilz so saftreich und schmackhaft wie möglich zu machen. In Athen wurde er mit einer Scheibe Schweinefleisch in heißer Asche gebraten und zu Chier-Wein gegessen, wie überhaupt in Griechenland die Trüffeln eine beliebte Speise gewesen sind, die man aber zu Theophrast's Zeiten, also 300 Jahre v. Chr., entweder aus Spanien oder aus Libyen, im nordöstlichen Theile von Afrika, bezog. — In Rom wurde dieser Pilz in Scheiben geschnitten und, gut gesalzen und gepfeffert, in Butter gebraten. Cicero nennt ihn ein Kind oder eine Frucht der Erde, die nach Plinius aus einer Art Gährung verschiedener, in der Erde befindlicher Stoffe hervorgeht; andere Schriftsteller älterer Zeiten betrachteten ihn als einen Ausfluß von Bäumen, der innerhalb der Erde sich zur Trüffel gestaltet.

Die Trüffel, der in der Erde wachsende Pilz, kann in der Regel nur vermittelst der Thiere mit feinem Geruch aufgesucht, geerntet werden, und benutzt man zur „Trüffeljagd" besonders abgerichtete Schweine oder Hunde, welche die 5—15 cm tief in der Erde vorborgenen Pilze aufspüren. In der Provence sowie in Poitou bedient man sich ausschließlich des Schweines, in Burgund, Italien und Deutschland des Hundes. Die Schweine gehen aus angeborner Gefräßigkeit den Trüffeln nach, um sie zu verzehren, sie erleichtern dem Jäger die Mühe des Nachgrabens, das sie mit ihrem kräftigen Rüssel besorgen; aber sie verschlingen sofort ihre Beute, wenn der Führer sie nicht rasch (mit dem Knie) zurückstößt oder ihnen nicht das Ende eines Stockes in's Maul steckt; durch Verabreichung einiger Eicheln oder Kartoffelstücken wird das Thier entschädigt, und soll man es dadurch an die Abgabe des Fundes gewöhnen können. Die Spürkraft des Hundes ist nicht minder groß und sicher; er ist aber von Natur kein Liebhaber der Trüffel, muß also zu ihrem Aufsuchen besonders dressirt werden.

Digitized by Google

Man nimmt dazu Pudel oder Schäferhunde, die man bald nach der Geburt (nach dem Entwöhnen) mit Milch füttert, in der Trüffeln gekocht wurden. Einmal eingerichtet, können die Trüffelhunde wie andere gefüttert werden; aber wir beobachteten bei einer Trüffeljagd in der Gegend von Jena einen kleinen Hund mit ausgezeichneter Spürkraft, der für jede aufgefundene Trüffel mit einem Stückchen Wurst belohnt werden mußte, wenn er weiter suchen sollte. — Die Trüffeljagd ist aber doch auch ohne Hilfe der Thiere möglich. Ein geübter Trüffeljäger erkennt die Stellen an kleinen Bodenrissen, welche durch die unterirdisch wachsenden Trüffeln verursacht werden; sein Auge erlangt bald die Fähigkeit, diese kleinen Anzeichen zu beachten; die Trüffelsucher in Poitou nennen dies die Jagd à la marque. Im Alterthum wußte man die Trüffeln überhaupt nur auf diese Weise, immer mit Berücksichtigung der allgemeinen Beschaffenheit des Bodens und der auf demselben wachsenden Pflanzen, zu finden.

In unserer Zeit wird die Trüffel vorzugsweise bei Saucen zu Braten, namentlich von Wild und Geflügel verwendet. Fürst Talleyrand Périgord hatte eine so große Vorliebe für „la volaille truffée", mit Trüffeln gefülltes Federvieh, daß er es nicht unter seiner Würde hielt, seinem Koch für die Bereitung desselben geeignete Anweisungen persönlich zu ertheilen. Auch genießt man die Trüffel für sich allein, wie die Kartoffel gebraten, oder in Rothwein gekocht mit Butter, oder man verwendet sie zu Pasteten, deren Hauptbestandtheil sie bildet (Straßburger Gänseleber Pastete), oder nimmt sie als Zusatz in Fleischspeisen, Salate, Brühen und Suppen.

In Frankreich wird die Trüffel künstlich „angebaut" und betheiligen sich 55 Departements an dieser Kultur. Am meisten produciren das Departement Vaucluse (Provence) und zwar im Werthe von 3,800,000 Frcs., die Departements Lot (Gascogne) und Basses Alpes für 4 Millionen, Departement Dordogne (Gascogne) für 1,200,000; gleichviel erzielt das Departement Drôme (Dauphinée), die Departements Orléannais, Aveyron, Lot et Garonne ernten jährlich für 3—400,000 Frcs. — Das war vor ungefähr 10 Jahren und ist der Ertrag seitdem sicher ein bedeutend größerer geworden.

Im Durchschnitt hat das Kilo Trüffeln einen Werth von 10 Franken (im Winter 1869—70 hatte es in Paris sogar einen Werth von 24—35 Frcs.), und darf man annehmen, daß in Frankreich damals für ungefähr 16—18 Millionen Frcs. Trüffeln verkauft wurden, gewiß eine schöne Summe für ein Kultur-Produkt, das vorzugsweise auf sterilem, sonst unbrauchbarem Boden gezogen wird; der Verbrauch in den Trüffelgegenden ist hier selbstverständlich nicht mitgerechnet. — Paris hat den größten Bedarf an Trüffeln, ohne welche man dort kaum mehr leben kann. Aber auch das Ausland bezieht viel von dort.

Digitized by Google

Wie man vor hundert Jahren an eine Kultur der Trüffel nicht dachte, so gab es auch keinen Handel mit ihr. Dagegen weiß man, daß im Jahre 1865 57,384 Kilo, 1866 schon 60,000 Kilo, 1867 bis 70,000 Kilo exportirt wurden, was eine Summe von $1^1/_2$ Millionen Franken repräsentirt. Die meisten Trüffeln werden nach Rußland, England und Nord-Amerika versendet. Die Trüffelhandlung Rousseau in Carpentras (Departement Vaucluse) brachte 1832 nur 9000 Kilo Trüffeln in den Handel, 1866 dagegen schon 54,000 Kilo. Außerdem giebt es an demselben Ort jetzt noch drei bedeutende Trüffelhändler: Bonfils, Chauvin und Bauduin.

In Montagnac, einem Dorfe der unfruchtbarsten Gegend in der Provence, im Departement der Basses-Alpes, konnten die Bewohner bis vor 35 Jahren sich nur kümmerlich ernähren; nur zwei Bauern beschäftigten sich mit Trüffelsuchen, und verkauften ihre Ernte für billigen Preis im Städtchen Riez; sie waren glücklich, dadurch eine jährliche Einnahme von 150—200 Franken zu erzielen. Da ließ ein intelligenter Trüffeljäger, Namens Martin Ravel, sich dort nieder, organisirte sowohl das Trüffelsuchen wie auch den Verkauf, und 1869 beschäftigte er ungefähr 70 Bauern, von denen Jeder jährlich 1200—3000 Franken verdient. Das früher arme Dorf zählt jetzt über 600 meist wohlhabende Einwohner, die jährlich für 200—250,000 Franken Trüffeln nach Paris, Marseille, Straßburg, der Türkei, Rußland und Amerika verkaufen. In Poitou, in der Provence, in den Departements Vaucluse und der Basses-Alpes erhält man durch die Trüffelkultur, die in den letzten Jahren dort ganz bedeutende Fortschritte gemacht hat, im Durchschnitt vom Hektar Land einen Ertrag von jährlich 700—1000 Franken, eine im Verhältniß zu der geringen Arbeit ganz bedeutende Summe.

Die Trüffelkultur wird erfahrungsmäßig am besten und sichersten zusammen mit dem Anbau von Eichen betrieben und zeigte sich bisher nur bei den Bäumen ein Erfolg, die aus Eicheln von Bäumen erzogen wurden, auf deren Wurzeln schon Trüffeln gewachsen waren, und können nur die Arten Quercus sessiliflora Salisb., die Stein- oder Wintereiche, Q. pubescens Willd., die weichhaarige Eiche, und Q. Ilex L. die immergrüne Eiche als solche „Trüffel-Eichen" bezeichnet werden. Die letztere Eiche gedeiht in unserem nordischen Klima nicht; wohl aber können die erste und zweite Art z. B. in Süd-Deutschland angebaut werden; am Rhein, in Baden, im Odenwalde des Großherzogthums Hessen, in einigen Orten Württembergs und Bayerns, selbst in Norddeutschland überall da, wo die Trüffel schon heute gefunden wird, könnte der Versuch mit der Trüffelkultur gemacht werden durch den Anbau mit Eicheln, die aus den besten Trüffelgegenden Frankreichs oder Deutschlands zu beziehen sein würden.

Die Trüffel gedeiht am besten auf einem durchlässigen trocknen, sonst

Digitized by Google

beinahe unfruchtbaren Kalkboden, der nur mit einer geringen Lage Humus bedeckt zu sein braucht. Jurakalk, besonders Oolitheukalk, Kalkgeröll, das noch nicht zu fest geworden ist, weniger Kreideboden, dürften für die Trüffelkultur den besten Erfolg sichern. Alle undurchlässigen thonigen und lehmigen Bodenarten, die krystallinischen und vulkanischen Gesteine sind durchaus ungeeignet. Eigenthümlich ist der Umstand, daß Kastanienbäume und Trüffeln sich vollständig ausschließen; wo erstere am besten gedeihen, mißglückt die Trüffelkultur. Dagegen gedeihen, wie oben schon gesagt, mehrere Arten mit anderen Gehölzarten zusammen recht gut (s. unten).

Die Trüffel verlangt ein mäßiges, also weder zu warmes noch zu kaltes Klima, und Schutz gegen rauhe Winde; südliche Abhänge der Berge sind den nördlichen vorzuziehen und das Gehölz darf nur einen lichten Schatten werfen. Der Boden muß von Unkraut ziemlich frei und so mürbe sein, daß er sich zwischen den Fingern zerreiben läßt. Auf Bodenflächen, die bereits zu anderen Kulturen benützt, „urbar gemacht" waren, gedeiht die Trüffel nicht.

Die zur Trüffelkultur bestimmten Eicheln werden möglichst bald nach ihrer Ernte oder nach ihrem Empfang aus fremdem Ort, jedenfalls im Herbst, mit trockenem Sande vermischt, in flache Schalen oder Körbe gelegt und bis zum Frühjahr an einem kühlen Orte, gegen Mäuse u. dergl. geschützt, aufbewahrt. Die Aussaat geschieht nach geringer, etwa 20 cm tiefer Auflockerung des Bodens im zeitigen Frühjahr in 6—10 cm von einander entfernten Reihen in der Richtung von Süd nach Nord, die einzelnen Eicheln unter sich mit einem Zwischenraum von 40—50 cm. Die Aussaat könnte auch doppelt so dicht gemacht werden, aber nur in der Voraussetzung, daß die Bäume, unter denen kein oder nur geringer Ertrag erzielt wird, später entfernt werden. Während der ersten 5—6 Jahre nach der Aussaat ist der Boden im Frühjahr und Herbst ganz oberflächlich aufzulockern, später nur im Frühjahr, weil die Trüffeln, wenn sie erscheinen, durch eine wiederholte Bearbeitung des Bodens in ihrer Entwicklung gestört werden. — In Perigord im westlichen Frankreich benützt man zur Bodenlockerung eine zweizinkige Hacke; wo zum Aufsuchen der Trüffel abgerichtete Schweine verwendet werden, besorgen diese allein die Auflockerung des Bodens; die durch sie entstandenen Löcher müssen mit faulendem Laube gefüllt werden. Eine eigentliche Düngung ist dem Gedeihen der Trüffel nicht zuträglich. Sie verlangt zwar, wie bereits hervorgehoben, einen trockenen Boden, aber ebenso einen kräftigen Regen im Monat August, ohne welchen ganz sicher eine Mißernte eintreten wird; künstliche Bewässerung bleibt ganz ohne Erfolg. — In der Regel werden die Bäume bis auf 5 m Zwischenraum nach und nach zu durchforsten sein.

Die Trüffel braucht zu ihrer Reife einen Monat; man erntet vom

Digitized by Google

November bis März; man findet sie in ganz verschiedener Tiefe: ganz oberflächlich bis 1 m tief.

Die beliebtesten Arten sind folgende:

1. Die Schwarze Trüffel (Tuber cibarium Bill. T. melanocarpum Vitt.) ist die werthvollste. Sie ist schwarzbraun, mit prismatischen Warzen besetzt, die meist heller, auch rostbraun gefärbt erscheinen; das Fleisch ist gewöhnlich dunkelviolett, auch rothbraun, von anfangs weißen, später röthlichen Adern durchzogen. Die zu 3 bis 6 zusammenstehenden Sporen sind schwarzbraun, auf der Oberfläche ohne Adernetz. Geruch und Geschmack eigenthümlich gewürzhaft.

2. Die Muscat- oder Winter-Trüffel (Tuber brumale Vittad.). Die Oberfläche ebenfalls mit Warzen besetzt, das Fleisch grauschwarz, bald heller, bald dunkler, mit weißen starken Adern durchzogen, die aber weniger als bei der vorigen Art hervortreten. Die Sporen sind rostbraun. Geruch und Geschmack beinahe moschusartig, zuweilen der Zwiebel ähnlich. Sie wächst unter niedrigen Weißbuchen (Carpinus Betulus L.), auch unter dem Haselstrauch (Corylus Avellana L.) und Eichen. Es ist bemerkt worden, daß die Schwarze und die Muscat-Trüffel sich auszuschließen scheinen.

3. Die Rostbraune Trüffel (Tuber rufum Poll.) ist kleiner als Nr. 1, im Geruch und Geschmack aber gleich angenehm, hat erst rothes Fleisch, dessen Adern wenig hervortreten. Sie findet sich unter der Sommer-Eiche (Quercus Robur L. pedunculata Hoffm.), unter Haselsträuchern und Weißbuchen. Im Departement der oberen Marne ist sie sehr, in andern, z. B. in Poitou, wenig beliebt.

4. Die Marder-Trüffel (Tuber mesentericum*) Vittad.) ist von mittlerer Größe, auf der mit wenig hervortretenden Warzen versehenen Oberfläche schwarz; im Innern grauschwarz, zuweilen graubraun, durch die Adern beinahe marmorirt erscheinend, so daß der Pilz mit einem durchschnittenen Gekröse verglichen wird — daher der Name! Die braunen Sporen an der Oberfläche netzförmig. Der Geruch, ziemlich stark, erinnert an Bierhefen. Diese Art wächst im Norden, in Deutschland, England. Hauptsächlich bei Paris, viel unter Birken (Betula).

5. Die Weiße oder Sommer-Trüffel (Tuber aestivum Vittad.) ist der Schwarzen Trüffel ähnlich, ist aber weniger rund und hat größere, oben etwas eingedrückte Warzen. Das Fleisch, anfangs blendend weiß, wird ockerfarbig oder beinahe grauschwarz, dendritenartig marmorirt; die bräunlichen Sporen zeigen auf der Oberfläche ein weitmaschiges Adernetz. Auch sie riecht schwach nach Bierhefe und wächst wie die Marder-Trüffel

*) Mesentericum = eingeweideartig, wegen der vielen engen Windungen der Adern.

Digitized by Google

bei Paris unter Birken. Sie erscheint gewöhnlich im Juli und August, wird in Poitou aber auch im Winter gefunden.

6. Die Weiße Winter-Trüffel (Tuber hiemalbum Chat.) kommt im Aussehen der ersten Art am nächsten, ist auf der Oberfläche schwarz, mit Warzen besetzt, hat Sporen von fuchsrother Farbe, ohne Netzzeichnung. Bei der Reife löst die dünne Oberhaut sich in Stücken ab und das weiche, etwas schwammige Fleisch wird sichtbar. Sie ist bisher nur unter Eichen gefunden worden.

7. Die Blonde oder Italienische Trüffel (Tuber magnatum de Pico) ist die größte von allen und kommt bis zum Gewicht von 500 Gr. vor; sie ist unregelmäßig gestaltet, die Oberfläche hellocherfarbig, beinahe ohne Warzen. Das Fleisch ist hellgelb, durch sehr feine Adern wenig marmorirt. Die 1—3 großen Sporen zeigen ein weitmaschiges Adernetz. — Diese Art kommt in Italien sehr viel unter Eichen, Pappeln und Weiden vor, wird aber auch in der Provence gefunden. Der Geruch erinnert an Lauch oder an gewisse Sorten von Käse; der Geschmack ist beinahe seifenartig, muß deshalb durch die feinsten Kochkünste erst entfernt werden. Sie trocknet sehr leicht aus.

In jüngster Zeit sind auf den Märkten zwei Arten von giftigen Pilzen bemerkt und beschlagnahmt worden, welche als „Trüffeln" zum Verkauf gestellt waren. Um es unseren Lesern zu erleichtern, die schädlichen Pilze zu erkennen, theilen wir, nach einer Bekanntmachung des Kgl. Polizei-Präsidii von Berlin, 5. October 1881, die charakteristischen Kennzeichen derselben hier kurz mit: 1. „Der Pomeranzen-Härtling (Scleroderma aurantiacum) ist von der Größe einer Haselnuß bis zu der einer mittelgroßen Kartoffel. Farbe am Grunde citronengelb (bei feuchtem Liegen aber bald braun werdend), am obern Theile blaßgelb, auch braunröthlich. Gestalt etwas breitgedrückt, kuglich. Aufgebrochen innen bei jungen Exemplaren derbfleischig und weißlich, später schwärzlich mit feinen weißen Adern. Der Pilz ist ungestielt und oberflächlich einer kleinen Kartoffel nicht unähnlich. 2. Der Bovist-Härtling (Scleroderma Bovista) von unregelmäßiger Gestalt, in der Farbe, Größe und Gestalt einer Kartoffel ähnlich. Ungestielt, kuglich. Hülle oder Haut des Pilzes weich. Innen weiß und derbfleischig, später erweichend." — Wir fügen, nach Leunis, noch einen dritten giftigen Pilz hinzu, der ebenfalls zuweilen als „Trüffel" feilgeboten wird, bei dem man aber den Betrug leicht an dem Mangel des trüffelartigen Geruchs erkennt und an dem gleichmäßig bläulichen, nicht marmorirten Innern und der davon scharf abgegrenzten, dicken, weißen Schale.

O. Hüttig.
(Charlottenburg.)

Digitized by Google

Winter auf dem Ocean.

[Nachdruck verboten.] [Uebersetzungsrecht vorbehalten.]

..... Kennst Du San Francisco? ... Nein! ... Gut. Aber Du hast gewiß Schilderungen von dieser herrlichen Stadt gelesen, von dem unvergleichlich fesselnden Panorama, welches sich vor dem Blicke desjenigen entrollt, der nach wochenlanger Fahrt durch den Canal des „goldenen Thores" steuert. Schon aus der Ferne können die Augen des Beschauers den herrlichen Gebirgsrahmen umfassen, der fern im Hintergrunde mit seinen grotesken Zacken und bewaldeten Hängen das Bild abschließt. Im Canal selbst ragen die Mauern eines Forts aus der glatten schimmernden Fluth empor, und während das Schiff mehr und mehr in der graden Hafenbucht vordringt, gewinnt die Scenerie an unendlicher Mannigfaltigkeit, an Leben, Licht und Wärme. Das Außengebirge tritt nun zum Greifen nahe an das jenseitige Ufer heran, und wo das üppige Gartengrün bis zum leuchtenden Meeresspiegel herabtaucht, entfaltet sich ein reizendes Städtebild. Das ist Oakland, das „Brooklyn" San Francisco's, der Endpunkt der Central-Pacificbahn, also gleichzeitig die eine Ausgangsstation jenes gewaltigen eisernen Bandes, das die beiden Oceane aneinander kettet ... Von der Rhede aus beschäftigt aber eine andere Scenerie unsere Sinne: das die Hügel und Hänge hinankletternde Häusermeer, das laute, voll pulsirende Leben, das Pusten der Dampferschlote, die schrillen Pfiffe der Locomotiven — übermüthigen Jauchzern gleich — dazu ein unentwirrbares Concert von summenden, schnurrenden, dumpfen und hellen Tönen, — ein von Booten und Schiffen wimmelnder Hafen, und hin und her wehende Dunst- und Rauchschleier in der Höhe. Solcher Art ist das Totalbild von San Francisco, der heiteren Goldstadt, unter dem ewig milden Himmel des herrlichen Küstenlandes am stillen Ocean! ...

In diesem Tone ging es eine gute halbe Stunde fort. Man konnte es meinem Freunde ansehen, wie sich seine Phantasie in den lebensvollen Erinnerungen sonnte, als wollte er ein heimliches Frösteln verbergen. Und dieses Frösteln stack ihm noch Monate nach seiner Weltfahrt in allen

Digitized by Google

Gliedern, denn drei Wochen lang war er durch die unermeßliche Fläche des pacifischen Oceans gesteuert; gerade vor einem Jahr, im zweiten Monat nach dem Herbst-Aequinoctium. Es ist dies die Zeit, wo die ganze nördliche Hälfte des gewaltigen Südseebeckens in undurchdringlichen Nebel gehüllt ist, und dieses oberirdische „Nifelheim" birgt seine Schrecken, die grausiger sind als der Teifun des chinesischen Meeres, die Cyklonen im polynesischen Inselgewirre, die Tornados in der Antillen-See. Wer je einige Nebeltage auf hoher See zugebracht hat, der weiß, was es heißen will, volle einundzwanzig Tage buchstäblich im Finstern zu tappen, jedem Zufall ausgesetzt, mit Leib und Seele an die Schiffsplanken geschmiedet zu sein, von denen aus auf Schrittlänge das Wasser den Blicken entzogen ist. In solcher Zeit hat der bürgerliche Tag nur wenige Stunden. Erst gegen 10 Uhr Vormittags beginnt es zu dämmern, und in den ersten Nachmittagsstunden spielt bereits das unbehagliche Zwielicht des Abends um Raaen und Masten, deren Conturen nur bis auf geringe Höhe sichtbar sind. Schon die „Mars" auf Drittel Masthöhe ist dem Auge entrückt. Wie aber soll der verantwortliche Wächter oben seinen lauernden Blick in die Ferne schweifen lassen, um den Steuermann und den diensthabenden Offizier von Allem, was auf dem unbegrenzten Meeresspiegel vorgeht, zu benachrichtigen? Was soll der Offizier kommandiren, welche Manöver der Steuermann vollführen?

Es ist in den ersten Nachmittagsstunden. Trübsinnig und gelangweilt schleichen die Passagiere, welche im lieblichen Golf von Yokohama das letzte Mal das Sonnenlicht genossen, auf dem schlüpfrigen Deck auf und nieder. Keine heitere Kinderstimme erschallt, kein silberhelles Lachen übermüthiger Misses oder Ladies. Auf dem Verdecke kauern hinter einem Verschlage etliche hundert chinesische Emigranten, die im neuen Eldorado des amerikanischen Westens ein kleines Vermögen sich zu erwerben gedenken. Auf allen diesen gelbfahlen Gesichtern malt sich eine schwere Apathie, und nur ab und zu lachelt einer der bezopften Söhne des himmlischen Reiches müde vor sich hin, wenn die Opium Narkose, die der Bambupfeife entströmt, ihre Wirkung zu äußern beginnt. Die Passagiere der I. Kajüte hocken da und dort und lassen unbekümmert den zu Tropfen condensirten Nebel an ihren Kautschukmänteln herabrieseln. Das diensthuende Personal flattert wie ein Geipensterschwarm zwischen Bug und Achter, schweigsam — weltvergessen. Auf der Commando-Brücke aber stehen drei markige Gestalten, fest wie Felsenklippen, breitspurig, mit übergezogenen Nebelkappen, die Arme verschränkt über der breitgewölbten Brust ... Der in der Mitte, grade vor der Ausmündung des Sprachrohrs, ist der Kapitän. An seinem grauen Barte hängen blasse Nebelfetzen. In Luv auf der Windseite steht der erste Offizier. Er wechselt ab und zu ein Wort mit einem Matrosen, der unter ihm mit einem Tiefsee-Thermometer

Digitized by Google

an der Bordwand steht. Die dritte Person, in Lee der Brücke, ist der Bootsmann, die breitschulterige Gestalt unter ihm der Bootsmannsmaat.

Auf allen Gesichtern brütet finsteres Schweigen. Von fünf zu fünf Minuten senkt der Gehilfe in Luv das Thermometer in die Tiefe des Meeres. Sinkt die Temperatur rasch und ausgiebig, dann streift selbst diese wetterharten Gesichter eine sichtbare Bekümmerniß. Der Kapitän ruft in das Sprachrohr hinab — langsam gleitet der Riesendampfer dahin. Abermaliges Lothen ... „Fünf Grad, sieben Zehntel!“ ... Man sieht keine fünf Schritte weit — und doch kann der gefürchtete Eisberg, der mit einem einzigen Stoße den Dampfer zu zertrümmern vermag, keine Seemeile entfernt sein ... Plötzlich dröhnt's dumpf durch die Nebelmasse — ein Ton wie Sturmgeheul. Das Geräusch kommt gerade aus Luv — es ist das Nebelhorn eines in entgegengesetzter Richtung steuernden Dampfers, und nach der Intensität des Schalles zu urtheilen, kann das Fahrzeug keine zehn Kabel entfernt sein ... Unser Dampfer fährt mit halber Geschwindigkeit; einige Segel sind „gebraßt“, denn eine leichte „Kühlte“ setzt ein. Der Kapitän aber kommandirt: „Klar zum Wenden! ... Backbord das Ruder! ... Achter rund!“ und das Schiff nimmt seinen neuen Cours. Bald verhallt das Nebelhorn in der Ferne. Die Nacht fällt ein, das Tiefsee-Thermometer zeigt drei Grad, drei Zehntel. In diesem kritischen Augenblicke vermindert das Schiff seine Fahrgeschwindigkeit derart, daß es fast regungslos auf den Wellen schaukelt. Kapitän und Steuermann, Bootsmann und zweiter Offizier sind mit ihrem Latein zu Ende. Die leichte Kühlte steigert sich zur frischen Brise und das Schiff kollt gewaltig. Stockfinstere Nacht ringsum, andonnernde Wogen, dumpfes Rauschen, erstickender Nebel — eine Situation zum Verzweifeln! ... Die Passagiere ruhen in ihren Kojen, vielleicht von heiteren Träumen umgaukelt, und ahnen nicht die entsetzliche Lage. Jeden Moment kann eine der Riesenschollen, welche sich von den Eismassen des nördlichen Polarmeeres losreißen und weit nach Süden treiben, das Fahrzeug zertrümmern. Aber der Zufall ist gnädig; das Thermometer steigt im Verlaufe der nächsten Stunden constant — der Kapitän athmet auf und kommandirt: „Bramgasten holter auf! Brassen straff!“ und frisch geht es vor dem Winde. Gleichzeitig wird der Hahn zum Nebelhorn geöffnet und ein infernalisches Geheul durchdröhnt den finstern Umkreis ... Die Wachen werden abgelöst, desgleichen die Steuerleute; nach Mitternacht gönnt sich der Kapitän einige Stunden Ruhe ... die sorglosen Passagiere aber schlummern weiter, und wenn sie um 10 Uhr Morgens erwachen und durch die Nebelmasse einen schwachen Lichtschein flimmern sehen, der ihnen den Standort der Sonne verräth, schlendern sie wieder gelangweilt, wie Tags zuvor, auf dem Verdeck auf und nieder, ohne zu ahnen, in welcher Lage sie sich kurz zuvor befunden hatten.

Digitized by Google

So geht es fort — Tage, Wochen. Ein Geisterschiff kann nicht trübseliger über die Wogen gleiten. Es wird gelothet, lavirt, manöverirt, die Signal-Dampfpfeife oder das Nebelhorn in Action gesetzt; langsamer oder schneller gefahren; bald mit halber Dampfkraft, bald mit gerefften Segeln: ein ununterbrochenes Tappen und Suchen, Ausforschen und Ausklügeln, mit furchtbar angespannten Sinnen, Zoll für Zoll die Gefahr in Sicht, ein fortwährender Kampf mit dem tückischen Nebel ... Tage sind verronnen und die Dunstmassen werden dünner. Schon sieht man einige Stunden des Tages hindurch eine graue, matte Lichtscheibe, die umschleierte Sonne; später gewahrt man weite Strecken der See, dann die matten Silhouetten vorübersteuernder Segler, dann den dunklen Körper eines Dampfers auf eine, zwei Seemeilen Entfernung, und zuletzt zerfließt die Hülle wie Zauberspuk ... Wer eine solche Fahrt erlebt hat, der dürfte die Sonne ebenso freudig begrüßt haben, wie der Gefangene, der am Tage der Begnadigung aus seinem früheren Erdloche zu neuem Leben in die sonnige Welt hinausschreitet.

Auf allen Meeren sind die Winter-Nebel gefürchtet, wenngleich sie anderwärts nicht so viel des Grausigen bergen, wie im Stillen Ocean, wo auch die lange Fahrdauer das ihre zur Vergrößerung der unerquicklichen Situation beiträgt. Im nördlichen Atlantischen Ocean ist übrigens die Möglichkeit, mit einem Eisberge zu karamboliren, eine keineswegs geringere, wie im Pacifischen. Bei den atlantischen Fahrten ist die Passage des Aermel-Canals zwischen England und Frankreich die gefährlichste. Die Nähe der Küsten und Klippen, die bedeutende Zahl großer Dampf- und Segelschiffe, die Unverläßlichkeit der Leuchtfeuer in pechschwarzer, finsterer Nebelnacht, dann das Gewimmel der kleineren Fahrzeuge, der Tjalken, Schutten, Luppen, Kutter, Kuffer, Jolen, Galeassen, Galjoten, und wie die gebrechlichen Nußschalen alle heißen mögen, denen sich die nordischen Schiffer und Fischer anvertrauen: das Alles erfordert eine Vorsicht und Aufmerksamkeit, in deren Ausübung eine nervenschwache Landratte in den ersten Stunden actionsunfähig werden müßte.

Unter den südlichen Meeren steht, was Stürme und Nebel anbelangt, der Pontus obenan. Im Jahre 1873 hatte ich an Bord der „Russia" Gelegenheit, die Annehmlichkeiten winterlicher Seefahrten zu erproben. Es war zwischen Odessa und der Krim. Fast die halbe Nacht hindurch stand der Dampfer stille, d. h. die Maschine arbeitete nur, um eben im Gange zu bleiben, und gegebenen Falls in volle Thätigkeit zu treten. Von Schlaf war keine Rede, da durch sechs Stunden alle fünf Minuten die Dampfpfeife ihre infernalisch lärmenden Warnungssignale in die Nacht hinausschmetterte. Am Morgen setzten wir die Fahrt nach Odessa fort, dessen Hafendämme erst dann zu erkennen waren, als die „Russia" auf Kabellänge sich denselben genaht hatte ... Ein Jahr später rannte ein

Digitized by Google

österreichischer Lloyddampfer (dessen Name hier verschwiegen sei) beim Cap Matapan, der Südspitze von Griechenland, gleichfalls während eines Winter-Nebels, eine griechische oder italienische Tartana über den Haufen. Ich befand mich an Bord des ersteren und glaubte im Verein mit meinen Reisegefährten, daß wir scheiterten. Es kam zu den bei solchen Zwischenfällen üblichen Scenen; der Kapitän aber ließ weiterfahren, indem er erklärte, es wäre nichts vorgefallen. Ob jene Tartana damals sank oder nicht, ist mir unbekannt geblieben. An Bord wurde der Vorfall vertuscht. ... Im griechischen Archipel, zwischen den Jonischen Inseln und in der Adria, wo es zu allen Zeiten von Küstenfahrern wimmelt, wo förmliche Flottillen von Gaeten, Mistico's, Navicello's, Trabaccolli, Sciabecci, Polacca's und Tartana's unter Segel sind, haben die Passagierdampfer bei Nacht und Nebel ihre schwere Noth, da die meisten Schiffer es verschmähen, der paar Tropfen Oel halber, die sie sparen, die vorgeschriebenen Signallampen auszustecken ... Zum Glücke sind die dalmatinischen und griechischen Gewässer fast nebelfrei ... Warum aber mein Freund vor der Schilderung seiner Oceanfahrt das sonnige San Francisco mit so glühenden Farben malte, begreift nunmehr auch der freundliche Leser unschwer. Die märchenhafte Goldstadt war sein Reiseziel, der Endpunkt einer mehrwöchentlichen grausen Fahrt durch den pacifischen Nebelocean ...

Schweiger-Lerchenfeld.

(Wien.)

Digitized by Google

Heinrich Laube

und

Franz Dingelstedt.

Eine Parallele.

[Nachdruck verboten.] [Uebersetzungsrecht vorbehalten.]

Achtzehn Jahre lang hat Heinrich Laube das Burgtheater geleitet und den Stempel seines Geistes den Hervorbringungen dieser Bühne aufgedrückt. Nach einem kurzen Interregnum ohne besonderes characteristisches Merkmal übernahm Franz Dingelstedt die Direction, um sie durch zehn Jahre zu führen.

Zwei diametral entgegengesetzte Naturen an der Spitze desselben Instituts! Und unter Beider Regierung „blüht“ das Burgtheater und alle Welt preist es als die erste Bühne deutscher Zunge. Seltsames Schicksal! Zwei ganz verschiedene Kunstrichtungen werden an derselben Stätte gepflegt, sie werden zum größten Theil von denselben darstellenden Kräften getragen und man rühmt diese Kräfte und ihr Ensemble heute wie gestern. In der That, die deutsche Schauspielkunst hat eine zähe Lebenskraft, einen regen Schöpfungstrieb, ein vielseitiges Kraftvermögen.

Laube und Dingelstedt waren in früheren Jahren befreundet. Laube, der ältere, hat als Redacteur der „Zeitung für die elegante Welt“ bei Dingelstedt's Eintreten in die Literatur dem jüngeren Genossen helfend und fördernd zur Seite gestanden. Später haben sie als Mitarbeiter der Augsburger Allgemeinen in denselben Reihen gekämpft. Im Alter waren sie literarische und dramaturgische, ja man darf es offen sagen, persönliche Gegner. Wie ist das gekommen? Man erzählt sich, daß Laube als Director des Wiener Burgtheaters auf einer Ferienreise nach München ge-

Digitized by Google

kommen sei, dessen Hofbühne damals unter der Intendanz Dingelstedt's stand. Er habe einer Vorstellung im dortigen Theater beigewohnt. Vor Schluß derselben habe Dingelstedt, damals noch in freundlichem Verkehr mit dem späteren Gegner, Laube zu einer geselligen Vereinigung abrufen wollen. Laube habe seine Begleitung versagt, um vorher noch das Stück zu Ende zu sehen. Da habe Dingelstedt verwundert gesagt: „Ich glaube gar, daß Sie das Theaterwesen ernstlich interessirt. — „Natürlich," habe Laube in seiner vorigen Barschheit erwidert. „Interessirt es Sie denn nicht?" — „Gott bewahre!" sei Dingelstedt's Antwort gewesen. „Das treibt man doch nur, um Carrière zu machen." Laube's ernste Natur sei von dieser Frivolität tief betroffen gewesen und in diesem Vorgange liege der erste Keim der Entfremdung, welche später in acute Feindschaft übergegangen sei.

Ich weiß nicht, ob die Geschichte wahr ist. Glaublich ist sie. Und gewiß ist, daß die Gegnerschaft der beiden Theaterleiter aus der Zeit von Dingelstedt's Münchener Intendanz stammt. In kundigen Kreisen galt Dingelstedt für den intellectuellen Urheber der bekannten Bacherl-Affaire. Laube sollte, wie man sich erinnert, der Autor des anonym erschienenen „Fechter von Ravenna" sein, des angeblich dem Bayrischen Schullehrer Bacherl entwendeten Trauerspiels. Verpuffte auch diese Scandalgeschichte in einem lächerlichen Schlußeffect — Friedrich Halm nannte sich schließlich als Autor und Bacherl begegnete fürderhin nur mitleidvollem Hohne — sie hatte doch eine Zeit lang unliebsamen Staub aufgewirbelt und Laube das Behagen gestört. Er stand zwar völlig gereinigt vor dem literarischen Deutschland da, aber ein Stachel gegen Dingelstedt, dessen Gesicht hinter den Schultern Otto von Schorns, des publicistischen Anwalts des bayrischen Schulmeisterleins, hervorlugte, mag wohl zurückgeblieben sein. Später erschienen in der Allgemeinen Augsburger Zeitung Angriffe auf Laube's Wiener Theaterleitung. Sie kamen aus Weimar und waren mit einem d gezeichnet. In Wien führte man sie allgemein auf Dingelstedt's Autorschaft zurück, der unterdessen Intendant der Weimarischen Bühne geworden war. Sie wurden von Laube's Gegnern auch in Wien ausgebeutet. Endlich traf Dingelstedt in Wien persönlich ein. Verwunderlicher Weise zunächst als Operndirector. „Um bei der Hand zu sein" — sagte man in Wien. Das war im Spätsommer 1867. Im Herbst nahm Laube seine Entlassung als Director des Burgtheaters. Nach kurzem Regiment wurde Friedrich Halm theatermüde und zog sich auf seinen Präfectenstuhl in der Hofbibliothek zurück. Dingelstedt bestieg den Directionsthron des Burgtheaters Ende 1870. Er war „bei der Hand" gewesen.

Worin war nun der Widerstreit in diesen beiden Männern, welche Beide so hervorragend befähigt waren, begründet?

Digitized by Google

Heute, wo Laube von der Bühne — und diesmal wohl für immer — zurückgetreten, wo Dingelstedt sogar von der Lebensbühne geschieden ist, mag man diesen Widerstreit wohl historisch darzulegen und zu begründen versuchen.

Es ist nicht zu leugnen, daß sich in den letzten Decennien eine tiefgehende Veränderung in dem Kunstbetriebe des deutschen Theaters vollzogen hat. Sie hängt zusammen mit der neuen Renaissance, welche wir in den bildenden Künsten und in den von ihnen abhängigen Kunstgewerben erlebt haben und erleben. Wie unser soziales und häusliches Leben, welches bis dahin reizlos und dürftig geblieben war, plötzlich den Drang empfand und entwickelte nach formschönen Gebilden in unserem Heim, in der Umgebung unserer Häuslichkeit, unserer öffentlichen Gebäude und Versammlungsräume, so geschah es auch auf seinem Spiegelbilde, der Bühne. Sie hatte seit den Zeiten Schröders und Iffands sich genügsam erwiesen in Bezug auf Schmuck und Scene, auf Form und Stoff ihrer Decorationen, Bekleidungen, Requisiten ꝛc., sie hatte, ihrem Character als recitirende Kunst gemäß, allen Nachdruck gelegt auf Wahrheit und Schönheit des Worts, auf Entwickelung der Handlung durch die Charactere in sinnvoller Ausbildung der Rede zu wahrem und treffendem Ausdruck, zu lebendiger, humorvoller oder empfundener und leidenschaftlicher Beseelung des Vortrags. In puritanischer Enthaltsamkeit hatte sie ihre höchste Aufgabe gesehen in der Pflege der im engeren Sinne schauspielerischen Kunst, in Ausbildung der Rede, Mimik, Gestikulation. Nun trat der veränderte, anspruchsvolle Geschmack des Publikums an sie heran mit der Forderung schöner, stilvoller und glänzender Ausstattung. Die Dienerin des öffentlichen Geschmacks, konnte sie dem Verlangen nicht widerstehen und ein neuer Betrieb der Bühnenkunst begann. Neben dem Schauspieler kam der Decorateur und Costümier zum Wort, ja er übertönte ihn. Laube gehörte der älteren Richtung an und vertrat sie mit Ernst und charaktervoller Festigkeit, Dingelstedt ging mit der neuen Strömung, ja, er war ein Führer derselben, lange bevor er die Direction des Burgtheaters übernahm. Und er entwickelte als Bühnenleiter einen nach dieser Seite hin fein durchgebildeten Geschmack, reiche Kenntniß und ein unbestreitbares Geschick.

Das war ein Grund des Antagonismus der beiden Bühnenhäupter. Natürlich wurzelte derselbe in einer tiefen Verschiedenheit der Charactere. Laube ist und war eine ernste, solide, kerntüchtige Natur, Dingelstedt besaß ein weiches, flüchtiges, oscillirendes Naturell. Laube war geradlinig, eckig, Dingelstedt schmiegsam und gefällig, Laube auf das Sein gestellt, Dingelstedt auf das Scheinen, Jener errang neben der Liebe seiner Freunde auch die Achtung der Feinde, Dingelstedt erschien seinen Freunden und Gegnern nur liebenswürdig, in Laube's Character imponirten die Contouren,

Digitized by Google

in Dingelstedt's Natur blendete das Colorit, wo Laube den schweren Ernst seines Geistes und Wesens einsetzte, da erschien Dingelstedt nur leichtspielend, in Laube war das Talent durch Character gebunden und gefestigt, bei Dingelstedt verschwanden fast unter den Arabesken eines graziösen Talentes die festeren Grundlinien des Charácters, Laube sagte mit Nachdruck: „Wahrheit, womöglich schön", Dingelstedt's Devise lautete: „Schönheit, wenn sie auch nicht immer wahr ist".

Diese Verschiedenheit ihres Wesens offenbarte sich höchst interessant in der Art und Weise, wie sie ihre directoriale Thätigkeit ausübten. Es würde mich zu weit führen, wollte ich dieselbe in jedem Zweige derselben characterisiren. Laube's dramaturgische Schriften, namentlich seine Rechnungslegung über die Führung des Burgtheaters, sagen dem Kundigen klar, was er intendirte und wie er es ausführte. Sein Repertoire und das Personal, welches er bildete, stellen sich seit lange dem öffentlichen Urtheile dar. Ebenso sind die dramaturgischen Thaten Dingelstedt's fertig und abgeschlossen. Der Gegensatz beider Männer ist auch hier überall derselbe. Ich will jetzt nur die nicht öffentlichen, intimeren Manifestationen ihrer Thätigkeit, wie sie in den Vorbereitungen, auf den Proben nur den in der Bauhütte anwesenden Künstlern sichtbar wurden, zu characterisiren versuchen.

Laube erschien auf der Probe mit gewissenhafter Pünktlichkeit. Mit dem Glockenschlag der für den Anfang der Probe angesetzten Stunde stand er an seinem Platze. Kurz und befehlend klang sein: „Anfang!" über die Bühne hin. Der Theatermeister, Requisiteur oder Möbelbesorger, welcher ihn mit Fragen antrat, ob ihm diese Decoration recht sei, ob dies oder jenes Möbel, ein oder das andere Requisit das richtige sei, wurden mit einem: „Darüber später!" vorläufig abgewiesen. In erster Linie standen ihm das Stück, die Worte des Dichters, der Organismus der Composition. Diese wollte er zunächst auf sich wirken lassen. Das Beiwerk zerstreute ihn. Das Bild sollte vor ihm entstehen und sollte sich den Rahmen allmählig bilden. Der schattenhafte Eindruck, welchen die Lectüre des Stückes auf ihn gemacht, sollte sich zunächst verdichten durch die handelnden Personen, durch ihr Sitzen und Stehen, durch ihr Kommen und Gehen, vor Allem durch ihr Sprechen. Das Gemach, der Raum, in dem sie erschienen, die Stühle, auf welche sie sich setzten, die Spielbehelfe, welche sie benützten, waren ihm vor der Hand gleichgültig, er hätte mit dem einfachen Shakespeare'schen Theater sich auch begnügt, die graue Leinwand mit der Aufschrift „Wald" oder „Saal" hätte ihn nicht gestört; der Bau des Stückes, die Bedeutung der einzelnen Figuren für die Verlebendigung des Organismus derselben waren ihm auf den ersten, besonders auf der ersten Probe Alles. Die Hauptsache blieben sie ihm auch später, wo er dann daran ging, den äußeren Erfordernissen die nö-

Digitized by Google

thige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die nöthige, niemals mehr. Passend und correct — das war Alles, was er von diesem äußerlichen Theil einer Mise-en-scène verlangte. Schön und reichlich standen nicht in seinem Lexicon. Wenigstens nur in einem Anhang desselben. Er verschmähte es nicht gerade, daß Decorationen, Kleidungen ꝛc. schön waren. Aber in erster Reihe mußten sie diensam sein. Auch reichlich durfte das Beiwerk sein, nur das Ueberflüssige war ihm zuwider. Decoration, Costüm, Requisiten ꝛc. blieben ihm Beiwerk. Die Hauptsache war ihm das Stück, das Spiel.

Aber wie pflegte und förderte er nun diese Hauptsache! Mit nie ermüdender Aufmerksamkeit folgte er dem Spiele. „Halt! Das ist zu lang, wird langweilig. Streichen wir!“ — „Aber Herr Director, diese schönen fünf Verse möchte ich doch sprechen.“ — „Sie sind schön, ich will nicht Nein sagen, aber der Gedanke ist da schlecht placirt, Sie sprechen en pure perte, man verliert die Hauptsache aus dem Gesicht.“ Oder ein andermal: „Warten Sie einen Augenblick! Hier müssen wir das Motiv verstärken, es tritt nicht bedeutungsvoll genug heraus, schieben wir diese paar Worte ein.“ So folgte er dem Stück, hier beschneidend, dort umstellend, ein andermal zusetzend mit dem stets wachen Auge, dem richtig und warm empfindenden Herzen eines dramatisch-angespannten Naturells. Er war eben Dramatiker durch und durch. Und wie verstand er die Kunst des Schauspielers. Wie erhöhte er die Wirkungen des Trefflichen mit feiner Nachempfindung des eigenartigen Wesens der Einzelnen, wie kam er dem minder Befähigten zu Hilfe, dort rathend und vorschlagend, hier einfach befehlend und vorsprechend. Er erfand Nüancen in Ton und Geste, hier beschleunigte, dort ermäßigte er das Tempo, legte Pausen ein, empfahl bald Erhöhung der Stimme, bald Senkung des Tones. Kurz, er beherrschte die eigentliche Technik des Schauspielers in vollkommener Weise, selbst ein trefflicher Schauspieler, nur daß er nicht öffentlich spielte! Was er in Erkenntniß der Eigenart schauspielerischer Individualitäten geleistet, das bewahren seine Schauspieler in meist dankbarer, wohl durchweg anerkennender Erinnerung. Dabei erlahmte in ihm nie die Lust, neue Talente zu entdecken, und er fand sie mit meist sicherem Treffen. Wohl hat er hie und da geirrt in den Experimenten, welche er mit der oder jener schauspielerischen Kraft unternahm, die meisten aber sind ihm geglückt.

In Bezug auf die Entwickelung und Auffindung schauspielerischer Kräfte, auf die geistige Durchbildung des Spiels, auf die erschöpfende, innerliche Reproduction des Kunstwerks war Laube ein glänzend befähigter Leiter und sein Bild bietet nach dieser Richtung auf der Höhe seines Wirkens kaum einen Flecken dar.

Die Flecken, die es aufweist, liegen in einer anderen Richtung. In der Richtung eben der äußeren Gewandung des Kunstwerks. Wenn ich

Digitized by Google

oben sagte, daß er das Beiwerk immer als Beiwerk behandelt habe; so erfordert die Gerechtigkeit, hinzuzusetzen, daß er es hie und da nicht einmal als solches genügend beachtete, daß er es manchmal geradezu vernachlässigte. Diensam und correct war im Allgemeinen sein Motto. Aber es lief hie und da auch Incorrectes mit unter. Die Einfachheit wurde da manchmal zur Dürftigkeit, die Scheu vor dem Ueberflüssigen zur nackten Armuth, zum Mangel selbst am Passenden, ja selbst zum Gegensatz des Passenden. Er wendete lieber Geld auf die Erwerbung eines neuen oder die Belohnung eines zu höherem Werth entwickelten älteren Schauspielers, als auf die Anschaffung einer schönen Decoration oder eines neuen Mobiliars. Das mag man loben. Aber er verwendete auch hie und da ein unpassendes Möbelstück, ein stilwidriges Accessoire, und das mußte man tadeln. Er war einseitig. In der Beschränkung zeigte sich wohl der Meister, aber der Meister beschränkte sich nicht selten so sehr, daß er an seiner Meisterschaft Einbuße erlitt.

Wie anders Dingelstedt! „Um 10 Uhr Probe" lautete die Anzeige der Tagesmittheilung. Dingelstedt erschien meistens 10 Minuten später. Die Schauspieler standen auf der Scene, sie brannten vor Schöpfungslust, ihre Rollen zu verlebendigen. Der Souffleur saß im Kasten. Die zunächst Auftretenden waren spielbereit auf ihren Plätzen. Da stand die hohe, leicht im Rücken gebogene, nach vorn geneigte Gestalt des Direktors endlich vor dem Regietisch. Er hatte die Hände in den Taschen des langen, bis zum Knöchel reichenden Ueberziehers und musterte die Scene. „Michaely!" rief er. Der Requisiteur erschien. „Was ist das für ein Kasten? Den kann ich nicht brauchen." Der Requisiteur brachte einen zweiten, dritten, vierten. Sie paßten ihm alle nicht. Der Unglückliche erschöpfte sein ganzes Magazin. Er fand keine Gnade. „Aber ich habe keinen anderen mehr, Herr Hofrath." „Sie haben ihn", gab er phlegmatisch zurück, „suchen Sie nur!" Dann erneute sich die Scene mit dem Theatermeister. Mit ironischer Ruhe wies er die Erwiderungen, die Rechtfertigungen des Mannes zurück. Es entspann sich die Debatte. Bald dieser, bald jener Vorschlag tauchte auf. Es dauerte eine halbe, drei Viertelstunde, ehe die Scene so arrangirt war, daß das Bild seinen Wünschen entsprach. Und dies wiederholte sich bei jedem Scenenwechsel während der Akte, bei jedem neuen Aufzuge.

Man darf nicht glauben, daß es Laune und Eigensinn gewesen, welche ihn die Befriedigung so schwer finden ließen. Wochen und Monate vorher, ehe ein Stück zur Mise-en-scène gelangte, bereitete er diese auf das Sorgfältigste vor. Er hielt Conferenzen ab mit dem Decorateur, dem Maschinisten, dem Costümier. Das Bild des Stückes, jeder einzelnen Scene stand vor seinem inneren Auge und danach bestimmte er seine Forderungen. Aber die vorangehende Besprechung hinderte nicht, daß er,

Digitized by Google

wenn er von der Theorie zur Praxis überging, neue Forderungen stellte, da ihm die Erfüllung der schon getroffenen Anordnung selten genug that. Sein Geschmack war theoretisch und praktisch reich gebildet, sein Auge durch die mannichfaltigste und vielseitigste Anschauung künstlerisch geschult. Er kannte alle bedeutenderen Baudenkmäler der modernen Culturvölker, er hatte die Gallerien und Museen in Deutschland, Italien, Frankreich, Belgien und den Niederlanden oft und mit reichem Gewinn durchwandert, hatte Königsburgen und Adelsschlösser besucht, und sein glänzendes Gedächtniß bewahrte treu den Eindruck des Geschauten. Ging dann die Inscenesetzung von dem äußeren auf das innere Leben über, so bewies er den untadelhaftesten Geschmack in der Stellung der einzelnen Figuren wie in Gruppirung der Massen. Aufzüge und Märsche, Schlachtenbilder und Volkstumulte, Turniere und Prozessionen, Volksfeste und Trauergesänge, Alles erkannte er mit überlegenem Geschick. Er kannte die Embleme der Zünfte, wie die Wappen der Adelsgeschlechter, die geistlichen wie die weltlichen Trachten. Dabei fehlten nie die schmucken Pagen der Könige, die Edeldamen der Herrscherinnen, die Wappenherolde der Ritter, Musik und Glockengeläute traten hinzu, reich und farbig entwickelten und verschoben sich die Bühnenbilder und fesselten die Schauer mit immer neuem Reiz.

Dem Spiel der Schauspieler war er freilich nicht so förderlich, wie dies Laube gelungen war. Er war keine eigentlich dramatische Natur. Herz und Geist concentrirte sich ihm schwer beim Anschauen des Spiels, das Auge zerstreute ihn. Er sah mehr als daß er hörte.

Daß er dennoch so große Erfolge durch seine Schauspiele errang, das dankte er zum größten Theile der Schulung, welche diese unter Laube's Leitung durchgemacht, vor allem der Tradition des Burgtheaters. In dieser Richtung übrigens hat er als Director entschieden selbst gelernt. Ich habe es nicht selten erlebt, daß ihn ganz einfache Stücke, welche gut gespielt wurden, lebhaft gefesselt hatten. Zu seiner eigenen Verwunderung, welche er ganz offen aussprach. Wäre er früher in die Stellung eingetreten, oder hätte er sie noch länger in körperlicher Gesundheit inne gehabt, er hätte wohl auch als eigentlicher „Comödiantenmeister" noch eine Vertiefung und reichere Entwickelung seines Wesens gefunden. Während er als Dramaturg in früheren Jahren gern dem Absonderlichen nahe trat, was auch seine Bühnenbearbeitungen beweisen, fing er in späterer Zeit an, auch am Einfachen Geschmack zu finden; früher dem Excentrischen, Tönenden, Deklamatorischen nicht abhold, erfreute er sich sichtlich mehr und mehr auch am Wahren, Gesunden und Schlichten. Seine Entwickelung war nicht abgeschlossen, als der Tod ihn abrief. Das Burgtheater und sein Darstellungsstil hatten wohlthuend auf ihn eingewirkt und ich zweifle nicht, daß er je länger je mehr die Einseitigkeit seiner Regiekunst auf-

gegeben und seine Neigung für das Aeußerliche mit den Forderungen der innerlichen Ausbildung des Bühnenspieles ins Gleichgewicht gesetzt hätte.

Wie bedauerlich ist es, daß die glänzenden Eigenschaften unserer beiden Theaterleiter sich nicht in einer Persönlichkeit vereinigten! Diese Vereinigung hätte unserer Kunst den idealen Regisseur gebracht. Beide Männer fühlten den Mangel, der ihrer Begabung anhaftete. Laube, so geringschätzend er von „Tapezierer-Dramaturgen" sprach, hat sich selbst angeklagt, daß er dem Aeußerlichen wenig — wohl zu wenig, wie er bekennt — Aufmerksamkeit gewidmet habe. Dingelstedt, so sarkastisch er spöttelte über die „Schulmeisterei" am Regietisch, neidete im Geheimen doch mit Beschämung dem Vorgänger seine dramatisch reichere Begabung, seine tiefere Innerlichkeit.*)

Möge die Entwickelung, welche unsere Bühnenkunst seit zwei Decennien durchmacht, sie nicht zu weit führen in der Pflege des Beiwerks. Ein Zuviel in dieser Richtung ist der Tod der eigentlichen Schauspielkunst. Das englische Theater diene uns zur Warnung. Noch lebt die Tradition des echten, einfachen Schauspiels an einzelnen Kunststätten, in ausgezeichneten und hervorragenden Individualitäten. Mögen sie den alten Gottesdienst hegen und pflegen und auf die jüngeren Genossen vererben! Mohammed und seine Religion haben einen großen Theil der Welt erobert und mit Feuer und Schwert sich dienstbar gemacht, die einfache Jesuslehre ist von ihnen nicht vernichtet worden, sie hat sich bewährt als der Kern und Lebenskeim des Cultus. Das einfache Schauspiel Lessing's, Eckhof's und Schröder's bleibe uns die wahre Offenbarung. Keine Invasion der Bekenner des neuen Islam vermag sie zu zertrümmern, wenn ihre Priester ihres Dienstes walten in Begeisterung und mit treuer Ueberzeugung.

August Förster.
(Leipzig.)

---

*) Unserem Programm entsprechend, sind wir stets bereit, jeder Ueberzeugung, jeder Anschauung, wenn dieselbe sich in einer unseres Blattes würdigen Sprache äußert, unsere Spalten zu öffnen. So haben wir es auch in diesem Falle gehalten, können aber nicht die Bemerkung unterdrücken, daß doch auch ein bedeutsamer Unterschied zwischen Laube und Dingelstedt zu Gunsten des Letzteren besteht. Dingelstedt war ein Poet, und Laube ist dies ganz und gar nicht.
Sacher-Masoch.

Digitized by Google

Toilettenluxus auf der Bühne.

[Nachdruck verboten.] [Ueberſetzungsrecht vorbehalten.]

Schon als die Engländer anfingen, die Stücke ihres Shakeſpeare als Ausſtattungskomödien zu behandeln und das Londoner Publikum nicht in das Theater ging, um z. B. „Heinrich VIII.“, ſondern um den „hiſtoriſch treuen“ und glänzenden Hochzeitszug zu ſehen, und ſpäter als Strampfer in Wien Grabbe's „Hundert Tage“ und Sardou's „Vaterland“ in ähnlicher Weiſe in Scene ſetzte, vollends aber ſeit dem Auftreten der Meininger, iſt oft genug die Frage aufgeworfen worden, ob eine Ausſtattung mit Dekorationen, Requiſiten und Coſtümen, welche die Aufmerkſamkeit des Publikums von dem Stücke auf deſſen äußerliches Beiwerk ablenkt, der Kunſt, den Wirkungen der Dichtung, förderlich oder nicht vielmehr ſchädlich ſei.

Allerdings kann auch das Gegentheil ungünſtig, ja geradezu lächerlich wirken. Wenn noch unter Laube, im Wiener Burgtheater, während Mephiſtopheles den Fauſt einſchläfert, eine mittelmäßige Muſik und ſechs Statiſtinnen mit Fledermausflügeln, welche ein paar triviale Pas und Attituden vorführten, den farbenglühenden Traum des Titanen zu verſinnlichen hatten, ſo war dies ohne Zweifel mehr ſtörend als nützlich.

Immerhin haben aber die in Rede ſtehenden Beſtrebungen doch ſtets die Dichtung ſelbſt im Auge und die Abſicht, die Wirkung derſelben durch minutiöſe hiſtoriſche Treue und künſtleriſchen Glanz in der Vorführung zu ſteigern; dagegen iſt in den letzten Jahrzehnten bei den Schauſpielerinnen mehr und mehr ein Luxus zu Tage getreten, der nicht mehr den Zweck hat, der Dichtung zu Hilfe zu kommen, ſondern ausſchließlich um ſeiner ſelbſt willen da iſt, ja geradezu der dichteriſchen und hiſtoriſchen Wahrheit Hohn ſpricht.

Dieſe Damen, welche die Kunſt degradiren, ſind und bleiben im Rechte, ſo lange Kritik und Publikum ihre Toilettenexceſſe ungeſtraft dulden. Mit Recht ſprach die große Sophie Schröder, mit Bezug auf dieſen Unfug, die herben Worte aus: „Ihr werdet ja ſo auch applaudirt und bekommt hohe Gagen, wenn Euch der liebe Gott nur ein hübſches Geſicht beſcheert hat. Dazumal war's anders.“

Dazumal brach sich nicht das hübsche Gesicht, nicht die reizende Gestalt Bahn, sondern das Talent und die Kunst. Dazumal spielte die große Schröder erste Liebhaberinnen, Alles in Allem mit drei Kleidern. In dem ersten, von weißem Mull, spielte sie jahrelang alle unschuldigen jungen Mädchen, für größere Verhältnisse schritt sie zu einer Toilette von rothem Merino, und bei hohen Personen zu einer Robe von schwarzem Manchester, welchen sie, wenn es eine Königin darzustellen galt, eigenhändig so lange mit Speck einrieb, bis er wie echter Sammt glänzte.

Vollends verwerflich ist dieser Luxus der Schauspielerinnen, wenn er sich nicht mehr an die Dichtung bindet, sondern mit dieser geradezu in Widerspruch tritt und der Naturwahrheit oder der historischen Treue frech in das Gesicht schlägt.

Wenn die Wolter in der „Familie Benoiton", wo sie eine Modenärrin darzustellen hatte, in excentrischen und kostbaren Toiletten erschien, so entsprach dies dem Charakter der Rolle, wenn aber die Geistinger im „Pfarrer von Kirchfeld" das „arme Dirnd'l" in einem Rock von starrer Seide, einem Sammtmieder und mit Juwelen, deren sich eine Fürstin nicht zu schämen brauchte, spielt, dann ist dies ein sträfliches sich Hinwegsetzen über Wahrheit und Kunst, und diesem begegnen wir heutzutage allerorten auf der Bühne. Wunderlich ist es nur, daß gerade wir Deutsche uns diese Ausschreitungen der Schauspielerinnen so ruhig gefallen lassen.

Als „Demimonde" im Theater francais vor wenigen Jahren zum ersten Mal in Scene ging, erschien Mademoiselle Croizette im ersten Acte in einer rothsammtenen, mit Zobelpelz verbrämten Robe. Sofort äußerte die Pariser Kritik ihren Unwillen in sehr drastischer Weise. Sie bewies, daß das Stück zu der Zeit beginnt, wo man aus den Bädern heimkehrt, also im September, wo man in Paris noch keinen Pelz trägt, und daß Mademoiselle Croizette, um eine luxuriöse Toilette vorzuführen, ihrer Rolle und dem Stück zuwider gehandelt habe.

Die Folge war, daß die Dame es bereits bei der zweiten Aufführung, nicht mehr wagte, in ihrer Zobelrobe zu paradiren.

Eine Bühnentoilette ist ebenso wie die Bühnenmaske ohne Zweifel nur dann schön, wenn sie in jeder Beziehung der Person, welche dargestellt wird, entspricht und daher auch treu und charakteristisch das Zeitalter, die Nation und den Stand derselben wiedergiebt; doch darf die historische Wahrheit sich niemals auf Kosten der Dichtung breit machen. Wenn Salvini den Sultan in „Zaire" in einem prachtvollen Costüm echt orientalischen Ursprungs spielt, so steht dies mit dem Stücke selbst ebensowenig in Widerspruch, als wenn er den „Tasso" in dem Drama von Giacometti mit der Glatze giebt, welche der Dichter des „Befreiten Jerusalem" in der That besaß; es wäre aber sehr gefährlich, wenn sich

Digitized by Google

die Darsteller der Helden und Heldinnen Schiller's oder Goethe's an die Gallerie von Pecht und Ramberg halten wollten, in der ein falscher historischer Realismus die Gestalten der Dichter einfach über Bord wirft.

Der Schiller'sche „Don Carlos" ist einmal nicht der historische, wollte also ein Künstler dem edlen, schwärmerischen Königssohn der Schiller'schen Tragödie die Züge und das Costüm des wirklichen, kränklichen und grausamen Schwächlings Don Carlos leihen, wie die erwähnte Gallerie sie bringt, so würde er sich einfach einer Blasphemie schuldig machen und zugleich in der Art Offenbachscher Griechenhelden burlesk wirken. In modernen Stücken muß ohne Zweifel die Mode des Tages zur Geltung kommen, aber stets dem Charakter und dem Stande der dargestellten Person gemäß. Jene Toiletten aber, welche unsere Schauspielerinnen in diesen Stücken vorführen, sind im französischen Sittenbilde in der Regel ebenso wenig am Platze, wie im deutschen Lustspiel.

Welche deutsche Frau und nun gar welches deutsche Mädchen wird zu Hause in einer Robe oder einem Schlafrock erscheinen, wie wir sie da zu sehen bekommen? Auch in Paris wird man nie und niemals eine anständige Frau, ein ehrbares Mädchen in einem solchen Anzuge sehen, am wenigsten aber eine vornehme Dame, denn diese tragen sich in der ganzen Welt am einfachsten und decentesten.

Der Luxus unsrer Schauspielerinnen ist also auch hier durchaus nicht am Platze, und in dem Bestreben, distinguirt zu erscheinen, verfallen sie gerade in das Gegentheil.

In Stücken wie „Demimonde" und „Die Cameliendame" ist der Toilettenluxus am Platze, nicht aber dort, wo wir die vornehme Pariser Gesellschaft oder die höchst achtenswerthe französische Bourgeoisie vor uns agiren sehen, wie in der „Oeffentlichen Meinung", „Pelikan", „Haus Fourchambault", „Vater und Sohn", „Eine vornehme Ehe" u. s. w.

Eine Schauspielerin, welche die Fürstin Udaschkin darstellt, wird sich kaum vergreifen, wenn sie die ehemalige Tänzerin und russische Abenteurerin den Grafen Waldemar in einem üppigen Schlafpelz empfangen läßt, aber es beleidigt uns, wenn die reizende, verständige, sittsame Priska in Bauernfeld's „Krisen" in einem solchen erscheint, und wir sind nicht mehr weit davon entfernt, daß die jungen Mädchen in unseren bürgerlichen deutschen Stücken alle wie die falschen Pariser Baroninnen und Gräfinnen, mit den Phantasiewappen, umherlaufen.

Dem Toilettenluxus unserer Schauspielerinnen hat sich auch unsere Presse nur allzu bereitwillig dienstbar gemacht. In den Notizen, die ein neues Stück ankündigen, wird nicht mehr von diesem oder von dem Dichter gesprochen, sondern nur noch von den vier oder fünf neuen brillanten Toiletten, welche Frau X oder Fräulein Y vorführen wird.

Digitized by Google

Auch die Kritik nimmt von diesen Toiletten mehr Notiz als von dem Stücke selbst, und sie vergißt gewiß nie, auch von den kostbaren Diamanten zu sprechen.

Es wird bald nöthig sein, daß die Journale, anstatt der Aesthetiker, Schneider und Juweliere als Kritiker in das Theater senden.

Wanda von Dunajew.

(Leipzig.)

Digitized by Google

Revue des geistigen Lebens.

Im neuen Reich.

Vor Kurzem hat eine Zeitschrift zu erscheinen aufgehört, welche genau vor zehn Jahren unter dem Titel „Im neuen Reich" und der zwar nicht offiziellen, aber offiziösen Leitung Gustav Freitag's, des Hauptvertreters des nationalen Romans in Deutschland, entstanden ist.

Die Ziele dieser Zeitschrift waren nicht immer deutlich erkennbar, sie hat alle Stadien nationaler Verblendung von der stolzesten Selbstüberhebung bis zur hoffnungslosen Verbissenheit, bis zum bonapartistischen Byzantinismus und bis zur Judenhetze durchgemacht; aber um so klarer und erhebender tritt heute die Thatsache zu Tage, daß das deutsche Volk von diesen dunkeln Zielen nichts wissen wollte, nichts wissen will, daß zwischen dem Rhein und der Weichsel kein Raum ist für napoleonische Ideen, daß das deutsche Volk rasch den gesunden, menschlichen und freien Zug seines Wesens wiedergefunden hat.

Die Personen, die dabei, sei es auf offener Bühne, sei es im Halbdunkel der Coulissen, mitgespielt haben, sind uns vollständig gleichgültig, es ist die Sache allein, die uns beschäftigt, und nur in diesem Sinne konstatiren wir mit Befriedigung, daß eine Zeitschrift, welche Menschen verschiedener Nationalität und verschiedenen Glaubens gegen einander gehetzt, in Deutschland kein Publikum gefunden hat.

Sacher-Masoch.

Bücher, über die man schweigt.

Angesichts des in Deutschland herrschenden literarischen Cliquenwesens wäre beinahe die Vorsicht geboten, nur solche Bücher zu lesen, die getadelt werden oder über die man schweigt. Auch in anderen Ländern giebt es einen Kreis auserwählter Autoren, die sich bereits als Classiker fühlen, und die den jüngeren Talenten gegenüber jeden Fuß breit des Parnasses hartnäckig vertheidigen, aber es sind dies wirklich bedeutende Autoren, und der Boden einer Weltstadt bildet einen zugleich günstigen und lohnenden Kampfplatz. Das deutsche Geistesleben wäre genug zertheilt, wenn es sich in den beiden Centren, in Nord und Süd, in Berlin und Wien concentriren würde, es ist aber auch überdies in zahlreiche kleine Bruchtheile zersplittert. Jede Stadt, ja jedes Städtchen hat seinen Kreis lokaler Berühmtheiten, seine literarische Clique für sich. Die Hydra hat nicht einen, nicht zwei Köpfe, sie hat deren hundert. Der junge Autor, dem es gelingt, in Berlin

Digitized by Google

durchzudringen, ist deshalb noch lange nicht in Wien und noch weniger in St. Pölten Straubing und Passewalk durchgedrungen.

So vielköpfig diese literarische Hydra aber ist, so einig ist sie jedesmal, wenn es ein Buch zu unterdrücken, todtzuschweigen gilt, das dem literarischen Unwesen nahe tritt. Dieselben Herren, welche Zeter schreien, wenn eine Regierung aus großen Staatsrücksichten ein Journal oder ein Buch unterdrückt, sind sofort bereit, Scheiterhaufen aufzurichten, wenn ihre kleinen persönlichen Interessen nur im Mindesten verletzt werden.

Vor Kurzem erschien z. B. in zweiter Auflage eine Schrift: „Unsere geistige Bildung von Ludwig Noyl, von der kaum irgendwo die Rede war, und doch verdient es diese Schrift, nicht nur gelesen, sondern allgemein gelesen und beherzigt zu werden. Wie kommt es, daß man über sie so beharrlich schweigt? Sehr einfach. Der geistvolle Autor führt den Beweis, wie sehr es in Deutschland noch an ästhetischer Bildung fehlt, wie dieser Mangel sich auch bei vielen der ersten deutschen Autoren fühlbar macht und insbesondere in ihrem das Sprachgefühl wie den Schönheitssinn häufig verletzenden Style zu Tage tritt. Er kritisirt in dieser Richtung Gervinus, David Strauß, Otto Jahn, Fr. Th. Vischer, Karl Gutzkow, Gustav Freitag — ein Verbrechen — er kritisirt sie nicht mit Kalauern, sondern ernst und sachgemäß — ein um so unverzeihlicheres Verbrechen.

Ein anderes Buch, über das man ohne Zweifel schweigen wird, ist Thomas Carlyle. Ein Lebensbild und Goldkörner aus seinen Werken von Eugen Oswald (Leipzig, Friedrich). Das Lebensbild ist wahrhaft gut, die Goldkörner aus Carlyle's Werken sind meist vortrefflich, aber es genügt, daß der folgende Satz in dem Buche (S. 80) steht: „Auch der Satzbau Carlyle's war nicht immer tadellos. Daß er oft die Wortstellung ändert, braucht uns nicht zu stören, und eigentlich auch seine Landsleute nicht; aber sein Satz hat nicht selten gegen das Ende einen schwachen Tonfall. Doch bleibt er hier gegen uns zurück, die wir unser musikalisches Ohr überall hintragen, nur nicht in unsere Prosa: sechs Zeitwortformen hintereinander am Ende des Satzes, dazu versteigt er sich doch nicht: „leitet, erklommen zu haben meinen, geführt hat". Das Buch ist gerichtet.

Ein drittes Buch, von dem man wahrscheinlich auch schweigen wird, weil der Autor keiner Clique angehört, ist: Aus meiner Wandermappe. Novellistische Herzens- und Länderstudien von Karl Böttcher (Dresden, Grumbkow). Wenn nur die einzige Geschichte vom „Pfarrer von Capri" in dem Buche stände, verdiente es gelesen zu werden. Böttcher beobachtet Land und Leute mit einem klaren, unbefangenen Blick, er weiß überall neue Gesichtspunkte zu gewinnen, und was er anschaut und erdacht hat, gut und anregend vorzutragen.

Sacher-Masoch.

Lausanne.

Ich habe die Absicht, ein anderes Mal ausführlicher über das literarische Leben in der romanischen Schweiz zu sprechen, was es in verschiedenen Epochen, z. B. während des Aufenthaltes Voltaire's und Rousseau's in Lausanne war, dann später zur Zeit St. Beuve's, Juste Olivier's, Vinet's, und nachher unser aktuales literarisches Leben zu malen, unsere Literatur zu charakterisiren, die jetzt sehr verschiedenen und komplizirten Einflüssen unterworfen ist.

Für heute beschränke ich mich nur darauf, die Tagesfragen zu berühren.

* * *

Genf hat mit seiner gewöhnlichen Lebendigkeit das Andenken an die Escalade (Erstürmung) gefeiert. Die Escalade ist für den Genfer das wahre Nationalfest. Sie ruft ihm glorreiche Thaten, eine der glänzendsten Seiten seiner Geschichte in's Gedächtniß zurück. Es war am 11. oder 12. Dezember 1602 bekanntlich, als Karl Emanuel, der Fürst aus dem Hause Savoyen, sich der Stadt Genf, des großen Zufluchtsortes der Calvinisten, des Rom's der Hugenotten, wie man es damals schon nannte, zu bemächtigen suchte.

Es war, wie es in dem Liede heißt:

In einer tiefschwarzen Nacht
An einem sehr kalten Tage.

Der Versuch der Savoyarden scheiterte; dennoch war der Kampf lebhaft. Die Genfer, aus dem Schlafe plötzlich aufgeschreckt, hatten sich so gut es ging bewaffnet, aber Alle waren bewaffnet Die Liebe zum Vaterlande, zur Religion machte sie zu Helden. Die Frauen ermuthigten die Kämpfenden mit Wort und That. Eine brave Frau, Mutter Royaume, welche dicht bei der Münze wohnte, schleuderte selbst aus ihrem Fenster einen Grapen, der auf dem Kopfe eines Savoyarden in Stücke zerbrach. Kurz, die Stadt wurde gerettet, und seit jenem Tage feiern die Genfer den Jahrestag des 11—12. Dezember 1602 mit großer Vorliebe.

Es hat sich nach und nach sogar eine wirkliche Literatur der Escalade gebildet, welche die Denkschriften und Lieder auf jene Epoche, historische Arbeiten und vaterländische Gedichte umfaßt, die sie unfehlbar jedes Mal einflößt. Außerdem hält ein alter, ehrenwerther Pastor jedes Jahr einen Vortrag, worin er den kommenden Generationen seit beinahe dreißig Jahren von dem großen Tage der Erstürmung erzählt.

Er liest verschiedene historische Bruchstücke vor, worauf die Versammlnn im Chor das berühmte Ce què laino singt, eine historische Klage im Genfer Dialekt, die in heroisch komischem Tone das Mißgeschick der Savoyarden berichtet.

Nach der Vorlesung ißt man in allen guten Familien fröhlich zu Mittag und läßt dem Mahle, dessen Speisekarte traditionell ist, alle Ehre widerfahren: Farcirte Truthennen von Brennen, wilde Artischocken mit Sauce, dann zum Nachtisch einen Nußkuchen, der mit Petarden gefüllt ist, zum Andenken an den Kochtopf der alten Mutter Royaume. Am Abend ziehen maskirte junge Leute durch die Straßen, um auch die Verkleidung der Savoyarden anzudeuten, welche sie am Tage der Erstürmung angelegt hatten.

Sie sehen, wie geschickt wir modernen Genfer das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden können und unsere Kinder amüsiren, indem wir ihnen zugleich das Andenken und die Achtung vor einer unvergeßlichen historischen That überliefern.

* * *

Die Académie française hat in diesem Monat einem Schweizer, oder besser einem Ex-Schweizer, ihren Schooß geöffnet: M. Victor Cherbuliez. M. Cherbuliez ist wirklich in Genf geboren, hat eine Frau aus dem Waadtlande geheirathet, aber vor einem Jahre hat er sich in Frankreich naturalisiren lassen, um als Bewerber bei der Academie auftreten zu können. M. Cherbuliez hat in Berlin studirt zu gleicher Zeit mit dem M. Marc-Monnier, dem bekannten Professor. Damals war er ein großer Bewunderer Hegel's und Strauß', aber nichts deutete darauf hin, daß er einst der gefeiertste Romanschriftsteller seiner Zeit werden würde.

Im Allgemeinen trägt man es M. Cherbuliez in der Schweiz ein wenig nach, daß er seine Schweizer Nationalität der französischen geopfert hat, und wenn auch

Digitized by Google

für einen der vierzig Fauteuils. Leider findet man die Eitelkeit in allen Ländern, und die Eitelkeit allein konnte M. Cherbuliez verleiten, seinem Geburtslande untreu zu werden. Die Chauvins der französischen Schweiz können sich trösten: unser Land trägt doch seinen Ruhmesantheil bei der Wahl mit sich fort, da Cherbuliez in der Schweiz von Schweizer Eltern geboren ist, und auch eine Schweizer Erziehung erhalten hat. Man kann wohl sein Land, aber nicht seinen Taufschein wechseln.

* * *

Mme. Anna Judie, die Diva der Operette, hat soeben der französischen Schweiz ihren Besuch abgestattet und ist auch an den Genfersee gekommen, um ihr frisches, lachendes Gesicht dort zu zeigen und die Perlen ihrer Lieder herunterrollen zu lassen. Die Künstlerin vom Variétéstheater in Paris hat einen bedeutenden Erfolg gehabt. Durch ihren guten Humor, ihr Anstandsgefühl, eine wirkliche Kunst des Zuverstehengebens, hat sie die gewagtesten Situationen in den schlüpfrigsten Stücken gerettet. Sie sagt Alles, ohne etwas zu sagen, und die Damen — natürlich von einem gewissen Alter! — können es, ohne zu sehr hinter ihrem Fächer zu erröthen, hören.

Im Februar steht uns auch noch die Tournée der Sarah Bernhardt bevor. Ein geräuschvoller Ruf und eine Unzahl von Reklamen sind der Ankunft der nervösen Tragödin vorangegangen. Die Plätze — ich meine die kleinen, die allerschlechtesten — werden nicht weniger als zehn Franken und die besten vier- bis fünfhundert kosten. Trotzdem läßt sich schon jetzt auf eine große Theilnahme des Publikums schließen, und vor gefülltem Hause wird Sarah, die reklamesüchtige Sarah, die Rollen der Lucrezia Borgia und Frou-Frou spielen.

Emile Bonjour.

Sarajevo.

Das staatsrechtliche Verhältniß „Neu-Oesterreichs" zur Monarchie ist hüben wie drüben wohl niemals seit dem 28. Juli 1878 so vielfach erörtert worden, als nach Kundmachung des provisorischen Wehrgesetzes, welches am 4. November erfolgte und diese große Streitfrage wieder an die Tagesordnung brachte. Allerdings erscheint die factische Stellung der occupirten Provinzen in Oesterreich-Ungarn in keiner Staatsrechtslehre vorgesehen, und vergebens blättert man Bluntschli und andere Staatsrechtslexica durch, vergebens auch befleißigt man sich, in der Geschichte Analogien zu entdecken — das durch den Berliner Vertrag nunmehr zum fait accompli gewordene Problem läßt sich theoretisch wohl anfassen, hingegen nicht so leicht einem wissenschaftlich schon gegebenen Begriff subsumiren. So kommt es denn, daß man in völliger Außerachtlassung des Grundsatzes, daß durch Occupation nur an herrenlosem Gut Eigenthum erworben werden kann, aus dieser allein schon den Schluß zieht, Bosnien sei durch Entsagung des früheren Landesfürsten und Einwilligung der übrigen Berliner Vertrags Mächte dem unbestrittenen Eigenthum der österreichischen Krone zugefallen, oder aber, daß man in entgegengesetzter weniger optimistischer Auffassung, da laut Convention vom 21. April 1879 die Occupation Bosniens und der Herzegowina die Souveränitätsrechte des Sultans nicht beeinträchtigt, von der Analogie eines auf Zeit und Kündigung geschlossenen Bestand-Vertrags zu sprechen kommt, wobei man sich jedoch zu dem abnormen Zugeständnisse, es liege doch nur eine quasi locatio-conductio vor, da ein Hauptmerkmal, nämlich die Zahlung eines Pachtzinses mangelt, gezwungen sieht. Wieder Andere behaupten, man habe es mit juristischem Besitze

Digitized by Google

zu thun, welcher, da der animus domini von Seiten des Besitzers doch allenthalben zu Tage tritt, nicht ermangeln wird, durch Ersitzung zum Eigenthume zu führen, während sich nicht wenige geduldige Naturen in vollem Vertrauen auf eine wenn auch noch ferne Zukunft, sogar dazu entschlossen haben, den Verlauf eines gewissen, nicht näher zu bestimmenden Zeitraumes abzuwarten, nach welchem man der hohen Pforte, mit Schonung natürlich, werde bedeuten können, ihre Rechte auf Bosnien seien verjährt und daher erloschen — nicht zu reden von jenen Spöttern, die das mühsame Werk des Berliner Congresses einen Glücksvertrag nennen, der, wie dies ähnlichen Verträgen zumeist eigen, nicht Glück, sondern Unglück bringen werde. Man zieht mit den kühnsten Applicirungen bürgerlicher Rechtsbegriffe auf staatliche Verhältnisse zu Felde, man hält Rechtssätze über Ober- und Untereigenthum für nicht ganz unvermögend, in das doch sicherlich dingliche Recht Oesterreichs auch einiges Licht zu bringen, man versucht es bald so, bald anderswie, aber man tappt eben noch immer im Dunkeln.

Die Frage: Was soll die Anerkennung der Souveränitätsrechte des Sultans, da nunmehr doch alle jura majestatica vom österreichischen Landesfürsten ausgeübt werden? wirft sich in Folge des eingangserwähnten Gesetzes, welches von der österreichisch-ungarischen Presse mit Recht als ein großes, freudiges Ereigniß gepriesen wird, von selbst auf, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß gerade die so formulirte Frage uns den Weg zur Enträthselung des staatsrechtlichen Verhältnisses unserer „Reichslande" zur Monarchie weisen dürfte.

Thatsächlich hat unser Regime aus eigener Machtvollkommenheit hierlands bereits eine Reihe von hochwichtigen Justiz-Gesetzen, wie das bosnische Strafgesetz, die Strafproceßordnung, eine Gerichtsinstruction und dergleichen in Wirksamkeit gesetzt, es steht somit außer Zweifel, daß die Justizhoheit vom österreichischen Kaiser ausgeübt, daher in dessen Namen auch Recht gesprochen wird. Dasselbe Bewandniß hat es mit der Finanz-, Polizei-, Privilegien- und auswärtigen Hoheit, denn es darf in Bezug auf letztere nicht außer Acht gelassen werden, daß eben § 6 des neuen Wehrgesetzes die sensationelle Bestimmung enthält: „die Verwendung der aus den Landesangehörigen aufzustellenden bewaffneten Macht sei im Frieden wie im Kriege von den Befehlen Seiner K. und K. Apostolischen Majestät abhängig", und bezüglich der Entstehungsgeschichte dieses Gesetzes, daß ihm etwaige diplomatische Verhandlungen mit anderen Staaten nicht vorangegangen sind. Vor einigen Monaten wurde der griechisch-orientalische Metropolit Sava Kasanović und erst kürzlich der Universitäts-Professor an der theologischen Facultät zu Agram, Dr. Stadler, zum Erzbischof von Sarajevo, beide vom österreichischen Landesherrn ernannt (jus majestaticum circa sacra), endlich ist das Wehrgesetz, wenn es auch nur den Namen eines provisorischen Gesetzes trägt, doch ein sehr definitiver Ausfluß der Militärhoheit.

Nun kennt aber auch das Völkerrecht Servituten. Unsere Besatzungen in Merlje, Criepolje und Bielopolje, die jüngst in unserem „Plusleithanien" von allen Staaten aufgelassene, im übrigen Orient aber noch weiterbestehende Consular-Gerichtsbarkeit, die Ingerenz Frankreichs und Englands auf die Finanzpolitik Egyptens — alles dingliche Rechte, wodurch dem Eigenthümer der dienenden Sache die Pflicht auferlegt wird, zum Vortheile eines Anderen etwas zu dulden oder zu unterlassen, und eine ähnliche Staatsdienstbarkeit ist es offenbar, die durch Art. 35 des Berliner Vertrags begründet wurde. Zieht man die Veranlassung des europäischen Mandats zur Besetzung Bosniens in Erwägung, d. i. die Anarchie, die in diesen Ländern geherrscht, die Unzulänglichkeit der Autorität des Sultans, daher die Nothwendigkeit, daß eine andere Macht die Führung der Verwaltung

übernehme (gleichsam eine Auctoritatis interpositio wie bei der Vormundschaft), so ergiebt sich als alleinige satio legis die Annahme, das europäische Concert habe, um Ruhe und Ordnung zu schaffen, die Ausübung der Hoheitsrechte des Sultans dem Kaiser von Oesterreich übertragen, allerdings unter Anerkennung der Souveränität des Sultans, wie dies im Wesen der Fruchtnießung, sowie überhaupt aller Servituten liegt. Verwaltung im weitesten Sinne des Wortes ist mit Ausübung aller Hoheitsrechte gleichbedeutend, daher durch die Worte: „seront occupées et administrées" wohl der Besitz der Majestätsrechte dem österreichischen Staatsoberhaupte zugesprochen, nicht aber auch diese selbst dem Sultan benommen wurden. Man hat also Unrecht gethan, sich seinerzeit über den in der Convention enthaltenen Vorbehalt so sehr zu scandalisiren, denn er ist ja schon im Berliner Vertrag selbst begründet

Bisher sind zwar so weitgehende Beschränkungen der Gebietshoheit eines Staates, so viel mir bekannt, nicht vorgekommen, aber es steht zu erwarten, daß die orientalische Frage uns noch oft bis zu ihrer endgültigen Lösung mit Situationen überraschen wird, die uns so recht die Lückenhaftigkeit des bestehenden Völkerrechts-Systems darlegen und den Erfahrungssatz bestätigen werden, daß die Praxis der Theorie gewöhnlich vorgreift.

Wie und wann aber unsere Staatsdienstbarkeit in den occupirten Ländern erlöschen, ob überhaupt und wann zur Annexion geschritten wird, das ist eine Frage, die bei weitem nicht so brennend ist, als männiglich behauptet wird, denn unsere Stellung in den reichsunmittelbaren Provinzen verträgt sich nicht nur, wie dargelegt, in Theorie, sondern auch — und dies ist wichtiger — in Praxis sehr wohl mit der uns anvertrauten Mission.

Ich habe in meinem Leben leider nur einen Reform-Türken kennen gelernt, in Suppé's Fatinitza nämlich, aber nichtsdestoweniger glaube ich, daß auch auf den feudalsten moslemischen Landedelmann unsere provisorischen Reformen den Eindruck von höchst definitiven Maßnahmen machen müssen. Die kostspieligen Straßenbauten, Eisenbahnlinien und öffentlichen Gebäude, die allerorts entweder schon durchgeführt oder doch in Angriff genommen worden sind, das bedächtige, aber ununterbrochene Fortschreiten der mühsamen Culturarbeiten, die einen möglichst langen Amortisationstermin erfordernden Investirungen, das Wehrgesetz endlich mit seinem Contingent von 40,000 Mann und der allgemeinen Wehrpflicht, alle diese so vielbekrittelten provisorischen Dinge haben dem speculativen Geiste der Islamiten sicherlich schon längst die Erwägung nahegerückt, daß man es sich in einem Staate, in welchem man nur zeitweilig zu verweilen gedenkt, nicht so wohnlich einzurichten pflegt, und daß es rebus sic stantibus wohl das Beste sei, sich mit dem Unabänderlichen abzufinden und sich gefügig seinem Kysmet zu ergeben.

Stanislav Tkalac.

Digitized by Google

Chronik der eleganten Welt.

Berlin.

„Wo finde ich denn nun so recht-eigentlich die echte vornehme Berliner Welt . . . . la crême de la crême?“ fragte mich jüngst ein auswärtiger Freund, der gekommen war, um sich während einiger Monate vortrefflich in der norddeutschen Reichsmetropole zu amüsiren.

„Im Circus — und in den frommen oder gelehrten Vorlesungen,“ lautete meine Antwort.

„Nicht in den Theatern, in den wundervollen Concerten und in den distinguirten Privatreunions?“

„Gewiß findest Du da höchst ausgezeichnete Gesellschaft, aber nicht gerade spezifisch die Berliner Crême. Dort überwiegen, namentlich während der Wintermonate, die fremden Elemente aus der Provinz, dem Reiche und der ganzen übrigen, weiten Welt. Alle diejenigen Personen, welche sich Vergnügens oder Studirens halber in Berlin aufhalten, eilen natürlich zuerst in die Oper und in das Schauspielhaus. Dort genießen sie beispielsweise heuer die wohlgelungene Reprise von Meyerbeers fiorituren-reicher Dinorah, worin Fräulein Tagliana ihre Gesangs- und Tanzkünste so reizvoll zu entfalten versteht, oder das neu einstudirte melodramatische Epos des großen Wagner, Tristan und Isolde, mit der goldhaarigen Frau von Voggenhuber und dem gewaltigen Niemann in den Titelrollen. Tristan stellt darin seine Leiden so realistisch dar, namentlich eine Fieberkrankheit, daß der nervöse Zuschauer wohl thut, einige Chininpillen zu verschlucken, um sich vor etwaiger Ansteckung zu sichern. Im Schauspielhause sehen die fremden Glückskinder, die ja meistens sehr viel Geld auszugeben haben, Wilbrandt's „Chriemhild“ oder Putlitz' „Idealisten“. Dann fahren sie per Droschke erster Klasse in's ferne Wallnertheater, wo der „Jungbrunnen“ von Lindau gegeben wird. Besitzen die fraglichen Persönlichkeiten literarische Instinkte oder schriftstellerische Interessen — schreiben sie etwa auch Stücke, die leider noch nicht aufgeführt wurden — so freuen sie sich nebenbei aufrichtig, daß Lindau ein Fiasko erlebt hat, und daß der liebenswürdige Putlitz mit einem kühlen Achtungserfolge vorlieb nehmen mußte.

„Selbstverständlich huldigen die Berliner Fremden ganz dem originellen philosophischen Grundsatze Hegel's, der da sagte: Das Himmelreich werde darin bestehen, daß seine Bewohner jeden Augenblick etwas Neues erführen und sähen! Wenn sie Morgens die Kunst- und Gewerbemuseen, sowie Piloty's epochemachendes Kolossalgemälde, die klugen und die thörichten Jungfrauen, absolvirt haben, gehen sie Abends außer zum unvermeidlichen Bilse auch vorzugsweise gern in die Elite-

Digitized by Google

Concerte des Central-Hotels. Dort entzückte die Grazer Nachtigall, Hedwig Roland, längere Zeit ein gewähltes Auditorium mit den Perlenketten und schönen Trillern ihrer kunstgeübten, zarten und reinen Violinenstimme. Auch eine „echt ungarische Zigeunerkapelle" errang dort vielen Beifall. Doch der ernste, gründliche Musikkenner besucht die „Bülow-Abende", die sich zu Triumpfperioden des Meininger Orchesters und seines Dirigenten gestaltet haben. Besitzen jedoch die vergnügungsdurstigen Zuzügler irgend welche namhafte Bekannte, so thun sie wohl daran, dieselben so rasch als möglich aufzusuchen, denn der Berliner hat eine ausgesprochene Vorliebe für Fremde, die er immer sehr interessant und vornehm findet, und sie stets mit Einladungen überschüttet, während es den Einheimischen ziemlich schwer wird, in einem neuen Kreise Aufnahme zu finden. Sogar unser exclusiver preußischer Hof hat eine Rubrik für „distinguirte Fremde" auf seiner Einladungsliste, und ganz titellose Amerikaner oder Russen gelangen manchmal zu der Auszeichnung, „befohlen" zu werden. Die Fremden müssen nicht wissen, daß Berlin ein gesellschaftliches Dorado für sie ist, sonst würden sie gewiß die Reichshauptstadt noch ärger überfluthen.

„Indeß Du, lieber Freund, willst vorzugsweise echte Berliner vornehme Welt sehen, gehen wir also zuerst in den Circus und dann in die frommen Versammlungen des Johannisstiftes oder des Oberlin-Vereins, zuletzt in die wissenschaftlichen Vorlesungen in der Singakademie, woselbst auch das deutsche Kaiserpaar jedesmal erscheint. In den weiten Logen des Circus findest Du einen reichen Kranz meist jugendlicher aristokratischer Gestalten. Die Damen erscheinen dort entweder in duftigen Theaterhütchen und lichten Plüschmänteln mit buntem Seidenfutter und dunklem Pelzbesatz, oder sie tragen die modernen langen Sammet-Polonaisen mit ungarischen Baretts oder kühn aufgeschlagenen Rubenshüten. Dünken Dich nun zwar die langen Reihen von Cavallerie-Offizieren dem Circus adäquat, so hoffe ich, daß bewundernder Respekt Dein Herz ergreift, wenn Du die stolzen, glänzenden Uniformen abermals bei den frommen Thee's wiedersiehst. Dort sitzen die jungen, reichen Grafen und Barone mit alten Damen und würdevollen Geistlichen zusammen, und berathschlagen so eifrig über Förderungszwecke der inneren Mission und Aufbesserung der Waisenerziehung, als existirte kein Ballet und keine Helena mehr für sie. Auch in den wissenschaftlichen und gelehrten Vorlesungen füllt stets zur Hälfte die fromme vornehme Welt den Saal.

„Aber eine ganz besondere Gelegenheit, die Crême der Hofgesellschaft in der allerglänzendsten Weise zu sehen, giebt es außerdem noch. Armer Freund, ich erwähnte sie aus Zartgefühl für Dich bisher noch nicht, denn, mein lieber Nobody — trotzdem die bewußten drei kleinen Buchstaben Deinem übrigens recht hübschen Namen voran stehen — eingeladen dazu wirst Du ja doch nicht! Es sind die „Palaisbälle", von denen ich spreche. Im Gegensatz zu den großen „Schloßbällen" wird zu den Privatbällen im Kaiserpalais nur eine kleine Schaar von Auserwählten geladen, denn der „Kuppelsaal", in dem getanzt wird, ist zwar sehr schön, aber wenig geräumig, ebenso der „Adlersaal", woselbst die Gäste des Kaisers an kleinen Tischen soupiren. Im Wunsche, zu diesen Bällen befohlen zu werden, gipfeln die Träume der Hofgesellschaft. Einmal des Vergnügens wegen, denn es ist bekannt, daß man sich ganz besonders prächtig auf den Palaisbällen amüsirt. Doch hauptsächlich ist es den Meisten um die Ehre der Einladung zu thun. Sie streben mit List und Gewalt beim Hofmarschallamt dahin, eine solche zu erhalten, und nehmen zu den originellsten Ausflüchten ihre Zuflucht, um es zu bemänteln, wenn sie keine erringen. Man behauptet sogar, daß sich ganze Familien in's Bett legen und Krankheit erheucheln, damit Andere glauben sollen, eine Einladung

Digitized by Google

sei zwar wohl empfangen worden, habe aber leider aus Gesundheitsrücksichten nicht angenommen werden können!" — — —

Aufrichtiges Bedauern hat in der gesammten Gesellschaft die Abberufung des Grafen St. Vallier hervorgerufen. Der Gesandte der französischen Republik repräsentirte ganz den liebenswürdig-galanten, feinen Typus eines altfranzösischen Edelmannes wie er in der Tradition lebt. Noch ein vollbärtiger brünetter Fünfziger, besitzt der Graf ein melancholisch edles Aeußere und ein angenehmes, sympathisches Wesen. Seine hohe Bildung und die Urbanität seines Geistes erwarben ihm die Freundschaft der Männer, sein Junggesellenthum erregte dagegen sichtlich das weibliche Interesse. Ein hochgestellter Herr, ein Botschafter, wird ja in Damenaugen nicht so rasch alt, und wenn der Graf St. Vallier auch in Berlin nicht gerade „drei Wittwen hinterläßt", wie einst der boshafte Witz von einem bekannten hochgräflichen österreichischen Ambassadeur bei dessen Abreise behauptete — es hatten denselben nämlich drei schöne, reiche junge Wittwen der Hofgesellschaft vergeblich mit Hymens Rosenketten zu fesseln getrachtet — so folgen dem interessanten Franzosen doch gewiß manche geheime Regrets in aristokratischen weiblichen Herzen nach.

Auch der letzte offizielle Empfang bei den kaiserlichen Majestäten zeugte von den freundlichen Gesinnungen, deren sich der liebenswürdige Graf erfreute. Er wird nicht ohne Rührung zum letzten Male die weiße Marmortreppe im Kaiserpalais erstiegen haben, von deren Mitte der bekannte Purpurteppich wie ein feuriger Strom herabwallt, und auf deren erstem Absatz die Kolossalbüste des großen Friedrichs die Wacht hält. Das reizend eingerichtete Rococo-Boudoir der Kaiserin, den historischen Balkonsaal durchschreitend, wurde er im sogenannten „Malachitzimmer" offiziell empfangen und durfte später noch privatim an der kaiserlichen Familientafel theilnehmen.

Neben diesem „Malachitzimmer", welches ganz mit dem edlen grünen Gestein des russischen Malachits, im Gegensatz zum dunkelblauen Lapislazuli, sonst der Favorit im Palais, angefüllt ist, liegt der kleine himmelblaue Speisesaal, in dem das Weihnachtsfest alljährlich gefeiert wird. Hier brennen am Heiligen Abend zwölf Lichterbäume neben zwölf weißbedeckten Tischen. Wenn die kaiserliche Familie vollzählig versammelt ist, führt sie der Kaiser in dieses Zimmer, er selbst nimmt mit eigener Hand die weißen Hüllen von den Tischen, die mit kostbaren Geschenken bedeckt sind, die alle der Kaiser schenkt. Jedes fürstliche Paar hat einen Tisch für sich, die kronprinzlichen Kinder einen für sich, alle zusammen, ebenso die anderen prinzlichen Linien. Die ganze kaiserliche Familie schenkt den Majestäten Etwas in corpore, einen prächtigen Kunstgegenstand, ein wundervolles Möbelstück u. s. w. Die Geschenke des Kaisers aber sind durchaus familienhaft, die Prinzessinnen empfangen selbst Kleider und Handschuhe in Kartons, die Prinzen Zigarrenspitzen und Portemonnaies. Am ersten Weihnachtsfesttag feiert dann jede der prinzlichen Familien in der eigenen Behausung nochmals eine Bescheerung für sich und den eigenen Hofstaat.

Der Berliner Karneval beginnt recht eigentlich mit dem Krönungsfest und dem Opernhausball. Die Befürchtung, daß die Kaiserin trotz ihrer glücklich überstandenen Krankheit sich diesen Winter von aller Geselligkeit zurückziehen würde, bestätigt sich nicht. Aus sehr erfreulichen Gründen zeigt sich dagegen die junge Prinzeß Wilhelm nur selten der Oeffentlichkeit, dennoch war die gefeierte Madame Albany so bevorzugt, die hochmusikalische Fürstin unter ihre Bewunderinnen zählen zu dürfen. Im rothsammtenen Rahmen der kaiserlichen Mittelloge des Opernhauses erblickte man fast in jeder Vorstellung die Prinzessin, entweder im

Digitized by Google

Brokatkleide mit einer Riesenblume seitwärts am Haarknoten, oder in einer lichten Blondenpolonaise mit einer kleinen Blüthengarnitur im Haar, die gleich einem spanischen Kamm arrangirt war. In der Matinée zum Besten der Hinterbliebenen der armen Opfer des Ringtheaters erschien die hohe Frau im Promenaden-Anzug, und glich mit dem Federhütchen und den Passärmeln ihres stylvollen Gewandes ganz einer altdeutschen Ritterdame; es fehlte zur vollständigen Illusion nur der weiße Falke auf der Hand.

Arthur von Loy.

Paris.

Auch die Wohlthätigkeit geht nach der Mode, ein Pedant, wer sich deshalb beschwert, denn dadurch entsteht eine im gegebenen Falle höchst ersprießliche und menschenfreundliche Ansteckung. Als in Paris die schreckliche Ringtheater-Catastrophe bekannt wurde, gab es einen solchen Hilfeleistungsrummel, ein derartiges Ueberbieten in der Anpreisung, Wahl der Mittel, den Bedrängten beizustehen, daß man bald fürchten mußte, es könnte des Guten zu viel geleistet werden. Nicht etwa, daß zu viele Gaben ihren Weg nach Wien finden sollten, sondern es war zu befürchten, daß man vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen würde und daß vor lauter wohlgemeinten Projekten die Ausführung weder Zeit, noch Raum finden könnte. Glücklicherweise kam Methode in den Wetteifer. Berufene und maßgebende Persönlichkeiten nahmen bald die Sache in die Hand und man kann auf diese Weise constatiren, daß Paris nicht nur für die armen Wiener Beschädigten ein ansehnliches Scherflein beisteuern wird, sondern daß die Wohlthäter Gelegenheit haben, das Nützliche mit dem künstlerisch Angenehmen zu verbinden; ich weise bloß auf die heute in der rue Las Cases im Palais der österreichischen Botschaft statt gefundene Matinée hin. Es ist allerdings unkorrekt und sogar drollig, ein Nachmittagsconzert, welches sich bis ½7 hinauszieht, Matinée zu nennen, aber der Usus ist einmal so und man hat kein anderes Wort dafür.

Der österreichische Botschafter in Paris ist heute, wie bekannt, Graf Beust. Die Geschichte wird diesen Namen doppelt verzeichnen, als geistvollen Staatsmann und gemüthlichen Künstlerfreund, die Chronik muß ihm ebenfalls das Zeugniß als liebenswürdigem Hausherrn ausstellen. Diese drei Momente mögen wohl dazu beigetragen haben, daß der k. k. Gesandte im Handumdrehen ein Programm zu Stande brachte, um welches ihn so mancher wirkliche Impressario beneiden dürfte. Dieses Programm bot eine ganze Auswahl musikalischer und dramatischer Leckerbissen. Zunächst eine kleine Plauderei des unermüdlichen Romanschriftstellers Louis Ulbach.

Herr Ulbach hat bekanntlich mit seiner behäbigen Gestalt, welche das Witzige und Kaustische seiner Redeweise doppelt zur Geltung brachte, mit seinen geraden, gesunden Anschauungen, in deren Dienst er die glitzernde Beredtsamkeit eines leichtgeschürzten Franzosen führt, in Wien bei Gelegenheit des internationalen Literatur-Congresses Furore gemacht und allgemeine Sympathien erworben. Es war daher am besten, als Pariser über Wien zu plaudern, und die tactvollen Ausdrücke, welche er wählte, werden in der Kaiserstadt an der Donau gewiß ein reges Echo erwecken. Daß Herr Ulbach ein wenig pro domo sua, das heißt für oder richtiger von der internationalen Literatengesellschaft plauderte, kann man ihm um so weniger verübeln, da diese Gesellschaft im Allgemeinen eine sehr nützliche ist und speziell in diesem Falle einen namhaften Beitrag gespendet hat.

Nach der kleinen Plauderei besetzte ein ganzes Bataillon junger Mädchen zwischen 15—18 Jahren das kleine Podium, welches in dem großen Empfangssalon der Botschaft aufgebaut war. Die Fräuleins, wovon viele noch Pensionärscostüme tragen, bedeuten jedes ein Stück Zukunftsmusik, recte Zukunftsoper, es sind die Schülerinnen der berühmten Gesangsprofessorin Marchesi, die von den Ufern der Donau nach der Gegend des Parc Monceaux (dem Pariser Thiergartenviertel) übersiedelte und von einer bedeutenden Anzahl ihrer Elevinnen gefolgt wurde. Das höfliche Publikum ermuntert die Zukunftsdivas durch wohlgemeinten Applaus und begrüßt mit Händeklatschen den Senior des Théâtre français, Herrn Got, der mit seiner reizenden hellblonden Kameradin, welche die doppelte Kunst inne hat, idyllisch und schnippisch zu sein, Fräulein Reichenberg, eine Szene aus der Frauenschule eines gewissen Molière recitirt, der nach 275 Jahren in einem Pariser Salon ebenso einschlagend wirkt als zu Ludwig XIV. Zeiten. Herr Graf Beust läßt sich's nicht nehmen, die kleine und zierliche Sociétaire der ersten Pariser Bühne am Arm zum Podium zu führen und von dort zurück. Nach einer Weile erscheint der Botschafter mit einer reckenhaften Damengestalt in Schwarz am Arm. Es ist Fräulein Krauß, heute die erste Kraft an der Pariser Oper; bei einem österreichischen Feste kann diese Künstlerin nicht fehlen, ist sie doch Wienerin und, wenn ich nicht irre, Schülerin jener Frau Marchesi, die sich jetzt an den Ovationen weiden darf, die ihrer Schülerin zu Theil werden. Madame Krauß singt ein Schubert'sches Lied und eine Arie aus Figaro's Hochzeit. Sie erscheint dann zum zweiten Male, aber jetzt am Arm des verhätschelten Baritons Faure.

Dieser sieht noch immer so prächtig und verführerisch aus, als ihn die Photographien zeigen. Er singt auch fast ausschließlich für sentimentale Damen, kann aber auch bei der Männerwelt auf Erfolg rechnen. Er singt, auch ein Curiosum, mit Fräulein Krauß ein Duett aus Gounod's Oper Mireille, jenes Duett, welches in Daudet's Roumestan in der Scene zwischen dem Minister und der Tingel-Tangel-Tenorina eine Rolle spielt: O Magali, ma bien aimée etc. Die Reminiscenz an Daudet's Roman ist Allen gegenwärtig, die ihn gelesen haben. Der Rest des Programmes war ebenbürtig und das gewählte Publikum harrte bis zur letzten Nummer aus. Ich notire in der ersten Sitzreihe eine Dame von imponirender Korpulenz in blauem Seidenkleide und einem golddurchwirkten Hut-Capot, in den Ohren glitzern riesige Opals, wie sie nur eine Königin als eigenes Gut tragen kann. Und eine Königin ist's wirklich, aus altem Stamme noch dazu — Isabella von Spanien — sie fehlt bei solchen Anlässen nie und scheint sich übrigens königlich zu unterhalten. Einige Stühle weiter sitzt eine Königin anderer Art, deren Reich und Einfluß nicht zu bestreiten ist. Ihre Toilette erheitert gewissermaßen den Saal.

Es klebt etwas von Lenzfrische an diesem blauweißen Crêpe-Kleide und dem in's Haar geflochtenen Watteau-Hut. Von allen Seiten wird gegrüßt und nach allen Richtungen sendet die Dame Kopfverbeugungen und Dank, von gütigem Lächeln begleitet.

Wer würde es sich nicht zur Ehre anrechnen, Madame Edmond Adam zu begrüßen! Man wird ja ohnedies nächster Zeit keine Gelegenheit haben, ihr die schuldige Achtung zu zollen, sie unterbricht die Reihe ihrer glänzenden Mittwochs-Abendempfänge, um, wie die Fama erzählt, nach Rußland zu reisen, wo sie..... doch das ist Staatsgeheimniß.

Vor ihrer Abreise wird aber Madame Adam auch das ihrige für Wien thun. Sie organisirt als Präsidentin des Journalisten-Comités einen Ball, der im Hôtel Continental stattfinden und der so manche Ueberraschung bieten wird.

Ich könnte noch mehrere Projekte anführen, die alle beweisen, daß sich Wien über Paris nicht zu beklagen haben wird. Ein anderer Standpunkt kommt zur Geltung, wenn es sich um die in der letzten Zeit vielfach besprochenen und erörterten Wagner-Aufführungen handelt.

Der deutsche Impressario, Herr Angelo Neumann, weilte unlängst hier und schloß sogar einen fixen Vertrag mit Herrn Ballonde ab, dem Pächter des Théâtre des Nations. Herr Ballonde, der früher ausschließlich der reinen Kunst huldigte und den Göttern Racine und Molière Altäre baute, züchtet jetzt mit Rabatt das grellste Schauerdramenfach. Ich glaube nicht, daß der Mann Grund hat, auf Richard Wagner böse zu sein, denn er erhielt für jede Vermiethung seines Theaters pro Abend einen Betrag zugesichert, den sein Kassirer selten einnimmt. Herr Ballonde hat vielleicht Unrecht, sich zu früh die Hände zu reiben, wenn bestätigt wird, daß die Vorstellungen überhaupt aus Furcht vor Krakehl verboten werden. Wir besitzen in Paris eine Wagnergemeinde, die vom heiligen Feuer verzehrt wird, die Adepten derselben sind nach Bayreuth gegangen und letzthin nach München und haben dort tobsüchtig applaudirt. Außerdem schickten sie an französische Blätter, welche dieselben abdruckten, apollogetische Aufsätze über den Chef der neuen Schule. Wenn in den Sonntagsconcerten bei Aufführung des Tannhäusermarsches oder eines Auszugs aus Tristan und Isolde gepfiffen wird, fordern sie mit aller Anstrengung ihrer Lunge ein da capo.

Allein ein deutsches Theater in Paris können nun selbst diese Wackeren nicht vertragen und sie wittern einen gewaltigen Scandal, nicht etwa einen Reclamescandal, sondern einen solchen, der die Polizei unbedingt zum Einschreiten veranlaßt und durch Schließung des Hauses jedem Spaß überhaupt ein Ende macht. Wenn die Rapporte der Polizei mit diesen Ansichten übereinstimmen, so darf man sich nicht verwundern, wenn die Vorstellungen wirklich verboten sind.

Sollte es aber einem findigen Impressario zum Beispiel einfallen, den Lohengrin französisch zu geben, so könnte er auf 100 Vorstellungen rechnen. Die nationalen Scrupel wären überwunden und es bliebe nur der künstlerische Standpunkt, der allen Franzosen heilig ist.

Mad. de Rochethullon.

---

*) Ich muß, als einer der aufrichtigsten Freunde, welche Frankreich im Auslande besitzt, in dieser Frage den Franzosen entschieden Unrecht geben. Die Kunst hat mit der Politik absolut nichts zu schaffen. Da wir Franzosen in Deutschland und Oesterreich französisch, Italiener italienisch, Engländer englisch spielen sehen und vor Kurzem erst eine magyarische Gesellschaft in Wien magyarische Vorstellungen geben konnte und sie Alle wohlverdienten Beifall fanden und finden, verstehe ich nicht, wie man in Paris oder sonst wo dagegen demonstriren kann, wenn Deutsche deutsch spielen. Vor Kurzem erst sprach eine Stimme aus dem Publikum im Leipziger Tageblatt den Wunsch aus, eine gute französische Gesellschaft möge in Leipzig einen größeren Cyclus von Vorstellungen geben. Sollte man in Deutschland unbefangener sein als in Paris? Sacher-Masoch.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Ritter von Sacher-Masoch in Leipzig.
Druck von Greßner & Schramm in Leipzig.

Digitized by Google

Inseraten-Beilage zu „Auf der Höhe".

Band 2. — Februar 1882. — Heft 2.

Insertionspreis
für die zweigespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum 50 Pf. = 50 kr. österr. Währung = 65 Centimes.

In meinem Verlage erscheint:

Einzelausgaben

aus dem

Vermächtniß Kains.

von

Sacher-Masoch.

Jeden Monat eine abgeschlossene Novelle.
Preis pro Band elegant gebunden 2 Mark 50 Pf.

Soeben erschien:

Der Judenraphael.

Im Februar erscheint:

Das Volksgericht.

Stimmen der Kritik über den Judenraphael:

„Die realistische Treue in der Schilderung der Personen und Zustände, worin ihm schwerlich ein anderer zeitgenössischer Autor gleichkommt, tritt wiederum hier eminent zu Tage, die Gluth des Colorits berückt geradezu."
(Das kleine Journal, Berlin.)

„Auch dieser Novelle sind alle jene üppigen Reize eigen, wunderbare Naturstimmung, seltsame Menschen, schwermüthiger Humor, auf die sich Sacher-Masoch so gut versteht." (Deutsches Tageblatt, Berlin.)

Ferner erschien:

Neue Judengeschichten

von

Sacher-Masoch.

Preis 4 Mark.

Das elegant ausgestattete Buch enthält neun vorzüglich geschriebene Erzählungen des hochgeschätzten Autors.

Die Damen im Pelz

von

Wanda von Dunajew.

(Frau von Sacher-Masoch.)

Eine Reihe interessanter Novellen.

Mit dem Portrait der Verfasserin in Lichtdruck.
Preis 3 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie direkt von

Leipzig. **E. L. Morgenstern.**
Verlagshandlung.

Digitized by Google

Verlag von **Gressner & Schramm in Leipzig.**

Die Naturgeschichte

des

CAJUS PLINIUS SECUNDUS.

Ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen

von

Prof. Dr. G. C. Wittstein

in München.

Erscheint in ca. 12 Lieferungen zu 10 Bogen à 2 Mark.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

L. A. Albert's

Englischer Dolmetscher

10. Aufl. Eleg. gbdn. 2 M. 40 Pf.

Anweisung, die englische Sprache binnen kurzer Zeit leicht und ohne Lehrer zu erlernen. Mit genauer (deutscher) Beschreibung der Aussprache jedes Wortes.

LEIPZIG. **Baumgärtners Buchhandlung.**

Verlag von **Palm & Enke** in **Erlangen.**

Kürzlich erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das

deutsche Patentgesetz

vom 25. Mai 1877.

Unter Berücksichtigung der ausländischen Gesetzgebung, sowie der Entscheidungen des Patentamtes und der Gerichte erläutert durch

Dr. J. Rosenthal,

Beigeordneter der Stadt Köln, Gerichts-Assessor a. D.

20 Bogen gr. 8°. geh. **10 Mark 80 Pf.**

Verlag von **Greßner & Schramm** in **Leipzig.**

Forstliche Blätter.

Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen.

Herausgegeben von **Jul. Theod. Grunert** und **Prof. Dr. Bernard Borggreve.**

Neunzehnter (Dritter Folge sechster) Jahrgang.

Jährlich 12 Hefte. — Preis halbjährlich M. 8.—

Digitized by Google

Unter dem Protektorate Ihrer Majestät der Kaiserin-Königin Augusta.

Allgemeine deutsche Ausstellung

BERLIN 1882. auf dem Gebiete der BERLIN 1882.

15. Mai bis 30. Septbr. **HYGIENE** 15. Mai bis 30. Septbr.

(Gesundheitspflege und Gesundheitstechnik) und des

Rettungswesens.

Für Gegenstände, Maschinen, Apparate zum Zweck der öffentl. u. priv. Gesundheitspflege, des Rettungswesens, Schutz vor Unglücksfällen, Modelle, Zeichnungen, Prospekte etc. Die Anmeldung der Ausstellungsgegenstände muss bis spätestens 15. Novbr. a. c. erfolgen. Programm mit Bestimmungen in beliebiger Zahl zu erhalten durch das **Centralbureau für die Ausstellung auf dem Gebiete der Hygiene, Berlin W.**, Werderstr. 3 4, welches auf mündliche oder schriftliche Anfragen in Betreff der Ausstellung schleunigst jede gewünschte Auskunft ertheilt.

Die aus dem Biliner Sauerbrunn gewonnener

PASTILLES DE BILIN

(Biliner Verdauungszeltchen)

bewahren sich als vorzügliches Mittel bei Sodbrennen, Magenkrampf, Blähsucht und beschwerlicher Verdauung, bei Magenkatarrhen wirken überraschend bei Verdauungsstörungen im kindlichen Organismus, u sind bei Atonie des Magens und Darmcanals zufolge sitzender Lebensweise ganz besonders anzuempfehlen

Depôts in allen Mineralwasser-Handlungen, in den meisten Apotheken und Droguen-Handlungen.

Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen)

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung, Leipzig. Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

In 8. Auflage erschien soeben:

Correspondance commerciale

par

P. Brée.

in der letzten (7.) Auflage von neuem durchgearbeitet von **Th. Wohlfahrt**, Professor der französischen Sprache an der Handelsschule zu München.

Eleg. gebunden 2 M. 40 Pf.

Inhalt: **Des lettres circulaires:** relatives à la fondation d'un établissement, à quelque changement survenu dans une maison, à la cessation d'un commerce, offres de services et réponses à des c. — **Informations, demandes et renseignements. Réponses — Affaires en marchandises, offres de services, entrée en relations:** offres de services et réponses, revue de marché, correspondance relative à un achat de vin, à un envoi à l'étranger de la fabrique de Roubaix etc., à la cession d'un marché à livrer et un achat d'eau de vie, à une opération de compte à demi, à une opération en cotons, à un achat de café, à des affaires traitées entre l'Allemagne et les Etats-Unis par l'intermédiaire d'un correspondant de Paris, à une consignation de café, à différents achats et transactions. — **Avis d'expédition. Banque et recouvrements:** offres de services, correspondance relative à des remises: traites tirées: pour propre compte, d'ordre et pour compte d'un tiers, interventions, délais de paiement, des comptes courants et d'intérêts, modèles d'actes commerciaux. — **Lettres de crédit, avec ou sans recommandations:** recommandation et introduction, demande de places. — **Reproches, plaintes, réclamations, excuses et justifications. — Faillites. — Annonces. — Recueil des termes les plus usités dans le commerce.** — Verzeichniss der wichtigsten im Handel vorkommenden Ausdrücke.

MEYERS REISEBÜCHER.

Vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätig:

Führer durch den ORIENT.

2 Bände, mit vielen Karten und Plänen, geb. 20 Mark.

Inhalt: *Triest (Venedig) — Jonische Inseln — Alexandrien — Kairo — Pyramiden —* Nilfahrt bis *Assuân — Sueskanal — Jerusalem —* Durch *Palästina* nach *Damaskus — Baalbek — Bèrût — Cypern — Rhodus — Smyrna — Pergamon — Ephesus — Troja — Athen —* Touren in *Attika* und *Peloponnes — Olympia. —* Nach *Konstantinopel — Bosporus — Varna* (bez. *Adrianopel — Schipkapass*) *— Bukarest. —* Donaufahrt *Wien — Pest — Rustschuk — Galatz.*

Dazu:

Arabischer Sprachführer, Taschenformat, geb. 6 Mark.

lehrt den *syrischen* und *ägyptischen* Vulgärdialekt, soweit der Reisende es nötig hat, ohne weitere Vorstudien in der arabischen Sprache.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Verlag von Gressner & Schramm in Leipzig.

VICTOR TISSOT.

Die

Reise in's Zigeunerland.

Von

Friedr. Wilh. Dietz.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

28 Bogen 8°. Preis 3 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Tissot's Buch enthält eine Fülle der interessantesten Schilderungen der Erlebnisse und Beobachtungen, die er auf seiner Reise durch Croatien und Ungarn gemacht. Die Form der Darstellung ist eine vorzügliche. In eleganter fliessender Sprache schildert er uns die Küste der Adria, die grossen Städte des Landes, die Hirten in der Pussta, das Leben der Magnaten auf ihren Schlössern und schliesst mit einer Reihe höchst interessanter Beobachtungen über die Hauptstadt Budapest.

Digitized by Google

Auf der Höhe.

Internationale Revue

herausgegeben

von

Leopold v. Sacher-Masoch.

II. Band. 3. Heft.

März 1882.

Leipzig.

Verlag von E. L. Morgenstern.

Digitized by

Digitized by Google

An unsere Leser.

Der lebhafte Wunsch, sein Hauptwerk „Das Vermächtniß Kains“ und die von ihm herausgegebene internationale Revue „Auf der Höhe“ in demselben Verlage vereint zu sehen, hat eine freundliche Auseinandersetzung zwischen Sacher-Masoch und der Verlagshandlung Greßner & Schramm veranlaßt, in Folge deren „Auf der Höhe“ fortan im Verlage von E. L. Morgenstern in Leipzig erscheinen wird. Herr Morgenstern, welcher früher schon den zweiten Theil des „Vermächtniß Kains“ von der Buchhandlung Frobeen und die weiteren Theile vom Verfasser erworben hat und im Januar d. J. mit der Herausgabe der längst vom Publikum gewünschten Einzelausgaben aus diesem Werke begonnen hat, wird Alles aufbieten, um im Vereine mit dem Herausgeber von Sacher-Masoch das Blatt nicht nur auf der Höhe zu erhalten, welche dasselbe nach dem übereinstimmenden Urtheile unserer Leser und der europäischen Kritik bisher eingenommen hat, sondern in Zukunft auch noch glänzender zu gestalten.

Vor Allem werden wir dem von der Mehrzahl unserer Leser ausgesprochenen Wunsche Rechnung tragen und in Zukunft nicht so zahlreiche und kurze, sondern wenige, dafür aber umfangreiche Beiträge und vorzüglich größere Novellen bringen.

Diese Aufgabe wird uns dadurch wesentlich erleichtert, daß die Mitarbeiter von „Auf der Höhe“ uns bei dieser Gelegenheit das größte Entgegenkommen in jeder Richtung bewiesen und die bedeutendsten Männer aller Nationen neuerdings die vollständige Uebereinstimmung mit unseren Grundsätzen und Tendenzen kund gegeben haben, wofür wir denselben unsern besten und herzlichsten Dank aussprechen.

Im Aprilheft beginnen wir mit der Veröffentlichung von zwei sensationellen Romanen:

Sacher-Masoch. Frau von Soldan. Ein Lebensbild aus der slavischen Welt.

Victor Escallier. Dame Carcas. Eine karolingische Geschichte.

Außerdem bringen wir in dem nächsten Quartal (April Juni):

Palmieri (Neapel): Erdbeben. **Jenny Schwabe** (Leipzig): Hella. Novelle. **Lioy** (Vicenza): Das Leben in den Bergen. **Balucki** (Krakau): Im alten Haus. Eine polnische Geschichte. **Armand** (Paris): Meine Cousine Ida. **Lutter** (Buda-

pest): Die ungarische Philosophie. **Aubé** (Paris): Die Edikte des Trajan Decius. **Honoré** (Leipzig): Die Dachsbude. Eine dänische Seemannsgeschichte. **Brasch** (Leipzig): Der Staatsroman. **Mikszath** (Budapest): Das goldene Fräulein. Eine ungarische Geschichte. **Hüttig** (Charlottenburg): Die Rose, ihre Geschichte und ihre Cultur. **R. Armand** (Paris): Albrecht Dürer. **Szana** (Budapest): Der ungarische Dichter Vajda. **Ciampoli** (Campobasso): Schwarze Flechten. Eine Geschichte aus den Abruzzen. **Carl Ruß** (Berlin): Die Farben der Vögel. **Taschenberg** (Halle): Die Seide und ihre Erzeuger. **Ptaszynski** (Berlin): Unser Zeitungsdeutsch. **Schwarcz-Gyula** (Budapest): Die französische Demokratie und die Aristokratien Europas. **Memoiren eines österreichischen Polizeidirectors.** 5. Eine österreichische Beamtenfamilie. 6. Vom Wiener Congreß: **Zacharias** (Hirschberg): Die Folgen der Uebervölkerung in Deutschland. **Mme. de Rochethullon** (Paris): Pariser Toilettenstudien. **Revue des geistigen Lebens** und **Chronik der eleganten Welt** aus Berlin, Paris, Wien, London, Budapest, Petersburg, Rom.

Die **Abonnements** sind fortan an

E. L. Morgenstern,
Verlagsbuchhandlung, Leipzig, Querstraße,

zu richten.

Briefe an die Redaction an Dr. von Sacher-Masoch, Leipzig, Härtelstraße Nr. 9.

Unsere Mitarbeiter.

Das Märzheft.

Der ausgezeichnete italienische Schriftsteller **Verfezio** behandelt in einer tief erschütternden Novelle „Das Gesetz der Vererbung".

Alphonse Daudet, der große französische Meister der Erzählungskunst, bietet wunderbare Bilder aus der Bretagne, jedes ein kleines Kunstwerk für sich.

Sacher-Masoch führt uns in einer humoristischen Geschichte in das polnische Ghetto.

Der berühmte Denker **Vignoli** in Mailand behandelt mit seltener Tiefe und in einem wahrhaft bestechenden Style „Die Aesthetik in der Evolutionslehre", während **Abel Hovelacque** in Paris durch seine Studie über „Zoroaster" seinen wohlverdienten europäischen Ruf aufs Neue glänzend rechtfertigt.

Die gescheckte italienische Reisende **Carla Serena** erzählt uns von ihrer Reise im asiatischen Rußland.

Louis Liévin in Paris zeigt sich in seinem Artikel über das Listenskrutinium neuerdings als bedeutender Politiker.

Die Memoiren eines österreichischen Polizeidirectors schildern in drastischer, mit pikanten Anekdoten gewürzter Darstellung die Installation der österreichischen Regierung in Galizien und den Krieg von 1809.

Verdinois in Neapel bespricht in geistvoller Weise die neueste italienische Literatur.

Frl. Hulda Meister, die eminente Uebersetzerin aus dem Französischen, Italienischen, Spanischen und Englischen, welche wir für unsere Revue zu gewinnen das Glück hatten, hat außer einer Skizze über Carla Serena für dieses Heft die vortrefflichen Uebersetzungen der Beiträge von Verfezio, Daudet, Vignoli, Liévin, Verdinois, Lavallé, Perodi, Armand und Civinn geliefert.

Die **Revue des geistigen Lebens** und die **Chronik der eleganten Welt** enthalten treffliche Beiträge von Fastenrath (Cöln), Lavallé (Brüssel), Kalantarow (Moskau), Perodi (Rom), Civinn (Athen), Armand (Paris). Stromer in Leipzig giebt, nach dem uns zugegangenen Briefe eines chinesischen Gelehrten, überraschende Mittheilungen über „Die Juden in China".

Digitized by Google

Das Gesetz der Vererbung.

Eine italienische Geschichte.

[Nachdruck verboten.] [Uebersetzungsrecht vorbehalten.]

Professor Basocchi war in seiner gelehrten Vorlesung sehr interessant und äußerst beredt gewesen; das bewies ihm der warme und einstimmige Beifall, mit dem ihn das gewählte Publikum überschüttete, das mit lebhaftester Aufmerksamkeit regungslos auf den Sitzen der großen Aula der Universität lauschte.

Mit voller Ueberzeugung und einem reichen Schatz von Wissen, den er aus Büchern, seiner Praxis und dem Studium des Lebens entnommenen Beispielen geschöpft, hatte er die unerbittlichen Wirkungen des verhängnißvollen, in der biologischen Welt beständigen Gesetzes der Vererbung festgestellt und bewiesen und diesem Gesetze den dasselbe hauptsächlich betreffenden Theil in dem ungeheueren Evolutionsdrama des organischen, irdischen Lebens zugewiesen.

Indem er von den niedrigsten und einfachsten Organismen anfing, nach und nach zu den höchsten und complicirtesten aufstieg, dem Werke der Wahl, jener geheimnißvollen, verborgenen Macht, die wir Schicksal, Verhängniß nennen, in ihrem Prozesse folgte, zuerst in der unbewußten Vereinigung von Bedingungen, die dann, Dank dem Eingreifen der Intelligenz und des Willens, von den Instinkten und Leidenschaften getrieben und bestimmt werden; hatte der gelehrte Vortragende, nachdem er noch die Manipulationen der Züchter, um die gewünschten Veränderungen bei den Thieren zu erreichen, angedeutet hatte, längere Zeit bei dem edelsten Thiere unserer Erde verweilt, und in warmer, fast entrüsteter Rede hatte er seine Verwunderung ausgedrückt, wie der Mensch, der doch der bedeutendste Bewohner des Erdballs ist, der, welcher ihm seinen Charakter, seine Bedeutung giebt und geben soll, oder, wie er sich ausdrückte, das moralische Wesen, wie dieser Mensch so viel Sorglosigkeit, so viel Verachtung der einfachsten Regeln, die der Reproduktion der Rassen zu Grunde gelegt werden sollten, bezeugt, und wie Niemand bei diesem so ernsten, bedeutungsvollen Vorhaben daran dächte, in seiner eigenen Sphäre für das Ge-

Digitized by Google

lingen zu ſorgen, weder die Individuen, noch die Familienautoritäten, noch die ſozialen Machthaber, ſo daß, da der Einfluß des zwar blinden, aber wenigſtens von den Geſetzen der Natur geheimnißvoll geleiteten Inſtinktes jetzt ohnmächtig und nicht durch ein moraliſches Zeugniß der Vernunft und der Wiſſenſchaft erſetzt worden iſt, dieſes wichtige Bedürfniß ein Spielball von faſt immer verderbten Intereſſen und krankhafter Habgier geworden iſt, eine zügelloſe Wirkung der ſozialen Gährung.

Daraus ſuchte er theilweiſe die Verſchlechterung der aktualen menſchlichen und beſonders ſtädtiſchen Generationen abzuleiten, und machte auch die mediziniſche Schule dafür verantwortlich, die von Anfang bis faſt zur Mitte dieſes Jahrhunderts das Feld behauptet hatte, die Schule der Blutentziehung, die durch den Mißbrauch des Aderlaſſes unſeren Vätern, ja unſeren Großvätern ſchon das Blut entzogen und ſie genöthigt hatte, ihren Nachkommen ſchwache Muskeln, nervöſe, lymphatiſche Temperamente zu hinterlaſſen, bei denen das Vorherrſchen der Nerven unbeſtändige, veränderliche, verweichlichte Charaktere hervorzubringen begann, die zum Wahnſinn, ja häufig zum Selbſtmord führen, der jeden Tag mehr und mehr zur Epidemie ausartet.

Mit Wärme und wirklicher Beredtſamkeit verſicherte er, daß es die Pflicht eines jeden wäre, von jetzt an in ſeinem eigenen Kreiſe und nach ſeinen Kräften Heilmittel für dieſen entſetzlichen Zuſtand der Dinge zu ſuchen. Vielleicht wird einſt ein Tag erſcheinen, an dem man es nicht mehr für eine Beſchränkung der Freiheit der Geſellſchaft halten wird, wenn das Geſetz, das der Familie die Söhne entreißt, um ſie zu Soldaten zu ihrer Vertheidigung zu machen, das den brodloſen Arbeiter verpflichtet, ſein Kind in die Schule zu ſchicken, wenn dasſelbe Geſetz, ſage ich, einſchreitet und kraft des Codex verhindert, daß die reine Blüthe einer achtzehnjährigen Jungfrau unter dem Vorwande einer Heirath von einem alten kränklichen Manne geknickt werde, der invalide aus allen Schlachten der Immoralität hervorgegangen, der, voller Laſter und ſchlechter Säfte, dieſe den Söhnen mit der Skruphuloſe vererbt und ihnen die Strafe für von ihm begangene Sünden aufbürdet; wenn das Geſetz verhindert, daß der Schwindſüchtige, der Epileptiſche, der Wahnſinnige der Geſellſchaft und den kommenden Generationen Unglückliche auferzieht, denen das Leben nur eitel Schmerz und Elend ſein wird und die der menſchlichen Geſellſchaft nicht nur nutzlos ſein werden, ſondern vielmehr, um es gelinde auszudrücken, ihr Schaden, Schwachheit bringen und eine Brutſtätte der Anſteckung bilden werden. Aber inzwiſchen iſt es moraliſche, bürgerliche und menſchliche Verpflichtung eines jeden, der ſich verdammt fühlt, ſelbſt darauf zu verzichten, Weſen in die Welt zu ſetzen, die bei ihrer Geburt ſchon das Verdammungsurtheil mit ſich tragen, Verpflichtung der Aerzte, den Getäuſchten die Augen zu öffnen, den Betroffenen das Verhängniß ihres

Schickſals und die Nothwendigkeit der Entſagung, zu der alles ſie zwingt, zu zeigen, Pflicht der Väter, der Vormünder, allen Verführungen des Intereſſes, allen Sophismen der Convenienz und der aufrichtigſten Leidenſchaft zu widerſtehen, ſolche verderblichen, unheilvollen Verbindungen nicht zu erlauben.

* * *

Als die Menge der ihn beglückwünſchenden Bewunderer ſich lichtete, ſah der berühmte Phyſiologe, der ſich zum Gehen rüſtete, wie ein ſchlanker, hochgewachſener junger Mann von diſtinguirtem Aeußeren, mit auffallend ſchönen Geſichtszügen, ein wenig bleich, ein wenig bewegt, aber doch gewandt und frei, durchaus ſympathiſch und mit ausgeſuchter Eleganz und Einfachheit gekleidet ſich ihm näherte, der, indem er ihn mit Höflichkeit, die nicht frei von Stolz war, grüßte, zu ihm ſagte:

„Herr Doktor, haben Sie eine halbe Stunde Ihrer koſtbaren Zeit, die Sie mir widmen können, und würden Sie die Güte haben, mir zu ſagen, wann Sie mir dieſelbe bewilligen können?“

Die Stimme war ebenſo ſympathiſch wie ſein Ausſehen; etwas verſchleiert, ſonor, vibrirend hatte ſie auch einen leichten Anflug von Traurigkeit. Als er ſprach, hatten die Lippen ein wenig gezittert.

Baſocchi verſenkte ſeinen ſcharfen, beobachtenden Blick in die grauen Pupillen des Jünglings; er ſah darin, hinter einer gewiſſenhaft peinlichen Zurückhaltung einen Strahl von Aufrichtigkeit und Güte, der dem Phyſiologen und Philoſophen außerordentlich gefiel.

„Wenn die Angelegenheit eilt,“ antwortete er, „ſo könnte ich Sie heute Abend ſchon empfangen.“

Der Jüngling zeigte eine leichte, flüchtige Zuckung des rechten Mundwinkels, die wie eine gewöhnte nervöſe Kontraktion erſchien und die der ſtets aufmerkſamen Beobachtung des gelehrten Profeſſors nicht entging. Er ſchien zu zögern, faſt würde man geſagt haben, daß er theils die Unterredung wünſchte, theils fürchtete, ſie zu beſchleunigen.

„Nein,“ ſagte er endlich, „ſo eilig iſt es nicht; es würde mir genügen, wenn Sie ſich morgen bemühen wollten.“

Der Profeſſor beſtimmte eine Stunde am Morgen.

„Paßt Ihnen dieſe Zeit?“

„Sehr gut!“ antwortete der Unbekannte ein wenig trocken.

„Sie wiſſen meine Adreſſe?“

„Ja, mein Herr, Hotel Europa. Und da Sie doch wiſſen müſſen, mit wem Sie es zu thun haben, ſo erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Karte überreiche.“

Er zog ſie aus einer Briefta ſche, auf der ſich ein adliges Wappen in Gold befand, und bot ſie dem Arzte.

Digitized by Google

Dieſer beobachtete die kleine, zarte, ſchmale Hand im eleganten Handſchuh, den ſchmalen Streifen der feinen, weißen, glatten Haut, die über dem Rande des Handſchuhs ſichtbar wurde, und die blendendweiße Manſchette.

„Ich danke," ſagte er, „obgleich Namen und ſoziale Stellung derjenigen, mit denen wir zu thun haben, uns Aerzte am wenigſten intereſſiren."

Ueber das Geſicht des Unbekannten flog ein leichtes Lächeln, das wieder in der bereits erwähnten Zuckung endete, und nach einer flüchtigen Verbeugung entfernte er ſich ſo ſchnell, daß Baſocchi nicht einmal Zeit hatte, den auf der Karte gedruckten Namen zu leſen und die Augen von derſelben zu erheben, als er ſchon verſchwunden war.

Auf der Viſitenkarte ſtand unter einer Marquiskrone folgender Name:

Alexander Caldiero von Soltardo.

* * *

An demſelben Abend konnte in dem reichen Empfangszimmer des prächtigen Palaſtes Santoſpeco die ſchöne Aldoviſa, der letzte und einzige Sprößling jenes hiſtoriſchen Geſchlechtes, vor einigen Gäſten, die ihre Mutter umgaben, nur mit Mühe die ſie quälende Ungeduld verbergen, und jeden Augenblick warf ſie einen erſtaunten, unruhigen, faſt irritirten Blick auf das Zifferblatt der Uhr.

Bei jedem Geräuſch von Schritten, die ſich in dem vorhergehenden Zimmer hören ließen, erhob das reizende Mädchen ſchnell das Haupt; ſobald die Portière ſich hob oder die Thür geöffnet wurde, hefteten ſich ihre Augen feſt auf jenen Ort, eine leichte Röthe durchſtrömte die feine, bleiche, zarte Haut und überfluthete die Wangen, war aber der Eintretende nicht die erwartete Perſon, ſo bewegte ein leichtes Stirnrunzeln die ſeidigen, blonden Stirnlöckchen, und ein ſchwacher Schein ſchmerzlicher Enttäuſchung ließ die ſchwarzen Augen, die in einer kryſtallklaren, blauen Flüſſigkeit zu ſchwimmen ſchienen, höher aufleuchten.

Obgleich ſie alles Mögliche that, ihre peinliche Ungeduld zu verbergen, ſo hatte doch ein junger Mann ſie bemerkt, der, ſoweit es ihm die gute Sitte geſtattete, hartnäckig ſeine bewundernden Blicke über ihre ſchönen Geſichtszüge gleiten ließ. Er war faſt ſchön zu nennen, ſtark, robuſt, mit einem kleinen vulgären Anflug in der von Geſundheit ſtrahlenden Phyſiognomie. Mit vollendeter Eleganz gekleidet wie alle, die ſich im Zimmer befanden, beſaß er auch dieſelben Manieren und bediente ſich beim Sprechen faſt derſelben Ausdrücke, und dennoch blickte in ſeinem Auftreten etwas leicht durch, das den Anderen nicht eigen; in ihrem Betragen ihm gegenüber lag ein Schatten von Zurückhaltung, ein Schimmer von Reſerve, obgleich ſie ihn vollkommen höflich behandelten, ja ein feiner Beobachter würde eine gewiſſe Superiorität, faſt Duldung herausgefühlt

Digitized by Google

haben. Nun, um es gleich zu ſagen, der ſchöne Mann war in jenem Salon, der einer der älteſten ariſtokratiſchen Familien angehörte und in dem ſich nur die Auserwählteſten des Adels verſammelten, ein nur kürzlich Geadelter, ein Parvenu.

Sein Vater, ein höchſt ehrenhafter Bankier, hatte Gelegenheit gehabt und auch den guten Willen, dem Staate, Dank ſeinen ehrlich erworbenen Reichthümern, nach dem Unglücksjahre 1849 einen wichtigen Dienſt zu leiſten, und der König hatte ihn dafür mit dem Grafentitel belohnt. Er war geſtorben und hatte dem erſtgeborenen Sohne die Eitelkeit jenes Titels und der ganzen Familie ein Vermögen von mehreren Millionen hinterlaſſen. Jener Sohn, Namens Horaz, war ein klein wenig beſchränkt, beſaß die Schwachheit, ſehr viel auf jenen eitlen Titel zu halten, und beſuchte nur Häuſer, Geſellſchaften und Perſonen vom reinſten Adel, und mehr als jeden anderen den Salon der verwittweten Herzogin von Santoſpeco, in dem die unvergleichliche Schönheit der herrlichen Prinzeſſin Aldoviſa ihn feſſelte.

Die Liebe, die er in hohem Grade für das junge Mädchen hegte, ließ ihn an Stelle des fehlenden Scharfſinns den geheimen Grund ihrer Angſt errathen; zwei oder drei Male folgte er mit den Augen Aldoviſa's Blicke, wie er von der Uhr zum Eingang wanderte, zögerte ein wenig, und nachdem er plötzlich Muth gefaßt, ſagte er mit einer Stimme, die er vergebens gleichgültig zu machen ſtrebte, die aber dennoch eine innere Bewegung durchfühlen ließ:

„Es iſt ſchon zehn Uhr; heute Abend bleibt Ihr Vetter, der Marcheſe Alexander, ſehr lange aus.“

Ueber die Wangen des jungen Mädchens ergoß ſich wieder jene flüchtige Röthe, aber dies war auch das einzige Zeichen, daß ſie die Worte gehört hatte; nicht einmal einen Blick richtete ſie auf den, welcher die Bemerkung gemacht hatte, ſondern wandte ſich an die ihr zunächſt ſitzende Dame und begann ein gleichgültiges Geſpräch.

Aber die Worte des ſchönen Jünglings waren gehört und von einem der Gäſte aufgenommen worden.

„Ach ja, unſer Alexander!“ ſagte ein Alter, der wie ein Militär außer Dienſten ausſah. „Graf Spatuzzi hat Recht, gewöhnlich iſt er um neun Uhr hier. Aber heute Abend bin ich ihm begegnet, wie er ſich nach . . . wie ſagt man doch? . . . in die Conferenz, Vorleſung, was weiß ich, eines gewiſſen Profeſſors aus irgend einem anderen Lande begab, der ſehr berühmt ſein ſoll . . . wie heißt er doch?“

„Profeſſor Baſocchi,“ antwortete Graf Spatuzzi, „ein berühmter Arzt, ein bedeutender Forſcher, der ſogar in dem gelehrten Deutſchland bewundert worden iſt . . . ſo ſagt wenigſtens die Zeitung.“

Der alte Soldat zuckte die Achſeln.

„Bah, die Zeitung! . . . Sagen ſie wohl jemals die Wahrheit, dieſe Herren Zeitungsſchreiber? Und was will denn dieſer berühmte Doktor bei uns thun?“

„Er iſt nur auf der Durchreiſe hier; und als ihn einige Verehrer darum baten, hat er eingewilligt, einige Vorträge über Argumente ſeiner Wiſſenſchaft zu halten. Der erſte, der heute Abend ſtattgehabt, hat von dem Geſetz der Vererbung gehandelt.“

„Geſetz der Vererbung!“ rief der alte Militär aus, indem er die Augenbrauen zuſammenzog. „Aber dann iſt er ja nicht Arzt, ſondern Juriſt.“

Jemand, der mit den Studien etwas vertrauter war, erklärte dem alten Herrn Oberſten die Bedeutung jenes Ausdrucks.

„O, o!“ ſagte er lachend darauf. „Aber das iſt ja die einfachſte Sache von der Welt, die jedes Kind weiß. Die Adligen werden von den Adligen geboren, die Plebejer von den Plebejern; man hat noch nie geſehen, daß eine Löwin ein Kaninchen zur Welt gebracht hätte oder umgekehrt. Da braucht der Herr Profeſſor nicht ſo weit herzukommen, um uns dieſe wunderbare Neuigkeit zu lehren. Und der brave Junge Saltardo geht dahin, um ſeine Zeit zu verſchwenden und ſolche Dummheiten mit anzuhören! . . . Nun, er iſt immer ſchon ein Bischen originell geweſen und hat immer eine gewiſſe Schwäche für alles, was ſie Wiſſenſchaft nennen, gehabt. Auf jeden Fall iſt aber die Vorleſung zu dieſer Stunde mehr als beendet, und wenn Alexander nicht gekommen iſt, ſo hat er einen anderen Grund, der ihn zurückhält.“

Und genau ſo dachte auch die ſchöne Aldoviſa, welcher der Abend, da ſie die Hoffnung, ihren Vetter zu ſehen, verloren hatte, unendlich lang erſchien, und die Unterhaltung noch eintöniger als gewöhnlich und die Gäſte noch langſamer beim Abſchiednehmen.

Es war faſt Mitternacht, als das ſchöne Mädchen ſich allein in ihrem Zimmer befand, und die Stirn an das Fenſter gelehnt, blickte ſie mit trübem Auge in die Dunkelheit der Straße hinunter. Eine tiefe Schwermuth war über ſie gekommen, immer von Neuem ſtellte ſie ſich die Frage, auf die ſie keine Antwort fand: „Warum iſt Alexander nicht gekommen, wie er doch verſprochen hatte?“ Und ſie fühlte, wie ſich eine unſagbare Unruhe ihrer Seele bemächtigte.

Plötzlich ſah ſie auf der Straße einen Schatten, der langſam vorüberging. Eine biegſame, ſchlanke Geſtalt, ein nachläſſiger aber eleganter Gang, eine einfache doch ſtolze Haltung . . . er war es.

Gerade vor den Fenſtern ihres Zimmers hielt er an. Die Straße war ganz einſam, und kein einziger Schritt tönte durch die kaum von der nächſten Laterne unterbrochene tiefe Finſterniß. Die Augen des untenſtehenden Mannes leuchteten wie zwei glühende Kohlen. Ach! es waren wirklich ſeine Augen, die nach ihren Fenſtern mit der ganzen Intenſität

Digitized by Google

der warmen, leidenschaftlichen Liebe blickten, die seine Lippen schon so oft und mit so großer Beredtsamkeit ihr enthüllt hatten. Obgleich es schon eine der kalten Novembernächte war, öffnete Aldovisa doch plötzlich einen Fensterflügel und bog den schönen, mit einer Aureole von blonden Haaren gekrönten Kopf hinunter.

Der Mann auf der Straße fuhr zusammen; sein Blick glänzte wie der eines Asketen, der eine Erscheinung aus dem Paradiese erblickt.

„Alexander!“ murmelte das Mädchen ganz leise.

Der Laut jener Stimme klang wie süße Musik zu dem Jüngling hinüber, der in Anschauen versunken war; aber eine entschlossene, heftige Bewegung verrieth die Gewalt, mit der er die aufsteigende Bewegung beherrschte und erstickte. Er neigte das Haupt, drückte den Hut tief in die Augen, und mit hastigen Schritten, ohne auch nur einen Blick nach dem Palast zurückzuwerfen, eilte er davon.

Dem jungen Mädchen schien das Herz stillzustehen.

„O, mein Gott!“ rief sie leise aus. „Was ist denn vorgefallen?“

* * *

Am nächsten Morgen, um halb elf Uhr, wurde dem berühmten Professor Basocchi die Visitenkarte des Marchese von Soltardo von dem Kellner übergeben.

„Treten Sie näher!“ sagte er eilfertig und erhob sich, um seinem vornehmen Besucher entgegen zu gehen.

Ohne viele Umschweife zu machen, begann der Marchese Alexander Caldero folgendermaßen:

„Herr Professor, die große Achtung, die mir zuerst der Ruf Ihrer Lehre und Ihrer Rechtschaffenheit, dann Ihre glühende Beredtsamkeit von gestern Abend eingeflößt haben, hat mich verleitet, zu Ihnen zu kommen und Sie in einer sehr ernsten und delicaten Angelegenheit zu konsultiren; ich bitte Sie darum dringend und setze das Vertrauen in Sie, daß Sie mir die volle, ungeschminkte Wahrheit sagen werden.“

Er sprach mit leiser, ruhiger Stimme, aber noch verschleierter als am vergangenen Abende. Der Ausdruck seines Gesichtes war ernst, aber ohne Verstörtheit, und kaum würde man an ihm irgend welche Erregung wahrgenommen haben, wenn nicht die fast leichenartige Bläße seiner Wangen und das fast unmerkliche Zucken des Mundwinkels sie verrathen hätten.

„Herr Marchese,“ sprach mit ernstem, etwas lebhaften Tone der Professor, „ich mache es mir zur Gewissenssache, meinen Patienten das zu sagen, was mir als Wahrheit erscheint. Sie erzeigen mir die Ehre, mein Patient zu werden, folglich werde ich auch Ihnen die Wahrheit sagen. Sprechen Sie darum unumwunden.“

Digitized by

Der Marchese zögerte und schlug verwirrt die Augen nieder.

„Ich hoffe aber," fuhr der Doktor fort, indem er seinen schärfsten Blick fest auf das Gesicht des Jünglings heftete, „ich hoffe, daß Sie zu mir volles, absolutes Vertrauen haben, ein solches, das nichts verschweigt, vor keinem Geheimniß, selbst dem verborgensten, zurückschreckt."

Ein Schatten von Verwirrung flog über das Antlitz des Marchese, aber in Wahrheit nur ein Schatten. Mit einem gewissen Stolze blickte er dann den Professor an und unterbrach ihn mit festem, entschlossenen Ton.

„Mein Hiersein muß Ihnen schon beweisen, daß ich ein solches Vertrauen zu Ihnen hege. Uebrigens ist das, was ich Ihnen zu sagen habe, nichts, wovor ein Caldiero im Geringsten zu erröthen hätte."

Der Arzt verbeugte sich zum Zeichen achtungsvoller Zustimmung.

„Ich weiß es wohl," sagte er, „aber wir Menschen sind einmal so geschaffen, daß uns zuweilen das Bekenntniß eines Unglücks, einer Trübsal schwerer fällt, als das einer Schuld.

Alexander von Soltardo antwortete nicht; einen Augenblick schien er sich sammeln zu wollen, dann setzte er mit kalter, ruhiger Stimme seinen Fall auseinander.

„Ueber meine Familie existiren historische Dokumente, die deren Adel bis zum Jahre 1000 beweisen. Ich sage dies nicht aus Eitelkeit, sondern weil ich es für nothwendig halte, daß Sie es wissen. Natürlich wurden Heirathen nur mit Solchen geschlossen, die an Adel, Vermögen und Sitten uns gleich waren; und ich glaube kaum, daß es ein anderes Geschlecht giebt, welches diese scrupulösen Forderungen so auf die Spitze getrieben hätte. Man erzählt sogar, daß der Urgroßvater meines Vaters eine Tochter in einem seiner Schlösser eingekerkert sterben ließ, weil sie sich nicht etwa in einen Plebejer, sondern in einen Aristokraten von weniger hohem Adel verliebt hatte. Auf diese Art war unser Geschlecht immer stark, rüstig, kräftig an Leib und Seele. Wenn Sie die Bilder meiner Vorfahren sähen, was für muskulöse Glieder, was für eine breite und hohe Brust, die Blüthe der Gesundheit in der Hautfarbe! Wenn Sie ihre Rüstungen aus dem XIII. bis XVII. Jahrhundert sähen, so würden Sie erstaunen über ihre Größe, Stärke und ihr Gewicht, es würde Ihnen fast unmöglich scheinen, daß Menschenhände solche Lanzen, solche Keulen, soche Schwerter benutzen konnten.

Aber als man am Ende des XVII. Jahrhunderts aufhörte, Stahlrüstungen zu tragen und der Gebrauch der Feuerwaffen die Tapferkeit des Ritters und die Furchtsamkeit des untersten Landsknechtes auf gleiche Stufe stellte, da nahm die muskulöse Körperstärke bei den Nachkommen der Soltardo ab. Da sie nicht mehr nöthig war, um die seidenen Kleider und Strümpfe und den kleinen Galanteriedegen mit ciselirtem Gefäß und weißer Scheide zu tragen, so scheint es, daß die Natur jene Stärke nicht

Digitized by Google

mehr dem Adel gewähren wollte, nur um sie dem Volke zu verleihen, das sein Leben durch die Arbeit seiner Hände erhält; meine Ahnen wurden nach und nach, von Generation zu Generation, schwächlicher, schlanker, zarter, bis daß in mir, dem letzten Sprößling eines Geschlechtes, dessen Formen und Proportionen eines Farnesischen Herkules würdig waren, sich diese verwandelten, wie Sie sehen."

Mit einem Lächeln, das wiederum mit dem gewöhnlichen Zucken des Mundes endete, wies der Marchese auf seine niederfallenden Schultern, seine schmale gebeugte Brust, und zeigte seine schwachen, mageren, dünnen Handgelenke.

„Immer wieder das Gesetz der Vererbung!" rief der Professor aus. „Immer wieder das Gesetz der Evolution und Selektion. Dies erste, als man den Adel des Blutes zur Bedingung machte, schuf aus den Wiedererzeugern — verzeihen Sie den vulgären Ausdruck, aber er ist der treffendste und klarste — an Geist und Körper starke Wiedererzeuger, deren Kraft, noch durch die Uebung verstärkt, sich auf die Nachkommen übertrug und vermehrte. Aber die Paarungen — ich bitte von Neuem für diesen Ausdruck um Entschuldigung — vollzogen sich schließlich innerhalb einer zu beschränkten Anzahl von Familien und wurden endlich übermäßig fruchtbar oder ganz steril; und das ist es, was die Typen der königlichen und höchsten aristokratischen Familien ausarten und erlöschen läßt; das ist es auch, was ebenso die Heirathen zwischen Blutsverwandten so verderblich macht . . ."

Alexander erschrack, und ein schmerzliches Leuchten erschien in den Augen, die sich starr zur Erde senkten.

„Das Blut, welches nicht durch Mischung mit verschiedenem Blut verbessert, nicht erneuert wird, nährt die Keime physischer und moralischer Krankheiten, die sich durch Generationen derselben Familie von den beiderseitigen Eltern gewissermaßen angesammelt haben, und in den Söhnen treffen die beiden Störungen krankhafter Anlagen wie in einem Brennpunkt zusammen."

„So daß also," sagte Caldiero mit noch mehr als gewöhnlich verschleierter Stimme, „so daß also die Nachkommen solcher ablebenden Geschlechter, wenn sie Kinder in die Welt setzen wollten, fast, aber nicht nur fast, sondern eine wirkliche schlechte Handlung begehen würden?"

„O, das ist zu absolut aufgefaßt," erwiderte der Professor. „Ja, es giebt Fälle, auf die Ihre so strengen Worte vollkommen anwendbar sind, wenn es sich um unheilbare, schreckliche, unerbittliche Krankheiten handelt, die es verhindern, daß ein Wesen sich folgerecht entwickelt, am liebsten eine Existenz von sich werfen möchte, die ihm unerträglich geworden."

Der Marchese erbleichte; er schien im Begriff zu sein, zu unterbrechen, aber die von ihm gemachte Bewegung blieb bei der, diesmal etwas

Digitized by Google

stärkeren Zuckung des Mundes stehen; kein Laut entschlüpfte seinen Lippen, die todtenbleich geworden waren.

Der Doktor, der ein wenig gewartet hatte, ob sein Besucher vielleicht sprechen würde, entgegnete in einem Tone, der die durch seine vorhergehenden Worte geschlagene Wunde heilen zu wollen schien:

„Aber wenn es nur Schwäche, einfache Anlagen oder beginnende Keime sind, so kann man diese noch durch genaue Vorsichtsmaßregeln, die vor und nach der Geburt des Kindes genommen werden, heilen, indem man es zum Beispiel in eine günstige Umgebung bringt und mit allen Hülfsmitteln auferzieht, welche die moderne Wissenschaft anräth und zu verschaffen weiß, und als erste Maßregel muß man ihm eine kräftige Mutter mit gesundem, wenn auch plebejischem, ja selbst ländlichem Blute geben, aber frisch und blühend."

Alexander von Soltardo machte eine Bewegung mit der Hand, und ein Lächeln deutete an, daß das von dem Arzte vorgeschlagene Mittel niemals seine Billigung finden würde. Dann erhob er sich, zögerte einen Augenblick, und mit sichtbarer Anstrengung sagte er, doch diesmal konnte seine Bewegung im Tone nicht mehr unterdrückt werden:

„Verzeihen Sie, Sie sprachen soeben von Krankheiten, die in verhängnißvoller Weise übertragen werden und bei den Söhnen in verstärktem Grade auftreten. Solch' eine Krankheit wäre zum Beispiel die Schwindsucht?"

„Gewiß!"

„Davon habe ich ein neues Beispiel kürzlich gesehen. Mein Freund, der Baron von Arcilla, ist der Sohn einer schwindsüchtigen Mutter und ist in diesen Tagen an derselben Krankheit gestorben, obgleich er nach dem Süden, nach Kairo gegangen war."

„Sie sind unerbittlich . . . unerbittlich!"

„Und außer der Schwindsucht?" fragte der Marchese mit schlecht verhehlter Angst.

„Der Wahnsinn," antwortete Basocchi; „auch . . ."

„Vielleicht auch die Epilepsie?" ergänzte der Marchese mit halberloschener Stimme.

„Ja gewiß!" antwortete der Doktor.

Konvulsivisch umschloß die Hand Alexander's die Rückenlehne des Stuhles, an den er sich gelehnt hatte; der Mund verzerrte sich diesmal in schreckenerregender Weise, und einen heisern erstickten Schrei, eine Art von Röcheln ausstoßend, fiel er lang ausgestreckt zu Boden.

* * *

Als der Anfall vorüber war, von dem nur eine große Ermattung zurückgeblieben, und gestärkt durch ein Mittel, welches der Doktor

Digitized by Google

ihm verabreicht hatte, erhob Alexander mühsam den Kopf von der Lehne des Fauteuils, auf dem er lag, und indem er gläsernen Auges starr vor sich hinblickte, sagte er, wie wenn er zu sich selbst spräche:

„Bis jetzt ist der Anfall des Leidens noch niemals so stark aufgetreten. Es waren nur leichte, vorübergehende Anfälle . . . Also wächst die schreckliche Krankheit noch mit den Jahren? . . . Und meine Kinder würden also noch mehr davon zu leiden haben?"

Plötzlich wendete er sich zu dem Physiologen:

„Ihre Wissenschaft ist so groß," sagte er flehend, „könnte sie mich nicht heilen?"

Basocchi schüttelte den Kopf.

„Ich will nicht sagen, daß die Heilung in jedem Falle, immer unmöglich ist, wie auch viele, angesehene, tüchtige Schriftsteller behaupten. Vielleicht wenn das Uebel plötzlich, durch eine heftige Nervenerschütterung, durch eine Wirkung von Ursachen, die wir äußere nennen, entsteht, ohne daß es in den Lebensquellen selbst Wurzel geschlagen hat, vermag die Therapeutik es zu bekämpfen, zu beschränken, auch vielleicht ganz zu zerstören; wenn es aber von dem Blute herrührt, dem der Leidende seine Existenz verdankt . . ."

„Aber mein Vater litt nicht daran," unterbrach der Marchese. „Nur eine große Sensibilität der Nerven, eine gewisse Sonderbarkeit des Charakters . . . Ach, wirklich bizarr war mein Großvater, der in dem ältesten und verlassensten unserer Schlösser wohnte, ohne irgend Jemand von der Familie oder von den Freunden sehen zu wollen, noch überhaupt eine menschliche Seele, mit Ausnahme eines alten Dieners . . . Mein Vater war auch mit einer kleinen Contraction des Gesichtes behaftet, die, je nach den Tagen, ihn mehr oder weniger belästigte . . . wie mich," fügte er, die Stimme senkend, fast beschämt hinzu.

„Aber es ist ja ganz klar und augenscheinlich," sagte der Arzt, „ein evolutiver Vorgang, der von Generation zu Generation an Ausdehnung gewinnt. Und Ihre Kinder, Herr Marchese?"

Dieser unterbrach ihn mit einer abwehrenden Bewegung der Hand und stand auf, bleicher als je.

„Ich bitte, glauben Sie mir, Herr Professor," sagte er in würdevollem Tone, „daß der letzte der Soltardo kein so erbärmlicher Egoist ist, um die, welche seinen Namen tragen sollten, schon von Geburt an zu morden. Seit einiger Zeit quälen Zweifel, Argwohn, Furcht in unbestimmter Form mein Gemüth. Ihre Vorlesung von gestern Abend war ein Wink der Vorsehung, der mir die Augen öffnete. Sie haben jetzt mein Urtheil gesprochen, ich halte es für gerecht, nehme es an und ergebe mich. Mit mir wird mein Geschlecht erlöschen, und ich werde alle Keime des Leidens, das sich seit einigen Generationen in unserem verschlechterten Blute angesammelt hat, mit mir in's Grab nehmen."

Digitized by Google

Professor Basocchi zuckte die Achseln und neigte den Kopf mit wahrhaft gefühlter und sympathischer Theilnahme.

„Ich wünschte, ich hätte Ihnen andere und fröhlichere Worte sagen können, aber die Wahrheit . . .“

„Die habe ich verlangt,“ fügte der Marchese lebhaft hinzu.

Der Arzt verneigte sich von Neuem mit jener Miene von Traurigkeit, die sagen zu wollen schien: „Und die Wahrheit ist es wirklich.“

Alexander fuhr mit einer Art von Eifer, fast konnte man sagen, Erbitterung gegen sich selbst fort:

„Und die, welche ich Unsinniger heirathen wollte, ist meine Cousine im zweiten Grade, von einer Tochter der Schwester meines Vaters geboren; ein zerbrechliches Geschöpf, man könnte fast sagen ein immaterielles, ätherisches Wesen, für die dichterische Phantasie fast ein Ideal, aber für die Physiologie ein schwacher, leidender Organismus. Meine Kinder würden also von beiden Seiten, väterlicher- sowie mütterlicherseits durch das Blut die Keime jener schrecklichen verhängnißvollen Krankheit geerbt haben.“

Er bedeckte das Gesicht mit den kleinen, nervös zusammengezogenen Händen.

„Herr Professor,“ begann er nach einer kleinen Weile wieder, „glauben Sie, daß mein Leiden noch mehr zunehmen kann, ja muß; daß Anfälle, wie dieser letzte, sich wiederholen und oft wiederholen werden?“

„Es ist wahrscheinlich,“ sagte Basocchi melancholisch.

Alexander reichte dem Doktor die Hand.

„Ich danke Ihnen,“ sprach er. „Bleiben Sie noch einige Tage in unserer Stadt?“

„Höchstens bis übermorgen.“

„Gut. Dann werde ich das Vergnügen haben, Sie noch einmal wiederzusehen.“

Und anscheinend ruhig, aber bleicher und gebeugter als er gekommen war, ging er hinaus.

Das Geschick wollte es, daß er nicht weit von der Wohnung des Herrn Basocchi dem Grafen Spatuzzi begegnete. Zwischen beiden Jünglingen hatte nie auch nur ein Schimmer von Sympathie bestanden. Der altadlige Marchese behandelte den neugebackenen Grafen hochmüthig, und dieser beneidete ihm die Zuneigung, welche die Prinzessin von Santospeco für ihn hegte; trafen sie sich zufällig in irgend einem Salon, so tauschten sie kaum einen Gruß miteinander aus und oftmals gaben sie auch vor, sich nicht zu sehen. An jenem Morgen hätte der Marchese den Grafen Spatuzzi wirklich nicht gesehen, so sehr war er in Gedanken versunken, mit gesenktem Haupte dahingegangen, wenn der Graf ihn nicht angeredet hätte, indem er seinen Namen rief. Als Alexander die Unterredung mit

Digitized by

dem Arzte beendet hatte, fühlte er, wie ihm die Kraft fehlte, seine schreckliche Verstörung zu bemänteln, und diese wurde so deutlich sichtbar in der gänzlichen Schlaffheit der Glieder, in dem verzweifelten Gesichtsausdruck, daß Spatuzzi, so wenig Freundschaft er auch für ihn empfand, dennoch eine Regung von Mitleid fühlte. Er erinnerte sich der Abwesenheit des Marchese am gestrigen Abend von dem Salon Santospeco und zweifelte nicht, daß seinem Rivalen ein großes Unglück zugestoßen wäre.

„Marchese," sagte er im Tone aufrichtigen Mitleids, das sein gutes Herz, welches er in Wahrheit besaß, verrieth, „was ist Ihnen widerfahren? Fühlen Sie sich nicht wohl?"

Alexander blieb zusammenfahrend stehen und hob schnell den Kopf, um dem Sprechenden in's Gesicht zu sehen.

„Ich danke," antwortete er trocken, indem er die Augenbrauen mit stolzer Bewegung zusammenzog, „aber ich fühle mich außerordentlich wohl; auch ist mir nichts zugestoßen."

Der Graf erröthete und kreuzte seinen zornigen Blick mit dem hochmüthigen und verächtlichen des Marchese. Es schien fast, wie wenn unbedachte Worte über seine Lippen kommen sollten, aber daß er sie zurückdrängte, seinen Aerger zu beherrschen.

„Das freut mich," entgegnete er darauf kalt, „aber Sie schienen mir so niedergeschlagen und bleich, daß ich fürchtete, Sie wären von einem schweren Unglück betroffen worden."

Diesmal aber erröthete der Marchese. Das Gesicht schon des Neugeadelten war ihm in jenem Augenblick fast wie eine Beschimpfung seines eigenen Elendes erschienen. Er hatte eine so frische Gesichtsfarbe, so blühende Wangen, so kräftige Glieder, so viel strotzende Gesundheit in seiner ganzen Erscheinung! Ein fast wilder Neid überfiel für einen Augenblick die edle Seele Alexander's: alle seine Reichthümer hätte er willig dahingegeben, einen Augenblick dachte er sogar, daß er gern die lange Ahnenreihe seines Geschlechtes dahingegeben hätte, um die Schwäche seines Körpers mit der blühenden Kraft jenes gesunden und starken Organismus zu vertauschen. Die ihm von Spatuzzi gestellte Frage, die Anspielung auf einen Krankheitsanfall, die das Wahre zu errathen schien, erhöhten noch die Erregung des Marchese.

„Mein Herr," sagte er, „ich verzeihe Ihnen die Indiskretion Ihrer Worte, da Sie die Sitten der guten Gesellschaft zu wenig kennen."

Horaz erbleichte diesmal ein wenig: das war eine so offenbare Herausforderung, daß als Folge ein Duell unvermeidlich war; und Alle wußten, daß der Marchese einer der geschicktesten Fechter und Schützen war. Der Graf trat einen Schritt zurück, und mit drohendem Ausdruck antwortete er stolz:

„Und ich, Herr Marcheſe, verzeihe Ihnen nicht die Unhöflichkeit Ihrer Antwort und verlange Satisfaktion.“

„Wie es Ihnen beliebt,“ entgegnete der andere, aber jede Spur von Zorn war plötzlich aus ſeinem Tone verſchwunden, und ſein zerſtreut umherwanderndes Auge zeigte einen Anflug von Trauer.

Es war ihm plötzlich ein anderer Gedanke gekommen, der mit einem Schlage ſeinen Seelenzuſtand verändert hatte.

„Jener dort, ſo ſtark, ſo geſund, ſo kräftig, wenn er vor meinem Piſtolenlauf oder meiner Degenſpitze ſteht, ſo hängt ſein Leben an einem Faden, und ich werde jenen Faden halten und ihn durchſchneiden können . . . Aber was wird mir ſein Tod nützen? . . . Ach, wenn ich ihm jene blühende Geſundheit entreißen könnte!“

„Wollen Sie mir darum ſagen, Herr Marcheſe, wann Sie meine Sekundanten empfangen können?“

„Ich bin den ganzen Vormittag im Whiſtklub,“ antwortete Alexander. „Dort werde ich Jeden empfangen, der ſich mir im Namen des Grafen Spatuzzi vorſtellen wird.“

Sie grüßten ſich mit ſtolzem Kopfneigen und trennten ſich ohne Weiteres; Horaz ging haſtig die Straße entlang, während Caldiero noch ſtehen blieb und ſeinem Gegner nachſah. Plötzlich entzündete ſich das Auge des Marcheſe mit neuer lebhafter Flamme, aber es war keine Flamme der Verachtung; eine neue Idee hatte plötzlich einen wilden Tumult von Gedanken erregt. „Wenn er mich aber ſtatt deſſen tödtete! Es wäre auf jeden Fall beſſer, ja gewiß! Müßte er dann nicht auf Aldoviſa verzichten? Und iſt es möglich, ohne ſie zu leben?“ War ihm nicht ſchon einmal der Gedanke an Selbſtmord wie eine verhängnißvolle Nothwendigkeit durch den Kopf geſchoſſen? Das Schickſal, allen jenen Begegnungen feind, hätte ihm dieſe Schuld erſparen können; und er würde auch ein Mittel gefunden haben, demſelben zu helfen, ihm entgegenzukommen. Alles wäre dann beendet geweſen.

All' dies ging ihm mit der Schnelligkeit des Blitzes durch den Kopf; er eilte dem Grafen nach und ſagte zu ihm:

„Mein Herr, unſer Duell ſoll aber keine von jenen lächerlichen, unſchuldigen Begegnungen ſein, wie ſie heutzutage ſtattfinden. Ich will es ernſt, ganz ernſt.“

Horaz wendete ſich um und antwortete kalt: „So will ich es auch, Herr Marcheſe!“

* * *

An demſelben Tage empfing der Profeſſor Baſocchi den folgenden Brief:

Digitized by Google

Hochgeehrter Herr Professor!

Morgen um acht Uhr früh habe ich ein Duell, dessen Folgen ernst sein können. Würde ich Ihre mir bereits bewiesene Güte zu sehr mißbrauchen, wenn ich Sie bitte, demselben in Ihrer Eigenschaft als Arzt beizuwohnen? Die Beziehung, in der ich, zwar seit kurzer Zeit, zu Ihnen zu stehen das Glück habe, hat mir ein solches Vertrauen nicht nur in Ihre Talente sondern auch in Ihren Charakter eingeflößt, wie ich es keinem anderen Arzte gegenüber empfinde; und ich wage zu hoffen, daß Sie, hochgeehrter Herr, mein Vertrauen nicht durch eine abschlägige Antwort entgelten werden. Wenn ich von Ihnen kein Zeichen der Weigerung erhalte, so werde ich morgen früh um drei Viertel auf acht mit meinem Wagen an der Thür Ihres Hotels halten.

Indem ich Ihnen schon im Voraus meinen verbindlichsten Dank ausspreche, bin ich

Ihr ergebenster
Alexander Caldiero von Soltardo.

Und an demselben Tage, gegen Abend, erhielt der Marchese ein parfümirtes Billet, in dem kleine, elegante Schriftzüge einer Dame ihm sagten:

„Warum bist Du gestern Abend ausgeblieben? Ich habe Dich in der Nacht gesehen. Hast Du nicht meine Stimme, meinen Gruß gehört? Warum fliehst Du mich? Mein Seele ist von Furcht erfüllt. Ist Dir ein Unglück zugestoßen, oder droht es Dir? Deine Leiden wie Deine Freuden sind ja auch die meinen, ich habe ein Recht auf meinen Theil und ich will ihn. Komm' heute Abend früher, wir können dann ungestört sprechen, ehe Ueberlästige kommen. Komm'! A."

Alexander las es zitternd, dann führte er die Schriftzüge jenes Briefes an die Lippen und drückte sie lange, lange darauf. Das feine Parfüm, das dem Billet entströmte, berauschte sanft sein Gehirn. Er preßte den Brief auf's Herz, schloß die Augen, und vor ihm tauchte die zarte, feine, elegante Gestalt Aldovisa's auf, das bleiche Gesicht, ihre tiefen Augen, ihr geheimnißvolles und stolzes Lächeln, das für ihn so liebevoll und sanft wurde.

„Und ich soll auf sie verzichten," rief er aus, „sie für immer verlieren! ... Wir lieben uns, sie sieht das Glück ihrer Zukunft nur in meiner Liebe, ich habe kein anderes Glück auf dieser Welt als sie. Wenn ich gewaltsam mein Herz von dem ihren reiße, wenn ich meine Seele zermartere, um sie von ihrer Seele zu trennen, so endige ich damit mein Leben, aber sie? Sie! Was wird sie thun? Was wird aus ihr werden? Wird sie sich darein ergeben? Wer weiß? Vielleicht lächelt sie noch wieder eines Tages! Mich vergessen? Einem Andern gehören? Das ist unmöglich! Lieber will ich sie tödten!"

Digitized by Google

Das war für ihn ein Gedanke bitterer, ſchrecklicher Wolluſt. Zuſammen ſterben! Und warum nicht, nachdem ſie die höchſte Trunkenheit der Liebe gekoſtet hatten? Nachdem ſie die jugendliche Leidenſchaft ihrer Zärtlichkeit entfeſſelt und ihr genügt hatten? Warum ſich dieſe letzte Wonne verſagen? Wir wollen uns zuſammen hineinſtürzen in das Delirium der irdiſchen Freude und dann in die Schatten des Todes, vielleicht in eine ewige Glückſeligkeit! O! Aldoviſa würde eingewilligt haben, er kannte ihre tapfere Seele. Freiwillig würde ſie ſich in ſeine und dann in die Arme des Todes werfen. Die beiden letzten Sprößlinge der beiden erlauchten Familien, welche ihre Lebensbahn jetzt durchlaufen hatten, würden in inniger Umarmung zuſammen in das Grab gegangen ſein, die ewige Nacht hätte für immer die Namen jener Geſchlechter aus der Welt ausgelöſcht.

Eine unſagbare Bitterkeit, eine ſchmerzliche Wuth ergriff ihn. Den verehrten Namen, den ſein Vater ihm nach einer langen Ahnenreihe hinterlaſſen, in ſich zu zerſtören, erſchien ihm grauſamer als ſein eigenes Leben zu vernichten. Und Aldoviſa? Hatte er das Recht, ſie zu einem frühen Grabe zu verurtheilen, für ihre achtzehn Jahre eine ſo ſchreckensvolle Ausſicht. Sie mit in ſein Schickſal hineinziehen zu wollen, war ein boshafter Egoismus. Für ſie war dies Verdammungsurtheil noch nicht geſprochen, ſie konnte noch durch eine günſtige Heirath Mutter werden, ſtolz und glücklich über ſtarke, kraftvolle Söhne ....

Aber Aldoviſa in den Armen eines andern Mannes! Aufſtöhnend fiel der Marcheſe auf einen Sitz und bedeckte das Geſicht mit den Händen.

* * *

Wer die Verzweiflung in der Seele Alexander's geſehen hätte, würde die reine Heiterkeit bewundert und faſt für unmöglich gehalten haben, mit der er an jenem Abende in den Salon eintrat, in dem Aldoviſa von Santoſpeco ihn erwartete.

Schon ſeit langer Zeit waren ſie von der Mutter des jungen Mädchens verlobt worden, wie das Publikum richtig vermuthete, obgleich es noch nicht veröffentlicht worden war. Die nahe Verwandtſchaft, die Seelenreinheit und der fleckenloſe Wandel des jungen Marcheſe bewogen auch die ſtolze und ſkrupulöſe Herzogin, ſolche Zuſammenkünfte der jungen Leute zu dulden.

Kaum ſah das junge Mädchen Alexander, als es ihm entgegenlief, mit einem halb unterdrückten Freudenruf ihn bei den Händen nahm und ihm tief in die Augen ſah. Sein Anblick beruhigte ſie ſo ſehr, daß ſie einen Seufzer der Erleichterung ausſtieß, und indem ihr Geſicht ſich erheiterte, rief ſie mit lebhaftem Tone aus:

Digitized by Google

„Endlich bist Du da! Es kommt mir vor, wie wenn ich Dich seit einer Ewigkeit nicht gesehen hätte! Warum bist Du gestern Abend nicht gekommen? Warum bist Du gestern spät Abends so geheimnißvoll auf der Straße vorübergegangen und hast mich fast furchterfüllt geflohen, als ich Dich rief? Wenn Du wüßtest, wie ich darunter gelitten habe, was für Gedanken ich mir gemacht habe! Und so häßliche Gedanken! Wie ein Alp lastete die Ahnung von Unheil auf mir. Und noch bis zu diesem Augenblick habe ich dies Gefühl! Was für einen bösen Tag habe ich verbracht! Aber jetzt ist Alles vorüber. Bei Deinem Anblick, vor dem Lichte Deiner fröhlichen, liebevollen Augen, vor dem Glanze Deines Lächelns verschwindet jede Furcht, jede trübe Vorahnung. Nur ein klein wenig Neugierde ist mir von all dem übrig geblieben," fügte sie mit reizendem Lächeln hinzu, „die Du wohl befriedigen kannst, wenn Du willst."

„Sofort will ich das," erwiderte Alexander. „Du kennst meine Anwandlungen von übler Laune. Gestern Abend war ich trauriger als der Nebel dieser Tage."

„Um so mehr Grund, zu mir zu kommen," unterbrach Aldovisa ihn lebhaft. „Glaubst Du denn, daß ich nicht fähig wäre, Deine Traurigkeit zu verscheuchen?"

„Ja, wenn wir hätten allein sein können, wie in diesem Augenblick, aber mit meiner Verstimmung inmitten der gewöhnlichen Besucher Eures Hauses?"

„Und darf ich den Grund Deiner Verstimmung nicht wissen? Bitte, sag' ihn mir."

„Ohne Zweifel. Du hast mich unzählige Male den Namen des Barons Arcilla nennen hören?"

„Gewiß, das war Dein Schulgefährte."

„Wir haben alle unsere Studien zusammen absolvirt und waren die intimsten Freunde."

„Nun?"

„Ich glaube, ich hatte Dir gesagt, daß er vor einem Monat nach Kairo abgereist war."

„Wohin ihn die Aerzte gesendet hatten, um unserer strengen Winterkälte zu entgehen."

„Das Heilmittel kam zu spät. Gestern bekam ich die Nachricht, daß er dort in der vergangenen Woche gestorben ist."

„Armer junger Mann!" rief Aldovisa in bewegtem Tone aus. Und indem sie dem Vetter mit einer liebevollen Bewegung die Hand reichte, fügte sie hinzu: „Ich verstehe Deinen Schmerz, Alexander, und nehme Theil daran. Ich weiß wohl, daß sich der Beklagenswerthe schmeichelte, noch ganz gesund zu werden, und daß die Heilung bald eintreten würde."

„Ja, er!" sprach der Marchese. „Es ist ein Glück für solche Krank-

Digitized

heiten, daß der unerbittlich verurtheilte Patient Hoffnung bis zuletzt behält. Aber die Seinigen; und ich auch, schmeichelten sich mit dieser Hoffnung nicht. Die Schwindsucht ist furchtbar und schont Niemand; er trug den Keim schon von Geburt an in sich und mußte der unheilvollen Erbschaft seiner Mutter unterliegen."

„Du hättest gleich zu mir kommen sollen, Alexander, und mich an Deinem Schmerze Theil nehmen lassen. Hätten wir ein Stündchen miteinander verbracht, dann wärst Du gewiß gestärkt und getröstet gewesen, nicht wahr?"

Alexander drückte die kleinen Händchen des Mädchens und sagte leidenschaftlich:

„Ja, o ja, mein theurer Engel!"

„Weil unsere Liebe," fuhr das Mädchen, allmählig lebhafter werdend, fort, „stärker ist als der Schmerz und stärker, wie der Dichter sagt, als der Tod."

„Glaubst Du? Bist Du davon überzeugt?" fragte der Marchese mit einem Lächeln, das seine tödtliche Angst verbarg.

Aldovisa sah ihn erstaunt an.

„Hast Du daran gezweifelt? Aber unsere Liebe ist ja mit uns geboren so zu sagen. Seit ich meiner selbst bewußt bin, finde ich nicht einen Augenblick meines Lebens in meiner Erinnerung, in dem Du mir nicht theuer gewesen wärest, Du, der Gefährte meiner Tage. Wir sind zusammen aufgewachsen, um uns zu lieben, unsere Eltern wünschten, unsere Herzen wollten es."

„Und das Geschick will es nicht!" dachte Alexander und neigte den Kopf, damit das junge Mädchen nicht die Verstörung sähe, die seine Wangen noch bleicher färbte.

Aber diese bemerkte sie dennoch.

„Was ist Dir?" rief sie aus, indem sie seine Hand ergriff. „Es ruht ein Schatten auf Deiner Stirn, der das vage Gefühl von Unglück, das seit gestern Abend mir das Herz bedrückt, erneuert."

„Ich denke an Arcilla. Wenn er geliebt hätte, wie ich Dich liebe, und geliebt worden wäre wie ich, so hätte er dennoch das unerbittliche Gespenst des Todes zwischen sich und seiner Glückseligkeit sich erheben sehen, und dieser würde, trotz dem Dichter, die Liebe besiegt haben."

„O nein," unterbrach das junge Mädchen, „wenn Eine ihn geliebt hätte, wie ich Dich liebe, so wäre sie mit ihm gestorben."

„Und wenn ihr Leben nothwendig gewesen wäre .... und wäre es auch nur, um einen Namen nicht aussterben zu lassen. Du, zum Beispiel, würdest gewiß den Muth, den Heldenmuth haben, weiter zu leben, wenn der Sterbende und mit ihm die erloschenen Generationen unserer Ver-

Digitized by Google

fahren Dir zuriefen: Lebe, lebe und werde Mutter einer kräftigen Nachkommenſchaft, die den Glanz unſeres Namens erneuere ....“

„Ich? Ich?“ rief die Jungfrau erſchreckt aus. „Ich habe nur den Muth, den Heldenmuth, Dich zu lieben. Ich würde nur die Kraft haben, gegen das Geſchick anzukämpfen, wenn es für Dich wäre.“

„Und wenn ich Dich darum bäte, wenn ich Dich darum anflehte im Namen Alles deſſen, was uns lieb iſt, im Namen ſelbſt unſerer Liebe — mit der letzten Kraft meiner Seele?“

Aldoviſa ſchlang die Arme um den Hals ihres Gefährten der Kindheit, ihres Geliebten, ihres Verlobten, und indem ſie ihm feſt in die Augen ſah, ſagte ſie mit unterdrückter, aber bewegter Stimme:

„Dir droht eine große Gefahr, Alexander. Du willſt ſterben.“

Alexander, Dank ſeiner großen Selbſtüberwindung, gewann die ganze Heiterkeit ſeines früheren Lächelns wieder.

„Nein,“ ſagte er, „der Tod Arcilla's hat mir nur meine etwas empfindlichen Nerven ſehr erſchüttert .... Verzeih'!“

Die gewöhnlichen Gäſte traten ein, und die beiden jungen Leute konnten ihr Geſpräch nicht weiter fortſetzen.

* * *

Die träge Novembersſonne ſtieg langſam aus den blutrothen Wolken hervor, das Gras war weiß vom Reif, die ſcharfe, erkältende Luft wehte die Blätter mit leichtem, leiſen Rauſchen, das nicht einer vagen Harmonie entbehrte, von den Bäumen zur Erde nieder. Während die Sekundanten die Piſtolen unterſuchten und luden, rauchte Alexander ruhig eine Cigarrette an der Seite des Profeſſors Baſocchi, der feſt in ſeinen Mantel gewickelt war und den Kragen bis über die Ohren hinauf gezogen hatte. Etwas weiter entfernt, in jener kleinen Lichtung, unterſchied man die ſcharf hervortretenden Umriſſe der herkuliſchen Geſtalt des Grafen Spatuzzi, der eine große Havannacigarre zwiſchen den Zähnen hielt, die wie eine Locomotive rauchte. Sein Geſicht war nicht um ein Haar bleicher oder mehr geröthet als ſonſt; es hatte die ſchöne Farbe der Geſundheit, die ihm eigen war, und in der Phyſiognomie konnte man keinen andern Ausdruck entdecken, als den eines Mannes, der unzufrieden iſt, eine ihm mißliebige Sache zu thun.

Alexander Caldiero examinirte aufmerkſam ſeinen Gegner, faſt mit einer Art von Intereſſe, das aber durchaus nichts Feindliches hatte. Sein Ausſehen gefiel ihm in jenem Augenblick außerordentlich; er, der im höchſten Grade muthig war, konnte die unverkennbare Sicherheit des Mannes ſchätzen, der in wenigen Minuten ſich vor dem Piſtolenlaufe

Digitized by Google

eines Andern befinden ſollte, der durch Hunderte von Beweiſen ſeine Geſchicklichkeit als Schütze bezeugt hatte.

„Gut!“ murmelte der Marcheſe in ſich hinein und preßte das Papier der Cigarrette zwiſchen den Lippen feſter. „Der neue Adlige hat eine Haltung wie der Nachkomme einer uralten Raſſe. So hat er Kraft und Stärke nicht nur im Körper, ſondern auch im Geiſt.“

Er wendete ſich an den Profeſſor und ſagte zu ihm mit leiſer Stimme:

„Haben Sie jenen Edelmann unterſucht, mit dem ich die Ehre haben werde zu kämpfen, um zu ſehen, wer den Andern in das Jenſeits befördert?“

Der berühmte Phyſiologe, der aus Gewohnheit und Profeſſion Alle beobachtete, die ihm unter die Augen kamen, antwortete:

„Ja, mein Herr, ein ausgezeichnetes biliös-ſanguiniſches Temperament, welches das ſtärkſte, geſundeſte, das glücklichſte iſt. Und was für Schultern, was für ein Bruſtkaſten, welcher Hals! Wenn Sie ihn jetzt nicht mit einigen Gramm Blei kalt machten, könnte er hundert Jahre leben.“

Alexander zuckte ſchmerzlich zuſammen.

„Jener alſo würde — um in Ihrer Sprache zu ſprechen, Herr Profeſſor — der Erzeuger einer geſunden und ſtarken Nachkommenſchaft ſein?“

„Sicher!“ rief der Profeſſor aus. „Dem kann man mit vollkommener Gewißheit eine geſunde Familie verſprechen.“

Der Marcheſe biß ſich auf die Lippen und ein Strahl ohnmächtiger Wuth blitzte aus ſeinen Augen.

Die Sekundanten hatten ihr Werk beendet und kamen, um die beiden Kämpfer in der beſtimmten Entfernung zu poſtiren. Caldiero ging ſchnell fünf Schritte vor, die Hälfte des Raumes, der ihm wie ſeinem Gegner zu durchmeſſen geſtattet war, dann hielt er an, blickte feſt in das Geſicht Spatuzzi's, in dem keine Muskel zuckte, und ſenkte langſam den Piſtolenlauf; ſein Gegner, die Waffe bis zur Höhe der Schläfe erhoben, betrachtete ihn ruhig.

„Ah! Er erwartet mein Feuern!“ dachte der Marcheſe. „Gut, ſo werde ich ſchießen, um ihn zum Schießen zu bringen.“

Der Schuß ging los, aber zum großen Erſtaunen der Sekundanten und dem Spatuzzi's blieb Letzterer unverletzt.

„Die Reihe iſt an Ihnen!“ ſagte Alexander, ohne ſich zur Seite zu wenden. „Schießen Sie!“

„Verzeihen Sie, Herr Marcheſe!“ antwortete Graf Horaz vollkommen ruhig. „Es iſt in unſeren Bedingungen Jedem freigeſtellt, nach ſeinem Belieben zu ſchießen, Sie haben noch einen Schuß zu thun.“

„Sehr gut!“ ſagte der Marcheſe und ging ſchnell die fünf Schritte,

Digitized

die ihm noch blieben, vorwärts; dann senkte er von Neuem die Pistole, erhob sie aber plötzlich wieder. „Es ist mein fester Entschluß," fügte er hinzu, „nicht eher den zweiten Schuß abzugeben, als bis Ihr erster erfolgt ist. Sollen wir denn ewig hier stehen bleiben und uns in die Augen sehen?"

Graf Spatuzzi hob die Hand in die Höhe und feuerte einen Schuß in die Luft; der Marchese biß sich in die Lippen und eine flüchtige Röthe färbte seine Wangen.

„Aber, Herr Graf!" rief er spöttisch aus. „Einen solchen romanhaften Schuß erwartete ich nicht. Ich hatte sie doch davon benachrichtigt, daß die Sache Ernst sein sollte und keine Spielerei."

„Sie können thun, wie es Ihnen gefällt, aber mich können Sie nicht hindern, nach meinem Belieben zu handeln," antwortete Horaz kalt, und blieb ruhig, unerschüttert, mit erhobenem Haupte, gerade vor sich hinsehend, seinem Gegner gegenüber stehen.

„Glauben Sie nur," sagte der Marchese mit einer Art von Wuth, „daß, wenn auch die erste Kugel ihr Ziel verfehlte, eine zweite sicher geht."

„Ich weiß es," antwortete Spatuzzi in demselben Tone wie vorher. „Auch wundert es mich sehr, daß die erste überhaupt nicht getroffen hat."

Einer der Sekundanten trat einige Schritt vor und sagte fast vorwurfsvoll:

„Aber, meine Herren, diese Unterhaltung . . . ."

„Ist abgethan und vorbei," unterbrach ihn der Graf eilig. „Ich werde kein Wort mehr hinzufügen, und Sie," indem er sich an den Marchese wendete, „werden schießen."

„Sei es denn!" schrie Caldiero mit zürnender Ungeduld — und wiederum senkte er die Pistole, um zu zielen. Spatuzzi blieb, mit Ausnahme eines schnell unterdrückten Zitterns der Augenlider, unbeweglich. Aber die Mündung der Pistole des Marchese war durchaus nicht auf das Haupt des Grafen gerichtet, noch ging der Schuß los. Plötzlich warf Alexander die Waffe von sich, durchmaß schnell den kleinen Raum, der ihn noch von dem Grafen trennte, und indem er ihm die Hand entgegenstreckte, sagte er mit klarer Stimme:

„Graf Spatuzzi, Ihrem Betragen gegenüber fühle ich mich nicht beschämt, sondern verpflichtet, offen zu erklären, daß ich in dem Streite, der dies Duell veranlaßt hat, Unrecht gehabt habe, und wenn Sie mir verzeihen wollen, so würde ich mich freuen, von jetzt an Ihr Freund sein zu können."

Horaz, bis in's Innerste der Seele bewegt, stieß einen Schrei aus, drückte kräftig die ihm dargebotene Hand und zog Den, der ihm vor einer Minute noch ein Todfeind gewesen, an seine breite, starke Brust; — er umarmte ihn und konnte nur zärtlich stammeln: „Marchese, Marchese!"

Digitized by Google

Die Sekundanten umſtanden fröhlich die beiden verſöhnten Nebenbuhler und beglückwünſchten ſie von Herzen wegen der friedlichen Löſung.

„Ein prächtiger Charakter und ein tapferes Gemüth in jenem athletiſchen Körper," ſagte der Profeſſor Baſocchi leiſe zum Marcheſe von Soltardo, als ſie einen Augenblick von der Geſellſchaft entfernt ſtanden.

Der Marcheſe lächelte mit einem Lächeln, das mit dem Zucken des Mundwinkels endete.

„Wenn Sie eine Tochter hätten," ſagte er zu dem Doktor, „würden Sie ſie jenem Jünglinge gern zur Frau geben?"

„Gewiß!"

* * *

Von jenem Tage an wurden Caldiero und Spatuzzi die intimſten Freunde. Selten ſah man den Einen ohne den Andern; aber wo man ſie am ſeltenſten ſah, das war im Palaſt Santoſpeco. Von jener Familie und beſonders von Aldoviſa ſprachen ſie, wie auf ſtillſchweigende Uebereinkunft, nur ſehr wenig und in ſehr oberflächlicher Weiſe; und wenn ſie ſich in ihrem Salon befanden, ſo beobachteten ſie gegen das junge Mädchen, das Beide liebten, nur jene Höflichkeit, wie ſie jedem wohlerzogenen Menſchen gebührt.

Aldoviſa hatte ſich zuerſt ſehr über das neue Betragen ihres Vetters gewundert, dann geärgert, und endlich hatten Zorn und Stolz ſie zurückgehalten, Alexander um die geringſte Erklärung zu bitten, aber die Aermſte wurde alle Tage bleicher, ihr Lächeln hatte eine Beimiſchung von bitterer Traurigkeit, und immer ſeltener fielen die Worte von ihren kaum roſig angehauchten Lippen.

Wenn ſie aber denſelben Alexander, der in ihrer Gegenwart ſo gleichgültig erſchien, am Abend geſehen hätte, wenn er ſich allein in ſeinem Zimmer befand, wie er gegen das Bett ſtieß, wie er die Decken wüthend biß, um ſein Schluchzen zu erſticken, und dann mit unſäglicher Angſt ausrief:

„Sie leidet unter meinem Betragen, ſie, die ich ſo glücklich ſehen möchte .... Sie leidet und ich dulde alle Qualen der Hölle und liebe ſie mehr als je! ... Aber es iſt nothwendig, ich muß ſie vorbereiten."

Zu jener Zeit erregte in der Stadt, in der unſere Perſönlichkeiten lebten, und in ganz Italien das Projekt einer geographiſchen Expedition nach Central-Afrika, die Spuren Matecucci's, Martini's und Antinori's aufzuſuchen, großes Aufſehen. Kapitalien und die rührige Thätigkeit von Privatleuten verbanden ſich zur Mitwirkung bei einem Unternehmen, deſſen Haupt, Führer, Triebfeder einer der berühmteſten und kühnſten jener heldenhaften Erforſcher unbekannter Regionen war.

Eines Abends befand sich in dem Salon der Herzogin von Santospeco nur eine geringe Anzahl der gewöhnlichen Besucher und unter diesen die beiden unzertrennlichen Freunde, Marchese Caldiero und Graf Spatuzzi.

Die Conversation war wenig belebt; Aldovisa, traurig, kalt, anscheinend gleichgültig, heftete ihre Augen hartnäckig auf eine feine Stickerei und wendete sie nie dahin, wo sich die beiden jungen Männer befanden.

Plötzlich warf der Marchese Alexander folgende Worte hin:

„Weißt Du, was ich mir vorgenommen habe? Ich will an der geographischen Expedition nach Central-Afrika Theil nehmen."

Die Herzogin machte eine Bewegung und stieß einen Ausruf der Ueberraschung aus; Aldovisa beendete den Stich, den sie eben ausführen wollte, nicht und richtete einen langen, scharfen, fragenden Blick auf ihren Vetter.

„Wie, was sagen Sie, Marchese?" rief die Herzogin aus. „Ganz plötzlich wollen Sie uns verlassen und um einer solchen Reise willen? Was für ein überraschender Entschluß ist das?"

Alexander antwortete durch ein leichtes Lächeln, vermied aber dem Blicke des jungen Mädchens, den er fest auf sich gerichtet fühlte, zu begegnen.

„Es ist durchaus kein plötzlicher Entschluß. Schon seit einiger Zeit denke ich daran, etwas zu unternehmen, was der Welt Nutzen bringen könnte. Diese Gelegenheit bietet sich jetzt dar, und ich ergreife sie. Unsere Vorfahren nahmen im Mittelalter an den Kreuzzügen Theil; die modernen Expeditionen sind Kreuzzüge der Civilisation, vielleicht noch wichtiger als jene. Ich halte es für unsere Pflicht, mich daran zu betheiligen."

Eine lebhafte Diskussion erfolgte; der alte Oberst, der auch zugegen war, billigte die Idee des Marchese vollkommen. Aldovisa sprach nicht; die Herzogin beendete den Streit, indem sie mit trockenem Hochmuth sprach:

„Wenn Sie das, was Sie thun wollen, für gut halten, Marchese Alexander, so thun Sie es; wenn Sie keine Gründe und Verbindlichkeiten haben, die Sie zurückhalten (bei dem Worte Verbindlichkeiten erröthete Aldovisa, die schon von Neuem den Blick auf die Arbeit gesenkt, tiefer und ihre Hand flog schneller über die Stickerei), so reisen Sie in Gottes Namen und möge das Glück Sie begleiten."

„Ich habe heilige Verpflichtungen, die mir sehr werth sind, Herzogin," antwortete Alexander ernst, „und wenn ich als ein verdienstvollerer Mann zurückkehre, so werde ich im Herzen immer derselbe sein, um sie zu erfüllen."

* * *

„Du gehſt alſo wirklich mit jener Expedition?“ fragte Spatuzzi Alexander an demſelben Abende, als ſie allein waren.

Der Marcheſe betrachtete ihn mit dem ihm eigenen vornehmen Blick.

„Und Dir ſcheint, daß ich es geſagt haben würde, wenn es nicht wahr wäre?“

„Entſchuldige! Nicht einen Zweifel wollte ich dadurch ausſprechen, es iſt nur eine Form, um die Unterhaltung darauf zu lenken. Ich möchte Dir nur ſagen, daß mir, wenn Du gehſt, auch die große Verſuchung kommt, Dich zu begleiten.“

Alexander blickte dem Freunde tief in die Augen. „Wäre es möglich?“

„Was würdeſt Du dazu ſagen?“

„Ich würde ſagen, daß Du mir damit wirklich ein großes Vergnügen machen würdeſt.“

„Nun gut, dann gehe ich mit Dir.“

Caldiero ſchwieg einen Augenblick, dann fragte er:

„Und das Motiv zu Deinem Entſchluſſe, kannſt Du es mir ſagen? Und willſt Du?“

Horaz antwortete, ohne zu zögern:

„Nun, weil ich Dich lieb habe, weil ich nicht mehr ohne Dich ſein kann, weil ich Hoffnung habe, daß meine Geſellſchaft Dir von Nutzen ſein kann, um Dich zu pflegen, um Dich zu vertheidigen, wer weiß, um Dich vielleicht aus irgend einer Gefahr zu erretten.“

Alexander war gerührt über die aufrichtige Zuneigung, die aus jenen Worten klang.

„Du haſt wirklich ein Herz von Gold!“ rief er aus. „Denkſt Du auch daran, daß, wenn die Gefahr mich wirklich überfiele und Niemand mich daraus rettete, daß Du viel dabei gewinnen könnteſt?“

„Ich? Was fällt Dir ein?“ unterbrach Spatuzzi mit entrüſtetem Erſtaunen. „Und mir ſcheint auch, daß ....“

Und der Marcheſe ſchnell:

„Daß Du mir einen glänzenden Beweis gegeben haſt, daß Du meinen Tod nicht willſt; aber trotzdem iſt es, wie ich Dir ſage .... A propos, wärſt Du im Stande, mir ganz offen den Grund zu ſagen, der mein Leben vor Deiner Piſtolenkugel rettete?“

„Aber .... der Grund ....“ ſtotterte Horaz ganz verwirrt.

„Du findeſt es natürlich ſehr ſchwer, ihn mir zu enthüllen. Gut, ſo werde ich ihn Dir ſagen. Weil Du gedacht haſt, daß, wenn Du mich mit Deiner Hand tödteteſt, Du ein unüberwindliches Hinderniß zwiſchen Dir und meiner Couſine Aldoviſa aufrichten würdeſt.“

Spatuzzi unterbrach den Marcheſe mit einem Ausruf, der faſt einem

Digitized by Google

Schmerzensschrei glich; dann bedeckte er sich das lebhaft erröthete Gesicht mit den Händen.

Alexander betrachtete ihn einen Augenblick mit einem Lächeln voll trauriger Bitterkeit; dann näherte er sich ihm, legte ihm eine Hand auf die Schulter und sagte mit herzlicherem Tone als je zuvor:

„Fürchte nichts, das Geheimniß Deiner Liebe ist wohl verwahrt, und eines solchen Geheimnisses brauchst Du Dich nicht zu schämen."

„Aber Du?"

„Ich sollte sie heirathen .... ja, es ist wahr .... ein Projekt unserer Eltern, als wir noch in der Wiege lagen und uns mit kindlicher Zuneigung liebkosten .... Ich zweifle sehr, ob es sich verwirklichen wird."

Horaz stieß unwillkürlich einen Seufzer der Erleichterung aus.

„Du thust wohl daran, mich auf dieser Reise zu begleiten," fuhr der Marchese fort. „Ich nehme das Anerbieten Deiner Gesellschaft an und mir ahnt, daß auch für Dich große Vortheile daraus erspießen. Wer weiß, ob nicht jener so ferne Weg auch der Weg ist, der mich zum gewünschten und ersehnten Ziele führt?"

Spatuzzi warf sich fast weinend in die Arme seines Freundes.

Am folgenden Morgen erhielt Alexander Caldiero von Soltardo wenige Zeilen von seiner Cousine, der Prinzessin Aldovisa von Santospeco:

„Wenn Sie es wirklich für nothwendig halten, jene lange, weite und gefährliche Reise zu unternehmen, um ein feierliches Versprechen, das Ihnen, wie Sie mir stets versicherten, sehr lieb war, nicht länger zu halten, so bleiben Sie nur. Seit langer Zeit habe ich das herausgefühlt und mich in mein Geschick ergeben. Ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück. Nur hätte ich größere Freimüthigkeit von Ihnen erwartet. Aldovisa."

Alexander las, litt, fluchte, raste wie ein verwundeter Löwe, wollte fast auf seinen heroischen Entschluß verzichten, bekam einen Anfall seines Leidens, als er wieder hergestellt war, weinte er und nach einer Stunde tödtlicher Angst schrieb er an das geliebte Mädchen:

„Du bist ungerecht gegen mich, Aldovisa. Später werde ich ausführlich auf Deine Anschuldigung antworten; jetzt beschränke ich mich darauf, Dir zu sagen, daß ich abreise, weil ich diese Reise für nothwendig erachte, daß ich für Dich, wenn es möglich wäre, noch größere Liebe hege, als ich Dir geschworen, und daß ich Dir bei meiner Rückkehr Beweise davon geben werde. — Alexander."

„Bei meiner Rückkehr!" rief er bitter schluchzend aus, als er das Schreiben beendet hatte. „Ich kehre nur als Leiche zurück."

Der Marchese Caldiero und der Graf Spatuzzi reisten ab.

* * *

Digitized by Google

Ja, Alexander wollte sterben, aber vor einem gewöhnlichen Selbstmorde schreckte er zurück; er verabscheute die mitleidige Neugierde und den Klatsch, der jeden Unglücksfall umgiebt, der die näheren Umstände mit Vergnügen anhört und die Ursachen bekritelt, aber er wünschte, daß Niemand auf der Welt, und am wenigsten von Allen Aldovisa seinen freiwilligen Tod auch nur muthmaßte.

Er hatte daran gedacht, aus irgend einer öffentlichen Katastrophe Vortheil zu ziehen, aus einer Feuersbrunst, einer Ueberschwemmung und darin als scheinbares Opfer eines bis zur Unvorsichtigkeit muthigen Eifers zu sterben; aber ein solches Unglück fällt nicht zur bestimmten Zeit vor, und wer weiß, wie lange er noch auf die verhängnißvolle Gelegenheit hätte warten sollen. Kaum hörte er von jener gefährlichen geographischen Expedition sprechen, als er sich überzeugte, daß nichts so gut seinem Zwecke dienen konnte als dies; die Mühseligkeiten, das Klima, der vergiftete Pfeil eines Wilden, ein reißendes Thier, eine wohl berechnete Unvorsichtigkeit konnten ihn sein Ziel erreichen lassen. Die Gesellschaft Horaz' nahm er aus zwei Gründen an: erstens, weil ihm der Gedanke lieb war, Jemand um sich zu haben, der ihn an sein fernes Vaterland und die Liebe, die er dort zurückgelassen, erinnerte, ja selbst im Tode daran erinnerte, und dann, weil er jenen Jüngling so viel höher schätzte als jeden Andern, sein im Grunde gutes, biegsames, empfängliches Gemüth ihm unendlich sympathisch war. Er hatte ihn in der kurzen Zeit ihrer Intimität genau geprüft; von jeder andern Neigung abgeschlossen, hoffte er ihn zu bilden und seinen guten Eigenschaften einen Theil seiner eigenen, die er nicht mit Unrecht sich schmeichelte zu besitzen, hinzuzufügen.

Sechs Monate später kam die Nachricht, daß der Marchese Alexander Caldiero von Soltardo an einem ansteckenden Fieber gestorben war, und an die Prinzessin Aldovisa von Santospeco gelangte ein letzter Brief von seiner Hand.

Hier ist er.

„Jetzt, meine angebetete Aldovisa, will ich mich gegen eine Anklage vertheidigen, die Du mir in einem grausamen Billet entgegengeschleudert hast, welches ich immer wie einen Talisman auf dem Herzen getragen habe und das auch im Tode mich nicht verlassen soll: Ich habe Dich immer geliebt und liebe Dich noch mit der heißesten, größten Liebe, welcher ich fähig bin; Du warst für mich immer alles das, was die menschliche Rasse Schönstes, Edelstes und Erhabenstes hat, und als mit den Jahren Deine Schönheit, Deine Tugenden wuchsen, da schienst Du mir so weit, weit über mir zu stehen, daß ich nur zu sehr hinter Dir zurückblieb.

„Ich strebte, mich Deiner würdiger zu machen als ich es war, ich

Digitized by Google

suchte die Möglichkeit und Gelegenheit dazu. Ich konnte Dir nichts darbieten als das Verdienst eines Jahrhunderte alten Adels, das Verdienst der Vergangenheit, nicht das meine. Ich habe die Verpflichtung gefühlt, jenem auch persönliches Verdienst hinzuzufügen, so daß Du mit mehr Recht stolz auf mich sein konntest. Wenn es einen Krieg für das Land und den König gegeben hätte, so würde ich darin mitgekämpft haben. Aber auch dies ist ein Krieg, der Krieg der Wissenschaft gegen die Unwissenheit, der Civilisation gegen die Barbarei, und ein unwiderstehlicher Impuls hat mich angetrieben, die Beweise dafür zu liefern.

„Weh mir! Ich unterliege und nur zu ruhmlos. Fieber hat mich überfallen und kein Chinin kann den Keim der Krankheit in meinem Blute vernichten. Ich schreibe Dir in einem Augenblick, wo das Fieber ausgesetzt hat, aber wenn es wiederkehrt, so wird bald Alles für mich vorüber sein. Ich schreibe Dir, um Dir ein letztes Lebewohl zu sagen, um Dir zu sagen, daß ich Dich immer rein, im höchsten Grade geliebt habe und daß ich sterbe mit Deinem Namen auf den Lippen, mit Deinem Briefe auf dem Herzen, Deinem Bilde vor Augen, in der Seele.

„Ich schreibe Dir auch, um Dir Den zu empfehlen, der nach Dir mir der Theuerste auf Erden ist, meinen Freund, meinen Gefährten, meinen Bruder, Horaz Spatuzzi. Vielleicht hast Du ihn nicht kennen gelernt wie ich in diesen Monaten des gemeinschaftlichen Lebens. Wieviel Seelengröße besitzt er, wieviel Muth, welche Kraft der Hingebung, welche Tiefe der Zuneigung! Für mich hatte er die Zärtlichkeit, die Aufmerksamkeit einer Mutter und verstand es, mir eine Umgebung zu schaffen, die mir Vaterland, Familie, unsere ausgewählteste Gesellschaft vollkommen ersetzte, er verstand es zu lieben und wieder geliebt zu werden. Mit seiner Kühnheit, seiner Selbstverleugnung hat er mir verschiedene Male das Leben gerettet; alle Gefahren, die mich bedrohten, er war es, der sie für mich besiegt hat; nur das Fieber war stärker als er, als seine Zuneigung. Ihm waren mein Herz, meine Vergangenheit, meine Phantasie kein Geheimniß. Wieviel Male haben wir von Dir gesprochen, versetzten wir uns wieder in Deinen kleinen parfümirten Salon, sahen wir in Gedanken die kleine verfeinerte Welt, die Du um Dich zu schaffen und zu beleben wußtest, eine Oase in der unfruchtbaren Wüste! Und wie sehr er mich verstand, wie sehr er Dich schätzte!

„Ich habe ihn für werth gehalten, den Namen, der mit mir erlöschen würde, zu führen. Ich habe ihn zum Erben eingesetzt und bin sicher, daß er eine neue Familie Caldiero von Soltardo beginnen wird die der alten, mit mir ersterbenden, nicht unwürdig sein wird.

„Erinnerst Du Dich eines Gespräches, das wir eines Abends Beide allein mit einander führten, als der Tod des armen Arcilla mich so sehr betrübt hatte? ‚Du,' sagte ich zu Dir, ‚würdest den Muth zu über-

leben haben, wenn der Sterbende es Dir zuriefe und mit ihm alle bereits verstorbenen Generationen unserer Vorfahren. Lebe, lebe und werde Mutter einer starken Nachkommenschaft, die noch in den kommenden Jahrhunderten unsern Namen und unsern Ruhm verkündet!'

„Ach! ein dunkler Schatten legt sich über meine Augen ... werde ich noch die Kraft haben, diesen Brief zu beenden und zu siegeln? Ich hoffe es, ich will, daß es so sei. Ein entsetzliches Zittern erschüttert meine Nerven ... Ein Wort noch. Horaz wird meinen Tod tief fühlen, fast so tief wie Du, vielleicht noch mehr. Wenn Du ihn in der Nacht sähest, wenn er wacht! Die Angst, mit der er sich über mein Lager beugt und den Athem und die Thränen zurückdrängt. Ich nehme ihn inmitten des Deliriums, das sich oft meines Geistes bemächtigt, wahr, ich sehe, wie Dein Angesicht mit dem seinigen zuweilen verschmilzt, und fast scheint mir, als hätte ich Euch Beide ... und in meinem Herzen segne ich ihn, segne ich Euch Beide. Er wird des Trostes bedürfen, bei Dir findet er ihn. Und von ihm werde ich die letzte Gunst erbitten, Dich zu trösten ....

„Ich kann nicht mehr .... Lebe wohl, Aldovisa! .... Auf ewig lebe wohl! Alexander."

* * *

Als Horaz Spatuzzi in das Vaterland zurückkehrte, wohin er die sterblichen Ueberreste des verblichenen Freundes, dessen Erbe er geworden und dessen Titel und Namen „Marchese Caldiero von Soltardo" er von jetzt an führte, geleitete, um sie auf Wunsch des Verstorbenen in der Familiengruft der Soltardo beizusetzen, da war er ein Anderer geworden.

Die Mühen, die unausgesetzten, drohenden Gefahren und dann der letzte Schmerz, der von ihm unendlich tief empfunden wurde, der Verlust Alexander's, Alles hatte dazu beigetragen, seiner männlichen Schönheit etwas Verfeinertes, Gedankenvolles, fast Ideales zu geben. Das intime Zusammenleben mit Caldiero, den er grenzenlos bewunderte, hatte, wie seinen Manieren, seinem Betragen, seinen Bewegungen, so auch seinen Ideen, seinen Meinungen, seinen Tendenzen einen andern Stempel aufgeprägt. Der Tod, dem er täglich in's Auge geschaut, der ihm den besten Freund von der Seite geraubt, schien seinem Antlitze einen edleren Zug verliehen zu haben, fast einen Heiligenschein.

Aldovisa erkrankte sehr schwer, und man fürchtete für ihr Leben, aber sie überlebte. Vielmal las sie wieder und wieder den letzten Brief Alexander's, bis sie ihn auswendig wußte.

Horaz hatte Takt und Gefühl genug, sich bescheiden fern zu halten.

Digitized by Google

Dann wurden seine Besuche im Palast Santospeco allmählig häufiger; die beiden jungen Leute sprachen von dem geliebten Verstorbenen, und eine herzliche Vertraulichkeit entsprang aus der Mittheilung ihres gemeinsamen Schmerzes; schließlich gehorchten sie dem letzten Wunsche des verehrten und angebeteten Todten: sie trösteten sich.

Niemand, vielleicht mit Ausnahme des Professors Basocchi, vermuthete jemals, daß Alexander Caldiero von Soltardo nach Inner-Afrika gegangen war, nur um dort den Tod zu suchen.

Vittorio Versezio.
(Turin.)

Digitized by Google

Bilder aus der Bretagne.

[Nachdruck verboten.] [Ueberſetzungsrecht vorbehalten.]

Der Pfarrer von der Inſel Houat.

Ein klarer, durchſichtiger Sommermorgen ſtieg über der Bai von Quiberon empor, als wir den Fuß auf das Lootſenboot ſetzten, welches uns nach der Inſel Houat hinüberführen ſollte. Die Briſe, die in dieſem Theile des Meeres ſtets aus irgend einer Richtung der Windroſe wehte, trieb das Segel gerade auf das Ziel zu und trug uns ſanft über die leichtgekräuſelten Wellen dahin. In weiter Ferne ließen eine Sandbank, ein weißes Häuschen, von einem Sonnenſtrahl getroffen, die Küſte ahnen, die ſich matt von dem abſchattierten Blau der Wellen und dem monotonen Blau des Himmels abhob, über den nur die zarten, langgedehnten gefranzten Wölkchen hinſchwebten, welche die Seeleute hier „queues de cheval“ (Pferdeſchweife) nennen und die für den Abend einen friſchen Wind verheißen. Die Ueberfahrt ſchien uns kurz. Nichts Einförmigeres gibt es anſcheinend, als das Meer bei ſchönem Wetter. Wellen, die in gleichem Rhythmus auf einander folgen, ſich murmelnd und leicht ſchäumend am Boote brechen, ſchwellen, ſinken, von einer dumpfen Unruhe, in welcher der kommende Orkan ſchlummert, bewegt ſcheinen; und dennoch nichts Wechſelvolleres. Alles auf dieſer der Bewegung und dem Leben geweihten Oberfläche erſcheint von ungeheurer Bedeutung. Große Schiffe, das Poſtdampfſchiff von Belle Iſle, das mit ſeinem Helmbuſch von Rauch in der Ferne vorüberfährt, Fiſcherbarken mit ihren weißen oder mit Lohe getränkten Segeln, Heerden von Tümmlern, die auf den Fluthen rollen, welche ihre ſcharfen Floſſen durchſchneiden, dann kleine Inſelchen, von denen Mövenſchwärme kreiſchend auffliegen, oder eine Schaar Kormorane mit ihren großen Flügeln, welche für die Raubvögel zum Schweben und zum Fliehen eigens gemacht zu ſein ſcheinen. Wir fahren am Pharus von La Teignouſe vorüber, der auf einem Felſen ſteht, und obgleich unſere Fahrgeſchwindigkeit ſehr groß iſt, ſo gewinnen wir doch einen klaren Ueberblick über die Klippe und die beiden menſchlichen Weſen, die dort

ihr Unterkommen gefunden haben. Im Augenblick, als wir vorüberfahren, steigt auf der Insel einer der Wächter in vom Winde geschwellter Blouse die kleine, senkrechte kupferne Leiter, die als äußere Treppe dient, hinunter. Sein Begleiter, der in einer Felsenhöhlung sitzt, fischt melancholisch; und der Anblick der beiden kleinen Silhouetten in der unendlichen Umgebung, das weiße Mauerwerk des Leuchtthurms, seine zu dieser Zeit bleiche Laterne, die Gewichte der großen Dampfglocke, die in nebligen Nächten ertönt, alle diese flüchtig erhaschten Details genügen, uns einen nachhaltigen Eindruck von ihrem Exil auf offener See und von dem Leben der wochenlang in ihrem hohlen, tönenden Eisen-Thürmchen eingeschlossenen Wächter zu geben, wo Meer und Wind ihre Stimmen mit solcher Allgewalt zurückwerfen, daß die Männer sich in's Ohr schreien müssen, um sich verständlich zu machen.

Hat man den Leuchtthurm umschifft, so fängt auch die Insel Houat an, nach und nach vor uns aufzutauchen, ihren felsigen Boden, wo die Sonne eine Fata Morgana mit Vegetation, dem Wiederschein von reifen Aehren, von sammtnen grünen Wiesen hervorzaubert, über die Wogen des Meeres zu erheben. Je mehr wir uns nähern, desto mehr wechselt der Anblick, das wirkliche Erdreich erscheint öde, von Sonne und Meer verbrannt, mit rauhen Höhenzügen bedeckt, zur Rechten ein geschleiftes, verlassenes Fort, zur Linken zeigt eine graue Mühle uns die Stärke des Landwindes, und einige sehr niedrige Dächer um ihren Kirchthurm gruppirt, Alles düster, schweigend, in weiten Zwischenräumen. Man würde den Ort für unbewohnt halten, wenn sich nicht auf den Abhängen, in den zerklüfteten Thälern der Insel zerstreute Heerden zeigten, die umherirren, ruhen, oder die spärliche, wilde Vegetation abweiden. Kleine sandige Buchten heben sich hier und da mit ihren klaren, weichen Kurven von der wüsten Oede der Felsen ab. In einer dieser Buchten landen wir nicht ohne Mühe, denn bei der Ebbe hat das Ufer keinen genügenden Grund für die Schaluppe, und man ist genöthigt, uns auf den feuchten, schlüpfrigen Steinen auszusetzen, auf denen der Tang seine langen, grünen Haare ausbreitet, welche das Wasser auseinanderrollt und ausbreitet, die sich aber in diesem Augenblicke zu schweren, uebrigen Massen zusammenschieben, auf denen der Fuß bei jedem Schritte ausgleitet. Endlich nach vielen Anstrengungen heben wir uns auf das hohe felsige Gestade, das den ganzen Horizont ringsumher beherrscht, empor.

Bei diesem durchsichtig klaren Wetter, das die Küsten näher rückt, ist die Aussicht entzückend. Hier der Kirchthurm von Croisic, der von Bourg de Batz ungefähr zehn bis zwölf Seemeilen entfernt, und die ausgezackte Küste des Morbihan, Saint-Gildas-de-Rhuiz, die Flüsse von Vannes und von Auray, Locmariaquer, Plouharmel, Carnac, der Flecken Quiberon und die kleinen Weiler, die längs der Halbinsel hingestreckt

liegen. Auf der entgegengesetzten Seite verlängert sich die dunkle Linie von Belle-Isle gegen das wilde Meer hin, und die Häuser des Palais leuchten auf im Sonnenglanz. Aber wenn die Perspective der Umgegend sich vergrößert hat, so ist die von Houat in diesem Augenblicke ganz für uns verloren. Der Kirchthurm, das Fort, die Mühle, Alles ist in den Spalten des Terrains verschwunden, das zerrissen und zerklüftet ist wie die umgebende Fluth. Wir wenden uns dem Dorfe auf dem vielfach gewundenen Fußsteige zu, der von den kleinen, verrätherischen bretagnischen Mauern, aus flachen Steinen aufgeführt, eingefaßt wird und voller Hindernisse und Umwege ist. Während wir vorwärts schreiten, betrachten wir die Flora der Insel, die wirklich auf dem von den Winden bestrichenen Felsen überrascht; Lilien von Houat, doppelt und wohlriechend wie die unseren, große Malven, Kletterrosen und eine Nelkenart, deren leichter, feiner Geruch eine Harmonie der Natur formt mit dem zarten Gesang der grauen Lerchen, welche auf der Insel sehr zahlreich sind. Felder mit frisch gemähtem Korn und Kartoffeln dehnen sich um uns aus; aber auf allen brachliegenden Aeckern auf der Lande, der traurigen Lande klammert sich an, läuft Sturm, stark, bewaffnet, eine gelbe Blüthe unter den wuchernden Dornen. Bei unserer Annäherung wenden sich die Heerden ab, die Kühe, die nur an die flache Haube und den Morbihan-Hut gewöhnt sind, folgen uns lange mit ihren großen, unbeweglichen Blicken. Ueberall begegnen wir dem Vieh in Gruppen zerstreut, frei von jeder Fessel und jeder Ueberwachung. Endlich in einer Spalte des Bodens, geschützt vor den Orkanen und dem Sprühregen des Meeres, entdecken wir das Dorf mit seinen niedrigen, armen Dächern, die sich aneinanderdrängen, wie wenn sie auf solche Weise dem Sturme die Spitze bieten wollten, und sie sind nicht etwa durch Gäßchen getrennt, deren gerade Linie dem Sturme freien Eintritt gewähren würde, sondern durch Kreuzwege, kleine planlos angebrachte Plätze, die im Monat August als Tenne zum Dreschen der Ernte dienen. Halbwilde Pferde, deren Rasse ein wenig an die der Camargue erinnert, drehen sich zu zweien oder dreien in diesem ungleichen Cirkus und zerstampfen das Korn, das seinen Staub in der Sonne fliegen läßt. Eine Frau lenkt sie mit einer Hand voll Stroh; andre, mit Heugabeln bewaffnet, schieben das Korn rings um die Tenne zusammen. Nichts Eigenthümliches im Kostüm, armselige Kleider ohne Muster und verschossen, gelbe Tücher, die die erdfarbigen sonnverbrannten Gesichter schützen, aber die Scene selbst ist von malerischer Ursprünglichkeit. Wiehern der Pferde, Rascheln des Strohes, klare Stimmen, in denen die harten Kehllaute der bretagnischen Sprache erklingen, vermischen sich miteinander.

So wie es da ist, erinnert uns dies arme Dorf aus dem Morbihan an einen afrikanischen Duar; dieselbe drückende Luft, durch den vor den

Thüren aufgehäuften Düngerhaufen verdorben, dieselbe Gemeinschaftlichkeit zwischen Thieren und Menschen, dieselbe Isolirung einer Gruppe von lebenden Wesen inmitten eines ungeheuren Raumes; noch mehr, die Hütten sind niedrig, die Fenster schmal, in den Mauern, die auf das Meer hinausgehen, überhaupt keine. Man fühlt wohl, wie das Elend mit den feindlichen Elementen im Kampfe liegt. Die Frauen ernten mit großer Mühe und Anstrengung und beschäftigen sich mit dem Vieh, die Männer fischen in steter Gefahr. Augenblicklich sind alle auf dem Meere, mit Ausnahme eines vom Fieberfrost geschüttelten Alten, den wir vor seinem Seilerrade sitzen sahen; dann noch der Müller, der ein Fremder auf der Insel ist und den die Gemeinde monatlich bezahlt, und endlich noch der Herr Pfarrer, die bedeutendste Persönlichkeit auf der Insel Houat und ein wirkliches Original. Hier vereint der Priester alle Gewalt in sich, ganz wie der Kapitän an Bord seines Schiffes. Zu seiner priesterlichen Autorität fügt er noch die administrativen Funktionen. Er ist Maire im Dorfe, Syndikus der Seeleute, hat auch die Oberaufsicht über die militärischen Arbeiten, Forts und kleinen Schanzen, die auf der Insel erbaut und welche in Friedenszeiten von ihren Hütern verlassen sind. Erhebt sich unter den Seeleuten wegen einer Kiste mit Hummern, wegen einer Vertheilung der Beute aus dem Fischzuge ein Streit, dann wird der Herr Pfarrer sofort Friedensrichter. Geht es am Sonntag Abend etwas zu lärmend in der Schänke zu, dann bindet er schnell seine Schärpe über seine Sutane und erfüllt bei der Gelegenheit die Pflichten eines Feldhüters. Vor nicht gar zu langer Zeit erniedrigte er sich sogar zu noch untergeordneteren Dienstleistungen. Er hatte das Schankmonopol und ließ die Getränke von einer Schwester durch eine Art von Schalter verabreichen. Auch den Schlüssel zum Gemeinde-Backofen hatte er, in dem alle das Brod backen. Das waren Vorsichtsmaßregeln, die ihnen die Verbannung auferlegte, wie auch die eingeführten Lebensmittel auf der dem Spiel der Fluthen überlassenen Insel vertheilt wurden, wie auf einem Schiffe. Seit drei oder vier Jahren hat man die alten Gebräuche ein wenig geändert, aber das Princip ist noch immer dasselbe.

Der Curé bewohnt neben der Kirche ein bescheidenes Häuschen, welchem zwei Pappeln, ein herrlicher Feigenbaum, ein Blumengarten, einige herumirrende Hühner ein Aussehen verleihen, wie wenn man sich auf dem Festlande befände. Neben dem Pfarrhause stand die Schule, welche Knaben und Mädchen gemeinsam besuchten und welche von den Nonnen geleitet wurde; sie waren es auch, die alle diese armen Leute mit Medicamenten versahen, sie pflegten und ihnen gute Rathschläge ertheilten. In das von den Schwestern bewohnte Haus mündet auch der unterseeische Telegraph, der Houat mit Belle Isle und dem Kontinente verbindet. Eine Schwester nimmt die Depeschen in Empfang und sendet sie wieder

ab; im Vorbeigehen sahen wir hinter der Fensterscheibe ihre steif gestärkte Haube tief über den Apparat gebeugt. In dem kleinen mit Kalk übertünchten Speisezimmer, in dem alle Balken sich deutlich abhoben — der Herr Curé hatte uns in dasselbe eingeführt und uns zum Sitzen genöthigt —, erfuhren wir noch viele andere merkwürdige Details über die Insel Houat und ihre Bevölkerung. Auf Houat giebt es keine Armen. Ein Gemeindefonds liefert Allen das Nothwendige. Fische giebt es an der Küste im Ueberfluß, die Fischer gehen nach Croisic oder Auray, wo sie dieselben sehr gut verkaufen; aber der Mangel eines sicheren Ankerplatzes längs der mit Felsen umrahmten Küste verhindert die Bewohner von Houat, ganz glücklich zu sein. Nicht selten kommt es vor, daß in schwerem Wetter die Schaluppen sich gezwungen sehen, die Anker zu lichten und unter großen Gefahren einen Zufluchtsort zu suchen. Zuweilen giebt es selbst in dem von einem kurzen, ganz primitiven Damm geschützten Hafen Unglücksfälle. Darum geht auch der ganze Ehrgeiz des Curé von Houat dahin, einen Ankerplatz für die sieben Schaluppen, welche die Marine des Landes bilden, zu erhalten.

Wenn wir das Dorf verlassen, so kommen wir an der Kirche vorüber, in welche das sich wiederspiegelnde Meer Fensterscheiben von vielfachem Blau malt; wir halten einen Augenblick auf dem kleinen, ungepflegten, schweigenden Kirchhofe an, dessen seltene schwarze Kreuze sich wie Masten von dem umgebenden Horizont abheben, und als wir uns verwunderten über die kleine Anzahl von Inschriften und Gräbern, welche der so alte Kirchhof umschloß, sagte man uns, daß man bis zum vorigen Jahre — und auch das ist eine Wirkung der maritimen Sitten auf der Insel Houat — an irgend einer Stelle den Boden aufgegraben und die Todten der Erde anonym übergeben hatte, wie sie auf den langen Seereisen dem Meere, der rauschenden Welle übergeben werden, die vorüberrollt.

Das Wettrennen in Guérande.

Wir wollen ein klein wenig in dieser reizenden und sonderbaren kleinen Stadt Guérande anhalten, die sich so malerisch mit ihren alten Wällen, dicken Thürmen und den mit grünem Wasser gefüllten Gräben vor uns ausbreitet. Zwischen den alten Steinen blüht wildes Heidekraut in dicken Büschen, Epheu klettert hinauf, Glyzinen winden sich hindurch und terrassenförmige Gärten hängen über den Rand der Zinnen ihre Rosengebüsche und wehenden Waldreben hinab. Von dem Augenblicke an, in dem uns die niedrige, runde Ausfallspforte aufnimmt, wo die Glöckchen der Postpferde so fröhlich klingeln, treten wir in ein neues Land ein, in eine

Epoche, die uns fünfhundert Jahre zurückführt. Da sind gewölbte, spitzbogige Thüren, alte, unregelmäßig gebaute Häuser, deren obere Stockwerke über die unteren hervorragen, mit Zeichnungen in Stein, mit verwischten, höchst alterthümlichen Ornamenten. In den schweigenden Gassen erheben sich alte burgähnliche Häuser mit hohen Fenstern, von kleinen Glasscheiben erleuchtet. Die Pforten der herrschaftlichen Häuser sind geschlossen, aber durch die auseinandergebogenen Bretter gewahrt man die mit Grün überwucherte Freitreppe, am Eingange Hortensienbüsche und den mit Gras bewachsenen Hof, wo ein fast versiegter Brunnen die Trümmer einer Kapelle, einen Steinhaufen mit Grün und Blüthen schmückt. Denn das ist der Charakter von Guérande, eine kokette, mit Blüthen überschüttete Ruine.

Zuweilen breitet sich über einem ehrwürdigen, abgenutzten Thürklopfer das Schild eines Postbüreaus, der Name eines Exekutors oder Notars bürgerlich-einfach aus; aber meist haben die alten Wohnungen ihr aristokratisches Gepräge behalten, und wenn man die Mühe nicht scheut, wird man manche großen Namen der Bretagne finden, eingehüllt in das tiefe Schweigen dieser kleinen Ecke, die an sich eine ganze Vergangenheit ist. Eine träumerische Stille herrscht in Wirklichkeit dort; sie weht um die Kirche aus dem vierzehnten Jahrhundert, wo Obsthändlerinnen ihre Waarenlager behüten und ohne zu sprechen stricken. Sie schwebt über den verlassenen, öden Promenaden, über den Gräben mit stehendem Wasser gefüllt, über den ruhenden Trümmern, die von Zeit zu Zeit eine Hirtin ihre Kuh führend durchschreitet, barfuß, das Mieder mit einer Schnur zusammengeschnürt und einer Mütze, wie Jeanne d'Arc sie trug.

Am Tage der Wettrennen aber zum Beispiel ist der Anblick ein ganz verschiedener. Das ist ein Hin und Her von Wagen, welche die Badegäste von Croisic, von Pouliguen herüberführen. Mit Landleuten beladene Karren, große alterthümliche Karossen, die aus einem Feen-Märchen herauszukommen scheinen, in denen eine alte, reiche Wittwe aus der Umgegend zwischen ihrer Kammerzofe in der Mütze und ihrem Pagen im Holzschuh thront. Alles dies ist am Morgen zur Zeit des Hochamts gekommen. Der Klang der Glocken tönt in die engen Straßen hernieder und mischt sich mit dem Geräusch der Scheeren der Barbiere; und die gefüllte Kirche verödet die Stadt zwei Stunden lang. Um Mittag, beim ersten Schall des Angelus öffnen sich die Thüren, und die Menge überfluthet den kleinen Platz unter den Psalmodien der Bettler, welche sich unter dem Eingang der Thüre aufgestellt hatten und deren Stimmen zu gleicher Zeit erschallen. Das ist ein sonderbares Gemisch aller möglichen Kirchenmelodien: Litanei, Credo, Paternoster und verbunden damit ein Zurschautragen von Wunden und Gebrechlichkeiten — man glaubt in's volle Mittelalter versetzt zu sein. Die Menge trägt noch zur Täuschung

Digitized by Google

bei; die Frauen haben weiße, in Spitzen auslaufende Mützen mit einem Gefältel von Stickereien über glatten Bändern; flatternde Barben oder lange gebrannte Nackenschleier für die Fischerinnen, in dicke Falten gelegte Röcke, runde Brusttücher um die Schultern gelegt. Die Männer haben zwei sehr verschiedene Kostüme; die Pächter tragen eine kurze Jacke, steifen Kragen und ein farbiges Tuch in Form von Jabot um den Hals, was ihnen ein merkwürdiges Aussehen, fast wie ein „Hahn im Korbe", verleiht. Die Arbeiter in den Seesalz-Bergwerken sind ganz nach dem alten Nationalkostüm von Guérande gekleidet, die lange, weiße Blouse, die bis zum Knie herabreicht, die ebenfalls weißen Hosen, unter dem Knie mit Strumpfbändern zusammengehalten, und der dreieckige schwarze Hut, der mit farbiger Chenille und stählernen Schnallen geziert ist. Dieser Hut wird auf verschiedene Weise aufgesetzt. Die verheiratheten Männer tragen ihn „en bataille", wie die Gensdarmen (in Frankreich); die Wittwer und Knaben drehen die Spitzen in anderer Weise herum. Alle diese Menschen zerstreuen sich nun in den alten Straßen und vereinigen sich eine Stunde später auf dem für die Rennen bestimmten Platze, einen Kilometer von der Stadt entfernt und in einer ungeheuren Ebene belegen, die den Horizont beherrscht.

Von den Tribünen aus ist der Blick wundervoll. Im Hintergrunde das Meer, ganz grün, mit weißen Schaumkronen besäet, näher zu uns die Felsen von Croisic und Bourg de Batz und die drei Salinen, die im Sonnenschein in den glänzenden Vertiefungen der Sümpfe funkeln und blitzen. Die Menge strömt von allen Seiten durch die Felder herbei. Die weißen Nonnenhauben erscheinen über den Hecken; die jungen Burschen kommen in kleinen Trupps, untergefaßt und laut mit ihren heiseren Stimmen singend. Ihr Gang, ihr Gesang, alles ist naiv, ungekünstelt, fast wild, unbekümmert um die Herren im Hute, die sie aufmerksam betrachten. Die Frauen, welche an uns vorübergehen mit ihren Tüchern von Moiré, die sie über die runden Brusttücher gekreuzt tragen, haben eine fast strenge Haltung und nicht eine Spur von koketter Ziererei. Wir sind zum Sehen gekommen, ja gewiß! Aber nicht, um uns sehen zu lassen .....

Während man den Beginn der Rennen erwartet, geht diese ganze Volksmasse hinter die Tribünen, zu den großen Buden, wo Wein und Apfelwein verkauft werden, wo man Waffeln backt und Würstchen im vollen Sonnenscheine macht. Endlich erscheint das Musikcorps von Guérande; wiederum von lärmenden und singenden Schaaren umgeben, und unterbricht für einen Augenblick die Zechereien. Jeder sucht eilig einen Platz für das Schauspiel, und in dem mächtigen Strom der Leute, die sich um die ganze Rennbahn, über die Ränder der Gräben und über die Furchen der schon abgeernteten Felder vertheilen, giebt die weiße Blouse,

Digitized

die in der Entfernung noch größer erscheint, den Salzarbeitern das Ansehen von Dominikanern oder Prämonstratensern. Ueberhaupt macht dieser ganze Theil der Bretagne den Eindruck eines großen Klosters. Die Arbeit selbst wird dort schweigend verrichtet. Um nach Guérande zu kommen, sind wir an einer Menge Dörfer vorübergefahren, die trotz der großen Thätigkeit in der Erntezeit stumm waren, und überall auf unserer Durchreise bewegten die Drescher ihre Dreschflegel im Takte, ohne daß Gesang oder auch nur ein Wort dieselben begleitet hätte. Heute indeß hatten die Waffeln, der Cider und die Würstchen die Zungen der jungen Burschen gelöst, und der ganze ungeheuere Raum tönte wieder von einem fröhlichen Lärmen und Schreien.

Es giebt in Guérande zwei Arten von Rennen; zuerst das städtische Rennen, eins von den Provinzial-Steeplechase-Rennen, wie man sie hundert Mal schon gesehen hat: Grüne Karten an den Hüten, einige vereinzelte Wagen, welche in der Umzäunung in einer Reihe halten, Erscheinungen von Sonnenschirmen und Schleppkleidern, das Ganze eine schwache Nachahmung von Paris. Das kann uns nicht interessant sein; aber die Rennen der Maulthiere und der einheimischen Pferde haben uns ganz außerordentlich belustigt. Das ist wirklich zum Verzweifeln, ehe man diese kleinen bretagnischen, äußerst hartnäckigen Maulthiere in eine Linie bringt. Die Musik, das Geschrei, die bunten Tribünen erschrecken sie. Immer trägt eines seinen Reiter in die entgegengesetzte Richtung, und um es zurückzuführen, geht viel Zeit verloren. Die jungen Burschen, welche sie reiten, tragen scharlachrothe catalonische Mützen, ebensolche Jacken, weite, kurze, wehende Beinkleider, Beine und Füße nackt; kein Sattel, nur Zügel, welche die Maulthiere mit ganz besonderem Widerwillen zu tragen scheinen. Endlich haben sie sich in Bewegung gesetzt. Man sieht sie auf der Ebene im Galopp dahinstürmen. Die rothen Jacken werden entsetzlich geschüttelt, und die straff ausgestreckten Beine bemühen sich, das Thier in der durch Cordons bezeichneten Bahn festzuhalten. Besonders bei der Wendung rollt mehr als ein Reiter in den Sand der Arena; aber das Rennen wird dadurch nicht unterbrochen. Der Salinen-Arbeiter, der Eigenthümer des Thieres, stürzt sofort auf dasselbe zu, läßt seinen unglücklichen Jockey sich allein erheben, und in seiner großen Blouse, die er in der Eile nicht ausziehen konnte, springt er selbst auf sein Thier. Auf den Tribünen lacht man verächtlich, aber da unten stampft das bretagnische Volk, in den Bäumen sitzend, an den Gräben aufgestellt, vor Freude mit den Füßen und stößt lärmende, geräuschvolle Beifallsrufe aus. Jeder nimmt natürlich für die Klepper seiner Gemeinde Partei. Die Leute von Bourg de Batz, von Saillé, von Pouliguen, von Esoublac, von Piriac erspähen ihre heimischen Pferde im Vorübergehen, suchen die Reiter anzutreiben, treten selbst aus den Reihen, um die Maulthiere durch

Schläge mit ihren Hüten und Taschentüchern anzufeuern. Und selbst die weißen Hauben richten sich plötzlich auf und flattern im Winde, um Jean-Marie Mahé, oder Jean-Marie Madec oder irgend einen anderen Jean-Marie vorüberreiten zu sehen. Nach den Maulthieren kommen dann die einheimischen Pferde und Stuten, die zwar etwas weniger starrköpfig, etwas weniger wild sind, aber ebenso voller Feuer, und die sich ebenso tapfer den Preis des Wettrennens streitig machen.

Ihr hallender Trab pflügt die Erde der Rennbahn um, und während sie laufen, sieht man jenseits auf dem vom Sturm gepeitschten Meere das Segel eines Fischerbootes, das mühsam auf Croisic zusteuert. Das Schauspiel erhält durch diese Nachbarschaft eine wunderbare Größe und Majestät; und die auf der Landstraße zurückkehrenden Pferde und Wagen, die durch die Ebene zerstreuten Gruppen, alles hebt sich deutlich von einem grünlichen, bewegten Hintergrunde, einem Horizont voller Leben und Unendlichkeit ab.

Als wir in Guérande anlangen, beginnt der Tag sich zu neigen: Man bereitet Illuminationen vor, farbige Lampen in den Bäumen der Promenaden, ein Feuerwerk auf dem Platze bei der Kirche, eine Estrade am Fuße der Wälle für die Binion- (Dudelsack der Bretagne) Pfeifer. Aber siehe da! Ein böser, unangenehmer Regen, scharf und fein, will das Fest stören. Jedermann flüchtet sich in die Gasthäuser; vor den Gittern halten die ausgespannten und jetzt von dem feinen Regen rieselnden Wagen und Karren und strecken ihre Deichseln in die Luft. Eine Stunde lang ist die Stadt in Schweigen versunken, dann ziehen wieder die Gruppen von vorhin singend durch die schwarzen Straßen. Die großen Hauben und die kleinen grünen Tücher wagen sich zuerst zu zweien hinaus. Es war davon die Rede, einen brande zu tanzen, und man wird ihn trotz des Regens tanzen. Ei, ja doch! Ja! ... Bald ist die ganze Jugend rechts und links in den niedrigen Sälen der Schänken versammelt. Die Einen tanzen nach dem Klange des „Binion", die Anderen „au son des bouches" (nach Pfeifen oder Singen), wie man hier sagt. Die Fußböden zittern, die Lampen brennen dunkel unter dem Staube, und derselbe langsame, melancholische Refrain tönt überall schwer wieder. Inzwischen verschwinden die Wagen und Karren durch die fünf Thore der Stadt. Die alten Häuser schließen sich wieder und das blühende Gestrüpp, welches die Wälle bedeckt, scheint in der Nacht zu wachsen, sich zu verbinden, mit einander zu verschmelzen wie unter dem Feenstabe die bezauberten Gebüsche, welche das Schloß des schlummernden Dornröschens einhüllten.

Alphonse Daudet.

(Paris.)

Digitized by Google

Schma Jsroël!

Eine Geschichte aus Galizien.

[Nachdruck verboten.] [Uebersetzungsrecht vorbehalten.]

Es war ein trüber, regnerischer Septembermorgen, und ebenso trüb blickten die Männer drein, die in schwarzen Talaren, ohne rechts oder links zu blicken, seufzend zu Moses Löwi Mondenglanz schlichen und dort, mühsam wie es schien, die steile, dunkle Treppe erklommen. Er hatte sie gerufen, er, das Licht, der Frömmste, Reichste und Wohlthätigste in der Gemeinde. Wie sollten sie nicht kommen? wenn sie gleich ungern ihr Haus verließen und sich dem Tageslicht aussetzten.

Endlich waren sie alle beisammen, die Auserlesenen, Abel Maschorer, Jakub Löwenstein, Mojsesch Kohnicz und wie sie noch hießen, und saßen in dem kleinen Zimmer, in dem eine ewige Dämmerung herrschte, um Löwi Mondenglanz herum, der stolz bald über seinen ergrauten Bart, bald über seinen langen Zobelpelz strich.

„Ein schrecklicher Vorfall," begann er seufzend und sich hin- und herwiegend, „noch steht mir jedes Haar zu Berge, wenn ich daran denke. Wo ist der weise Mann, der ihn uns deutet?"

Dieser weise Mann schien Jakub Löwenstein zu sein, denn er war es, der Mondenglanz dringend aufforderte, den schrecklichen Vorfall zu erzählen.

„Es ist bald erzählt," erwiderte der Letztere. „Als der Schächter zum Neujahrstage bei mir fünf Gänse schlachtete, da erhob die letzte derselben sterbend ihr Haupt und rief. Wir haben es alle gehört, als sie rief. Schma Jsroël! (Höre, Israel!) rief sie."

Die Auserwählten sahen sich sämmtlich erstaunt an, nur Löwenstein wühlte in seinem Bart und dachte nach.

„Was soll man also aus diesem schrecklichen Vorfall schließen?" fragte Moses Löwi Mondenglanz.

„Ich schließe daraus, daß ein Chet (Sünder) in der Khille (Gemeinde) ist!" rief Jakub Löwenstein.

Digitized by Google

„Ihr thut reden, wie ich geredet habe zu meiner Frau," fiel ihm Mondenglanz in das Wort; „ja, ein Chet ist in der Khille, der den Zorn Gottes herausfordert."

Die frommen Männer sprachen noch lange hin und her beim monotonen, schwermüthigen Pochen der großen Tropfen an den klingenden Scheiben und beschlossen endlich, die Sache vor den Beschdin (Tribunal der Rabbiner) zu bringen. Dieser hielt eine feierliche Sitzung, in welcher auch der Schächter Mortche Chmbelles den schrecklichen Vorfall unter hundert schrecklichen Schwüren bestätigte, und kam zu dem Schluß, daß ein arger Chet oder Amsarez (Abtrünniger) sich in der Khille befinde und es die Pflicht aller Frommen sei, demselben eifrig nachzuforschen. Die orthodoxe jüdische Polizei begann hierauf sogleich ihre fieberhafte Thätigkeit, und sie hatte alle Ursache, diesmal ihre Aufgabe noch ernster zu nehmen als sonst, denn der schreckliche Vorfall mit der sterbenden Gans blieb nicht vereinzelt.

Die Thiere in dem kleinen, schmutzigen, nach allem Möglichen, nur nicht nach den Rosen von Schiras duftenden galizischen Städtchen schienen alle rebellisch geworden zu sein. Mindestens erschien eines Tages der Schames (Synagogendiener) Meier Nasenschön bei dem greisen Rabbi Maimon Weithes und führte ernstlich, ja erbittert Klage gegen die Henne desselben, indem er behauptete, sie habe ihn ausgelacht.

Dieses Unglück war übrigens nicht das größte, das dem armen Schames widerfahren war, und die Henne war auch nicht die Erste, die ihn ausgelacht hatte. Er war überhaupt ein unglücklicher Mensch, und am unglücklichsten machte ihn seine Nase, welche so lang und so zugespitzt war wie eine Gurke, während er selbst, wenn man sein mit Runzeln bedecktes Gesicht nicht sah, leicht für einen Chederknaben (Schuljungen) angesehen wurde.

Rabbi Maimon wollte in eigener Sache nicht Richter sein, und da der arme Schames sich durchaus nicht beruhigen wollte, berief er den Beschdin. Der Schames erschien auch richtig vor demselben als Kläger, und Reb Herkele wurde der Henne zum Anwalt bestellt.

„Sie hat mich ausgelacht!" rief der Schames immer wieder. „Und ich, in meiner Stellung, kann mich doch nicht auslachen lassen von einem unvernünftigen Thiere."

Reb Herkele wähnte die Anklage nicht besser zu entkräftigen, als indem er erklärte, eine Henne sei gar nicht im Stande zu lachen. Man beschloß also, die Henne selbst zu hören. Sie wurde in den Saal gebracht und setzte sich ruhig in der Mitte desselben nieder, als habe sie Lust zu brüten.

„Willst Du leugnen," rief der Schames, „daß Du mich ausgelacht hast? Was?"

Die Henne sah ihn an, stand auf, schüttelte ihre Federn und begann laut zu schreien.

„Haben Sie gehört, weiser Rabbi!“ schrie der Schames. „Hat sie gelacht oder nicht?“

„Sie hat gelacht, zugegeben!“ nahm jetzt Reb Herkele, der Anwalt der Henne, das Wort. „Wie soll sie aber nicht lachen? Heißt doch unser guter Schames Nasenschön. Gewiß hat einer seiner Väter, zur Zeit, als die Juden Namen erhielten, unter Kaiser Josef, eine besonders schöne Nase gehabt, und man hat ihn nach derselben genannt. Unser Schames hat wohl den Namen, aber er kann sich nicht rühmen, auch die Nase dazu geerbt zu haben, und deshalb hat ihn die Henne ausgelacht.“

„Zugegeben,“ sagte der Schames. „Alles zugegeben, aber ich, in meiner Stellung, kann verlangen, daß die Henne dafür bestraft werde.“

Die Richter beriethen sich und fällten folgendes Urtheil: „Die Henne ist schuldig, den Schames ausgelacht zu haben, und zur Strafe soll sie der Schames jetzt auch auslachen.“

„Sind Sie zufrieden, Meier Nasenschön?“ fragte der Rabbi.

„Warum soll ich nicht sein zufrieden.“

„Also lachen Sie jetzt die Henne aus, Sie dürfen es thun.“

Der Schames setzte sich hierauf vor der Verbrecherin nieder und lachte sie aus, und die weisen Richter lachten mit ihm.

Als die Sache aber ruchbar wurde, sagten die Frommen: „Es ist kein Zweifel, wir haben einen großen Chet in der Khille“, und die orthodoxe Polizei forschte ängstlich weiter, und forschte so lange, bis ein neues Ereigniß die frommen Seelen in Aufregung versetzte. Bisher war das übelduftende Städtchen zur Nachtzeit so ruhig gewesen, wie die große Thurmuhr, deren Zeiger seit zehn Jahren oder mehr auf halb zehn standen. Wenn man nicht den Ruf des Nachtwächters oder einer Schildwache hörte, herrschte eine Stille, welche förmlich zum Schlafen einzuladen schien, und es schliefen auch alle Menschen, Fremde so gut als Einheimische, vortrefflich dort, bis in einer mondhellen Nacht plötzlich ein ganz unerhörter Lärm die Bewohner des Liliengäßchens weckte. Man sann hin und her, und endlich fand man das Richtige; es waren Frösche, welche das Nachtgestirn besangen. Aber wie kamen sie hierher, mitten in die Stadt?

Man forschte und entdeckte bald, daß sie sich in einem kleinen Teiche oder einer großen Pfütze, wie man will, mitten in dem Garten des Getreidehändlers Jonas Karmelin eingenistet hatten. Man tröstete sich damit, daß sie nur dann schreien, wenn Regen im Anzug ist, aber diese Frösche spotteten jeder Regel, sie schrieen bei Tag und bei Nacht, wenn es regnete und wenn es schön war, und sie blieben nicht in der Pfütze, nicht einmal im Garten des Jonas Karmelin; sie kamen bald in alle benachbarten Gärten und drangen aus diesen in die Wohnungen ein; Ma-

Digitized by Google

dame Rosenbaum trat auf einen, als sie Morgens aus dem Bette stieg, Madame Goldfisch fand einen in ihrer Speisekammer und Jakub Löwenstein gar in seiner Sabbathmütze.

Das ganze Städtchen gerieth in Aufruhr. „Es ist sicher," jammerten die Frommen, „wir haben einen großen Chet in der Khille, und alle ägyptischen Plagen werden noch über uns kommen."

„Wie kommt es, daß die Frösche sich bei Jonas Karmelin festgesetzt haben?" sprach Moses Löwi Mondenglanz. „Wer kann mir das sagen?"

„Wie kommt es, daß sie in meine Sabbathmütze kommen zu steigen?" jammerte Löwenstein.

„Sie kommen, ihn anzuklagen."

„Wen?"

„Wen? Den-Chet. Wer wird es sein, als Jonas Karmelin, der schon lange keine Peiße trägt und keinen Kaftan und sogar einmal ist gefahren in den Schabbes hinein."

Die orthodoxe Polizei richtete also jetzt ihr Augenmerk ausschließlich auf Jonas Karmelin, und bald war das fürchterliche Verbrechen entdeckt. Die junge, schöne Frau Josabeth Karmelin hatte ihr Haar nicht abgeschnitten, und deshalb, nur deshalb geschahen Zeichen und Wunder, deshalb hatten sich die Frösche König Pharao's in dem sonst so stillen Städtchen eingenistet, deshalb hatte die Henne den Schames ausgelacht, und nur deshalb hatte die sterbende Gans „Schma Jsroël!" gerufen.

Nicht vierundzwanzig Stunden waren seit dieser großen Entdeckung verflossen, und schon klopfte der Schames Meier Nasenschön, in seinem herrlichen, himmelblauen Talar, die schäbige Zobelmütze auf dem Kopfe, an die Pforte des Jonas Karmelin und lud ihn und seine Frau feierlich für den nächsten Tag vor den Beschdin.

Jonas Karmelin hatte einen schweren Abend und eine unruhige Nacht. Was sollte er vor dem Gericht, und wie sollte er sich gegen eine Anklage vertheidigen, auf die er gar nicht gefaßt war? Josabeth, seine Frau, hatte indeß keine andere Sorge als die, wie sie sich zu dem großen Akt anziehen sollte. Es gelang ihr aber offenbar schließlich doch, dieses wichtige Problem auf das Beste zu lösen, denn als der Schames Nasenschön sie und ihren Mann am nächsten Vormittag um zehn Uhr in den kleinen Saal führte, in dem die Rabbiner bereits versammelt waren, starrten die ernsten, griesgrämigen Männer sie alle zugleich sprachlos an, und es hätte wohl lange noch keiner von ihnen das Wort genommen, wenn nicht Josabeth selbst vor den Tisch hingetreten wäre, an dem sie saßen, und lächelnd gefragt hätte, zu welchem Zweck man sie vorgeladen habe, und wie sie jetzt, in dem Ueberrock von hellgrauer Seide und dem langen grünsammtenen Marderpelz, die edle Stirn mit der königlichen, von Juwelen funkelnden hebräischen Binde geschmückt, die schöne, weiße Hand

Digitized by Google

leicht auf den Tisch stützte, schien sie vielmehr hierher gekommen, um Gericht zu halten, als vor ihren Richtern zu stehen.

Fünf Männer saßen um den Tisch, der weise Rabbi Maimon Weithes, dann Reb Openheim, Reb Seligmann, Reb Lotringer und Reb Herkele, um dessen kluge Augen und volle Lippen stets ein gutmüthig spöttisches Lächeln schwebte und dessen feinem, gleichsam von Innen erhelltem Gesicht man es deutlich genug ansah, daß er nicht allein in den heiligen und profanen Schriften der Hebräer Bescheid wußte. Auch jetzt lächelte er, und murmelte dann vor sich hin:

„Einer unsterblichen Göttin, fürwahr, ja, gleicht sie von Ansehen!"

„Was haben Sie gesagt?" fragte Rabbi Maimon verwundert. „Das war nicht aus der Thora, noch aus dem Talmud, soviel ich weiß."

„Es war aus Homer."

„Aus Homer? Homer? Was ist das?"

„Aus einem griechischen Epos, die Ilias, von Homer," erwiderte Reb Herkele mit einem trockenen Lächeln.

„Reb Herkele! Reb Herkele!" mahnte der greise Rabbi. „Wann werden Sie einmal lassen Ihre Späße? Immer haben Sie solche weltliche, heidnische Sachen im Munde. Was lesen Sie aber auch für Bücher, die nicht jüdisch sind? Paßt das für einen Rabbiner?" Hierauf fuhr er, zu Jonas Karmelin und seiner Frau gewendet, fort: „Sie sind Beide hier als Angeklagte und können sich einen Anwalt erwählen."

„Was brauche ich einen Anwalt," erwiderte Josabeth, „bin ich doch keine Henne, und was meinen Mann betrifft, so will ich ihn auch vertheidigen, wenn es nöthig sein sollte."

„Man hat Sie angeklagt, Frau Karmelin," begann nun feierlich Rabbi Maimon, „daß Sie nicht haben Ihr Haar geschnitten, wie doch einer Frau ziemt. Was haben Sie darauf zu erwidern?"

„Was ich zu erwidern habe?" sagte Josabeth. „Daß ich allerdings mein Haar nicht abgeschnitten habe und es auch niemals abschneiden werde."

„Sind Sie von Sinnen?"

„Im Gegentheil!" fuhr Josabeth fort. „Weshalb soll eine Frau ihr Haar abschneiden? Damit sie keinem Anderen gefällt, als ihrem Mann. Wenn sie aber dann auch ihrem Mann nicht mehr gefallen sollte, so wäre gerade das Gegentheil von dem erreicht, was das Gesetz beabsichtigt, und sie soll also ihr Haar wachsen lassen. Freue Dich des Weibes Deiner Jugend! sagt König Salomo. Wie aber soll ein Mann sich eines Weibes freuen, das man seines schönsten Schmuckes beraubt hat?"

Rabbi Maimon wußte nichts zu erwidern und deshalb zog er es vor, sich an Jonas Karmelin zu wenden. „Was sagen Sie dazu, Herr Karmelin, und wie konnten Sie so lange Zeit eine so schwere Verletzung des heiligen Gesetzes dulden?"

„Ich dachte . . . ich wollte . . .," stammelte dieser.

„Sei still, wenn ich rede!" unterbrach ihn seine Frau. „Red' ich nicht für Dich? Ich war es, ich allein, die es so haben wollte, meinen Mann habe ich nicht um Erlaubniß gebeten."

„Von dreien Dingen kommt am meisten Uebel her,
Wie, fragst Du, heißen sie? Es sind Weib, Feuer, Meer."

„Ich glaube gar, das waren Reime, Reb Herkele?"

„Das war ein Sinngedicht, Rabbi Maimon."

„Was mache ich mit einem Sinngedicht, Reb Herkele?"

„Ich habe auch gar nicht verlangt, Rabbi Maimon, daß Sie etwas damit machen."

„Also alles Uebel kommt vom Weibe her?" fragte Josabeth. Ihre Wangen hatten sich geröthet, und ihre Augen funkelten so schön und so böse. „Wenn das Weib wirklich so schlecht ist und ist doch nur aus einer Rippe des Mannes erschaffen, wie schlecht muß erst der ganze Mann sein?"

„Sie bekennen sich also schuldig, Jonas Karmelin?" fragte wieder der weise Rabbi.

„Wie kann er schuldig sein?" rief Josabeth. „Dieser Mann, den ich, sobald ich will, an einem Seidenfaden führe, wie ein Lämmchen? Und hätte er mir wirklich gestattet, was in Euren Augen eine so große Sünde ist, so müßt Ihr ihn dennoch freisprechen, denn wenn Sie mein Mann wären, Rabbi Maimon, Sie hätten es mir auch gestattet."

„Eine Frau entschuldigt sogar Schlechtigkeiten," sprach Reb Herkele lächelnd, „wenn sie durch ihre Schönheit veranlaßt werden."

„Steht das im Talmud?" fragte Rabbi Maimon erbittert.

„Wo es steht, weiß ich nicht," gab Reb Herkele ruhig zur Antwort, „aber im Talmud steht es nicht."

„Nicht? Und Sie wissen auch nicht, wo es steht, Reb Herkele?" rief Rabbi Maimon erbost. „In einem Roman steht es, und dieser Roman nennt sich Gil Blas und ist sehr schlüpfrig, Reb Herkele."

„Wirklich? Im Gil Blas von Lesage?" wiederholte Reb Herkele mit seinem trockensten Lächeln. „Und das ist ein schlüpfriger Roman? Rabbi Maimon, wie gut Sie das wissen! Sie müssen also diesen schlüpfrigen Roman selbst gelesen, mit großer Aufmerksamkeit gelesen und wiederholt gelesen haben, wenn Sie so gut wissen, daß es im Gil Blas steht."

„Bleiben wir bei der Sache, Reb Herkele."

„Ja, bleiben wir, Rabbi Maimon."

„Da die Sache erwiesen ist."

„Ja, sie ist erwiesen."

„So wollen wir zu dem Urtheil schreiten."

Der Schames führte die Angeklagten aus dem Saal. Als sie wieder

Digitized by Google

vorgerufen wurden, verkündete ihnen Rabbi Maimon den Spruch des Besdin. Er lautete: „Frau Karmelin wird vor Allem aufgetragen, sofort ihr Haar abzuschneiden."

„Ich werde es aber doch nicht abschneiden!" sagte Josabeth.

„Dann wird gegen Sie und Ihren Mann der Bannfluch ausgesprochen!" sprach Rabbi Maimon strenge und drohend.

„Also gut, ich werde mein Haar abschneiden."

„Ferner wird über die beiden Eheleute als Strafe verfügt, daß sie hundert Dukaten an die Synagoge und ebensoviel an die Armen zu geben haben. Endlich wird ihnen als Buße auferlegt, drei Tage und drei Nächte in ihrem Hause zu fasten und zu beten, und der Schames hat darauf zu achten, daß sie in dieser Zeit nichts genießen, als ein Laib Brod und einen Krug mit Wasser."

Jonas und seine Frau verließen den Saal, er gebeugt und traurig, sie mit erhobenem Haupt, ein stolzes Lächeln um die blühenden Lippen.

„Glaubst Du denn, daß wir drei Tage fasten werden?" sagte sie spöttisch auf der Straße zu ihrem Mann.

„Der Schames wird schon dafür sorgen."

Vorläufig behielt Jonas Karmelin recht, denn vor Sonnenuntergang erschien Meier Nasenschön in seinem Hause, unterzog alle Räume desselben einer strengen Prüfung, brachte eigenhändig alles Eßbare in die Speisekammer, legte an diese und an den Keller das große Siegel, legte für die Büßenden einen Laib Brod auf den Tisch ihres Schlafzimmers, stellte einen Krug mit Wasser dazu und pflanzte sich vor der Thür der Wohnung als Wache auf. Und merkwürdig, in demselben Augenblick fiel der erste Schnee, und die Frösche verstummten für immer.

Am ersten Abend halfen sich die Büßenden, indem sie, ohne zu Nacht zu essen, sofort zur Ruhe gingen. Den ersten Tag brachten sie nach Vorschrift des Besdin wirklich bei Wasser und Brod zu, aber Josabeth schlüpfte in ihre mit Pelz gefütterten Pantoffel und ihre rothsammtene, mit Marderpelz gefütterte und besetzte Kazabaika und schmiegte sich weich und schön in die Arme ihres Mannes, durch ihre Küsse Brod und Wasser in Zuckerwerk und süßen Meth verwandelnd, und statt zu beten, lasen sie zusammen einen spannenden Roman.

Am Morgen des zweiten Tages ließ Jonas die Nase hängen. „Das Brod haben wir aufgegessen, das Wasser ausgetrunken," begann er. „Was werden wir jetzt essen und trinken?" Josabeth saß in ihrer Kazabaika da und lächelte ihn an. Diese Kazabaika hatte schon manches Wunder gethan und sollte heute ein neues wirken. „Kuchen werden wir essen und geräucherte Zunge und Liqueur dazu trinken," sprach sie und zog ein kleines Fläschchen aus der tiefen Tasche ihrer Kazabaika, und ein zweites, und aus der anderen Tasche, in Papier gewickelt, eine Zunge und Kuchen.

Digitized by Google

Aber die Kuchen waren so gut, und die Zunge schmeckte auch nicht übel, und der Liqueur wärmte so angenehm den Magen, daß bis zum Abend der ganze Vorrath aufgezehrt war. Auch der Roman war ausgelesen. Es fand sich indeß am Morgen des dritten Tages ein neuer, aber zu essen und zu trinken fand sich nichts.

Die Büßenden waren der Verzweiflung nahe, als Mittags Graf Agenor Kalwanoski, gleich einem Engel des Himmels, hereintrat. Ihn, der den Juden des Städtchens manche Gunst erwiesen hatte, wagte der Schames weder abzuweisen, noch zu visitiren. „Um Gottes Willen!" war Josabeth's erste Frage. „Haben Sie nichts zu essen, Herr Graf?" Kalwanoski, den die Lage der beiden Eheleute ungemein ergötzte, begann lachend die Taschen seines großen Pelzes zu untersuchen, und es fanden sich in der That eine halbgeleerte Flasche Alasch, eine Zbarascher Wurst und drei Semmeln.

Josabeth roch vergnügt an der Wurst. „Gott soll Dich behüten!" rief ihr Mann. „Die Wurst ist doch nicht koscher?"

„Koscher oder nicht!" erwiderte das schöne Weib lächelnd. „Wenn man in Lebensgefahr ist, ist es erlaubt, treffe zu essen, und wir sind doch in Gefahr zu verhungern, was?" Und wie Eva im Paradiese den Apfel, biß sie zuerst die Wurst an und reichte sie dann ihrem Manne. Der Graf brachte hierauf sein Anliegen vor; er brauchte Geld, und es versteht sich, daß Jonas sich gegen seinen Lebensretter gefällig zeigte. Endlich waren die drei Bußtage überstanden. Am Morgen des vierten sagte Jonas seufzend zu seiner Frau: „Schneide Dir jetzt Dein Haar ab, muß es doch sein, aber ich kann es nicht sehen." Traurig zog er sich an, und traurig schlich er zum Hause hinaus. Als er Mittags heimkehrte, trug Josabeth bereits seidene Scheitel. Jonas seufzte und sagte nichts, aber trotz der drei Fasttage wollte ihm das Essen nicht schmecken.

Nachmittags führte er seine Frau auf die Promenade. Sie hat ihr Haar geschnitten, zischelte es rechts und zischelte es links, und es war großer Jubel in Israel.

Abends, als Josabeth wieder in ihren goldgestickten Pantoffeln und ihrer rothsammtenen Kazabaika, sich behaglich in das weiche Pelzwerk derselben schmiegend, mit ihm beim warmen Ofen saß, blickte er auf ihre Scheitel, und es wurde ihm so weh um's Herz, daß ihm die Augen naß wurden. „Was hast Du?" fragte seine Frau.

„Ach! Josabeth, wo ist Dein herrliches Haar?"

Sie sprang auf, riß lachend Stirnbinde und Scheitel herab, und die dunkle Fluth ihrer Haare ergoß sich üppig und glänzend über ihren Rücken, bis zu den Knieen hinab.

Sacher-Masoch.

(Leipzig.)

Digitized by Google

Die

Aesthetik in der Evolutionslehre.

[Nachdruck verboten.] [Uebersetzungsrecht vorbehalten.]

In meinen schon früher veröffentlichten Werken*) über die vergleichende Psychologie und die Gesetze der Entwickelung des Mythus und der Wissenschaft, worin ich den Grund zur Theorie der allgemeinen Entwickelung der psychischen und kosmischen Phänomene gelegt, habe ich auch zugleich die Gründe auseinandergesetzt, warum ich in den wichtigsten Punkten nicht den Ansichten anderer berühmten Gelehrten und Philosophen, die dieser Lehre huldigten, gefolgt bin. Indem ich das allgemeine Gesetz der Evolution in allen Erscheinungen der Natur anerkannte, wich ich von den anderen ab, in den engen Uebergängen zwischen den großen Abtheilungen der existirenden Dinge, in ihrer absoluten, ununterbrochenen Kontinuität, in den Darwin'schen Gesetzen und anderen, die ihre Unterschiede erklären, und nahm an, daß innere Vorgänge in den Dingen selbst sich ereignen, welche dann die neue Kraft zu neuen Formen und phänomenalem Wirken bestimmen. Diese Vorgänge sind nicht äußerliche, durch fremde Kräfte hervorgerufene, sondern den Dingen selbst eigenthümlich und mit ihnen gleichen Wesens; aber in ihrer Kontinuität des Wesens und der Bewegung erscheinen sie, wenn äußere und innere Bedingungen es unvermeidlich machen. So in dem Uebergang vom Anorganischen zum Organischen, von der Pflanze zum Thiere, vom Thiere zum Menschen, insofern er der Sprache und des Wissens mächtig ist. In dieser Skizze, welche ich später zu einem besonderen Buche erweitern werde, will ich kurz versuchen, eine solche Lehre nach der Evolutionstheorie auch in Bezug auf die Aesthetik zu beweisen, indem ich sie zuerst im gesammten Thierreiche, dann speziell in Betreff des Menschen betrachte und die wissenschaftlichen

*) Ueber das Fundamentalgesetz der Intelligenz im Thierreich. Von Tito Vignoli. Leipzig, Brockhaus 1879. — Mythus und Wissenschaft. Von Tito Vignoli. Leipzig, Brockhaus 1880.

Digitized by Google

Gründe für diese Specialisirung andeute. Es ist nicht mein Zweck, das Wesen des Schönen an sich in der transcendentalen Art und Weise einiger Schulen aufzuklären und zu beleuchten; auch will ich nicht die Regeln definiren, nach denen es methodisch in den Kunstwerken zur Erscheinung kommt. Aber statt dessen will ich auf die nothwendigen objectiven und subjectiven Bedingungen hindeuten, die in Wahrheit natürliche sind, weil dieses Gefühl in unserem Geiste entspringt, und mich bemühen, nach den Vorschriften der inductiven und experimentalen Methode wissenschaftlich zu untersuchen, welches die wesentlichen Faktoren einer solchen Empfindung sind, indem ich den Menschen von den anderen Thierspezies nicht trenne; ich will vielmehr aus dem Vergleiche einer solchen physisch-psychischen Thatsache ein Argument ziehen, um noch sicherer das eigenthümliche Wesen des sich später im Menschen offenbarenden Gefühls zu bestimmen. Darum will ich versuchen, festzustellen, welche angeborene Wirksamkeit die Dinge einerseits und ihre Art und Weise, sich außer uns und in Bezug auf uns zu bethätigen, in dieser Aeußerung haben, und anderseits, welches jene Wirkung ist, die aus unserer eigenen physisch-intellektuellen Konstitution herstammt, jedoch immer nur als objectives Element dieser Aeußerung betrachtet.

In diesen sowohl äußeren als inneren natürlichen Bedingungen wollen wir untersuchen, wie groß und welcher Art ihre Wirkung, ganz unabhängig vom menschlichen Belieben, auf die Entstehung und Gestaltung der Künste ist, und zwar so, daß wir erkennen, ob wir in der Aesthetik im Allgemeinen schöpferisch sind, und wie weit unser persönliches Können sich erstreckt. Wenn wir daher diese Bedingungen erklärt haben, so bleibt uns nur noch zu betrachten übrig, wie und in welchem Maße sie sich bethätigen, selbst in den dem Menschen untergeordneten Thierklassen. Doch genügt dies nicht, denn da die Thätigkeit ein unumstößliches, gewisses Faktum ist, dem Menschen speciell zu eigen, nämlich die Aesthetik im ganzen Bereiche der Künste, wodurch der Mensch sich so weit und in so edler Weise von den Thieren unterscheidet, so ist es nöthig zu untersuchen, welches die wirkliche Ursache eines solchen Unterschiedes ist, und wie weit und in welcher Weise er sich in den Künsten einen freien Schöpfer von Formen nennen kann. Daraus erkennt man deutlich, daß es drei natürliche Faktoren der Aesthetik giebt, nämlich einen objectiven, die Dinge und Gesetze der äußeren Welt mitsammt der physisch-psychischen menschlichen Konstitution; die anderen beiden sind subjective, nämlich die Empfindung, die von jeder ästhetischen Bethätigung unzertrennlich, von unserer Willkür unabhängig und dem Thierreiche zu eigen ist; und zuletzt die ästhetische Thätigkeit, ausschließlich dem Menschen in der künstlichen Produktion der Kunstwelt angehörig.

Untersuchen wir jetzt, welches die von dem Willen des Künstlers bei

Digitized by Google

der Schöpfung der Formen unabhängige Nothwendigkeit der objectiven Welt ist, die bei uns ästhetisch erscheint und in uns die Empfindung oder das korrelative Gefühl erweckt. Und in dieser Untersuchung ist es nicht allein nothwendig, auf die mechanischen Gesetze, die das Gleichgewicht eines jeden Systems der Dinge oder der Kräfte beherrschen, und die physiologisch-optischen und akustischen zu achten, sondern auch auf alle Formen, welche die dem Menschen untergeordneten Thierspezies aus angeborenem Kunsttriebe hervorbringen und herstellen. Eine der hauptsächlichsten Bedingungen, warum die Werke der architektonischen Kunst zum Beispiel das Gefühl des Schönen erregen können, ist gewiß ihre Symmetrie, die deutlich hervortretende Individualität des Ganzen und die Ordnung der Theile.

Ist nun wohl solch ein ästhetischer Typus freiwillige Schöpfung des Menschen selbst, unabhängig von der objectiven Nothwendigkeit der Dinge oder die Wirkung einer transcendenten Intuition? Durchaus nicht! Dieser Typus, den wir später durch die dem Menschen eigene Thätigkeit vervollkommnet sehen werden, anstatt ihn die Schöpfung oder ideale Intuition des Menschen zu nennen, ist zuerst nur die absolute Wirkung der mechanischen Gesetze und des Gleichgewichts der äußeren Welt, der Grund zur Aeußerung jenes Typus; der Mensch reproducirte und vervollkommnete dann nach seiner Weise nur das, wozu ihn die Natur von Anfang an unwiderstehlich gezwungen hatte. Wir können der langsamen und stufenweisen Vervollkommnung der Architektur von der rohen Hütte bis zum Palaste, von den rohen Tabernakeln bis zum Tempel folgen. Nun wohl, von den ersten bis zu den letzten war die Ursache dessen, was man nachher als Schönheit empfand, nämlich, Symmetrie, Ordnung, Einheit, nichts als die mechanische Nothwendigkeit des Gleichgewichts der Körper — diese war der Lehrer, der Mensch vervollkommnete sie und hielt sich für den Schöpfer von Typen!! Um ein Beispiel anzuführen, wollen wir dem Bau einer Hütte solcher Menschen beiwohnen, die kaum aus dem Zustande des wilden Thieres, oder aus den Höhlen herausgetreten sind. Hier haben wir gewiß keinen Grund, an Typen, oder an architektonische, methodisch ausgearbeitete Ideen zu denken, noch an das Gefühl des Schönen in diesem ersten Zufluchtsorte; bei dem socialen und intellectuellen Zustande jener Horden kann man es, wie Jedermann sieht, unmöglich annehmen. Verfahren wir also der Natur und dem zwingenden, unvermeidlichen Faktum gemäß. Die Hütte mußte zum Beispiel eine ganze Familie enthalten und daher eine relative Größe mit festbestimmten Grenzen haben. Und schon hier beginnt sich aus der Nothwendigkeit der Dinge, unabhängig von dem Willen des Erbauers und von jeder ästhetischen Empfindung eine der künftigen Bedingungen zu entwickeln, nämlich die Individualität und Einheit des Werkes, ungefähr in der-

selben Weise und aus denselben Gründen, aus denen der Vogel sein Nest erbaut. Die Hütte muß aus Nothwendigkeit eine Form haben, und diese wird unvermeidlich dem Zweck gemäß nach den inneren Gesetzen der Schwerkraft und der Leichtigkeit der Ausführung selbst hergestellt werden. Wenn die Hütte als Zufluchtsort und zum Schutz gegen die Unbilden des Wetters erbaut wird, so ist es nöthig, daß sie eine Oeffnung zum Hineintreten hat und diese so angebracht wird, daß sie dem täglichen Gebrauche und der Bequemlichkeit im Innern nicht hinderlich ist. Daraus ergiebt sich, unabhängig von jeder ästhetischen Intuition, die Ordnung und Disposition der Theile. Die Hütte muß, sagte man sich, in ihrem Ganzen durchaus eine Form haben, und diese kann rund, elliptisch, drei- oder viereckig sein, wie wir sie in der That bei wilden Völkerschaften und untergeordneten Thieren finden. Und wenn wir darüber nachdenken, so sehen wir, daß solche Formen in ihren auffallendsten Varietäten jene sind, die im Laufe der Zeit von Kultur und Geschmack zu Normen für die prachtvollsten Gebäude der Welt erhoben wurden.

Welches nun auch die Form des ersten rohen Hüttchens gewesen sein mag, die ebensowohl durch Nachahmung der thierischen Bauten, als durch abergläubische Vorurtheile oder durch die eigenthümliche Beschaffenheit und Natur des Ortes angeregt sein konnte, immer mußte sie genau der Nothwendigkeit des physischen Gleichgewichts sich anpassen, ihr Bestand war dem natürlichen Antagonismus der Kräfte, die man aus Erfahrung kennen gelernt hatte, untergeordnet, und zuerst war sie jeder ästhetischen Vorstellung bar. Wenn diese Form durch verschiedene Umstände, welche dafür sprachen, die viereckige in roher Weise wurde, durch die ziemlich regelmäßige Aufstellung der vier Stützpfähle des Daches und der sich dazwischen ausbreitenden Wände, so ging nothwendigerweise die Symmetrie daraus hervor; denn auf andere Weise wäre es eine sehr mühsame Arbeit geworden und hätte den inneren Raum der Hütte zum Schaden des beabsichtigten nützlichen Zweckes verdorben. Das kann man auch von den kleinen Balken sagen, die oben auf die Stützpfähle gelegt, zusammengebunden wurden und der Bedeckung des von ihnen eingeschlossenen Raumes zur Unterlage dienten. Dies ganze ursprüngliche Gerüst und die allmählige Ausfüllung desselben, die Konstruktion des flachen Daches, oder des Daches in Kuppel-, Pyramiden- oder Kegelform, welche die unerläßlichen Bedingungen zu dem, was man nachher das Schöne in den Gebäuden nannte, bildeten, all dies entwickelte sich nicht aus dem ästhetischen Wollen des Menschen oder nach einem freien transcendenten Typus, sondern aus der mechanischen Nothwendigkeit des Gleichgewichts der Körper und dem Zusammenwirken der Kräfte nach einem festen, unumstößlichen Konstruktionssystem. Wenn sich das, was wir soeben in Bezug auf die

Digitized by

ursprüngliche specielle Form gesagt haben, auch in den anderen Künsten wiederholt, so ist es handgreiflich, daß die mechanischen Gesetze in den menschlichen Konstruktionen deren Eurythmie bestimmten und, wie wir später sehen werden, den reflexiv-ästhetischen Typus hervorriefen.

Wenn die Beschaffenheit des Ortes oder andere Gründe die Kegelform der Hütte anregten, wie sie unter den primitiven, wilden Völkerschaften so häufig vorkommt, so zeigt sich hier dasselbe Gesetz; denn die Stämme oder Bambusstäbe, die ringsherum kreisförmig in die Erde gesteckt wurden, um innerhalb derselben einen zur Wohnung geeigneten Raum einzuschließen, konnten zu ihrer Vereinigung und Dauerhaftigkeit keine andere Richtung annehmen, als die, zu konvergiren und sich oben zu einem Punkte zuzuspitzen wie Radien, die natürlich von der Circumferenz nach dem Centrum streben. Wenn daher die Kegelform, welche in aufeinanderfolgenden Epochen und in verschiedenen Ländern von außerordentlicher Kultur zu berühmten Bauten verwendet wurde, sei es im allgemeinen Aussehen des Gebäudes, sei es als integrirender Theil, so war diese zuerst nichts als ein von den mechanischen und physischen Gesetzen und von der abwechselnden Aktion und Reaktion der Dinge in der Natur nothwendig bedingter Bau. Ein solches Gesetz gilt für alle Arten von privaten und öffentlichen Gebäuden, welche aus dem praktischen Nutzen und der mechanischen Nothwendigkeit sich zu Formen entwickelten, in denen sich das ästhetische Element durch reflexive Arbeit bethätigte, zu welchem Zwecke sie auch immer errichtet worden waren.

Der Rundbogen und Spitzbogen mit ihren vielfachen Modifikationen, als Gewölbe schon sehr alt; wie pelasgische, assyrische und ägyptische Bauwerke uns bezeugen, und später eine unerschöpfliche Quelle von Anmuth und Schönheit in den verschiedensten Denkmälern, welche er erzeugte und schmückte, entstand gewiß bei den ersten Versuchen, die Wohnung größer und bequemer zu gestalten aus der Nothwendigkeit des Gleichgewichts, und seine Formen und Modelle konnte der Mensch in vielfachen thierischen Konstruktionen und in verschiedenen Felsen- und Höhlenbildungen der Natur beobachten; die materielle Schöpfung des Bogens ist also nicht schwer zu verstehen, wenn man nur an die beiden senkrechten Wände denkt, die in halber Cylinderform überdeckt werden sollen; oder auch, wie er anstatt eines hölzernen Querbalkens und aus einem Stücke, aus mehreren Steinen gebildet wird, die von beiden Seiten parallel sich abstufen und am Giebel vereinen, wie wir uralte Beispiele haben, sei es als Stützen von Mauern oder als konische Kuppel von Monumenten.

In derselben Weise entstand auch die Form der prähistorischen Pfeile, des Bogens und der verschiedenen Waffen, welche uns auch jetzt noch durch ihre symmetrische Anordnung erfreuen, aus der Nothwendigkeit des Gebrauchs und des Zweckes, zu dem sie gemacht worden waren; aus

Digitized by Google

Nothwendigkeit mußten sie aus breiterer Basis in eine Spitze auslaufen, um in die Körper eindringen und leicht eine große Wunde hervorbringen zu können. Auch bei den anderen Hieb- und Stichwaffen kehrte dieselbe Form wieder zu gleichem Zwecke und Gebrauch. Wer hat nicht von den Ulenhir gehört, von den Dolmen, den sogenannten cyklopischen Bauwerken, die, man kann sagen über die ganze Welt verstreut sind; steigen wir dann hinab zu den eleganteren etruskischen, griechischen, römischen und so weiter und, wenn wir von den reflektiven Vervollkommnungen abstrahiren, deren Grund wir später kennen lernen werden, immer ist die Wirksamkeit oder vielmehr die Nothwendigkeit der mechanischen Gesetze in den Formen und deren Anordnung unverkennbar. Und zu der Symmetrie der Gebäude und anderer Kunstwerke rechnete ich von Anfang an fast unbewußt auch die, welche sich im menschlichen Körper zeigt; denn der Mensch vermenschlicht immer die Naturerscheinungen und die Welt in idealer oder auch materieller Weise. Diese Gesetze gelten auch für die Möbel in den Häusern, die zuerst durchaus nur zur Benutzung, oder zum Schutze gegen Insekten und Reptilien oder zur Ruhe dienten, wie Stühle, Tische, Dächer u. s. w. Nehmen wir das einfachste Beispiel, die Sitzbank mit den drei gleichmäßig vertheilten Füßen, so scheint sich uns in seiner Art Sinn für das Aesthetische darin zu zeigen. Aber war nicht eine solche Form und Anordnung der Theile für die ersten rohen Verfertiger eine Wirkung des mechanischen Gleichgewichts, die drei Stützen, die den Tisch oder den Stuhl hielten, so zu vertheilen? Das Gleiche muß man von allen Möbeln und sehr zahlreichen nützlichen Gegenständen sagen, in denen die allmähliche Vervollkommnung und die Feinheit der Ornamente von der ursprünglichen zweckmäßigen Anordnung der Theile bedingt wird, die wiederum ihren Ursprung dem Gleichgewicht oder der Stabilität der Produkte und der Bequemlichkeit und Leichtigkeit ihrer Handhabung verdankten. In den Gebäuden wurde der Eingang im mittleren Theil einer der Fassaden angebracht, die Stellen für die Fenster und ihre regelmäßige geradlinige Lage, ihre Breite im Verhältniß zur Größe des Ganzen bestimmt, so konstruirte man, weil das Gleichgewicht des Ganzen die verhältnißmäßige Menge des ausströmenden und reflektirten Lichtes und selbst die atmosphärischen Gesetze und die innere materielle Bequemlichkeit es so verlangten. So vollzogen sich allmählich Veränderungen eines Ganzen, welche aus objectiver Nothwendigkeit und den gewöhnlichen Verrichtungen des gemeinschaftlichen Lebens, unabhängig von jeder ästhetischen Intuition, entstanden. Wenn uns jetzt die Formen von Gefäßen und Geräthschaften aller Art, welche die Kultur und der thätige Verstand hervorbrachten und vervollkommneten, so schön und anmuthig erscheinen, so bedenke man, daß auch diese zuerst nur den natürlichen Erfordernissen des Inhalts, der Natur der Dinge, die darin verwahrt werden sollten und der Anwendung gemäß geformt

wurden. Wenn uns die Gefäße und Amphoren für Flüssigkeiten um ihrer Form willen schön erscheinen, die im Allgemeinen rund, unten am Boden weit, sich nach oben allmählich verengend, in einem langen Halse enden, an beiden Seiten symmetrisch die Henkel, wem fällt es nicht auf, daß dies die gewollte Form für den wirklichen flüssigen Inhalt zur leichtesten Aufbewahrung war, da auf diese Weise nur eine ganz kleine Oberfläche der Luft ausgesetzt war und der Inhalt am schnellsten und sparsamsten ausgegossen werden konnte; wem fällt es nicht auf, daß die Symmetrie der Henkel eine Nothwendigkeit war, um sich mit größerer Leichtigkeit derselben zu bedienen, indem man mit beiden Händen anfassen konnte, wenn das Gefäß zu schwer war und so auch die Muskelkraft von beiden Seiten gleich verwendet wurde. Alles dies, mit anmuthigen Zuthaten und Verzierungen bereichert und vervollkommnet, entsprang in gerader Linie von dem rohen und primitiven Entwurf, wie er in gebieterischer Nothwendigkeit von den allgemeinen Naturgesetzen und dem schnellen und bequemen Gebrauche verlangt wurde. Um das, was ich eine einfache, obschon sehr wichtige Wahrheit nenne, noch verständlicher zu machen und die Nothwendigkeit der Formen durch objective Gesetze zu bezeugen, werde ich noch einige andere Beweise, die nicht wenig zur Beleuchtung der aufgeworfenen Frage beitragen werden, anführen.

Alle architektonischen Formen, welche wir ursprünglich die Menschen ausüben sehen, erscheinen in unermeßlichem Reichthum im Thierreiche. Wir haben die vielfältigsten Constructionen der bekanntesten Insekten, wie die der verschiedenen Arten der Bienen, Wespen, Ameisen und Termiten vor Augen; die Gewebe und jede Art von Zufluchtsort und Arbeit der Arachniden, die unendlich verschiedenen Nester der Vögel, die wunderbaren Minen und Kammern der Maulwürfe und verwandter Spezies, die Hütten der Biber u. s. w., und man kann deutlich sehen, daß alle geometrischen Combinationen, die den Gebäuden und Zeichnungen, den Formen der Monumente, den Bauwerken, die zum Aufenthalt und zur Vertheidigung dienen, selbst der Theilung in Stadt und Dorf ihr hübsches Ansehen verleihen, schon alle vor dem Menschen existirten, von Thieren ausgeführt und zierlich ausgearbeitet wurden. Gewiß wird es Niemand in den Gedanken kommen, daß diese ganze ursprüngliche künstliche Welt, welche die constructiv-vergleichende Morphologie des Thierreiches bildet, nach reflectiv-ästhetischen Typen erbaut wurde und wird; Allen dagegen wird es ein Zeugniß mehr sein, daß die ästhetischen Formen bei ihrem ersten Auftauchen der mechanischen Nothwendigkeit der Natur und den physisch-animalischen Bedingungen ihre Entstehung verdanken; denn im Keime sind sie schon Millionen von Jahren, bevor der Mensch sein Leben beginnt oder von Aesthetik spricht, vorhanden.

Da wir nun kurz die Wirkung der mechanischen Gesetze auf die Ent-

stehung der architektonischen Formen gesehen haben, so wollen wir auch betrachten, welche es ist, die auch objectiv auf den Farbensinn und den Schall in ihren respectiven Künsten ausgeübt wird; daraus wollen wir dann folgern, inwiefern der Mensch sich in ihnen autonom nennen kann, ob er darin den physiologischen Bedingungen seiner Sinne, den physischen des Lichtes und des Schalles unterworfen ist.

In der Malerei ist es vor allen Dingen um der einfachen Aufstellung der darzustellenden Gegenstände willen nöthig, einer gewissen Symmetrie der Theile zu gehorchen, die sich aus der inneren Natur des Auges und der unbewußten Anwendung desselben nicht allein auf die Bewegungen und die muskularen und optischen Anpassungen, sondern auch auf das materielle Erkennen der dargestellten Gegenstände ergeben. Wenn der Künstler die eigentlich so genannte Composition und das ästhetische Sujet, das ausschließlich sein eigen sein kann, außer Acht läßt, wird nicht vielleicht der Erfolg des Gemäldes, so zu sagen die Inkarnation seiner Ideen, von den optischen und physischen äußerlichen Gesetzen, von der physiologischen Empfindung des Auges und dessen natürlichen Forderungen abhängen?

In der Malerei unterstehen die Perspective und das Helldunkel (clair-obscur) zum Hervorheben der Figuren durchaus den optischen Gesetzen, die in diesem Falle aus den physischen des Lichts und den physiologischen des menschlichen Auges zusammengesetzt sind. Fehlt in einem Gemälde die perspectivische Abstufung und das Relief, wenn auch die Idee des Künstlers und der Affect dessen, was er darzustellen sucht, tief bewegen, so ist das Werk als Kunstwerk unvollkommen und entspricht nicht dem ästhetischen Maßstabe, den heutzutage jeder anlegt. Es ist wahr, daß dies nicht die Seele der Kunst, wie wir sie jetzt verstehen, ausmacht, aber sie bedarf dieser Bedingung und sichert sich dadurch den Erfolg; denn so sehr auch das vom Künstler vorgeführte Sujet uns erschüttern mag, wenn es nicht in einer Weise dargestellt ist, daß es die Wirklichkeit nachahmt, sondern fast nur als Skizze erscheint, flach, ohne Abstufungen von Raum und Schatten, so wird der Zweck nicht erreicht, es wird keine ausgezeichnete Arbeit sein. Die Bedingungen, unter denen es auf hohen Werth Anspruch machen kann, wenn es nämlich unmittelbare ästhetische Empfindung hervorrufen kann, sind, wie ich schon sagte, in den optischen und physischen Gesetzen niedergelegt, und in ihrer Anwendung muß der Künstler ein äußerst geschickter Sklave der Natur sein. Nur allein für das Relief der Figuren, mit wieviel technischer Behutsamkeit muß er verfahren, um den optischen Gesetzen nachzuhelfen, sie zum Vortheil derjenigen des physiologischen Eindrucks unseres Auges zu verbessern?

Wir betrachten die Gegenstände mit zwei Augen, welche im Raume etwas verschiedene Plätze einnehmen, und gerade in der Verschiedenheit

Digitized by Google

der Bilder der beiden Augen haben wir eins der unschätzbarsten Mittel, mit Genauigkeit abzumessen, in welcher Entfernung von unseren Augen sich die Gegenstände befinden und wie groß ihre Ausdehnung nach der Tiefe im Raume ist. Hierin besteht auch der Nachtheil des Malers, wie der berühmte Helmholtz sagt; denn wenn man ein Bild mit zwei Augen sieht, so stellt es sich unserer Wahrnehmung wie eine volle Fläche dar. Der Grund der Täuschung des Reliefs, welches durch das Stereoskop hervorgebracht wird, ist der, daß, wenn wir die Welt mit zwei Augen ansehen, wir sie gleichzeitig aus zwei verschiedenen Gesichtspunkten betrachten und wir so zwei Bilder mit einer etwas verschiedenen Perspective erhalten. Aber ein flaches Gemälde zeigt dem rechten Auge genau dasselbe Bild und dieselben dargestellten Gegenstände wie dem linken. Im Stereoskop dagegen geschieht das, was wirklich in der Natur vorgeht; jedes Auge hat ein Spezialbild. Ist darum nicht der Künstler den technischen Forderungen, die in den optischen und physiologischen Gesetzen wurzeln, unterworfen? Und wie viele objective Gesetze beschränken und verfolgen ihn? Nöthig ist es auch, die Strahlung der Complementärfarben zu beachten und umgekehrt; so bringt blau gelb hervor, violett grüngelb, purpurroth grün, scharlachroth blaugrün. Diese wechselseitigen Beziehungen der Farben haben einen großen Einfluß auf den Grad des Gefallens, das verschiedene Gruppirungen von Farben in uns erregen und die darum für den Künstler zur unfreiwilligen und objectiven Bedingung werden. Das, was das größte Gefallen hervorruft, wird die Verbindung der drei Farben sein, welche das Gleichgewicht des Eindrucks herstellen und daher die Ermüdung des Auges durch einen einförmigen Anblick vermeiden. Das Vergnügen, welches ein günstiger Kontrast hervorruft, stammt nicht allein aus den anscheinend brillanten Farben, sondern aus ihrer Anordnung in der Weise hervor, daß sie mehr von dem natürlichen Glanze darbieten und schön sind, obgleich sie alleinstehend schwach und dunkel erscheinen würden. Darum scheinen auch oft Gemälde, die ganz und gar aus anscheinend matten und nicht brillanten Farben zusammengesetzt sind, mit glänzenden, lebhaften Farben gemalt zu sein, wie auch wiederum die lebhaftesten mittelmäßig scheinen, wenn sie auf gewisse Art und Weise vertheilt sind. Die Maler aller Zeiten, sagt ein berühmter Physiker, haben unbewußt dem Gesetz der Contraste gehorcht, um das Schöne hervorzubringen, und sind es daher die objectiven Bedingungen, um deretwillen wir an den Gemälden Gefallen finden. Die stärksten Contraste finden natürlich zwischen roth, orange und gelb statt, wenn die graue Zone in Rood's Experimente ein wenig dunkler ist, als die darüber gelagerte Farbe, während das Gegentheil bei grün, blau, violett und purpurroth eintritt. In allen Fällen ist der Contrast weniger stark, wenn die graue Zone ein wenig heller ist und viel dunkler als der Grund.

Digitized by Google

Man könnte auch von dem Contrast zwischen weiß, schwarz und grau einerseits und der Farbenskala anderseits sprechen, aber das würde uns zu weit führen. Die Production der Farben also, wie sie sich im Gesichtsfelde darstellen, ist die Ursache gewisser ästhetischer Empfindungen im Verhältniß zum Werthe eines jeden elementaren Gefühls. Ihre Verbindung bringt Wirkungen von Harmonie und Dissonanz hervor, wie die Verbindung der Töne, und aus natürlichen Gründen gefallen die centralen Zonen des Spectrums dem Auge weniger, als die sich den warmen Strahlen nähernden. Die Eigenthümlichkeiten der künstlerischen Technik, den wissenschaftlichen optischen und physiologischen Untersuchungen gemäß, verbinden sich innig mit den höchsten Problemen der Kunst. Der primitive Mensch, sagt ein gelehrter Schriftsteller, wie der moderne Wilde hat sich bald mit Blumen, Federn und Muscheln geschmückt. Dann hat er Edelsteine und rothe Erde gesammelt und hat sich endlich tättowirt, genug, sein Geschmack für die Farbe hatte die persönliche Verzierung zum Zweck. Die Kunst der Malerei war schon im Keime in diesen dunklen Anfängen enthalten. Daher können wir die genaue Nachahmung der Natur in einem Gemälde für eine vervollkommnete Reproduction der Natur selbst ansehen. Ein Gemälde giebt also das Hauptsächlichste des physiologischen Eindrucks wieder und gestattet uns, den Gegenstand zu betrachten, ohne das Auge durch zu lebhaft wirkende Farben zu beleidigen und zu ermüden. Das physische Vergnügen, die angenehme und nicht abspannende Erregung unserer Nerven entsprechen auch hier den Bedingungen, die für die äußere Wahrnehmung, die feinste Unterscheidung und die genaueste Beobachtung am günstigsten sind.

Was nun die Gesetze anbetrifft, welche objectiv die Aeußerung des Akustisch-Schönen oder die musikalischen Empfindungen beherrschen, so will ich mich nicht darüber verbreiten, da sie ja bekannt sind, und verweise auf die bedeutenden Werke Helmholtz' und anderer Zeitgenossen. Das System der physischen Schallwellen, der Töne, der Klangfarben, welche die Grundlage der musikalischen Aesthetik bilden, die organische und physiologische Construction des Ohres und der zartesten Nervenfibern, die die complicirtesten Thätigkeiten der mannigfaltigen Töne, Klangfarben und Noten der verschiedenen Naturkörper vermitteln, all dies sind Bedingungen, welche die objective Nothwendigkeit der ästhetischen Kundgebungen bestimmen, aus denen heraus der Künstler sich bewegt und in denen er sich in seinen Compositionen übt. In dem dem Menschen untergeordneten Thierreiche bringen viele singende Arten, weil sie von Natur Anlage zu musikalischen Tönen besaßen, die eine langwährende Gleichmäßigkeit der Lebensweise ausgebildet hat, angenehme und sympathische Accorde hervor, zu denen das Subject sich nicht durch ideale Gedanken, oder durch transcendente Systeme begeistern lassen konnte.

Digitized

Wir haben bisher den ersten Faktor der Aesthetik nachzuweisen versucht, nämlich die äußeren und objectiven Gesetze in Gemeinschaft mit dem thierischen Organismus, von welchem der Mensch selbst in dieser Beziehung ein integrirender Theil ist. Wir müssen aber noch ein anderes Faktum, eine andere Ansicht hören, die dazu beiträgt, die ästhetische Wirkung dieses ersten objectiven Faktors zu vervollständigen. Das ist die individuelle Persönlichkeit des Subjects in dem, was die Einheit der Composition in den Kunstwerken anbetrifft. Wenn der Vorwurf oder die darunter verstandene Darstellung eines Ganzen als individuell sich schon im niederen Thierreiche findet, wie ich es in einem anderen Werke bewiesen habe, um so augenscheinlicher ist es beim Menschen, und jeder weiß es. Nun hängt aber ein solcher Begriff von Individualität, von einem Ganzen, von der einigenden Kraft des Bewußtseins ab, das immer die Verschiedenartigkeit seiner Empfindungen und Ideen durch Gleichnisse, Analogien und Verbindungen zur Einheit verknüpft. Außerdem existiren in der Natur wirkliche Individuen, von den himmlischen Körpern an bis zu den zahllosen irdischen Krystallen, Pflanzen, Thieren, ja bis zur eigenen Person. Daher füge man zu dem natürlichen Antriebe und der psychischen Nothwendigkeit die Begriffe zu individualisiren jenen der durch Erfahrung gewonnenen Realität. So entsteht die Einheit, welche in den durch und durch harmonischen Kunstwerken deutlich hervortritt, aus dem objectiven Wesen der physisch-psychisch-animalen Person, aus dem Gefühl ihrer Einheit, der einheitlichen Form ihrer Begriffe und aus der Erfahrung der kosmischen Realität. Und auf diese Weise bewahrheitet sich die Berechtigung und Wirksamkeit des ersten Faktors. Seine Bedingungen, objectiv aufgefaßt, sind unveränderlich in Bezug auf die Substantialität der Gesetze, welche gerade darum beständig bleiben, weil sie einen Theil der kosmischen Immanenz der von uns abhängigen Dinge ausmachen, die aber später in besonderer Art und Weise nach Umständen von Ort und Zeit und besonders der Rassen sich verändern. Diese haben aus mannigfachen inneren und äußeren Gründen verschiedene Fähigkeiten und verschiedenen Geschmack, die in verschiedener Weise ausgeübt werden, und die künstlerisch empfinden; aber auch in solchen Veränderungen gehorchen sie und ordnen sie sich, um sich anzupassen, der objectiven Nothwendigkeit unter, oder der subjectiven Fähigkeit, die auch großentheils durch das äußere Wirken der Welt selbst angeregt und entwickelt wurde.

Nachdem wir kurz das Wesen und Wirken des ersten objectiven Faktors der Aesthetik angedeutet haben, betrachten wir die andern beiden wesentlich subjectiven, die so zu sagen die physisch-psychische Persönlichkeit des Thieres und des Menschen betreffen.

Außer der allgemeinen äußeren Form und den physiologischen Vorherbestimmungen, damit sich das sogenannte Schöne in verschiedenen Ge-

staltungen der Natur oder den künstlichen Erzeugnissen der menschlichen Arbeit offenbaren kann, ist eine besondere Empfindung nöthig, die deutlich verschieden ist von allen anderen, welche von den Affecten und Passionen erregt werden. Die Empfindungen sind ein physisch-psychischer Vorgang und allgemein und beständig im ganzen Thierreiche; darum erscheinen sie uns in jeder Handlung des letzteren, in allen Spezies selbst bis zur niedrigsten und hängen nicht absolut von dem freien Willen des Thieres ab; sie sind nicht durchaus nothwendig und bilden in fundamentaler Weise dessen sensitive Kraft. Daher, wenn die Empfindung ein psychischer Vorgang ist, durch den die spezielle Offenbarung des Schönen stattfinden kann, so ist auch dieser Faktor uns von der Natur verliehen und unabhängig von dem Willen des Thieres oder des Künstlers. Mit künstlichen und dem freien menschlichen Willen zugehörigen Werken kann man Empfindungen des Schönen erregen, ebenso wie die vielen anderen des individuellen und socialen Lebens erregt und bestimmt werden, aber die Fähigkeit zu solchen Affecten und Gefühlen ist den Thieren und den Menschen immanent, ursprünglich und gleichen Wesens. Daß die Thiere Empfindungen von Affecten und Passionen, nach dem jeder Spezies eigenthümlichen Wesen, haben, ist ein jetzt so bekanntes und wohl verbürgtes Faktum, daß Jemand mit gesundem Menschenverstande oder auch nur mittelmäßiger Intelligenz sich gewiß schämen würde, es wegzuleugnen. Die sinnliche und platonische Liebe, Zorn, Haß, Neid, Staunen, Eifersucht, Freude, Schmerz, das Vergnügen am Spiel u. s. w. sind Leidenschaften und daher correlative Empfindungen, die mehr oder weniger in allen Spezies sich zeigen. Nun muß man sehen, ob unter allen, die wir erwähnt haben, oder noch erwähnen können, diejenige bei den dem Menschen untergeordneten Thiergattungen erscheint, die sich besonders auf das Schöne in seinem einfachen und natürlichen Ursprung bezieht, und daß es nicht nur zum Nutzen oder zum Schutz des Thieres, in disinteressirter, freier, dieser Empfindung eigener Weise erscheint. Wer unparteiisch lange Zeit die Sitten, Gewohnheiten und die Vorgänge des animalischen Lebens bei vielen Gattungen, bei jeder Ordnung, bei den gewöhnlichen Hausthieren, oder den wilden Thieren beobachtet hat, kann nicht verkennen, daß wirkliche Empfindung für das Schöne sich oft unter eigenthümlichen Umständen und ganz ursprünglich enthüllt. Schon bei den höheren Thierordnungen war wohl jeder Zeuge der wirklichen Vergnügungen, denen sie sich vereint oder auch allein hingaben. Wer hat nicht zum Beispiel schon Hunde und Katzen, und nicht nur die jungen, sondern auch die schon ausgewachsenen, unter sich fröhlich scherzen sehen, zum Schein kämpfen, rennen und das in zügellosen Ansätzen? Wer weiß nicht, welcher übermüthigen Gymnastik sich die Affen und auch die Vögel überlassen? Nun kommt das Ergötzen physiologisch aus einem Uebermaß an Lebenskraft und aus nothwendigem Ausfluß der

Nerven-Kräfte, verfolgt aber bei den Thieren keinen unmittelbar nützlichen oder zum Schutze dienenden Zweck und ist in jenem Wechsel uneigennütziger und an sich angenehmer Vorgänge mit inbegriffen, wie es in höherem Sinne die ästhetischen Empfindungen sind; und lebhafte Empfindung d. h. lebhaftes Vergnügen wird nothwendigerweise eins mit diesen Belustigungen, und das Bedürfniß solcher Empfindungen regt ihre Ausübung an. Darum ist in vielen Gattungen des Thierreiches die Empfindung der Belustigung schon ein Zeichen, daß unter allen denen, welche von Passionen hervorgerufen und erregt werden und die ein unmittelbares Object wirklichen Nutzens haben, auch andere hervorgerufen werden können, die sich normal von jenen unterscheiden und die Möglichkeit und erste Stufe der zartesten und innigsten Empfindungen darbieten, die von äußeren, ästhetisch empfundenen Formen veranlaßt werden.

Sehen wir jetzt zu, ob solche Empfindungen wirklich stattfinden und ob die niederen Thiere von den einfachen Empfindungen der Belustigung, des Vergnügens zu denen des Schönen gelangen. In Betreff constructiver Formen, obschon sie, wie wir bemerkten, fähig sind, bewundernswerthe auszuführen, würde man schlecht beweisen können, ob die Thiere daraus irgend welche ästhetische Empfindung empfangen, außer jenen, die für ihre Nützlichkeit unvermeidlich sind und die sich gewiß nicht von den Constructionen trennen lassen. Die Zufriedenheit mit ihrer Arbeit, die zum Zweck hat, einen Zufluchtsort, ein Magazin, eine Vertheidigung, Reproduktion zu schaffen, kann man unmöglich leugnen, und die Intensität ihrer Arbeit, die Schnelligkeit und Eile, von denen sie bewegt werden, offenbaren uns ganz klar diese Empfindung. Eine schwache Spur, daß wenigstens in einigen Spezies die architektonischen Formen ästhetische Empfindungen erwecken, haben wir in den Laubennestern der drei Arten der Chlamideren und verwandter Arten, die nur zum Liebesgenuß aufgebaut werden und nicht zu Nestern; so auch in den Nestern gewisser Kolibriarten, die mit verschiedenen Farben anmuthig geschmückt sind. Es giebt auch einen Sumpfvogel, dessen großes Nest ein Brutzimmer, ein Empfangszimmer, ein Eßzimmer und eins zum Wachen enthält. In diesen Erscheinungen kann man eine gewisse ästhetische Empfindung in Bezug auf ästhetische Formen nicht leugnen und daher auch die Möglichkeit, daß bei anderen Arten, bei denen die Empfindung sich unserer Beobachtung entzieht, sich dieselbe ähnlich äußert. Auf jeden Fall ist diese Empfindung bei einigen Spezies vorhanden und genügt für unsere Untersuchung.

Aber am auffallendsten offenbart sich uns die ästhetische Empfindung bei den höheren Thierklassen in der Vertheilung und Lebhaftigkeit der Farben und der Töne. Schon Bert bewies in seinen schönen Experimenten über die Wirkung, welche die farbigen Strahlen auf untergeordnete

Thiere ausüben, daß das ganze Spectrum von den Daphniden wahrgenommen wird. Denn wenn diese in dem ganzen Umfange des Spectrums bestimmte Linien aufsuchten und sich darin versammelten, ist dies nicht ein leises Zeichen ihrer Wahl in Bezug auf jene und daher auch von der Möglichkeit einer gewissen correlativen Empfindung? Bei den Insecten, z. B. den Homopteren (Gleichflüglern), bei denen musikalische Fähigkeiten, die nur die Männchen besitzen, die Empfindung andeuten, welche die Weibchen fühlen sollen, und ähnlich bei den Orthopteren (Geradflüglern); ähnlich der Unterschied der Farben bei den Nevropteren (Netzflüglern) und den Hymenopteren (Hautflüglern); vielleicht dienen die dicken Fühler außer den Farben als Verzierung bei den Coleopteren (Käfern). Auch darf man nicht das Liebeswerben der Schmetterlinge unter den Lepidopteren (Staubflüglern) vergessen, bei denen die Farben der Männchen oft glänzender sind und umgekehrt. Bei den Raupen leuchten auch verschiedene Farben. Bei den Fischen finden sich gleichfalls lebhafte Farben und die zur Zierde dienenden Anhängsel der Männchen, die oft nur in der Zeit der Befruchtung an ihnen erscheinen; auch sehen wir viele Anzeichen für die Möglichkeit der ästhetischen Empfindung für verschiedene Farben bei den Amphibien und Reptilien. Bei den Vögeln aber tritt die Evidenz der ästhetischen Empfindung für verschiedene Farben und Töne am stärksten hervor in ihren Geberden und verliebten Tänzen. Die lebhafte Schönheit der Federn beim Männchen, die Lieder, die es zur Zeit der Liebe, der Paarungszeit, in nächster Nähe des Weibchens ertönen läßt, sein Herumstolziren um dasselbe, indem es die ganze Pracht seines Gefieders entfaltet, all dies sind Thatsachen, die zur Genüge beweisen, daß in ihnen eine ästhetische Empfindung erscheint, jenes angenehme und indefinirbare Vergnügen, welches sich im Sinne für das Schöne gefällt. Ich unterlasse es hier, zahllose Beispiele, genug um Bände damit zu füllen, anzuführen. Wer weiß zum Beispiel nicht, daß vielleicht manche Spinnenarten äußerst empfänglich für Melodien sind. Reclam, Babigot, Hartmann und Buchner haben viele einschlägliche Beweise gesammelt. Professor Reclam sah in einem Concertsale in Leipzig, wie eine Spinne sich ganz langsam von der Decke, den Kronleuchter entlang, herabließ in dem Augenblick, als ein Violinsolo ertönte, aber schleunigst wieder hinaufstieg, als das volle Orchester bei der Symphonie einfiel.

Auf diese Weise äußert sich die Empfindung, welche eine Bedingung zum Begriff des Schönen ist, in vielen Thierspezies und ist eine innere Fähigkeit des Thieres selbst, wenn günstige physisch-psychische Umstände sie möglich machten; beim Menschen entsteht sie zuerst auch durch dieselben inneren organischen Gesetze wie beim Thiere. Dies ist der zweite Faktor der Aesthetik, nothwendig zur Erscheinung und Verwirklichung der Kunstwelt. Auch durch diesen Faktor, was wohl wichtig

Digitized

zu merken ist, ist der Mensch in seiner Fähigkeit, alle Künste auszuüben, nicht schöpferisch, noch geht er darüber hinaus, wenn er sich aus eigener Kraft von der thierischen Welt unterscheidet, sondern bewegt sich seinem angeborenen Wesen und seiner Constitution gemäß, die er mit den anderen Thieren gemein hat. Daher entstehen die ersten constructiven, ursprünglich nothwendigen Formen, welche später die ästhetische Kunstfertigkeit bilden, aus kosmisch-mechanischen Gesetzen und aus den wechselseitigen Einflüssen und der Thätigkeit der Kräfte, wie auch anderseits die Empfindungen durch die natürlichen Gesetze der Farben und des Schalles in dem ganzen Bereich der Optik und Akustik erregt werden und eine entsprechende Coordination in der physisch-psychischen Constitution unseres Organismus haben. Wenn wir nun die beiden zur Erscheinung des Schönen nothwendigen Faktoren, die Form und die Empfindung, die eine objectiv, die andere subjectiv, die wir bisher verfolgt, nach ihren allgemeinen und ursprünglichen Bedingungen betrachtet haben, so erkennen wir sie als kosmische und organische Phänomene und Vorgänge, unabhängig von jeder thierischen und menschlichen Willkür. Denn wenn auch diese Empfindungen entstanden, sich entwickelten, sich langsam vervollkommneten und ursprünglich aus anderen hervorgingen, die allmählig zu anderen Zwecken sich verwenden ließen, so beweist dies noch nicht, daß sie, indem sie sich entwickelten, nicht den früheren kosmischen Gesetzen und der physiologischen Nothwendigkeit der Organismen coordinirt waren. Das ist wahr, und die ernste, furchtlose und entschlossene Forschung bestätigt es.

Aber wenn wir kaum die Grenzen der beiden Faktoren, durch welche der Mensch sich nicht radikal von den anderen höheren Thierspezies unterscheidet, überschreiten, so eröffnet sich uns eine neue, prächtige, ästhetische Welt, welche in roher Weise in der prähistorischen Zeit ihren Anfang nimmt und sich ausdehnt und verbreitet durch die Geschichte aller gesitteten Völker und besonders in den eminent ästhetischen, arisch-semitischen Rassen, in dem verschieden gestalteten ungeheuren Reich der Künste. Die Architektur, Skulptur, Malerei, Musik, Dichtkunst erfreuen in ihren wunderbaren Formen und verschiedenen Gestaltungen Auge und Ohr und erheben Gemüth und Geist des Menschen. Sie lassen uns die Tempel, Paläste und Städte harmonisch, anmuthig und erhaben erscheinen, strahlend in jedem einzelnen Theile, sie passen sich allen Klassen, jedem Werkzeug von besonderer oder allgemeiner Nützlichkeit, jedem täglichen Gebrauche und Geräthe an, beleben aus sich heraus die menschliche Gesellschaft und verwandeln die ursprüngliche Nothwendigkeit und Bequemlichkeit fast in angeborene Schönheit der Form. Denkt nur ein wenig nach über die wunderbare Anzahl von Monumenten jeder Art, die unter verschiedenen Himmelsstrichen und auf der ganzen Erde sich erhoben und erbaut wurden, an die Menge von Reliefs, von Statuen, Zieraten, die die vergangenen Jahr-

hunderte und das gegenwärtige verschönten und noch verschönern; an die Gemälde, die unsere Gemüther bewegten und noch bewegen; an die musikalischen Gedanken, die von den ersten Weisen an bis zu den staunenswerthen Melodien und Harmonien unserer Zeit ganze Generationen entzückten; an die Gedichte, die Dramen, die Lyrik, die unter tausend Formen die Herzen und den Verstand erhoben und begeisterten; denkt an diese Welt von menschlichen ästhetischen Schöpfungen und correlativen Empfindungen und ihr werdet schnell genug die Kluft ermessen können, die in dieser Hinsicht den Menschen vom Thiere trennt. Und merkt wohl, daß beim Menschen die Produktion und Kunstfertigkeit der Form einzig und allein zur Befriedigung der ästhetischen Empfindungen gehandhabt wurden; nicht wie die untergeordneten Thiere fühlt er sie nur als Nothwendigkeit, wenn diese Formen zufällig erscheinen, sondern mit wohlüberlegtem Verständniß ruft er sie hervor. Nun wohl, zu dieser ganzen herrlichen Wirkung, zu dieser unmittelbaren Schöpfung des Schönen und was den Sinn dazu erregt, muß ein tiefer adäquater Grund sein, und nöthig ist es, ihn zu suchen; dies wird der dritte Faktor der Aesthetik sein, der im engern Sinne des Wortes die menschliche Kunstwelt bildet.

Nehmen wir ein Beispiel; in diesem werden wir in schlagendster Weise nicht nur den Grund und die Ursache der Verschiedenheit zwischen der thierischen und menschlichen Aesthetik haben, sondern es wird uns anderseits klar darthun, was der Mensch wirklich in den Künsten geschaffen hat und das, was er nothwendigerweise den allgemeinen konstanten Gesetzen der mechanischen und physiologischen Welt verdankt. Sei es der Bau eines Tempels, und schließen wir jetzt noch die Ursachen, welche die allmählige Vervollkommnung der Baukunst herbeiführten, aus; denn auch für diese werden wir die Erklärungen in dem Grunde für die Verschiedenheit der thierischen und menschlichen Aesthetik finden.

Im Tempelbau hat der Künstler, außer der Brauchbarkeit des Gebäudes für seinen praktischen Zweck, mit bewußter Ueberlegung und Willen die Schönheit der Form hauptsächlich vor Augen, wie er sie zufolge einer großen Menge von historischen Gründen fühlt, und mit Wärme erfaßt er die Aufgabe, daß es im Ganzen und in seinen Theilen eine Empfindung, oder hier besser ein ästhetisches Gefühl nicht nur im Allgemeinen hervorrufe, sondern, was weit wichtiger ist, auch in Bezug auf den religiösen Ideengang, durch welchen das Gebäude errichtet wurde, und er erreicht sie. Welches ist nun in einem solchen Werke der neue Faktor, der sich einerseits in den mechanischen Gesetzen, denen der Künstler gehorchen muß und die unvermeidlich irgend eine Form des Gebäudes vorherbestimmen, offenbart, und anderseits in der Empfindung, daß daraus der Kunst nothwendige und auch den niederen Thieren eigene Faktoren resultiren können. Füge man nun noch das hinzu, was man außer der Wirksamkeit der

Digitized by Google

natürlichen zwei Faktoren, im Stile, in den Ornamenten und den Gliedern des Gebäudes, dem Klima, der Nachahmung der lokalen Natur, der physiologischen Beanlagung der Rasse zuschreiben kann, alles Dinge, die ihn augenscheinlich in der freien Schöpfung des Werkes einschränken. Gut, das neue Faktum, das inmitten aller zwingenden Nothwendigkeit, aller Vorherbestimmungen und Einschränkungen, unter denen der Künstler sich befindet, sich zeigt, ist die freie Wahl der Größenverhältnisse, der Anordnung, der Lage, aller der nebensächlichen Ornamente, mit denen er das Gebäude errichtet und verschönert, das ist die sorgfältige Ueberlegung mit sich und die bewußt vorhergehende Prüfung der Wahl der einzigen Tempelform, die sich ihm unter den vielen möglichen darbietet; denn das ist ganz besonders das Ziel, daß der Tempel das Gefühl des Schönen in dem Beschauer wachrufe und errege. Dies alles gehört nun ausschließlich der menschlichen Kunst an, und es würde lächerlich sein, wollte man es in seiner Auffassung und *vollen* Anwendung in der thierischen suchen. Wenn daher, wie wir dargethan haben, der Mensch beim Bau eines Tempels den mechanischen und physiologischen Gesetzen gehorcht und in sich schon den animalischen Vorgang, die ästhetische Empfindung, findet, so befreit er sich doch von diesen und erhebt sich über die durch die freie Wahl zwischen den möglichen verwandten Formen und den ästhetischen Zweck, den er *vorher gewollt*. Denn wenn auch in einigen Arten, wie erklärt wurde, ein Schimmer von zu ästhetischen Zwecken errichteten Gebäuden erscheint, so sind diese doch so selten und so unförmlich, daß sie in keiner Weise mit den verschiedenartigen, unzähligen und großartigen des Menschen wetteifern können, sie beweisen nur, wie ein Echo aus vergangenen Zeiten, daß der Mensch sich aus dem früheren Thierreiche entwickelte. Aber nicht genug: bei der Menschheit und ihren tüchtigsten historischen Rassen finden sich auch noch andere Künste, die, ausschließlich dem Menschen zu eigen, in diesem ästhetische Gefühle hervorrufen, wie die Bildhauerkunst, Malerei, Instrumentalmusik und Dichtkunst. Es ist wahr, und ich gebe es gern zu, daß in diesen erstaunenswerthen menschlichen Schöpfungen die mechanischen, physischen und physisch-psychischen Gesetze, wie auch die entsprechenden Empfindungen nothwendige Faktoren bleiben; aber das ist unumstößlich sicher, daß der Mensch sich in ihnen so hoch durch die *Wahl* der Formen und der Auffassung erhebt, daß er sich dadurch von alledem, was der artistisch-animalischen Thätigkeit angehört, unterscheidet. Kein Thier hat *mit Ueberlegung* eine Bildhauerarbeit verfertigt, keins hat gemalt, keins hat je musikalische Instrumente gebraucht, keins hat gedichtet, keins je freiwillig und bewußt ein *Wort* ausgesprochen. Daher füge ich zu dem neuen Vorgange, welcher uns in der Baukunst erscheint, jene wunderbareren hinzu, die mit dem ersten Faktor verschmolzen, uns den dritten ästhetischen enthüllen, den *ausschließlichen*

Digitized by

Schöpfer der eigentlichen menschlichen Kunst, das ist, wenn wir von allem technischen, zu jeder Kunst nothwendigen Verfahren abstrahiren, die Wahl — und theilweise auch die Erfindung der Formen, unter den möglichen und gegebenen. Damit haben wir erklärt, welche und wieviele Faktoren der Aesthetik, wissenschaftlich betrachtet, es giebt, nämlich: die objective und physiologische Nothwendigkeit, die Empfindung und die freiwillige und wohlüberlegte Erfindung.

Von diesen Faktoren handeln und sind die beiden ersten gänzlich unabhängig von der menschlichen Wahl und werden großentheils im Thierreiche, von dem der Mensch ein integrirendes Glied ist, ausgeübt; der dritte ist dem Menschen allein zu eigen und bildet auch wirklich erst die Kunst des Schönen oder Aesthetik. Aber welches war der Grund, die Ursache, die den Menschen in ununterbrochener Evolution von der Nothwendigkeit der beiden ersten Faktoren zum dritten erhob, und durch welche Kraft that er sich so glänzend in der Kunstwelt hervor? Ein solcher Grund mußte machtvoll sein und zu dem außerordentlichen Werth der Wirkung im Verhältniß stehen, und wir würden wahrlich die Entstehung der menschlichen Aesthetik, obgleich wir das Wesen und Wirken des dritten Faktors erklärt haben, nicht ohne diesen Grund verstehen. So sehr wir nun auch so zu sagen die Fähigkeiten und die Wirksamkeit der beiden ersten, auch den niederen Thieren eigenen Faktoren durch unendlich sorgsame Aufeinanderfolge, sogar mit den hervorragendsten Ausnahmen nach der einfachen Evolutionstheorie erweitern, ausdehnen können, so werden wir sie doch nicht für so fähig halten, die großartigen Werke der menschlichen Künste auszuführen, als bloße lineare Verlängerung jener Thiere. Denn wenn auch die thierische Baukunst und die optischen und akustischen Empfindungen wirklich stattfinden und sich vervollkommnen und vervollkommnet haben, so blieben sie doch immer in den Grenzen, welche der Thätigkeit und der Fähigkeit der Gattung zugemessen waren, und erhoben sich nie zu dem wohlüberlegten Plane, die Werke immer und zu dem einzigen Zweck der ästhetischen Empfindung hervorzubringen; überdies, und das ist noch wichtiger, ist es nie vorgekommen, daß Thiere, selbst höhere und mit dazu geeigneten inneren und äußeren Organen, es unternommen hätten zu meißeln, selbst nicht einmal in der unförmlichsten Weise, zu malen oder musikalische Instrumente zu verfertigen. In dem Prozeß der Formen-Vervollkommnung der Dinge, welcher die Basis der universalen Evolution ist und die auch theilweise regressiv sein kann, genügt darum die homogene Ausdehnung und Verlängerung der ursprünglichen Fähigkeiten nicht, sondern es ist nöthig, daß sich innere Vorgänge vollziehen (d. h. wenn die Dinge festbestimmte äußere und innere Bedingungen aufweisen), die dann eine weitere und neue Vervollkommnung zur Folge haben und neue Phänomene entweder in der anorganischen oder organischen Welt,

Digitized by Google

wie ich in einem andern Werke bewiesen habe. Und nach meiner Lehre war es gewiß ein innerer Vorgang und nicht eine einfache Combination, welcher die erste lebende organische Zelle, die sich aus den früheren möglichen anorganischen Bedingungen entwickelte, bestimmte. Zwar producirte die synthetische Chemie auf künstliche Weise durch Combination einige organische Produkte, doch nie die lebende und zeugungsfähige Zelle. Ein innerer Vorgang war jener, der das bewußte Empfindungsvermögen des ersten Tones bestimmte; ein Vorgang endlich derjenige, der, indem er das Thier verdoppelte, das menschliche reflektive Bewußtsein bestimmte. Nach welchen universalen Gesetzen sich aber die inneren Vorgänge in der Energie der Dinge vollziehen und was die Dinge kosmisch an sich sind, ist uns bis jetzt noch nicht gegeben zu wissen; aber daß sie sind und sich vollziehen, scheint mir ein unleugbares Faktum. Von dem reflektiven Vorgang, welcher das Thier mittels gewisser Bedingungen im Gehirn in den Menschen verwandelt, haben wir vollkommen Kenntniß, insofern das Phänomen des Denkens uns ganz geläufig ist, das man beobachten kann, wie es sich auf sich selbst zurückbeugt und die beobachteten Dinge wieder denkt. Auf diese Weise verstehe ich wenigstens die Lehre von der Evolution und wie ich sie immer seit langen Jahren in meinen Werken und in öffentlichen Vorlesungen verstanden habe. So das Thier, welches ein implicites Gefühl von sich und den Dingen hat, ruft das menschliche Wesen in uns hervor, wenn ein solches Gefühl auf sich selbst reagirt, und entsteht daraus die vorher überlegte und gewollte Aufmerksamkeit, welche die Schöpferin der Wissenschaft ist. Die inneren kosmischen Vorgänge, die organischen Knoten der universalen Evolutionen, sind nicht unterbrochen und scheiden die Dinge, aber sie zeichnen sie durch eine gewisse Energie der Natur aus. Obgleich der Mensch vernünftig ist, ist er doch nicht von dem Thiere getrennt, sondern unterscheidet sich von diesen nur durch den innern Vorgang der Reflexion, der gewiß vorbereitet wird durch die spontane Entwickelung der Combinationen der Welt-Elemente.

In diesem reflexiven menschlichen Vorgange, durch den der Mensch sich total von den Thieren unterscheidet, wurzelt die wunderbare Wirkung des dritten Faktors oder der erfinderischen Kraft. Und in der That, wenn im Thierreiche aus der objectiven und physiologischen Nothwendigkeit der Formen die angenehme entsprechende Empfindung entspringt, kann der Mensch in Folge dieses reflexiven Vorgangs seine Aufmerksamkeit auf jedes Faktum, jede innère und äußere Erscheinung richten, nach Belieben über die in seinem Geiste, in seinem Gedächtniß lebenden und sich bewegenden Bilder verfügen, kann aus diesen Bildern und Formen, die ihn angenehm erregen, nach seinem Gefallen verschiedene Phantasmen zusammensetzen, sie auseinanderreißen, verändern und mit seiner reichen Er-

Digitized by

fahrung, der correlativen Erziehung des Geschmacks, die sich stillschweigend durch die Wahl vollzieht, kann er sie wählen, vervollkommnen und in der Weise äußerlich darstellen, wie sie am besten die entsprechenden ästhetischen Gefühle erregen. Da der Mensch Herr über seine Bildung und Schöpfer der Formen für seine Ideen ist — was das Wesen der Phantasie ist — vervielfältigt er die Ursachen der Empfindungen in's Unendliche, und aus der realen Welt, aus der auch sein ästhetisches Gefühl hervorquillt, bildet er sich ein Ideal, das mit jener wetteifert und sie zuweilen durch Glanz, Fülle, Harmonie und hohe Schönheit besiegt. Aber nicht durch die Nachahmung, die durch den reflexiven Vorgang ermöglicht wird, ist er nur Verfertiger von Bildhauerwerken, von Gemälden, musikalischen Instrumenten, sondern auch von ästhetischen Schöpfungen in der mächtigen Kunst des Wortes, das ja nur eine Wirkung der inneren Verdoppelung ist. Durch das Wesen dieses dritten ästhetischen Faktors, also in Bezug auf die Schöpfung des einfachen Thierischen im Menschen, wird durch den integralen Vorgang die psychische Thätigkeit verdoppelt, wird die menschliche Kunst, wie ich an einer andern Stelle gesagt habe, die Kunst der Kunst, das heißt, daß der Mensch auf die Produkte der animalischen Kunst freiwillig und nach freier Wahl einwirken und Form, Anordnung und Zweck derselben verändern kann.

Wenn man nun in induktiver Weise untersuchen will, welches der Ursprung der ästhetischen, menschlichen Empfindung ist, inwiefern diese der Trieb zur progressiven Vervollkommnung der Künste ist, so kann man nach genauer Analyse der Vorgänge nur sagen, daß sie auch aus den Verbindungen von Ideen und Empfindungen herstammte, die sich zurückstrahlend auf die ersten Constructionen und die physiologische, optische und akustische Befriedigung beziehen. Wir haben bereits die Thatsachen und Gesetze angedeutet, warum jene im Allgemeinen ein Gefühl der Befriedigung hervorriefen und ihrerseits ästhetische Typen anregten. Aber dies konnte nicht genügen, das spezielle Wesen jener Empfindung zu bestimmen und sie zur Vervollkommnung jener Typen anzutreiben. Andere Gründe treten hinzu. Wenn man mit der Zeit die rohen und primitiven Wohnungen, Tempel, Fora, Gräber und die mannigfaltigen Erzeugnisse der nutzenbringenden Künste als schön empfand oder schön wollte, so muß man, um die Gründe hiervon zu finden, zu dem Zeitalter zurückkehren, in dem diese ästhetisch bedeutungslos waren; und daß es wirklich eine solche Epoche gegeben hat, beweisen uns die Logik und die Ethnographie. Nun liegt es aber in der eigentlichen Natur des Menschen und vieler Thierspezies, daß er nicht nur für Kinder, die Gefährtin, die Genossen und Thiere Zuneigung fühlt, sondern auch für bestimmte natürliche Gegenstände. Wir Alle wissen, wie theuer uns zuweilen der Ort, wo wir geboren wurden, die Zimmer, die wir bewohnten, selbst die von uns be-

Digitized by Google

nutzten Gegenstände sind, und wie sehr wir sie verschönern möchten, wenn es uns gestattet wäre. Eine solche Zuneigung wurde erzeugt — und bei den vollkommeneren historischen Menschen in noch höherem Grade — bei den Urmenschen zu ihrer Hütte, ihrem armseligen Hausgeräthe, Waffen und Werkzeugen; außer der natürlichen Empfindung eines zu befriedigenden Bedürfnisses fingen sie auch an, zu denselben eine undefinirbare Zuneigung zu empfinden, um der lieben Mitbewohner und des langen Gebrauchs willen. Und auch dies war ein erster Schritt zu der ästhetischen Empfindung, die sich besonders in jenen architektonischen Formen und Gegenständen offenbarte und denen sie ein Trieb zur Vervollkommnung wurde. Und ein anderer Schritt, eine solche Empfindung zu verstärken und in der Vervollkommnung der Künste Fortschritte zu machen, war dieser: Der Mensch in Folge seines ihm angeborenen thierischen Wesens gefällt sich darin, das, was er liebt, zu liebkosen, zu schmücken und sich selbst gewiß zuerst, wie Jeder weiß und alle Tage sieht, und Jeder anderseits war schon Zeuge der Liebkosungen, Zärtlichkeiten und der Verzierungen, mit denen die Kinder ihre Puppen und Spielzeuge umgeben und umkleiden.

Wenigstens weiß wohl Jeder, wie man auch jetzt noch an uralten, fortgeerbten Gebräuchen festhält, Tempel, Heiligenbilder, Gräber, Wege bei den Volksfesten sorgfältig mit auserwählten Gegenständen und Blumen zu schmücken und wie man geliebten und verehrten Personen Blumen, Edelsteine u. s. w. schenkt. Alles Gebräuche, die uns die Geschichte als primitive erkennen läßt und die noch heute bei den wilden Völkern in Ehren gehalten werden. Die barbarischen Völker Europas der Rennthierperiode häuften in ihren Höhlen alle Arten glänzender und eigenartiger Dinge zusammen, und auch anderswo finden wir aus der prähistorischen Zeit Ueberreste von wirklichen Ornamenten. Die Entstehung dieses Triebes muß man auch außer in der Nachahmung der Natur in den Liebkosungen und primitiven Sorgen suchen, welche die Eltern an ihre Kinder verschwendeten, wie es auch jetzt noch unter den Thieren stattfindet, die auf jede Art und Weise versuchen, ihre Jungen zu bedecken, sie vor Kälte, Hitze, vor den Unbilden der Witterung, den Insekten und Gefahren zu schützen. Sogar unter den Feuerländern, den barbarischsten, auf der tiefsten Stufe der Kultur stehenden Wilden, sind die Zuneigung und Zärtlichkeit gegen die Kinder oft bewundernswürdig. Solche zarte Sorge bei den höheren Rassen war, außer der Nützlichkeit, später die Quelle für die Ausschmückung der kleinen und größeren Kinder; denn die Eltern, wie wir gesehen haben, physiologisch von der Lebhaftigkeit der Farben in der Natur und bei den Thieren angetrieben, breiteten diese über ihre Kinder aus — woraus das Tättowiren entstand — wie es auch die Chlamideren in ihren Lauben und die Kolibris mit ihren Nestern machen. Daraus

entstand der natürliche Wunsch und das Bedürfniß, in der ganzen eigenen Wohnung die Verzierung anzubringen, die in der Folge die Vervollkommnung der Baukunst herbeiführte. Wenn diese mannigfaltigen Empfindungen und Affekte und die Wirkung der verschiedenen Associationen auf einer auf das Haus bezüglichen Empfindung sich gründen, so wird man klar und deutlich genug die Entstehung der sich bethätigenden Empfindung des Schönen in dieser Hinsicht wahrnehmen können. Bei den alten Ariern, wie auch in anderen Sprachen bezeichnen einige Ausdrücke für Haus, Wohnung zugleich die Idee von Wunsch, fröhlicher Ruhe, wie die für kleines Kind auch Wunsch, Affect, Freude, Verbindung bedeuten. Außer den Vedas, der Bibel, den ältesten ägyptischen und chinesischen Schriften, in denen das Gefühl für das Haus und die Familie in so lebhaften Farben gemalt sind, denke man nur an die Iliade, die Klagen der Hekuba bei der Abreise Hektor's und den wunderbaren Abschied Hektor's selbst von Andromache und dem Sohne; und aus der Odyssee an das Jammern von Telemach's Amme, als Jener sich zur Reise rüstet, und endlich an das Wiedererkennen des Odysseus durch Penelope an der enthüllten geheimen Construction des Ehebettes, eine äußerst feine Beobachtung des Dichters und ein kostbarer geschichtlicher Beweis für die Innigkeit und Tiefe des Heimathsgefühls; ferner finden wir auch in derselben Odyssee, wie Ulysses die eigene Wohnung nach der Niederlage der Freier säubert, ein Gebrauch zwar des Alterthums, aber doch auch in den modernen Zeiten und nicht allein unter den civilisirteren Landleuten verbreitet.

Es scheint mir nun, daß man nach dem, was ich im Fluge angedeutet habe, wohl wahrnehmen kann, wie sehr die correlativen Empfindungen für die Häuslichkeit, die eigenen Triebe und die der ursprünglichen Nachahmung dazu beitrugen, die ästhetische Vervollkommnung der architektonischen Formen und der Gebrauchsgegenstände besonders in den Wohnungen der Häuptlinge oder in den Palästen anzuregen. Das, was von diesen gesagt wurde, wiederholt sich für den Tempel, in dessen Formen abergläubische Empfindung und ein roher, ursprünglicher Symbolismus unverkennbar sind, wiederholt sich für die Gräber, in denen sich die innige und leidenschaftliche Erinnerung an die geliebten oder verehrten Dahingeschiedenen ausdrückt, für die öffentlichen Versammlungsorte, in denen lebhafte Kämpfe, Triumphe u. s. w. stattfanden.

Es ist zweifellos, daß, während zu Anfang solch ein ästhetisches Gefühl allmählig sich bildete und erzogen wurde, die verschiedenen Empfindungen darin gemischt ruhten, damit verschmolzen waren, aber in der Folge fing dieses Gefühl an, sich allmählig besser zu unterscheiden, abzutrennen, durch das Gesetz der Spezifizirung, welches für alle Naturerscheinungen gilt, veranlaßt und durch die Vervollkommnung der Kunst-

Digitized by Google

werke, die von diesem Complex von Empfindungen und Associationen hervorgerufen worden war; und da man die verschiedenen Quellen, aus denen dies Gefühl entstanden war und sich zusammensetzte, nicht mehr wahrnahm, so empfand man nur die letzte Wirkung davon, und man hatte das ganze spezielle Gefühl des Schönen in Bezug auf die Werke der menschlichen Arbeit. Und dem Schönen der Natur selbst finden wir außer den physischen und physiologischen, bereits erklärten Ursachen viele verwandte und moralische Associationen beigemischt, die es verstärken und wirkungsvoll bestimmen; denn ohne daß wir es gewahr werden, tanzen, so zu sagen, und nisten sich antike, mythische und religiöse Empfindungen und fröhliche oder traurige Erinnerungen eines jeden in die natürlichen Scenen, die uns optisch und akustisch bewegen, ein. Wahrlich, bescheidene, unbedeutende Anfänge für jene großartigen, wunderbaren Resultate! Ein zartes schwankendes Morgengrauen für den prachtvollen Mittag, zu dem die Menschen in den Kunstwerken sich erhoben. Aber auch die Wissenschaft, die unser auserlesenster Ruhm ist, hatte ihre unsichere und bescheidene Dämmerung. Wie die vorsorgliche Natur es vorherbestimmte, so mußte der Mensch in Allem langsam, mühsam, durch unendliche Wahrnehmungen und durch vielfache, oft auch bescheidene und weit entfernte Ursachen angeregt, zu jener intellectuellen Höhe emporsteigen, die um so leuchtender, um so schöner sein wird, je mehr er sich einer adäquaten, beständigen Moralität des Lebens befleißigen wird, zu der ihn sein edles Schicksal bestimmt.

Tito Vignoli.
(Mailand.)

Digitized by Google

Die alte Religion Zoroasters.

[Nachdruck verboten.] [Uebersetzungsrecht vorbehalten.]

Der Grundzug der Religion Zoroasters ist der Glaube an den Kampf zweier Principien: das Princip des Guten und das Princip des Bösen. Dieser Kampf findet nicht etwa in himmlischen und höheren Regionen, sondern vielmehr im Weltall selbst, in der Luft, auf der Erde, in der Tiefe der Gewässer statt. Diese, Dualismus genannte, philosophische Auffassung stimmt ganz überein mit dem Widerstreben, welches man empfindet, wenn man den Ursprung alles Uebels und aller Plagen dieser Welt einer oder mehreren wohlwollenden und wohlthätigen Gottheiten zuschreibt.

Es handelt sich hier nicht um den philosophischen und moralischen Werth dieser Auffassung; wir wollen nur erklären, wie einfach und leicht begreifbar dieselbe ist. Der „Zoroastrismus" ist eigentlich die Darlegung dieses Kampfes zwischen den guten und den bösen Gottheiten. Die Schriftsteller des Alterthums haben diese religiöse Lehre in ihrer ganzen Einfachheit begriffen, und erst von den modernen Autoren und Auslegern rührt die Idee her, die beiden entgegengesetzten Principien, deren Kampf die ganze Welt erfüllt, einem höheren Princip (die Zeit ohne Grenzen) zu unterwerfen.

In dem, was Plutarch, Diogenes Laërtes und andere alte Autoren über die eranische Religion berichten, wird diese vermeintliche höhere und einzige Macht mit keinem Worte erwähnt. Man spricht einfach von einem Urheber alles Guten und einem Urheber alles Bösen. Der erstere ist das Princip des Wissens und des Lichts, der andere das Princip der Unwissenheit und der Finsterniß; beide verlieren sich übrigens in einer endlosen Vergangenheit und verdanken ihren Ursprung nicht etwa irgend einer Urmacht.

Forschen wir in der Tradition des Mittelalters, so finden wir auch bei den orientalischen Schriftstellern Nichts, was diese Theorie unserer Zeitgenossen, nach welcher der Dualismus nicht der Grundzug der zoroastrischen Religion gewesen sein soll, rechtfertigen könnte. Nirgends in der

Digitized by Google

bedeutenden Literatur aus der Epoche der Sassaniden-Könige und aus der nächstfolgenden Zeit ist von einem höheren Princip die Rede; nirgends findet man einen Text, welcher vermuthen ließe, daß eine monotheistisch-religiöse Lehre den dualistischen Glaubenssätzen des Avesta vorhergegangen wäre. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Glaube an ein erstes und einziges Princip zu denjenigen Dingen gehörte, die unmöglich mit Stillschweigen übergangen werden konnten. Nun aber wird er hier gar nicht erwähnt, und man spricht immer nur von zwei entgegengesetzten Principien, welche gleichzeitig von jeher vorhanden waren. Uebrigens konnten die Ausleger des Mittelalters diesen Begriff von einem ursprünglichen Monotheismus nicht aus den alten Schriften des Avesta herleiten, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er darin vollständig fehlt.

Wenn man nur einen kleinen Theil der alten Bücher des Zoroastrismus besäße, so wäre es vielleicht möglich zu vermuthen, daß gerade diejenigen Schriften, welche den Glauben an ein erstes und einziges Princip behandeln, verloren gegangen sein könnten. Aber das ist keineswegs der Fall. Es läßt sich freilich nicht in Abrede stellen, daß ein großer Theil der alten eranischen Religionsbücher vernichtet worden ist, denn die Tradition, und zwar die zuverlässigste, stellt dies außer Zweifel. Wir kennen sogar die Namen der Bücher, welche uns nicht überliefert wurden; wir wissen, daß viele werthvolle Schriftstücke zur Zeit der Eroberungen Alexanders, andere unter der Herrschaft der Arsakiden und noch andere während der arabischen Eroberung vernichtet worden sind. Gleichwohl ist, was wir jetzt noch besitzen, mehr als hinreichend, um daraus die religiöse Lehre des Zoroastrismus nicht nur im Allgemeinen, sondern auch vielleicht in ihren Einzelnheiten mit Bestimmtheit zu erkennen.

Zunächst besitzen wir das sehr wichtige Buch des Vendidad, das zugleich Weltentstehungslehre und Purifications-Codex ist. Es besteht aus einer Art Colloquium zwischen Zoroaster und Ormuzd, dem Princip des Guten. Letzterer offenbart dem Propheten „das gute mazdâyaçnische Gesetz". Sodann haben wir ein zweites Buch, das Buch des Vispered, hauptsächlich liturgischen Inhalts, ferner das Yaçna oder das Buch des Opfers voller Huldigungen und Anrufungen wohlwollender Gottheiten. Unter der Benennung „Klein-Avesta" (Khorda Avesta) versteht man eine ziemlich bedeutende Sammlung von Gebeten und Lobgesängen auf eine große Anzahl Gottheiten. Dies Alles bildet eine Sammlung, die freilich nicht vollständig ist, aber sicher alle Hauptbegriffe des Zoroastrismus enthält.

Der größte Theil dieser alten Texte ist gegen Ende des XIII. Jahrhunderts von Anquetil-Duperron nach Frankreich gebracht worden. Er hatte sie selbst übersetzt nach den Angaben eines persischen Priesters, der übrigens so wenig wie nichts von der alten Zend-Sprache verstand und seinem Schüler nur eine sehr abgeschwächte Ueberlieferung mittheilen konnte.

Digitized by Google

Eine wissenschaftliche Auslegung der alten Bücher des Zoroastrismus blieb Eugène Burnouf vorbehalten. Als Ausgangspunkt nahm Burnouf „die Ueberlieferung der Parsen selbst, aus einer älteren Quelle geschöpft, als die Erklärung der Lehre Anquetils“. In der Folge unternahm er eine genaue Analyse des Zend-Textes, indem er die Zend-Sprache mit den ihr mehr oder weniger verwandten Idiomen, zum Beispiel mit dem Sanskrit verglich. Keine Methode konnte ergiebiger sein als diese. Auch Friedrich Spiegel hat sie in seinen zahlreichen Schriften über den Zoroastrismus, in seiner Uebersetzung des Avesta und in seiner „Eranischen Alterthumskunde“ befolgt.

Ueber die verschiedenen Bezeichnungen: Avesta, Zend u. s. w. sind hier einige erklärende Worte nöthig. Unter dem Namen Avesta, der nichts Anderes bedeutet als „Gesetz“, ist die Sammlung der heiligen Texte zu verstehen, die man gewöhnlich dem Zoroaster zuschreibt. Sie sind in einer Sprache verfaßt, welche der von den Achämeniden-Königen gesprochenen persischen Sprache sehr nahe verwandt ist. Die Zend-Sprache — so wird dieses Idiom genannt — wurde in einer mehr östlichen Gegend als das eigentliche Persien, höchst wahrscheinlich in Baktrien, gesprochen, daher der Name baktrische Sprache, wie man die Sprache der alten Texte des Avesta oft nennt. Diese Bezeichnung ist eine geographische, die als durchaus gerechtfertigt angesehen werden kann. Den Ausdruck „Zend“ betreffend, so ist derselbe nur im weiteren Sinne, aber ganz und gar fälschlich, auf das Idiom der alten Texte angewendet worden. Sein eigentlicher Sinn ist nichts Anderes als „Commentar“. Im Grunde genommen ist, was „Zend“ heißen müßte, die Gesammtheit der Commentare des alten Textes, die im Mittelalter in huzvareschr Sprache entstanden. Letztere war ein mit semitischen Elementen vermischtes eranisches Idiom, das zur Zeit der Sassaniden-Könige, das heißt, vom dritten bis zum siebenten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung gesprochen wurde. Sie war besonders im westlichen Bezirke von Sewâd gebräuchlich. In diese Sprache wurden die alten baktrischen Texte, welche das Volk nicht mehr verstehen konnte, übersetzt, und man fügte mehr oder weniger umfangreiche Commentare hinzu. Die huzvaresche Literatur enthält übrigens nicht nur diese werthvolle Uebersetzung, sondern sie hat uns auch mehr oder weniger originale Bücher hinterlassen, wie zum Beispiel das „Bundehèche“, ein sehr wichtiges Werk kosmogonischen Inhalts. Aber nicht alle uns überlieferten Schriften des Zoroastrismus sind in huzvareschr Sprache (die man auch „pehlvi“ nennt) verfaßt; es giebt auch solche in „Parsi“ (oder Pazend), eine Sprache, die gleichzeitig mit der ersten gesprochen wurde, diese jedoch um mehrere Jahrhunderte überlebte und sich der jetzigen persischen Sprache merklich nähert.

Mit Hülfe dieser Ueberlieferung des Mittelalters, sowie auch der

Digitized by Google

neueren, allerdings weniger zuverlässigen Tradition der zeitgenössischen Parsen hat Eugène Burnouf und nach ihm Friedrich Spiegel die Auslegung des Aveſta begründet.

Wir haben übrigens auch anderwärts der Auslegung des Aveſta nachgeforſcht und unparteiiſch die verſchiedene Art derſelben einer Prüfung unterzogen. Zuerſt die Ueberlieferungs-Methode von Eugène Burnouf und Spiegel, ſodann die Auslegung Roth's, welche ſich auf die Vergleichung der alten Texte des Sanskrit ſtützt, ferner die von Haug empfohlene etymologiſche Methode und endlich die Auslegung der modernen Schriftſteller, an welche Dr. Martin Haug in der zweiten Phaſe ſeiner Studien des Aveſta ſich vollſtändig anlehnte.*)

Wir wollen nun unſere Vorliebe für die Auslegungs-Methode, welche ſich im Princip auf die alte Ueberlieferung begründet, keineswegs verhehlen. Außer der Erklärung des Textes durch den Zuſammenhang ſelbſt ſtützt ſich dieſe Methode auf die Werke des Mittelalters, hauptſächlich auf die zur Zeit der Saſſaniden gemachte Ueberſetzung in huzvareſcher Sprache und auf eine Sanskrit-Ueberſetzung des Buches Yaçna durch den Parſen Neriosengh (nach dem huzvareſchen Texte) im XIV. oder XV. Jahrhundert. Man hat nicht mit Unrecht verſucht, die verſchiedenen Methoden zu vereinigen**); aber es hält jedenfalls ſchwer, das größte Anrecht auf Richtigkeit und Genauigkeit nicht denjenigen Urkunden zuzuerkennen, welche ſich dem Texte ſelbſt, um deſſen Erklärung es ſich handelt, am meiſten nähern.

Unterſuchen wir nun, was man unter Dualismus, dem Kampf zweier Principien, welcher das Weltall als Schauplatz und den treuen Mazdéen als Zuſchauer hatte, verſtand. Die beiden Principien ſind im Zoroaſtrismus beſonders durch Ormuzd und Ahriman perſonificirt. Der erſtere, Ormuzd — in der Zend-Sprache Ahura mazda — iſt, wie ſein Name es bezeichnet, der allwiſſende Gott; er iſt auch der heilige Geiſt; ihm verdankt man „die gute reine Schöpfung“. Das Princip des Böſen, Ahriman, heißt in der Zend-Sprache: Anra mainyu, der böſe Geiſt; er iſt der directe Gegner des guten Geiſtes und der Schöpfer der böſen und ſchädlichen Weſen.

Die Tradition der Parſen des Mittelalters ergänzt, was dem Aveſta bezüglich der Schöpfung der Welt durch die beiden Principien, Ormuzd und Ahriman, fehlt. Sie lehrt uns klar und deutlich, daß die Macht der beiden Gottheiten urſprünglich ganz die gleiche iſt, und enthält keine einzige Anſpielung auf das vermeintliche erſte Princip, „die Zeit ohne Grenzen“, welches, wie ſchon geſagt, eine alte monotheiſtiſche Idee verkörpert

*) L'Avesta. Zoroastre et le Mazdéisme. Paris 1880.

**) James Darmsteter. The Zend-Avesta. Part. I. The Vendidâd. Oxford, 1880.

Digitized

haben sollte. Weit entfernt, ihren Ursprung irgend einem anderen vorhergehenden Princip zu verdanken, existirten Ormuzd und Ahriman gleichzeitig von Ewigkeit her; eifersüchtig auf einander, war jeder von ihnen nur darauf bedacht, seinen unversöhnlichen Gegner zu vernichten, um das Gute oder das Böse für immer zur Herrschaft zu bringen. Ormuzd hat indeß gegen seinen Feind einen bedeutenden Vortheil voraus. Da er von Natur allwissend ist und alle Dinge mit seinem natürlichen und geistigen Lichte durchdringt, so richtet er seine eigenen Handlungen nach dem ein, was er von der Zukunft weiß. Ahriman ist hier entschieden im Nachtheil; er ist vollständig unwissend und in seiner eigenen Finsterniß versunken.

Aus dieser Fähigkeit Ormuzd's wollte man nun schließen, daß er eine ältere und ausgedehntere Macht, einen Vorrang vor Ahriman, besäße. Das aber wäre ein großer Irrthum. Wir haben hier zwei organisch verschiedene Wesen vor uns, von denen jedes für sich den Vortheil seiner Tugenden genießt und den Nachtheil seiner Fehler empfindet. Es ist nun klar, daß das vollkommene Wissen über die vollständige Unwissenheit siegen wird, daß die Finsterniß dem Lichte weichen muß; aber es ist von Anfang an ein loyaler Kampf zwischen zwei unabhängigen Principien.

Kraft seiner Allwissenheit, d. h. seiner Vorsehung, bringt Ormuzd seinen Feind Ahriman zum Abschluß eines langen Waffenstillstandes, während dessen er, als Princip des Guten, seine Kräfte und seine Truppen organisirt. Er sah also voraus, daß der Sieg zweifelhaft sein konnte, wenn er angriffe, ohne alle Vortheile zu benutzen, die ihm seine eigenen Fähigkeiten boten. Ahriman willigte zu seinem Unglück in diesen ersten Waffenstillstand ein, welcher, wie die Parsen behaupten, neuntausend Jahre dauerte.

Die Schöpfung war schon begonnen. Ormuzd und Ahriman hatten ihre himmlischen Heere geschaffen. In den Schriften über Zoroaster finden wir in der That, daß die wohlthuenden oder schädlichen Geschöpfe sich in himmlische, unsichtbare Wesen, in Genien und in irdische, faßbare, von dem Leben dieser Welt beseelte Wesen scheiden. Die intellectuellen und himmlischen Kräfte waren mithin schon geschaffen und zum Kampf bereit; die Einen bildeten das Heer Ormuzd's, die Andern dasjenige Ahriman's. Der Waffenstillstand wurde nun von beiden Theilen zu einer neuen Schöpfung, und zwar zu derjenigen der irdischen Wesen, benutzt.

Ahriman wurde von den Seinigen angetrieben, sich aus einer Unthätigkeit, die er über die Maßen verlängerte, emporzuraffen; seine Dämonen spornten ihn an, sich, ohne länger zu zögern, auf die neuen Geschöpfe des guten Geistes loszustürzen. Ahriman befolgte diesen Rath zu spät und verlor durch seine Unwissenheit eine kostbare Zeit.

Endlich greift er an. Aber Ormuzd hat den heiligen Propheten

erschaffen, welcher dem Bösen Trotz bieten wird. Der reine Zoroaster ist erschienen, und alle Angriffe der Armee des Bösen gegen ihn werden scheitern. Seine Waffen, seine Vertheidigungsmittel sind die Recitation des heiligen Textes, den Ormuzd ihm offenbart hat und welchen er, Zoroaster, der Menschheit mittheilt. Das Hersagen des heiligen Textes (des manthra çpenta) befreit von allem Uebel und Elend.

Ein Kapitel des Vendidad schildert diesen Kampf Zoroasters mit den bösen Geistern. Letztere stürzen sich, von Ahriman angetrieben, aus den Regionen des Nordens auf den heiligen Propheten. Die Dämonen, sagt Zoroaster, suchen mich zu vernichten, und er geht ihnen tapfer entgegen. Ich werde deine bösen Geschöpfe erschlagen, sagt er zu Ormuzd. — Erschlage sie nicht, Zoroaster, sondern entsage vielmehr dem mazdeennischen Gesetz und du wirst ein vollkommenes Glück erlangen. — Nein, ich werde dem heiligen Gesetze nicht entsagen. — Aber mit welchen Waffen wirst du meine Geschöpfe vernichten? — Durch das heilige Opfer und das Beten des heiligen Textes; das sind meine vollkommenen Waffen. — Und mittelst der wirksamsten Gebete schlägt Zoroaster das Heer des Bösen in die Flucht.

Ueber den Tod des Propheten existiren nur unbestimmte Angaben; bald läßt ihn die Tradition ganz einfach und natürlich im Alter von siebenundsiebzig Jahren sterben, bald, durch das himmlische Feuer getroffen, verschwinden; aber jedenfalls hat sein Widerstand der Macht des Bösen einen schrecklichen Schlag versetzt, der entscheidend sein muß. Nichtsdestoweniger dauert der Kampf fort, denn die dämonischen Mächte sind noch nicht vernichtet.

Drei andere Propheten gehen im Laufe der Zeit aus dem Samen Zoroasters hervor. Der Dritte, Çaosyôs, wird mit Hülfe von dreißig Personen, fünfzehn Männern und fünfzehn Weibern, die vollkommen tugendhaft gelebt haben, ein höchstes Opfer darbringen und die Auferstehung der Todten herbeiführen. Dann werden alle Auferstandenen das gute und heilige Gesetz von Ormuzd annehmen und dieser einen entscheidenden Sieg über Ahriman davontragen. Alle bösen Genien sind vernichtet. Ahriman und die Schlange allein überleben, aber die letztere wird bald in glühendem Erz verbrannt werden, ihr Heer sich in die höllischen Flammen stürzen und so die Welt von seiner Gegenwart und seinen Angriffen für immer befreien.

Die vollkommene Reinheit wird endgültig herrschen.

* * *

Wir wollen den Ausdruck mazdeennische Reinheit, vollkommene Reinheit, etwas näher betrachten. Das Zendwort heißt asha. Nach einigen Schriftstellern müßte man unter dieser Bezeichnung das, was wir Welt-

ordnung zu nennen pflegen, verstehen. Aber es scheint doch passender, das Wort asha in seiner ersten und einfachen Bedeutung zu nehmen, denn es handelt sich um die aus der vollkommenen Erfüllung der zoroastrischen Gebote sich ergebende Reinheit. Es ist eine Art Gnadenstand, welchen die Verehrung und Ausübung der religiösen Pflichten zur Folge hat. Wie in dem oben citirten Werke gesagt, liegt hier eine Verschmelzung der beiden Auffassungen von weltlicher und von religiöser Moral vor, und die Parsen des Mittelalters sowie übrigens auch die der modernen Zeiten vereinigen, ihren religiösen Ideen getreu, logischer Weise den Begriff des moralisch Guten, d. h. der Reinheit, mit dem Begriff der Weltordnung.*)

Die Uebersetzung des in Rede stehenden Wortes durch „Weltordnung" deckt zwar den Textausdruck nicht genau, aber sie entspricht doch dem Sinne desselben.

Wie dem auch sei, so steht fest, daß der gute Kampf des Princips des Lichts und der Allwissenheit den Triumph des mazdeennischen Gesetzes bezweckt. Um diesen entscheidenden Triumph zu erreichen, sind die wohlthätigen Genien und die Welt selbst geschaffen worden. Die Schöpfung der Welt ist ein Mittel zum Kampf, und die Erde nicht, wie man vielleicht annimmt, der vorherbestimmte Mittelpunkt, um deswillen die schreckliche Schlacht geliefert wird. Der zwischen Ormuzd und Ahriman, als den verkörperten Principien des Guten und des Bösen, entbrannte Kampf hat eine höhere Ursache.

Beide Principien haben zahlreiche Helfer. Ormuzd zur Seite steht zunächst Mithra**), welcher zugleich der Gott des geschaffenen Lichtes und der Gott der Redlichkeit ist. Er präsidirt dem ersten Theil des Tages und ist den Feldern wohlgesinnt; die Zukunft wird aus ihm einen Gott der Sonne machen. Die heiligen Texte des eranischen Mittelalters bezeichnen ihn als ein Mitglied des höchsten Gerichts, welches beim Tode die Seelen der Menschen richtet. Seine außerordentliche Wachsamkeit läßt keinen Augenblick nach; er ist unaufhörlich darauf bedacht, zu sehen, wie die Verträge vollzogen werden; er bestraft den Betrüger und den Verräther. Çraosha ist ihm eng verbunden. Auch er gehört dem höchsten Gerichte an und verfolgt gleichfalls unversöhnlich den Meineidigen. Er war es, der zuerst die heiligen Gesänge ertönen ließ, und man wiederholt immer wieder, daß das heilige Wort selbst sein Leib sei. Der dritte Gott des Gerichts ist Rashnu, der Rasn der mittelalterlichen Tradition, welcher über alle Länder der Erde wacht und der Schrecken der Uebelthäter

*) Aveſta, Zoroaſter und der Mazdeismus, Seite 375.

**) Windiſchmann, Mithra. Ein Beitrag zur Mythengeſchichte des Orients, 1857

ist. Der Gott des Sieges ist Veretraghna, später Vahram, der heutige Behram; er ist der verkörperte Sieg.

Andere Sieges-Gottheiten sind noch die Ameshas çpentas, „die heiligen Unsterblichen“: der gute Gedanke, die vollkommene Reinheit, die heilige Weisheit u. s. w. Jeden Augenblick werden sie im Avesta angerufen und ihre Thätigkeit ist beständig. Die Gruppe der Yazatas ist eine größere; es giebt himmlische und irdische. Sie bilden die Gesammtheit der wohlthätigen und wohlwollenden Wesen, welchen die Menschen Verehrung zu zollen haben.

Es ist wohl kaum nöthig, daran zu erinnern, daß in der Religion Zoroasters das Feuer eine wichtige Rolle spielt. Der Mazdeismus ist oft die Religion des Feuers genannt worden. Sein Name ist Atar. Er dient als Vermittler zwischen Ormuzd und den Gläubigen, welche ihn beständig erhalten und mit Holz und Weihrauch versehen müssen. Da, wo er stets gut gepflegt wird, bringt er den himmlischen Segen und Wohlthaten aller Art: Reichthum, Nachkommenschaft, Friede, Glück.

Die Sonne wird unter dem Namen Hvar (unsterblich, glanzvoll, von schnellfüßigen Pferden gezogen) angebetet; sie hat eine reinigende Kraft und repräsentirt am imponirendsten die gute und lichtvolle Natur. Auch der Mond hat Theil an den Huldigungen des Mazdéen, denn er läßt die Pflanzen wachsen und spendet den Reichthum. Tystria ist der Hauptstern, er kämpft gegen den Dämon der Dürre und besiegt nach einem wüthenden und an Wechsel reichen Kampf endlich seinen fürchterlichen Gegner. Der Regen ist entfesselt und strömt herab, um die Erde zu befruchten. Der Zoroastrismus verehrt noch den unendlichen Glanz und die glanzvolle Majestät*), welche den eranischen Gegenden angehört und eine Art göttlichen Attributes ist.

Eine große Rolle spielen die Gottheiten der Gewässer. Da ist zuerst Ap, das Wasser selbst, das nicht allein als mehr oder weniger persönlicher Genius, sondern auch als vollkommen materielles Element angebetet wird; in Wirklichkeit ist es die Feuchtigkeit in allen ihren Erscheinungsformen, die man hier verehrt. Apâm napat ist das Enkelkind der Gewässer; Windischmann sieht hier eine Bezeichnung der im Wasser liegenden Befruchtungskraft und Spiegel: „die Feuchtigkeit der Gewässer“.**) Die Hauptthätigkeit des Apâm napat besteht darin, die befruchtenden Gewässer auf der Erde zu vertheilen, nachdem Tystria den Dämon, der sie gefangen hielt, besiegt hat. Eine noch wichtigere Rolle spielt die weibliche Gottheit Anâhita als reinigende Gottheit: sie reinigt den Samen der

*) Spiegel, die Lehre von der Majestät im Avesta. (In: Beiträge zur vergleich. Sprachforschung, S. 385.)

**) Commentar über das Avesta II. 57.

Digitized by Google

Männer und die Gebärmutter der Frauen; sie verschafft diesen letzteren die gewünschte Schwangerschaft und eine glückliche Entbindung. Man stellt sie dar als ein schönes junges Mädchen, herrlich geschmückt, mit einem prächtigen Biberfell bekleidet und in der Hand das Bündel von kleinen Zweigen haltend, das bei der heiligen Opferung dienen soll. Die höchste Fruchtbarkeit spendend, ist sie eigentlich das irdische Wasser, welches seine Quelle auf den Höhen hat, wo die Wolken versammelt sind, und auf die Erde in tausenden und abertausenden von Flüssen herabströmt.

Nicht minder verehrt ist der Wind, bald unter dem Namen Wâta, bald unter dem von Râman. Man betet auch den Himmel (Açman), den unendlichen Raum (Thwâsha), der das ganze System der Weltordnung*) umfaßt, und die Erde, welche der treue Mazdéen unaufhörlich bebauen soll, an. Haoma, der Hôm des Mittelalters**), ist eine irdische Pflanze, deren Saft während der Ceremonie des heiligen Opfers ausgepreßt wird; aber diese Pflanze stellt eine himmlische Gottheit vor. Haoma identificirt sich mit dem heiligen Opfer selbst, und in dieser Eigenschaft empfängt er die Huldigungen der Frommen. Gleiche Ehre gebührt auch dem Gesetz, dem guten mazdeennischen Gesetz (Daêna), der guten Reinheit (Ashi vanuhi), dem heiligen Wort (Manthra çpenta), welch' letzteres das hülfreichste aller Wesen, der Arzt par excellence ist. "Wenn mehrere Aerzte zusammen wirken — heißt es an einer Stelle im Aveſta — Wundärzte, Aerzte, die mit Pflanzen heilen, so ist der Beste von ihnen allein derjenige, welcher den heiligen Text anwendet." Der heilige Text ist die Seele von Ormuzd selbst, aber er darf nicht aller Welt offenbart werden; so bestimmen es wenigstens die neueren Schriften des Aveſta.

Unter den anderen wohlthätigen Gottheiten sind als sehr wichtige noch hervorzuheben: die Fravashis, welche, wie Burnouf sagt: „le type divin de chacun des êtres doués d'intelligence, son idée dans la pensée d'Ormuzd" sind. Hier haben wir eine geistige Gestalt des Wesens, unabhängig von seinem materiellen Leben und diesem vorangehend***); dieses Urbild überlebt das Wesen selbst. Citiren wir noch, ohne dabei auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, die unerschaffene Zeit (Zrvânem akerenem).

Diese Aufzählung ist zwar keineswegs vollständig, aber man ersieht daraus zur Genüge, daß das Heer Ormuzd's aus fürchterlichen Truppen besteht und daß er nichts dem Zufall überlassen hat, um den Kampf gegen Ahriman zu beginnen.

Die Gottheiten, welche Ahriman umgeben, sind nicht weniger zahl-

*) Spiegel, Revue de Linguistique; IV, 20.

**) Windischmann, Ueber den Somacultus der Arier; 1847.

***) J. Darmsteter, op. cit.

Digitized by Google

reich, obgleich das Aveſta uns hier eine weniger große Anzahl Namen überliefert als bei den wohlthätigen Göttern. Eine Benennung, die ſogleich auffällt, iſt der Ausdruck Daêvas, welcher Dämonen bedeutet (die Devs des Mittelalters) und wohl die Geſammtheit des Heeres des Böſen bezeichnet; Ahriman iſt der Daêva der Daêvas, der Dämon der Dämonen, der Dämon-par-excellence. Unter den Devs ſind einige ganz und gar unſichtbar und bewohnen die Luftregionen, andere irdiſche Dämonen. Es giebt männliche und weibliche. Durch Gebet und Recitation des heiligen Textes ſchlägt der fromme Mazdéen ihre Angriffe zurück. Wir haben ſchon weiter oben geſehen, daß der heilige Zoroaſter durch dieſe ſiegreiche Waffe über ſeine Feinde triumphirt hat.

Das Aveſta citirt eine große Anzahl von Dämonen, wie Aêshma, als Genius des Zornes und der Rache, ſowie als beſonderen Gegner von Mithra und Çraoſha, dann Apaoſha, als ſpeciellen Feind Tyſtria's und Dämon der Trockenheit, welcher die Geſtalt eines ſchwarzen Pferdes annimmt und ſich der Vertheilung der befruchtenden Gewäſſer widerſetzt. Die „heiligen Unſterblichen", die „Ameshas çpentas", von denen wir ſchon weiter oben geſprochen, haben auch jeder einen ſpeciellen Gegner. Die Drujes ſind weibliche Gottheiten, inſonderheit Betrügerinnen und Verführerinnen; die eine, Naçu, iſt der Dämon der Unreinheit, der ſich im Moment des Todes auf den Körper ſtürzt. Eine wichtige Rolle ſpielen die Pairikas (Peris); ſie greifen ſtets an und fliegen zwiſchen Himmel und Erde. Gegen ihre Angriffe wird gewöhnlich Anâhita, die Göttin der befruchtenden Gewäſſer, ſowie Tyſtria und Mithra angerufen. Die mit den Peris eng verbundenen Yâtus ſind Zauberer männlichen Geſchlechts, ihre Namen wiederholen ſich in den Verwünſchungen des treuen Mazdéen fortwährend. Nennen wir noch die Çâtars, die Kavis, die Karapans; wir könnten dieſe Aufzählung noch weiter ausdehnen, aber es würde ohne Intereſſe ſein. Man erſieht aus dem Vorhergehenden, daß das Heer des unreinen Ahriman aus zahlreichen und furchtbaren Schaaren beſteht, und man begreift, mit welcher Energie und Macht es ſich auf die gute und reine Schöpfung ſtürzen konnte.

* * *

Die mazdéenniſche Religion pflegt zugleich die Ausübung der Purification und das heilige Opfer.

Darüber einige Worte:

Die Schriftſteller des Alterthums, Herodot, Xenophon, Strabo, Arrian, Appian, Pauſanias und Andere reden ausdrücklich von Opfern, welche die alten Perſer ihren Gottheiten darbrachten. Alles, was ſie darüber berichten, ſtimmt vollſtändig überein mit dem, was uns das Aveſta lehrt. Die Frommen bringen ſelbſt das Brod, das Fleiſch, die

Pflanze „haomä“, deren Saft ausgepreßt wird. Das Fleisch, und zwar Rindfleisch, frisches Ochsen- oder Kuhfleisch, wird auf das Brod (draoma) gelegt. Im Mittelalter wurde das Fleisch durch Milch ersetzt. Für die Ceremonien des Opfers sind verschiedene Werkzeuge nöthig, z. B. der Mörser, in welchem der Saft der heiligen Pflanze vermittelst eines Stampfers ausgepreßt wird, und die Schalen, welche diesen Saft aufzunehmen haben. Dazu kommt noch ein Bündel von kleinen Zweigen (bareçman, der moderne barçum, barsom). Diese nach bestimmten Regeln geschnittenen Zweige hält der Priester in der Hand. Letzterer trägt vor dem Munde ein leinenes Tuch (das paitidâna, das penôm), welches den Zweck hat, das Feuer des Altars vor seinem Athem zu bewahren. Die Ceremonie beginnt mit langen Gebeten und zahlreichen Anrufungen dieser und jener Gottheiten des mazdéennischen Pantheon. Der dienstthuende Priester ist von seinen Akolyten umgeben, von denen der eine den Mörser zu beaufsichtigen, der andere das Feuer zu unterhalten und ein dritter das Weihwasser zu bringen hat ꝛc. Der Priester ruft sie, ruft alle Gläubigen, die Mazdéennisten jedes Standes und Ranges, die Männer und Frauen. Die Anrufungen beginnen von Neuem, und man preist nun besonders die wunderbare Haoma: Ich lobe den aus deinem Stengel gepreßten Saft! Ich lobe die Wolken und das Wasser, welche dich auf dem Gipfel der Berge gedeihen lassen; ich lobe die Berge, wo du wächst, die fruchtbare Erde, welche dich ernährt. Du bist eine Quelle der Reinheit, dein Wachsthum sei vollkommen! Du wächst, wenn man dich verehrt, und der Mensch, der dich verehrt, ist siegreich. Die geringste Auspressung des Haoma-Saftes vernichtet tausend Dämonen. Gieb mir deine Kräfte, um Sieg zu erringen. Ich will dein treuer Sänger sein. Preis der Haoma, welche das Herz des Armen so edel macht wie dasjenige des Reichsten. Aus dem silbernen Kelch gieße ich dich in den goldenen Kelch; ich verschütte nicht einen einzigen Tropfen deines kostbaren Saftes. Für dich sind diese Lob- und Preisgesänge, an dich gerichtet diese siegreichen Gebete, welche die Feinde vernichten! Der dienstthuende Priester opfert den Göttern die Gaben des heiligen Opfers, kostet sie und ladet dann die Gläubigen zum Mahle ein. Der mazdéennische Priester ist medischer Herkunft, er ist der Magier, welcher aus dem Morgenlande in die eranischen Länder gekommen war. Die Magier bildeten eine Art levitischen Wanderstamm und seine Mitglieder ließen sich nieder, wo ihnen das Leben am leichtesten erschien und wo ihre priesterlichen Functionen am besten honorirt wurden. Dem Anschein nach war der Priesterstand ausschließlich Familien medischer Herkunft vorbehalten.

Nirgends im Aveſta ist von Tempeln die Rede. Wir lesen darin nur, daß der Feueraltar sich an einem passenden Orte befinden soll. Der König Darius rühmt sich in einer Inschrift, die durch die Magier Gau-

Digitized by Google

mâta zerstörten Tempel wieder hergestellt zu haben. Der letztere hatte sie also niedergerissen. Dies bezieht sich jedoch auf die Tempel des alten Kultus, welchen der Mazdéismus verdrängt hatte. Später wurde es Brauch, um die Feueraltäre eine Art Schutz herzurichten; indessen blieben sie nur unbedeutende Gebäude und wurden niemals eigentliche Tempel.

* * *

Wenden wir uns endlich den Ceremonien der Reinigung zu.

Die erste und einfachste besteht im Hersagen eines bestimmten Gebets, das Derjenige, welcher irgend eine Verunreinigung zu sühnen hat, sprechen muß. Indem er dieses Gebet spricht, wäscht sich der Büßende nach und nach die Hände, den Vorderarm, das Gesicht und die Füße mit Wasser.

Für gröbere Vergehen muß man complicirtere Uebungen durchmachen. In solchen Fällen wird die Reinigung nicht mit einfachem Wasser, sondern mit Kuh-Urin (gaomaêza, später gômèz) vorgenommen. Ist die Schuld eine sehr schwere, so dauert die Reinigung neun Nächte. Man wählt einen von allen bewohnten Gegenden und betretenen Wegen entlegenen, unfruchtbaren, wüsten Ort und gräbt in einer bestimmten Ordnung in den Boden eine gewisse Anzahl Löcher, von Furchen umgeben, für welche ebenfalls eine besondere Vorschrift existirt. Sodann tritt der Büßende, welcher gereinigt werden soll, der Reihe nach an jedes Loch, und wird dort von dem Priester mit Kuh-Urin besprengt. Diese Flüssigkeit befindet sich in einem Metallgefäß, welches an einem Stocke besonderer Art befestigt ist. Der Büßende reibt sich mit Erde, wäscht sich mit Wasser und lebt in Zurückgezogenheit, bevor er sich wieder zu den Seinigen begiebt.

Was nun die Ursachen der Verunreinigung betrifft, so sind dieselben zahlreich. Eine der bedeutendsten ist die Berührung eines Leichnams; das Avesta behandelt diesen Gegenstand ausführlich. Die für das Leichenbegängniß verordneten Ceremonien sind sehr umständlich. Der Leichnam wird zuerst an einem ganz trockenen Ort, Kata genannt, aufbewahrt. Von dort holen ihn Träger und bringen ihn bei trockenem und hellem Wetter ganz entkleidet an einen Ort, genannt dakhma, der von einer drei bis vier Meter hohen Mauer umgeben ist. Hier läßt man ihn nun, damit ihn die wilden Thiere fressen. Die Träger reinigen sich mit Kuh-Urin oder mit dem Urin der Verwandten des Gestorbenen; dann läßt man, um den Weg, welchen der Leichnam passirte, zu reinigen, darauf einen Hund, in diesem oder jenem Zustande gewählt, laufen. Ist ein dakhma ausgeputzt, so wird es nach einer gewissen Zeit dem Erdboden gleichgemacht und dem gewöhnlichen Gebrauch zurückgegeben.

Die Reinigung ist ferner geboten, wenn ein Weib ein todtes Kind geboren hat. Ein solches Weib wird an einen einsamen Ort verbannt, es hält sich dort so und so viel Zeit auf, nimmt die und die Nahrung zu

Digitized by Google

ſich, wäſcht ſich in der und der Art. Gleichfalls der Reinigung bedürftig iſt die Frau, welche ihre Periode gehabt hat. Hierfür giebt es ſehr umſtändliche Beſtimmungen, auf die wir jedoch an dieſer Stelle nicht eingehen können.

Außer den Reinigungen ſchreibt das Aveſta für Verbrechen, die es übrigens genau angiebt, andere Büßungen vor. Eine der gewöhnlichſten Sühnen iſt diejenige, welche dem Schuldigen gebietet, eine gewiſſe Anzahl von böſen Geſchöpfen Ahriman's zu vernichten, z. B. Reptilien, Fröſche und Kröten, Nagethiere, Ameiſen, ſämmtliche Thiere, die für unrein und ſchädlich gelten. Die alten Schriftſteller haben dieſer Sonderbarkeit Erwähnung gethan, u. A. Herodot an einer Stelle ſeines erſten Buches, wo er über die Religion der Perſer ſchreibt.

Dies ſind nun die allgemeinen Grundzüge der Religion Zoroaſters, welche durch ihre Secten des Mittelalters ohne Zweifel einen großen Einfluß auf andere religiöſe Lehren ausgeübt hat. Aus dem Orient gekommen, hatte die mazdéenniſche Religion lange Zeit in faſt allen Ländern geherrſcht, in denen die eraniſche Sprache geſprochen wurde. Sie machte aber während der beiden Jahrhunderte, welche der chriſtlichen Aera vorhergingen, ſowie auch während der folgenden Jahrhunderte eine Periode der Schwächung durch. Die Macht der Arſaciden wurde für ſie verderblich. Die Tradition verdunkelte und verlor ſich mehr und mehr. Sie lebte wieder auf unter den Saſſaniden, welche die alten Texte in die Volksſprache überſetzen ließen. Dieſe neue Aera führt einen offenen Kampf herbei gegen das Eindringen des Hellenismus, des Judaismus und des Chriſtenthums. Der Zoroaſtrismus erlebt ein neues goldenes Zeitalter. Um die Mitte des ſiebenten Jahrhunderts bringt ihn jedoch die islamitiſche Eroberung zu Falle und diesmal für immer. Die letzten Gläubigen müſſen in die Verbannung gehen. Sie laſſen ſich zumeiſt im nordweſtlichen Indien, in Bombay, Surate und Baroda nieder. Man ſchätzt ihre Zahl in dieſen Gegenden heutzutage auf ungefähr hundertfünfzig Tauſend.*) Diejenigen, welche jetzt noch in Perſien leben, ſind weniger zahlreich: ſechs Tauſend in Yezd, einige Hundert in Kirman und noch weniger in Teheran.

*) Spiegel, Zur neueſten Geſchichte des Parſismus (in Erân p. 371). Dosabhoy Framjee „The Parsees", Londres 1858.

Abel Hovelacque.
(Paris.)

Digitized by Google

Carla Serena.

[Nachdruck verboten.] [Uebersetzungsrecht vorbehalten.]

Nicht immer sind es nur kühne, verwegene Männer, die sich Gefahren, Mühseligkeiten und Beschwerden aussetzen, um in unbekannte Regionen und Gegenden einzudringen, die eigenthümliche Beschaffenheit des Landes zu erforschen, Sitten und Gebräuche der Völker zu studiren; die Frauen haben, wie auf manchem anderen Gebiete, auch auf diesem angefangen, den Ruhm mit den Männern zu theilen. Wie Alexandrine Timme hauptsächlich Egypten zum Gegenstand ihrer Reisen machte, so hat Carla Serena, eine Venezianerin, ganz besonders den Kaukasus durchwandert. Carla Serena ist Wittwe. Ihr Mann war einer von den vierzig Männern, die im Jahre 1849 auf der Proscriptionsliste der Republik Venedig standen. Von einer wahren Leidenschaft für das Reisen beseelt, sieht sie Alles mit dem Auge der Frau, der Künstlerin. Nirgends erscheint sie uns als Amazone, im Style der Königin von Palmyra, Ester Stanhope, sie verräth sogar Furcht, wenn sie durch einen angeschwollenen Strom reiten soll, aber doch zeigt sie sich an anderen Orten muthig, unerschrocken, ausdauernd, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen, Land und Leute in ihrem innersten Wesen zu erfassen und sie in klarer, durchsichtiger Darstellung dem Publikum in vortrefflichen Werken vorzuführen.

Carla Serena begann ihre Reisen im Jahre 1873, indem sie die Ausstellung in Wien besuchte, und die Frucht dieses Besuches waren die „Lettres d'Autriche", welche der Kaiser Franz Joseph für seine Privatbibliothek annahm. 1874 begab sie sich nach Stockholm, wo der König Oskar II. sie mit besonderer Auszeichnung empfing, ihr mit eigener Hand den Reiseplan vorzeichnete und ihr manche Empfehlungsbriefe an hochgestellte Persönlichkeiten mitgab. Diese Reise durch Schweden und Norwegen lieferte ihr den Stoff zu den „Lettres scandinaviennes", für welche die Verfasserin die goldene Medaille der Gesellschaft „Litteris et artibus" erhielt. Dann besuchte sie Rußland, die Türkei, Egypten, Palästina, Syrien, den Libanon und Griechenland. Hier wurde sie vom

Digitized by Google

König Georg herzlich empfangen und von der Gesellschaft für die Belehrung der Frauen zum Ehrenmitgliede ernannt. Die Ausbeute dieser Reise waren die „Lettres helléniques“. Darauf bereiste sie den Kaukasus, und während dieser zwei Jahre hat sie sich dort mit dem Volke, seiner Lebensweise, seinen Gewohnheiten so vollständig vertraut gemacht, daß sie ihre Eindrücke in einem großen Werke in zwölf Bänden („Le Caucase“) niedergelegen konnte. Während sie sich dort befand, brach der russisch-türkische Krieg aus, in welchem sie sich durch große Geistesgegenwart und Muth auszeichnete, so daß selbst der Kaiser Alexander II. und der Großfürst Michael ihr Glück dazu wünschten. Krankheitserscheinungen nöthigten sie, sich auf den Rath einiger Freunde nach Persien zu begeben, wo sie den Winter in Teheran zubrachte und vollständig wieder hergestellt wurde. Dann folgte sie der Küste des Kaspischen Meeres, den Ufern der Wolga und betrat das Land der Kalmücken, wo sie im Hause des Lama oder Großpriesters aufgenommen wurde und dessen Segen empfing. Von hier aus ging sie dann nach Moskau, wurde vom Czaren empfangen, setzte ihre Reise nach Wien fort und wurde von der geographischen Gesellschaft zum correspondirenden Mitgliede ernannt, ebenso wie in Paris, wo die geographische Gesellschaft ihr dieselbe Ehre erzeigte. Als sie hierauf von dem anthropologischen Kongreß nach Lissabon eingeladen wurde, folgte sie dieser Einladung und ging nach Portugal, dann nach Spanien, wo sie die bedeutendsten Städte besuchte. In Madrid wurde sie von den Majestäten empfangen und hielt vor der geographischen Gesellschaft einen Vortrag in französischer Sprache über die Sitten und Gebräuche der von ihr besuchten Länder. Spanische Journale portraitiren sie als „eine elegante, noch junge, schöne Frau, deren durchdringender Blick klaren Verstand und große Willenskraft offenbart“.

Vor Kurzem erst kehrte sie wieder aus dem Kaukasus zurück, wo sie vom 16. Oktober bis zum 16. Dezember v. J. weilte, um die Serie von 150 Photographien zu vervollständigen, mit denen die neue Ausgabe ihres großen Werkes „Le Caucase“ geschmückt werden soll.

Wir freuen uns, den Lesern unseres Blattes in den folgenden Seiten Original-Skizzen aus der Feder der berühmten Reisenden vorführen zu können.*)

*) Soeben empfangen wir die Nachricht, daß der König von Italien die Verdienste Carla Serena's mit einer goldenen Medaille lohnte, die eigens für sie geprägt, auf der einen Seite das wohlgetroffene Bild Humberts I., auf der anderen, unter dem Stern von Italien, folgende Inschrift zeigt: „A Carla Serena, Benemerita degli studii etnografici, esploratrice corraggiosa delle regioni caucasee“.

Hulda Meister.
(Leipzig.)

Digitized

Reisebilder aus Rußland.

[Nachdruck verboten.] [Uebersetzungsrecht vorbehalten.]

I.

Von Petrowosk nach Astrachan, Devet-Foot, die Wolga, die Kalmücken.

Wenn Jemand durch längere Zeit in Gegenden gelebt hat, welche, wenn auch nicht gänzlich geordnete Gewohnheiten entbehren, doch zeigen, daß das Alltagsleben zu sehr an den Naturzustand gebunden ist, um sich in Formalitäten fügen zu können, — so fühlt derselbe eine gewisse Scheu in der Idee in ein Land zurückzukehren, wo Alles durch angenommene Gewohnheiten und durch konventionelle Sitten vorgezeichnet erscheint.

Wenn unsere Civilisation verschwenderisch in Wohlthaten ist, dann muß man auch ihre Unzukömmlichkeiten dulden. Die Existenz eines Reisenden hat viele Annehmlichkeiten. Da herumirren zu können, wo seine Laune ihn hinführte, jeden Tag neue Eindrücke empfangen, Neues sehen zu können: — das sind Gefühle des Behagens, welche die Entbehrungen seines momentanen Nomadenlebens fast aufzuwiegen vermögen. —

Daraus folgt aber auch, daß dieser Reisende, wenn er in das Land, in dem er zu leben gewohnt war, zurückkehrt, Alles das wiederfinden wird, was den Reiz eines civilisirten Lebens einschließt. Hat er aber dort, wo Sitten und Ideen ihm fremd waren, längere Zeit zugebracht, so fühlt er mit einiger Beklemmung, daß er demselben entfremdet worden ist. Viele haben diese Erfahrung vielleicht gemacht, wenn sie aus Asien nach Europa zurückgekehrt sind.

Kein Land bietet die Möglichkeit, so viele verschiedene Volksstämme kennen zu lernen, als Rußland.

Wenn hier ein vulgärer Vergleich gestattet wäre, so könnte man sagen, daß dieses riesige Kaiserreich einem Teppiche gleicht, zusammengesetzt aus einer unbegrenzten Anzahl verschiedener, rautenförmig zusammenkommender Farben von verblichenem Ansehen.

Digitized by

Diese Farben würden die Rassen repräsentiren, welche Großrußland bevölkern.

Der Reisende, welcher Abends Petrowosk verlassen hat und sich da von den Einwohnern des Kaukasus umgeben sah, findet am nächsten Morgen am kaspischen Meere, dort wo sich die Wolga in dasselbe ergießt, andere Volksmengen von fremdartigen Typen, unter welchen der am meisten auffällige jener der Kalmücken-Rasse ist.

Hat man die Rhede an der Mündung der Wolga in das kaspische Meer erreicht, so bleiben die Seeschiffe daselbst, denn an dieser Grenze endet ihr Dienst und jener der Fluß-Dampfboote beginnt. Diese Stelle wird „Devet-Foot" genannt, wobei Devet im Russischen Neun, und Foot im Englischen Fuß bedeutet, eine Bezeichnung, welche die Tiefe der Rhede an dieser Stelle angiebt. — Devet-Foot ist der Central-Punkt für den Wechsel und die Ausladung der Schiffe auf die Fluß-Fahrzeuge welche die Verbindung zwischen Astrachan und dem kaspischen Meere herzustellen haben. —

In Devet-Foot herrscht in Folge dessen ein sehr reges Leben. — Eine große Anzahl von Schiffen kreuzt an dieser Stelle, indem sie ihre Ladungen aus Persien und dem Kaukasus gegen jene austauschen, welche, aus dem Innern Rußlands kommend, für jene Länder bestimmt sind. — Die Barken werden durch kleine Dampfboote bis nach Astrachan remorquirt, wo die Waaren, welche aus Persien kommen, auf dem Zollamte, jene aus dem Kaukasus auf dem Wolga-Quai abgeladen werden.

Diese Waaren werden später stromaufwärts mittelst größerer Barken transportirt, welche verschiedenen Gesellschaften gehören. Die erste auf dieser Linie, „Merkur & Kaukasus", besitzt Passagier-Fahrzeuge, Remorqueure und nach amerikanischem Systeme gebaute Schiffe, welche für den Transport von Personen und Waaren geeignet sind. — Die Gesellschaft „Wolga", welche im Jahre 1843 gegründet wurde, besitzt Remorqueure, welche für den Passagier-Dienst auf der Wolga eingerichtet sind. — Die zwischen Astrachan, Tver und Perm verkehrenden Schiffe der Gesellschaft „Samolet" befördern auf der Kama Passagiere und besonders wenig schwere Colli.

Die „Droujna-Gesellschaft" besitzt Segelschiffe auf dem kaspischen Meere für den Transport des Petroleums, zwei kleine Dampfboote, welche nach Persien fahren, mehrere Barken und Remorqueure, aber alle nur für den Waaren-Transport eingerichtet. — Die Gesellschaft „Lebed" versieht auf dem kaspischen Meere und auf der Wolga den Transport von Waaren. Die sogenannte Gesellschaft „Système Americain" befördert auf ihren großen Schiffen Reisende und Waaren bis Nischni-Nowgorod. —

Außer den Fahrzeugen der vorgenannten sechs Gesellschaften gehen

Digitized

und kommen täglich eine große Anzahl von Remorqueuren, welche Eigenthum verschiedener Rheder sind, nach Devet-Foot, beladen mit Seefischen, Petroleum, Mehl u. s. w. — Die Concurrenz zwischen den erwähnten Gesellschaften und Rhedern ist eine sehr bedeutende, und Devet-Foot repräsentirt die Uebergangs-Station zwischen Europa und Asien.

Hier passiren auch die Produkte der angrenzenden Länder, deren Ausdehnung eine enorme ist, besonders Häringe und getrocknete Fische. — In Devet-Foot sieht man mehrere Barken, auf welchen kleine Häuschen errichtet sind, in denen die Beamten der genannten Gesellschaften und jene des Zollamtes untergebracht sind. — Diese Barken bilden eine schwimmende, kleine Stadt, die oft von den Wogen des kaspischen Meeres und der Wolga hin und her getrieben wird. —

Die Ankunft der Dampfschiffe in Devet-Foot gewährt Allen, die nicht Seeleute sind, einen Moment großer Befriedigung. Das Bewußtsein, von da ab weiter fahren zu können, ohne die Qualen einer Meeresfahrt empfinden zu müssen, gewährt eine Art Versöhnung mit den Wogen. — Die Uebersiedelung auf die geräumige Barke ist angenehm, sie läßt den Lärm der Dampfmaschine verstummen und endet die durch die Meereswellen verursachte Unbequemlichkeit, — man verlebt einen Theil des Tages und eine ruhige Nacht bis zur Ankunft in Astrachan. — Die Ankunft in Devet-Foot entbehrt durchaus nicht eines gewissen Interesses, sowohl wegen der Belebtheit, welche daselbst herrscht, als durch die Neuheit des Schauspiels, welche dieser Punkt gewährt.

Die Anzahl der Fahrzeuge auf der Rhede, neben welchen sich Barken und Remorqueure befinden, eine ganze Bevölkerung von Lastträgern, von Arbeitern, welche mit dem Auf- und Abladen von unzählbaren Colli's und Waaren beschäftigt sind, die verschiedenen Typen dieser Armee von Arbeitern, — u. s. w. — bilden eine Gesammtheit, welche man selten irgendwo anders finden kann. — Hier sieht man nicht mehr das kriegerische Costum des Kaukasiers, dessen Haupt mit dem „Papach" bedeckt, seiner Physiognomie ein grimmiges Aussehen giebt, was durch die von ihm getragenen Waffen noch verstärkt wird. — Hier ist das Aussehen des Volkes ein von den genannten Bergbewohnern ganz verschiedenes.

Der größte Theil trägt hier eine lange Blouse aus weißer Leinewand und einen kegelförmig zugespitzten Filzhut von derselben Farbe, mit breiten Krämpen. — Andere tragen als Kopfbedeckung eine Mütze, welche mit schwarzem Hammelfell (in Europa Astrachan genannt) eingefaßt ist.

Es sind hauptsächlich vier Rassen, welche sich durch auffällige Verschiedenheiten unterscheiden lassen. Diese sind: die tartarische, die indotartarische, die kirgisische und kalmückische Rasse.

Die Tartaren, so zu sagen die Eingeborenen des Landes — sind

Digitized by Google

im 12. Jahrhundert unter Tshingiskhan aus China eingewandert und haben hier das Königreich Kaptshuk, zwischen Dnieſter und Emba, gegründet, welches ſie nach ihrem Idiome: Horde d'or, einer Corruption von Ord a tente, Zelt unter welchem ſie campirten, benannten. Obſchon man ſie für Abkömmlinge der mongoliſchen Raſſe hielt, ſo gleicht doch der Tartar dem Kalmücken nicht, wenn ſeine Abſtammung auch auf dieſelbe Familie zurückgeführt wird. — Die Tartaren leiten ihren Namen von einem Fluſſe der von ihnen vormals bewohnten und benachbarten Provinz der Mongolei ab. — Der größte Theil dieſer Bevölkerung ſind Landbebauer. —

Die Indo-Tartaren, weit thatkräftiger als die Vorgenannten, ſind nicht zahlreich vertreten. Zur Zeit als die Indier den Handel in Aſtrachan betrieben, verbanden ſie ſich mit tartariſchen Frauen. Hierdurch entſtanden die Indo-Tartariſchen Meſtizen, deren Typus ſich jenem der Europäer nähert.

Die Kirgiſen entſtammen den Turkomanen und bevölkern die Steppen des linken Wolga-Ufers. — Seit dem Monate Juni des Jahres 1876 bilden die Steppen der Kirgiſen einen Theil des Regierungs-Bezirkes Aſtrachan. Vor dieſer Zeit ſtanden dieſelben unter dem General-Gouverneur von Orenburg. — Die Bevölkerung der Kirgiſen beläuft ſich über 200,000 Seelen, welche auf einer Terrain-Ausdehnung von 7 Millionen Deciatinen wohnen. — Obſchon Nomaden, wie die Kalmücken, ſo gleicht ihr Charakter nicht dem der Letztgenannten. Der Kirgiſe iſt in der Bildung mehr vorgeſchritten als der Kalmücke. Lebhaft und kriegeriſch geſinnt zeigt der Kirgiſe noch da Widerſtand, wo der Kalmücke ſich unterwirft.

Die Kirgiſen haben ſich auch für feſte Wohnplätze entſchieden, denn während des Winters wohnt eine große Anzahl derſelben in kleinen Häuſern oder Hütten, welche ſie Semlanka nennen und die aus Lehm erbaut ſind. — Im Sommer wohnen ſie unter Zelten, Kibitka genannt, wie es die Kalmücken thun, und ſind ſie dann, wie dieſe, Hirten.

Die Tartaren, die Meſtizen (Indo-Tartaren) und die Kirgiſen ſind Mohamedaner der ſemitiſchen Sekte; die Kalmücken als Götzendiener ſind Lamaiten. — Sie bekennen ſich zur Religion Thibet's; ihr geiſtliches Oberhaupt iſt der Dalai-Lama, ihre Prieſter theilen ſich in vier Claſſen: Baktchi, Ghellemg, Ghetzul und Manghik. — Dieſe Namen entſprechen prieſterlichen Stellungen. — Die Lamaiten glauben an eine Seelenwanderung. — Der lamaitiſche Clerus bekennt ſich zum Cölibate.

Die Kalmücken nennen ihre Tempel Sumé oder Ghouroul (Ort des Gebets). Sumé iſt ein aus Stein und Holz konſtruirter Tempel. Ghouroul ſind Kibitkas, in welchen der Gottesdienſt abgehalten wird. — Die erſteren ſind im Winter in Benutzung, im Sommer werden die Cultus-Objekte unter Zelte gebracht.

Im Jahre 1876 belief sich die Zahl der Kalmücken im Gouvernement Astrachan auf 116,000 Seelen. — Diese Bevölkerung steht unter der Leitung des Ministeriums der Kron-Güter. Sie bewohnt einen Landstrich von 7,032,400 Deciatinen (ein Deciatin entspricht 2400 russischen Sagenen cammées). Man rechnet 2 Männer und 2 Frauen für eine Kibitka. Jedes Zelt hat jährlich eine Steuer von 7 Rubel und 14 Kopeken dem Eigenthümer des Grundstückes zu bezahlen, auf welchem es erbaut ist.

Die männliche Bevölkerung der Kalmücken ist zahlreicher als die weibliche; die Statistik beziffert das Mehr mit nahezu 12,000.*) Die Männer leben länger als die Frauen, da sie weniger arbeiten als die Letzteren. — Die bei den Arbeiten in Whataga (Etablissement für das Einsalzen) und jene in Promyssel (Etablissement für Fischfang) sterben früher, da sie der Feuchtigkeit und dem schlechten Wetter mehr ausgesetzt sind. — Von mittlerer Statur, verbrannter Hautfarbe, dunklen schiefgeschnittenen Augen, abgeplatteter Nase, vorstehenden Backenknochen, schmaler Stirne, weißen Zähnen, schönen, schwarzen Haaren, — das ist der Typus der Kalmücken, welche sich untereinander sehr ähnlich sehen.

Diese Nomaden verlassen ihre Winter-Quartiere gegen das Ende des Monats Februar oder Anfangs März, kurz nach dem Frühlingsfeste, welches sie „Tzangan-sar" (Mond im weißen Monat) nennen. Dieses Fest wird durch Spiele, Ringkämpfe und Pferderennen gefeiert, an denen auch die Frauen theilnehmen. — Ende August oder September kehren sie an ausgewählte Orte zurück, um während der schlechten Jahreszeit Futter für ihr Vieh herbeizuschaffen. — Man schätzt die Zahl ihrer Heerden, Pferde und Kameele inbegriffen, auf ungefähr 1,809,000 Stück. — In den von der Wolga weiter entfernten Steppen, wo Wasser fehlt, graben sie Brunnen, die eine Tiefe von $2^1/_2$ bis 3 Sagenen haben. — Im Winter trinken sie das geschmolzene Eis der Teiche. — In einigen von den Kalmücken bewohnten Steppen versuchte die Regierung die Anpflanzung von Obst- und anderen Bäumen. Dieser Versuch, welcher in den Jahren 1846 bis 1862 gemacht wurde, entsprach aber nicht den Erwartungen, ungeachtet eine Summe von 130,000 Rubel hierfür aufgewendet wurde. Der größte Theil der Bäume ging zu Grunde und kamen nur jene fort, die im Lande akklimatisirt waren. —

Die Kalmücken stammen aus einer Provinz der Mongolei, welche im Norden von China liegt und Sungani genannt wird. — Sungani bedeutet in der mongolischen Sprache linkes, tributpflichtiges Gestade China's. Die Provinz erhielt diesen Namen auch, weil in Kriegszeiten

*) Die hier angeführten statistischen Details sind den Nachweisungen der statistischen Gesellschaft in Astrachan entnommen.

Digitized by Google

die von da kommenden Soldaten den linken Flügel der chinesischen Armee bildeten. — Das Land bildete einen Staat, welcher sein eigenes Oberhaupt hatte. — Später (im Jahre 1760) wurde diese Provinz an China abgetreten. Am Ende des 14. Jahrhunderts bildeten drei Theile der Provinz eine Allianz unter dem Namen „Oyrat", deren Oberhäupter den Titel „Taïcha" führten. Die Beziehungen des „Oyrat" mit Rußland datiren vom Jahre 1618. Diese drei mongolischen Zweigstaaten trugen die Namen: Tcharos, Khaït und Khachot.

Die Oberhäupter dieser drei Landestheile*) hatten zu jener Zeit sich mit den Noïones (den Adeligen des Landes) entzweit und diese, welche unter sich einig waren, wendeten sich an die russische Regierung, um die Ermächtigung zu erlangen, nach Rußland auswandern zu dürfen. — Es wurde ihnen auch gestattet, sich in den Steppen des südlichen Sibiriens niederzulassen, und so wurden sie moskowitische Unterthanen. — Man sagt, daß von dieser Trennung ihrer Rasse die Kalmücken ihren Namen ableiten, da die Tartaren diejenigen, welche das Land verlassen hatten, Kalmaklik oder Kalmuck nannten, was in ihrem Idiome so viel als „Getrennte" bedeutet. — Dies die Abstammung des Namens Kalmuck oder Kalmyk, welcher jenen Mongolen gegeben wurde, welche die Steppen Rußlands bewohnten. —

In späterer Zeit sammelte einer der Taïchas (Chefs), mit Namen Ghourluk, eine zahlreiche Volksmenge (50,000 Kibitkas) an der asiatischen Grenze Rußlands, an den Ufern der Flüsse Obi, Irtisch und Tobol, um den Nachstellungen seiner eigenen Rasse zu entgehen. — Noch später rückten diese Massen weiter vor und drangen im Süden Rußlands ein, wo sie sich in den Steppen zwischen den Ufern des Ural und des Emba niederließen, und 1632 längs der Wolga und der Actonba in den angrenzenden Steppen den Lauf des Wassers verfolgten. — Die russische Regierung, obschon unzufrieden mit dieser Invasion, begriff bald, daß diese Horden als Schutz gegen etwaige weitere Einfälle der Mongolen dienen könnten und beließ sie daher in den von ihnen besetzten Länderstrichen. — Aber Rußland sah sich getäuscht, denn statt eines Schutzes gegen Andere, zerstörte diese wilde Horde selbst das Land, und die Regierung sah sich genöthigt, eine Armee gegen dieselbe auszusenden. — Im Jahre 1655 sendete der Taïchu, Sohn des Ghourluk, eine Deputation mit dem Versprechen nach Moskau, das Land schützen zu wollen, und der Friede wurde geschlossen. Im Jahre 1661 stellten die Kalmücken ihre Männer der russischen Armee zur Verfügung, welche mit den Tartaren

*) An diese drei schloß sich noch ein vierter an, welcher Targhoout hieß. Diese Liga von Vieren nannte sich Derbe-Oyrat und wurde von Taïchas (Oberhäupter) regiert, welche unter ihren Befehlen noch Andere hatten, welche man Noïone nannte.

der Krim in Kämpfe gerathen war. Diese Kalmücken wurden von ihrem Khan befehligt. — Im Jahre 1721, nach dem Tode Taïcha's, welcher im Jahre 1690 vom Oberhaupte der Laïten, dem Dalaï Lama von Thibet, den Titel Khan erhalten hatte, brachen Streitigkeiten aus, welche mit einem Bürgerkriege endeten, da Viele diesen Titel nicht anerkennen wollten.

Um diesem Zustande ein Ende zu bereiten, ernannte die russische Regierung selbst die Khane der Kalmücken. Die Freiheit, welche sie bisher in Rußland genossen hatten, vermehrte die asiatische Bevölkerung, aber die Intriguen derjenigen, welche an ihrer Spitze standen, führten eine Deroute herbei. — Einer derselben verbreitete nämlich das falsche Gerücht, daß Rußland die Absicht hege, ihnen einen Theil des abgetretenen Territoriums wieder abzunehmen, und sie gleich den Kosaken zum Militär-Dienste zwingen wolle. Diese Gerüchte bezweckten, eine große Zahl der Eingewanderten zum Abzuge zu treiben, und mit der Hilfe des Clerus wollte der Verbreiter dieser Gerüchte sich die Stellung eines Khans erringen, der bisher von der russischen Regierung gewählt wurde. — Die Folge hiervon war, daß thatsächlich (1771) eine große Zahl nach der Mongolei und zwar in jene Provinz zurückkehrte, aus welcher sie gekommen war, obschon dieselbe seit 1760 einen Theil des Kaiserreiches China bildete. — Die Kalmücken ignorirten diesen Umstand und glaubten in einen unabhängigen Staat zurückgekehrt zu sein. — Aber nur Wenige dieser unglücklichen Emigranten erreichten Sungari, der größte Theil starb unterwegs, und die Uebriggebliebenen ließen sich in den benachbarten Gegenden nieder. — In Rußland selbst blieben nur beiläufig 1300 Kibitka's zurück, welche sich am rechten Ufer der Wolga niederließen. — Es waren dieß jene, welche nicht mehr im Stande waren, die Flüchtlinge zu erreichen, da die Wolga in jenem Winter nicht zugefroren war und Schiffe mangelten. —

Nach der Emigration der Kalmücken schaffte die russische Regierung den Khan-Titel gänzlich ab, um fernere Zwistigkeiten in den Steppen zu vermeiden. — Die Ländereien, welche den Ausgewanderten gehört hatten, wurden an die adeligen Noïones vertheilt, über welche die Taïcha-Chefs das Verfügungsrecht über Leben und Tod hatten. — Aber auch dieser Titel wurde später abgeschafft und mit ihm schwand die Macht der Kalmücken über ihre Horde. — Nach und nach wurden den Mongolen, welche sich in Rußland etablirt hatten, auch noch andere Vorrechte entzogen und hierauf folgte bald eine absolute Abhängigkeit. Dermalen bilden die Kalmücken einzelne Gruppen, welche durch Familien-Verbindungen unter sich, Khotane genannt, vereint erscheinen. Mehrere solche Khotane bilden eine Versammlung, welche Aimak heißt. Mehrere Aimaks bilden eine Anghi und die Vereinigung mehrerer Anghis giebt ein Ganzes,

Digitized by Google

welches Oulans genannt wird. — Das Wort Oulans wird gewöhnlich nur von den Russen gebraucht.

Die Kalmücken aber bezeichnen diese Anzahl von Familien mit dem Namen „Nontonk". — Diejenigen, welchen ein Oulans gehört, heißen „Gebieter" — in Rußland nennt man sie Grundbesitzer.

Die ganze Kalmücken-Bevölkerung in Rußland ist in sieben Oulans eingetheilt, welche der Krone gehören, — und in zwei Oulans, welche Grundbesitzer haben, die Noïones heißen und Abkömmlinge jener Reste sind, die am rechten Wolga-Ufer wohnten. Ihr Adel wurde nicht anerkannt. — Jeder Oulans wird von einem russischen Beamten verwaltet, der den Titel „Curator" führt. — Der Chef der sieben Curatoren dieser Oulans trägt den Titel „Oberster Groß-Curator des Kalmücken-Volkes". Dieser Beamte wohnt in Astrachan und hat den Rang eines Generals. — Jeder Oulans wählt einen Delegirten. — Dieser Repräsentant seines Volkes, welcher alle drei Jahre neugewählt wird, trägt den Namen „Badogtchu". Seine Aufgabe ist, im Interesse der Kalmücken in allen Angelegenheiten und commerziellen Transaktionen aufzutreten. —

Die Russen haben die Nation der Kalmücken in vier Classen eingetheilt:

1) Die Naïones, Grundbesitzer, welche die Einkünfte von den auf ihren Territorien befindlichen Kibitkas in Empfang nehmen, ein Einkommen, welches im Kalmücken-Idiome „Albane" heißt. — Die Noïones werden als Souveräne von allen Jenen angesehen, welche zu ihrem Territorium gehören, gleichsam Vasallen, welche sich von dem Oulans, der ihnen gehört, nicht entfernen dürfen. — Der Staat betrachtet die Noïones nicht als Adelige, sie können den Adel erst dann erlangen, wenn sie in den Dienst der Regierung eintreten.

2) Die zweite Classe umfaßt die Zaïzangs. Diese repräsentiren den Kalmücken-Adel des Volkes. Die Russen betrachten sie als einfache Bürger. — Die Zaïzangs bilden zwei Categorien. Die einen sind die älteren Söhne, welche als Erbtheil einen Aimak*) erhalten. In die zweite Kategorie sind die jüngeren Söhne eingereiht, welche keinen Aimak besitzen. Das Alters-Vorrecht wird bei den Kalmücken hochgehalten.

3) Die dritte Classe bildet der Clerus, welcher allmächtig ist.

4) Zur vierten Classe zählt das gesammte übrige Volk.

*) Ein Aimak ist eine Vereinigung von Familien, welche die Steuern für ihre Kibitkas zu bezahlen haben.

Digitized

Die Kalmücken selbst machen eine sehr originelle Eintheilung dieser vier Classen.

Die Noïones, die Zarzangs und die Priester repräsentiren für sie die blaublütigen Adeligen. Man nennt sie „Weiße Gebeine", (Tsagan jassane) während das Volk unter der Benennung „Schwarze Gebeine" (Ghara jassane im kalmückischen Idiome) bekannt ist. —

Es wird als eine Beleidigung angesehen, wenn man einer Person von Distinktion sagen würde, sie habe „schwarze Gebeine" oder sei ein schwarzer Kalmücke. — Wenn ein Priester degradirt wird, erhält er den Rang eines Schwarzen. — Das Volk giebt den Noïones den Titel „Gebieter". Das Wort Noïones wird in Rußland mit „Grundbesitzer" übersetzt. — In den Augen des Volkes haben die Noïones ihren Vorrang nicht verloren. Im Gouvernement Astrachan existiren jetzt nur mehr zwei Noïones, nämlich der Abkömmling der „Tumene" und jener der „Tundoutuf". — Der Oulans des Ersteren trägt den Namen „Khochooud" und jener des zweiten „Klein-Derbet" — um diesen von dem Oulans „Groß-Derbet" zu unterscheiden, welcher im Gouvernement Stawropol, das einen Theil des Kaukasus bildet, gelegen ist. —

So verschwanden nach und nach die mächtigen Familien der Kalmücken und das von ihnen hinterlassene Territorium fällt der Regierung zu, welche den Albane von fünf großen Oulans, die keine Grundherren mehr haben, erhebt. —

Wer in einem Lande reist, welches er nicht kennt, aber entschlossen ist, nicht gänzlich unwissend zu bleiben, über Alles, was er da antreffen wird, — dem ist es von großem Nutzen, sich mit Allem so viel als thunlich vertraut zu machen. — Eine der Kalmücken-Frauen giebt bereitwillig eine kurze Darstellung der Geschichte der Mongolen, welche die Steppen an der Wolga bewohnen, — schon in Devet-Foot. — Es ist sehr angenehm, die Reise auf Barken zu machen, die ruhig auf dem riesigen Flusse dahingleiten und auf dessen unzählbaren Armen ihren Tribut dem Meere zutragen. — Freilich entspricht nicht immer Alles dem Renommée und den Ideen, welche man sich gebildet hat. — Aber der Anblick der Wolga zeigt deutlich genug, daß sie die Beherrscherin aller Wasser-Läufe in Europa ist. Der Unterschied zwischen ihren Wellen und jenen des Meeres ist besonders bemerkenswerth. — Die große Wasser-Straße ist sowohl bei Tag als während der Nacht sehr belebt durch die auf ihr fortwährend kreuzenden Fahrzeuge aller Gattungen. — Wenn es dunkel wird und der Fluß durch die zahllosen Fackeln der Fischer-Barken beleuchtet erscheint, so gewährt dieß einen wahrhaft feenhaften Anblick. Man erinnert sich dann der Zaubermärchen, in welchen die Schiffer durch Lichter in Höhlen gelockt wurden, wo sie zu Grunde gingen. —

Der Reisende, welcher schnell von einem Lande in ein anderes ge-

Digitized

langt, fühlt sich wie unter der Einwirkung eines Traumes, in welchem er sich mit einem Male in eine neue Welt versetzt sieht.

So viele Tage sind ihm unbemerkt verflossen in dem Wirbel seiner Reise-Eindrücke, daß er sich frägt, ob er wirklich selbst den weiten Weg zurückgelegt hat.

Wie die Biene während ihres Fluges an jeder Blume nippt, so sieht der Reisende, wenn er an einer neuen Haltestelle angelangt ist, daß seine Auffassungskraft ihm kaum genügt, um sich alle die empfangenen Eindrücke in's Gedächtniß zurück zu rufen, sich aller der Bilder zu erinnern, welche an ihm vorüber gezogen sind. — Indem er Alles zu sehen verlangte, hat er nicht gefühlt, wie seine Ausdauer und sein Wunsch noch weiter vorzudringen sich abschwächten. — Aber der unerwartete Anblick von neuen Objecten ruft doch Erstaunen hervor. Es bedarf fast eines heroischen Entschlusses, um seine Gedanken von dem Unstäten abzulenken, und einer Anstrengung, um seinen Geist zu überzeugen, daß er nicht das Spielzeug eines Traumes ist. — Hat er aber endlich dieses Stadium überschritten, dann fühlt er sich der Wirklichkeit wiedergegeben, welche auch bald jene Brücke herstellen wird, die zu seinen Erinnerungen führt.

II.

Die Ankunft in Astrachan. Der Hafenpark. Erinnerungen an Peter den Großen. Die Vergangenheit Astrachan's. Der Kreml.

Der Eindruck, welchen man empfängt, wenn man aus dem am Ufer der Wolga gelegenen, der Gesellschaft „Merkur & Kaukasus" gehörigen Landungsplatze den Fuß auf festes Land setzt, gehört zu den besten, besonders dann, wenn dies an einem frischen Herbstmorgen sich ereignet, in der Jahreszeit, welche ja ganz besonders die Natur mit sanften und so zu sagen verschleierten Tinten färbt.

Der klare Spiegel der Wolga, in dem sich die Sonne reflectirt, scheint Funken zu sprühen. — Vom Meere, zu weit entfernt, um durch dasselbe bewegt zu werden, dehnt sich der ruhige Fluß längs der von ihm gebadeten Ufer aus.

Das Ufer, an welchem man landet, ist ein Park, welcher der Admiralität gehört, da bis zum Jahre 1868 Astrachan den Hafen für die Kriegsschiffe besaß. — Man hat diesen später nach Bakan verlegt, um in der Zeit, wenn die Wolga gefroren ist, die Communicationsstörungen mit den angrenzenden Gegenden zu vermeiden. — Der Hafen-Park mit seinen Wohnhäusern und den anderen Gebäuden wurde damals an die Gesellschaft „Merkur & Kaukasus" abgetreten, welche daselbst ihre Bureaus, Ateliers u. s. w. etablirte.

Wenn man an diesem landet, hat man vor sich einen aus Holz, à jour, geschnitzten Triumphbogen ganz im russischen Style ausgeführt, welcher zwei für die Stadt der Erinnerung werthe Daten enthält, und zwar das eine den Besuch Peters des Großen im Jahre 1722, das andere den Alexanders II. im Jahre 1871. — In der zwischen diesen beiden Daten abgelaufenen Zeit hat kein Beherrscher Rußlands Astrachan besucht. — Dieser Triumphbogen ist kein monumentales Gebäude, aber er zeigt sich dem Auge wohlgefällig. Er ist mit einer Chiffre des regierenden Monarchen in slavischen Schriftzeichen und einer Krone geziert, welche Lorbeer- und Eichenblätter, die Embleme des Ruhmes und der Stärke, umgeben. Dieses Denkmal enthält drei Bogen. Auf jenem an der linken Seite liest man die Jahreszahl 1871 in vergoldeten Ziffern. — In der Höhe sieht man als Verzierung Modelle von Kähnen ꝛc. Erbaut zur Zeit, da Kaiser Alexander II. die Stadt besuchte, trug dieses Bauwerk die Producte des Landes, Neger, die sich an Säulen lehnten, welche mit Fischernetzen umwoben waren und Salzblöcke zu ihren Füßen hatten.

Als Peter der Große nach Astrachan kam, wählte er diesen Platz, um den Hafen zu erbauen, welcher auch daselbst im Jahre 1726 installirt wurde. — Da sich an dieser Stelle zu jener Zeit ein Kloster befand, so mußte dasselbe niedergerissen werden.

Der Triumphbogen führt zu einer weiten Auffahrt, welche mit Bäumen bepflanzt ist, und gelangt man durch diese zu einem Pavillon, der reich mit Erinnerungen an den Gründer der Dynastie Romanoff geziert ist. — An der Eingangs-Pforte dieses Pavillons, welcher mit einem Garten umgeben, sind zwei große Mörser aufgestellt. Sie sind gleichsam die Wächter einer Vergnügungs-Yacht, deren Ornamente, wie man erzählt, von Peter dem Großen eigenhändig gemeißelt wurden. Neben diesem Fahrzeuge befindet sich ein anderes, dessen sich der Arbeiter-Czar zu seinen Spazierfahrten bediente. — Auch das Portrait dieses Monarchen und andere Objecte, welche aus jener Zeit stammen, werden hier aufbewahrt. Man zeigt einen in Sandstein geschnittenen Krug und einen Kristallbecher, deren sich der Czar bediente. Man sieht, wie der Zauber eines berühmten Namens selbst ganz werthlosen Objecten Interesse giebt. Das Modell eines aus dem Jahre 1800 stammenden Segelschiffes beweist die Fortschritte, welche seither in der Construction solcher Fahrzeuge gemacht worden sind.

Eine der vom Hafen-Park ausgehenden Straßen führt in die Stadt auf einen großen Platz, welcher seiner ganzen Länge nach von einem Wege durchschnitten wird, den man „Boulevard Alexandre" nennt. — Die jungen Bäume, welche diesen Boulevard einfassen, sind zur Erinnerung an den Einzug des Kaisers gepflanzt, welcher sich unmittelbar vom Hafen

Digitized by Google

zum Dome begab, eine Gepflogenheit, welche in Rußland strenge eingehalten wird.

Der erste Besuch eines Monarchen in einer Stadt, gleich nach seiner Ankunft, gilt dem Gotteshause, wo der Erzbischof ihm das Kreuz und das geweihte Wasser entgegenhält.

Der Boulevard zieht sich am Fuße des alten Kreml (Festung) hin, welcher auf einer Anhöhe steht und mit crenelirten Mauern umgeben ist. Im Inneren des Kreml erhebt sich die Cathedrale, auf deren Hauptkuppel man das Kreuz selbst in einer Entfernung von vielen Werst erblickt.

Eine Tradition der Tartaren erzählt, daß in einer Entfernung von wenigen Werften gegen Norden und mehr gegen das Innere des Landes sich ein Tartar, dessen Name Tarkham war, in der Umgebung der jetzigen Stadt niedergelassen hatte. Derselbe hatte hierher eine Pilgerfahrt und zwar zur Moschee unternommen, und dieser frommen Reise hatte er es zu danken, daß man ihn „Hadje" (Pilger) nannte. Einige seiner Landsleute schlossen sich diesem Zuge an und gründeten eine Niederlassung, der sie den Namen „Hadje Tarkham" gaben. Man sagt, daß aus diesem Namen der Name der Stadt Astrachan entstanden sei. — Die günstige Lage der Niederlassung machte dieselbe bald zu einem Handelsplatze für den Austausch der Waaren zwischen Europa, Central-Asien, Persien und Indien.

Als die tartarischen Horden Nogaïs sich an den Ufern der Wolga angesiedelt hatten, machten sie Astrachan zu ihrer Hauptstadt und nannten sie „Stern der Wüste", — und bald stand dieser Ort in vollster Entwicklung. Man baute schöne Moscheen und ein Fort. Unter der Regierung „Iwan's des Furchtbaren" ward diese Stadt von dem Oberhaupte der Strelitzen Tcheremesinof im Jahre 1557 eingenommen und das Astrachan der Tartaren zerstört.

Diese Stadt hatte zum Königreiche Kaptschuk gehört, welches von Batoukhan gegründet und in fünf Khanate eingetheilt war, und zwar jene von Astrachan, Kaptschuk, Kasan, dann jene der Tartaren Nogaïs und von Krim.

Als er sich zum Herrn des Kanales von Astrachan emporgeschwungen hatte, nahm er den Titel „Czar von Astrachan" an. (Man sagt, daß Astrachan auch Hasen des Khan bedeute.)

Um die neue Stadt des Königreichs Astrachan wieder aufzubauen, verwendete man die durch Demolirung der Monumente der alten Stadt gewonnenen Steine, und besonders dienten die Steine der Moscheen und Festungswerke diesem Zwecke. Ebenso benützte man das Material des zerstörten Palastes des Usbek-Khan, eines berühmten Oberhauptes der „goldenen Horde", welcher an einem anderen Orte gestanden hatte.

Man verwendete endlich auch die Steine eines alten Hauptortes der „goldenen Horde", welcher Sarai hieß und am Ufer der Atschuba, eines der Arme der Wolga gelegen war, — um die Mauern des Kreml aufzuführen.

Der Kreml steht auf einem Bugar, einer aus Sand aufgeworfenen Erhöhung. Man findet eine große Zahl solcher Bugars in den Steppen Astrachans und auch in der Umgebung der Stadt. — Mehrere Whatagas (Etablissements für das Einsalzen der Fische) sind auf solchen Bugars erbaut, da man diese Erhöhungen als Schutz gegen die Anschwellung und den Austritt des Wassers der Wolga benützt. Die Basis der Bugars ist sehr trocken. Man findet eine große Anzahl Obst- und Weingärten in den Vorstädten Astrachan's, welche auf solchen Bugars gelegen sind.

Der Bau der Kreml-Festung wurde unter der Regierung Iwan's des Furchtbaren begonnen und wurde 30 Jahre nach der Eroberung Astrachan's vollendet. Die Umfassungsmauern des Kreml schlossen damals die Kirchen, die Wohnungen der Priester, jene des Militär-Commandanten und die Kasernen ein. In Kriegszeiten flüchteten die Einwohner Astrachan's nach dem Kreml, wo sie sich unter dem Schutze des Kreuzes und der Waffen sicher dünkten.

Die gegenwärtige Umfassungsmauer der Festung hat eine Ausdehnung von 120 russischen Sagenen oder ungefähr $1^1/_2$ Werst. Sie hat 2 Sagenen in der Dicke und $4^1/_2$ in der Höhe. Der Raum innerhalb dieser Mauer heißt der Hof des Kreml. Wie in alten Zeiten leben auch jetzt Priester und Soldaten neben einander. Auf der geräumigen Esplanade der Festung steht die Dreifaltigkeits-Kirche, das erste christliche Gotteshaus, welches im Jahre 1572 in Astrachan erbaut wurde. Jetzt wird nur selten darin ein Gottesdienst abgehalten.

An diese Kirche war auch ein Kloster*) gebaut, dessen Oberhaupt, Kiril, 1576 — das sind 4 Jahre nach beendetem Bau — starb. Sein Grabmal befindet sich in geringer Entfernung von der Kirche in einer Kapelle, welche an derselben Stelle gebaut ist, wo die im Jahre 1623 durch Feuer zerstörte gestanden hatte.

Auf der anderen Seite des Hofes steht die Kathedrale, welche im Jahre 1710 vollendet wurde.

Ein gedeckter Gang führt von da in die Wohnung des Erzbischofs, zum Consistorium und zu dem Hause, welches den Priestern**) und ihren Frauen eingeräumt wurde.

---

*) Es gab vormals eine große Anzahl von Klöstern für beide Geschlechter in Astrachan, welche die aus den Fischereien erzielten Einkünfte genossen. — Heute kommen diese Benefizien der Regierung zu Gute.

**) Die verheiratheten Priester gehören dem weißen Clerus an. Die Mönche, welche durch die Kirchengesetze Cölibataire sind, bilden den schwarzen Clerus.

Digitized by Google

Neben den Wohnungen der Priester findet man jene der Soldaten, der Garde-Corps u. s. w.

Den Eingang der Festung bildet der Clucker, welcher auf Kosten eines griechischen Kaufmannes Namens Varvatzi erbaut wurde. Das kaiserliche Wappen und das der Stadt überragen das Thor.

Die krenelirten Mauern des Kreml sind mit Thürmen besetzt.

Der Zayatchy-Bugar (Hasenhügel), auf welchem sich der Kreml befindet, und die, welche ihn umgeben, bilden den Mittelpunkt der Stadt. Im Anfang dieses Jahrhunderts umspülte ein Arm der Wolga die Mauern des Kreml. Seither hat sich der launenhafte Fluß zurückgezogen und entstand auf dem trocken gelegten Terrain ein neues Stadtviertel. In den Umgebungen Astrachan's ließen sich da und dort Reste der alten Bevölkerungen nieder, welche auf diesem Territorium lebten.

In einer Entfernung von ungefähr 8 Werst von der Stadt am rechten Ufer der Wolga existiren noch die Reste von zwei Städten der „Khazares", welche aus dem 7. oder 8. Jahrhunderte stammen und die Namen Atel und Balanghiar trugen. Dort findet man auch noch alte Münzen und verschiedene Kunstgegenstände jener Epoche. Der russische Geschichtsschreiber Karamsin behauptet, Astrachan sei das alte Atel der Khazaren, und Ptolomeus, ein in Alexandrien in Egypten geborener Geschichtsschreiber, erzählt von einem Volke, welches in der Nähe Kauban's lebte und Astrakhani hieß. Andere behaupten, dasselbe habe Astrachan selbst bewohnt.

Astrachan hatte seit der Regierung Wladimir des Großen bis zur Ankunft Batu-Khan's an den Ufern der Wolga zu Rußland gehört, eine Periode von zwei Jahrhunderten.

Unter Iwan dem Furchtbaren wurde das Land von den Moskovitern wieder erobert.

Carla Serena.

(Rom.)

Digitized

Das Listen- und das Arrondissements-Skrutinium in Frankreich.

[Nachdruck verboten.] [Uebersetzungsrecht vorbehalten.]

I.

Im Monat Januar 1874 wurde eifrig über das Listenskrutinium diskutirt, wie es auch jetzt der Fall war. Die Nationalversammlung hatte eine Kommission von dreißig Mitgliedern ernannt, die damit betraut war, die konstitutionellen Gesetze auszuarbeiten, und diese Versammlung erwog lange die beiden Arten des jetzt gebräuchlichen Skrutiniums, des Listenskrutiniums oder des Arrondissementsskrutiniums. Wer nun genau die Tragweite der Debatte, welche sich zwischen den Anhängern der beiden Systeme entsponnen hatte, kennen lernen will, den muß man an die Worte des Herzogs von Broglie, welcher in der Kommission saß, verweisen. „Das Listenskrutinium," sagte er, „ist verderblich, weil es keine Gewähr bietet gegen die Uebergriffe des allgemeinen Wahlrechts." Von der andern Seite definirte M. Dufaure das Arrondissementsskrutinium folgendermaßen: „Das Arrondissementsskrutinium ist die Tradition der konstitutionellen Monarchie." Also nach der Aussage von Royalisten wie der Herzog von Broglie und von ultragemäßigten Republikanern wie M. Dufaure sollte das Listenskrutinium von der Wahlversammlung nur verworfen werden, weil es die Volksabstimmung verleiten konnte, sich von den monarchischen Traditionen zu entfernen. Das ist wirklich der Kern der großen Frage, welche die Geister in Frankreich so weit von einander scheidet. Das Arrondissementsskrutinium vertritt ganz allein die Politik der lokalen Interessen, vertritt fortdauernde Interessen, während das Listenskrutinium auf das antwortet, was M. Waddington den „Wahlschrei" nannte. Das Lokalinteresse ist das System des Arrondissementsskrutiniums, welches das Land, wie es der Herzog von Broglie vorherahnte, zum legalen Radikalismus, d. h. zur Republik mit republikanischen Einrichtungen führen wird.

Digitized by Google

Dies ist die Basis, auf welcher selbst die Gegner des Listenskrutiniums gezwungen sind das System des Arrondissementsskrutiniums aufzubauen. Sie geben ihm zum Stützpunkt das kommunale Interesse im Gegensatz zum Departements-Interesse. Das ist so wahr, daß Männer von gleicher Gesinnung in demselben Arrondissement den Kampf gegeneinander aufnehmen, weil dieser den Bau einer Brücke, jener die Beendigung einer Landstraße oder die Anlage einer Eisenbahn will. Darum sind auch die lokalen Leidenschaften im höchsten Grade aufgeregt, der Einfluß der Schenke ist vorherrschend, und gewisse Candidaten werden oft zu einer Ausgabe von 150—200,000 Franken genöthigt.

Uebrigens wollen wir hier erwähnen, wie M. Gambetta in Gemeinschaft mit M. Jules Ferry seit 1869 in einem Projekt für die Wahlreform, welches er dem gesetzgebenden Körper des Kaiserreiches vorlegte, die beiden rivalisirenden Systeme erklärte: „Daher (vom Arrondissementsskrutinium)" sagte das Exposé der Beweggründe M. Gambetta's und M. Ferry's, „daher alle die Geschenke und Versprechungen, die individuelle und besonders die gemeinschaftliche Freigebigkeit; daher die falsche und leider zu verbreitete Ansicht, welche aus dem Abgeordneten einen Geschäftsführer, eine Art von gewähltem Anwalt macht, der den kommunalen und departementalen Interessen, aus denen er hervorgeht, eine Zeit widmet, welche der öffentlichen Meinung angehören sollte."

„Das Listenskrutinium führt zu einem durchaus entgegengesetzten Zustand der Dinge. Es giebt der Wahl ihren höheren und politischen Charakter; es entreißt diese den Vorurtheilen des lokalen Interesses; es *neutralisirt die Verführung durch den Reichthum*. Wenn man für eine Liste von Candidaten stimmt, so stimmt man *viel weniger für Personen als für Ideen*, für Meinungen, für eine Partei. Das Listenskrutinium ist wesentlich ein politisches Skrutinium."

Diese von M. Gambetta in Gemeinschaft mit M. Jules Ferry entwickelten Betrachtungen sind um so richtiger, als sie von den glühendsten Gegnern der Demokratie bestätigt werden, und daß sie, ohne es zu wollen, dem Prinzip die eklatantesten Ehrenbezeigungen ertheilen, wenn sich ihnen die Gelegenheit bietet, sich über das Geheimniß zu erklären. Im März 1874, als die Kommission der Dreißig die Art des Wahlrechts in einem antidemokratischen Sinne festgestellt und entschieden hatte, daß man zum Arrondissementsskrutinium zurückkehren müsse, beauftragte sie den berühmten M. Batbie, den Erfinder des „Gouvernement de combat", den Bericht über das Wahlgesetz zu verfassen. M. Batbie sagte: „Die Majorität der Kommission ist der Meinung gewesen, das individuelle Skrutinium nach Arrondissements an Stelle des Listenskrutiniums nach Departements zu setzen. Das Listenskrutinium verpflichtet die Wähler, für Unbekannte zu stimmen und zwar so, daß jeder Name, und wäre er der einer wirk-

lichen oder eingebildeten Persönlichkeit, triumphiren könnte. Die Komités treffen die Wahl, und ihre Handlung ist entscheidend, weil jede nicht nachgiebige Stimme nothwendigerweise verloren ist."

Die von M. Gambetta im Jahre 1869 ausgesprochene Behauptung ist also von M. Batbie im Jahre 1874 bestätigt worden, nur, was in den Augen des ersteren ein beträchtlicher politischer Vortheil, ist nach der Anschauung des letzteren nur eine Gefahr. Man ersieht also aus dieser widersprechenden Auseinandersetzung von Gründen, welche von den respektiven Gegnern zweier Systeme aufgestellt wurden, daß das Listenskrutinium ein Votiren für Ideen, während das Arrondissementsskrutinium ein Votiren für Personen ist.

Ein anderer Vortheil des Listenskrutiniums, den wir bereits in dem Bericht über die Motive, welche dem gesetzgebenden Corps unter dem Kaiserreiche vor fünfzehn Jahren untergebreitet waren, erwähnt finden, ist der, daß er „die Verführung durch den Reichthum neutralisirt".

Diese Behauptung ist nicht weniger genau als die vorhergehenden. Ohne von den vorherrschenden Einflüssen der Schenke, welche ich oben bezeichnete, zu reden, ohne auf die besonderen Beweggründe zu Ausgaben einzugehen, welche einen Candidaten entweder zu Gunsten einer Eisenbahn-Anlage oder weil der Bau einer Straße seiner persönlichen Industrie vortheilhaft, derjenigen des Gegners aber nachtheilig sein könnte, verleiten, ohne von den eventuellen und unbegrenzten Ausgaben zu reden, giebt es noch nothwendige und unvermeidliche Ausgaben, die Wahlunkosten, von denen ich hier einen Ueberblick geben werde.

Druck von 100,000 Stimmzetteln, das Tausend 6 Franks	600	Fr.
Druck von 40,000 Wahlprogrammen, das Tausend 10 Franks	400	„
Druck von 200 großen gestempelten Plakaten, das Hundert zu 50 Franks	100	„
Druck von 1000 kleinen gestempelten Plakaten, das Hundert zu 25 Franks	250	„
Abschrift von Wähler-Adressen auf der Präfektur	400	„
Postversendung von 4 Zetteln wenigstens und von einem oder zwei Wahlprogrammen zu 1 Centime das Exemplar, sind 6 Centimes, für 40,000 Sendungen	2400	„
Veröffentlichung der großen und kleinen Plakate	300	„
Reise des Candidaten im Arrondissement, Ausgaben für Hotelwagen, Mahlzeiten, Trinkgelder	2000	„
Unvorhergesehenes	1000	„

Das sind die unvermeidlichsten Ausgaben ganz niedrig gerechnet. Zum Beispiel ist es sicher, daß der Preis für den Druck der Plakate und der Stimmzettel fast unveränderlich ist, aber die Vertheilung, die Ausbreitung dieser Plakate kostet nicht immer dasselbe.

Digitized by Google

Wie kann man es erreichen, wie kann man dahin gelangen? Es existirt keine Regel, kein Gesetz, welches einem Candidaten die Gewißheit giebt, daß seine Träger treu sind, die Zettelanschläger ihren Auftrag erfüllen. Gewisse Sendungen in gewissen Gemeinden müssen fünf oder sechs Mal erneuert werden infolge des geringen Entgegenkommens der lokalen Einwirkungen, welche in einem oder dem anderen Sinne die Stimmzettel zerstören oder sie vielmehr nicht aus dem Couvert ziehen oder sie in ihren großen Packetsendungen verloren gehen lassen.

In der vorausgeschickten Aufzählung ist nicht die Rede von den Stimmzettel-Vertheilern, welche der Candidat in jeder Commune an der Thüre des Wahllocales unterhalten muß, noch von den Aufsehern, welche sich versichern müssen, ob die Austheiler ihre Pflicht thun. Ohne uns noch weiter über diesen ganz speciellen Punkt, der aber von ungemein hoher Wichtigkeit ist, weiter auszubreiten, ist es doch wohl klar, daß keine Candidatur ohne vorherige Ausgaben im Betrage von acht- bis zehntausend Franken möglich ist.

In erster Reihe also der dauernden Interessen, deren Schutz das Arrondissementsskrutinium ist, stehen die Privilegien der erworbenen Reichthümer. In dem Sinne hatte M. Thiers gesagt: „La republique sera conservatrice, ou elle ne sera pas" („Die Republik wird konservativ sein, oder sie wird nicht sein"). Er hatte die Wichtigkeit der Art des Skrutiniums (je nachdem man sich vornahm, eine fortschrittliche und offen demokratische Politik zu verfolgen, oder wenn man, wie er, die konstitutionelle Monarchie fortführen wollte), er hatte die Wichtigkeit dieser Option so wohl erkannt, daß auch er daraus eine Gewissenssache machte. In dem Wahlgesetze, welches er wenige Tage vor dem 24. Mai 1873 vorlegte, drückte er sich so aus: „Die Regierung empfiehlt also die Wahl nach Arrondissements dringend der Aufmerksamkeit der Versammlung. Sie sieht darin das wirkungsvollste Mittel, alle Unannehmlichkeiten zu vermeiden, welche man der gewöhnlichen Ausübung der allgemeinen Volksabstimmung vorwerfen kann, und den besten Damm, den man diesen Uebergriffen, welche lebhafte Besorgniß einflößen, entgegensetzen kann. Sie steht nicht an, zu erklären, daß, wenn das vorgeschlagene System nicht angenommen würde, der Erfolg des politischen Reorganisationswerkes, welches sie unternehmen wolle, ernstlich in Frage gestellt werden könnte."

M. Thiers erklärte 1873, daß es ihm unmöglich wäre, mit dem Listenskrutinium zu regieren, weil sein Regierungsplan darin bestände, der Macht der Meinung „einen Damm entgegenzusetzen". Jetzt erklärte M. Gambetta, mit dem Arrondissementsskrutinium nicht regieren zu können, weil sein Programm wesentlich ein Reformprogramm wäre, welches er nur unter der Mitwirkung und dem Antriebe des allgemeinen Stimmrechts ausführen könnte, welches die früheren Kabinete immer verdächtig

Digitiz

und aufrührerisch behandelt hätten. Das sind die beiden gegenwärtig vorliegenden Regierungssysteme, den nothwendigen Consequenzen der beiden Skrutinien gemäß.

II.

Vom historischen Gesichtspunkte erscheint das Arrondissementsskrutinium und das Listenskrutinium in der parlamentarischen Geschichte Frankreichs immer unter derselben Bezeichnung; das erste als Reactionsskrutinium, das zweite als Fortschrittsskrutinium. Die Publicisten der Restauration stellten schon 1819 die Frage auf. Sie beklagten sich, daß die Wähler vorzugsweise zum Abgeordneten den Mann wählten, welchen seine Geschäfte nach Paris riefen, denjenigen, welcher durch seine Verbindungen mit den Ministern, durch seine lange Uebung im Antichambrieren den Bittstellern seines Departements irgend eine Stelle verschaffen konnte, „Vielleicht wird noch lange Zeit vergehen," sagte Staël-Holstein, der Sohn der Frau von Staël, „bevor man begreift daß ein Abgeordneter, der allgemeine Garantien verlangt, wichtiger ist als der, welcher seit mehreren Jahren kleine individuelle Dienste erzeigt hat."

Er suchte folglich ein Heilmittel für diesen Zustand der Dinge und schlug dann dieses vor: „Wenn man die Garantie der lokalen Interessen durch die Wahl eines Deputirten in jedem Arrondissement gesichert hat, so müßte man die Repräsentanten der Meinungen in den verschiedenen Centren, wo sie sich offenbaren, suchen. Man könnte zum Beispiel einen oder zwei Departementsdeputirte aus den Hauptorten, deren Bevölkerung eine ziemlich beträchtliche ist, wählen lassen.

Seit 1819 schon, wie man sieht, bestätigte M. von Staël-Holstein und stellte er in seinem Buche „Von der Anzahl und dem Alter der Abgeordneten" und in seinem Werke „Ueber die integrale Erneuerung der Chambre des Députés" das Princip der Trennung und Unterscheidung zwischen lokalen Interessen und Meinungen auf. Die lokalen Interessen auf der einen Seite, die Meinungen auf der anderen Seite; aber ihre Verschmelzung ist nicht möglich, man muß zwischen den einen und den anderen wählen, oder ein Auskunftsmittel finden, um sie zu versöhnen.

Später, im Jahre 1828, als die Wahlfrage das Land mehr als je beschäftigte, veranlaßte ein anderer liberaler Publicist, M. Emanuel de Las Casas, der Abgeordnete für Finisterre, dies alleinige Collegium nach Departements. „Die öffentliche Meinung," sagte er in seiner Abhandlung Von der Wählbarkeit und dem Alter der Wählbaren, „würde sich auf vollständigere Weise offenbaren, die Bande der Freundschaft, des Vermögens, der Gesellschaft würden keinen Einfluß ausüben. Der Candidat eines Arrondissements, eine sehr schwache Minorität in

einem Departement, der zu gleicher Zeit nur mit Einwilligung der anderen Arrondiſſements ernannt werden könnte, würde natürlich nur der würdigſte ſein können ..... er würde im wahren Sinne des Wortes ein Repräſentant ſein. Die öffentliche Meinung würde ſich noch vollſtändiger dem Princip gemäß offenbaren als die Abgeordneten nicht Oertlichkeiten, ſondern Frankreich vertreten ſollen."

Man ſieht, es iſt immer die Unterſcheidung zwiſchen der Meinung und der Lokalität. Die Publiciſten aller Zeiten ſind immer von der Thatſache ausgegangen, daß in Betreff der inneren Organiſation Frankreichs das Departement allein eine juridiſche Perſon bildet, welche fähig iſt, Verbindlichkeiten anzuknüpfen, zu erwerben, zu beſitzen und zu verkaufen. Die Präfectur, welche der adminiſtrative Ausdruck des Departements iſt, bildet ein vollſtändiges Centrum der departementalen Intereſſen. Man findet dort die militäriſche Einheit, die adminiſtrative Einheit, die juriſtiſche Einheit. Warum ſollte man dort nicht auch die Wahleinheit finden? Darin liegt augenſcheinlich eine Anomalie in der Ordnung der Dinge, welche durch die Revolution entſtanden iſt, und welche ſchon eine neunzigjährige Exiſtenz hat.

III.

Die republikaniſchen Anhänger des Arrondiſſementsſkrutiniums und infolge deſſen Gegner des Liſtenſkrutiniums wagen es nicht, ſich offen auf denſelben Boden zu ſtellen, wie ihre Verbündeten, die reinen Royaliſten und die conſtitutionellen Monarchiſten. Sie geben andere Gründe, ſie wollen es nicht gelten laſſen, daß ſie die Vertheidiger der lokalen Intereſſen und der dauernden Privilegien des Reichthums ſind, ſie vertheidigen die nicht mildernden, ſondern zufälligen Umſtände. Der Arrondiſſementscandidat, ſagen ſie, iſt den Wählern bekannt, welche zu ſeinen angefangenen Unternehmungen Vertrauen haben. Aus dieſem Vertrauen ſchöpft er die nothwendige Kraft und Autorität, um ſeine geſetzgeberiſche Sendung zu erfüllen. Wenn die Erziehung des Landes vollſtändig beendet wäre, wenn der öffentliche Unterricht ſeit langen Jahren in Thätigkeit wäre, wenn die Zeitungen überall eingedrungen und das politiſche Leben endgiltig organiſirt wäre, dann würde es vorzuziehen ſein, zum Liſtenſkrutinium ſeine Zuflucht zu nehmen; aber das iſt noch nicht der Fall und die wirkliche Aufgabe des Abgeordneten iſt die, die politiſche Erziehung ſeiner Committenten zu vollenden. Alſo, welcher Einfluß kann wohl erfolgreicher ſein in der Aufgabe, als der des Abgeordneten, welcher von ſeinen Freunden, die ihn kennen, gewählt worden iſt.

Die ganze Beweisführung der Anhänger des Arrondiſſementsſkrutiniums, eine Beweisführung, welche ich den letzten legislativen Berichten der Herren Labuze und Boyſſet entnehme, ſtützt ſich auf die ſehr frag-

Digitized

liche Annahme, daß die Aufgabe des Abgeordneten darin besteht, seine Wähler aufzuklären, d. h. daß der Abgeordnete sein eigener Wähler ist, daß also der politische Einfluß nichts und der lokale Einfluß alles ist.

Diese Beweisführung kann übrigens weder vor der Geschichte noch vor der Realität bestehen. Jedesmal, wenn das individuelle Skrutinium in Frankreich angewendet worden ist, hat es die gleichen Wirkungen hervorgebracht, wie wir es in gewiß entscheidenden Citaten bewiesen haben. Der Wahlkörper eines beschränkten Wahlkreises denkt — wir können es nicht genug wiederholen — hauptsächlich an sich und seine Angelegenheiten und verliert die allgemeinen Interessen des Landes aus dem Auge. Er ertheilt seinem Abgeordneten eine Art von privater Sendung (den lokalen Interessen entsprechend), und dieser pflegt aus Pflichtgefühl, und indem er für seine künftige Wiederwahl sorgt, mit Vorliebe die Interessen seiner Wähler.

Am häufigsten wird er davon abstehen, die exekutive Macht, von welcher eben die Angelegenheiten, mit denen er sich beschäftigt, abhängen, zu controlliren, und er wird es sich nie einfallen lassen, der Politik eines ihm nothwendigen Ministers zu widersprechen. Das ist die Geschichte dieser fünf letzten Jahre in Frankreich, wo wir so viele Cabinette und so wenig nationale Politik gesehen haben. Es hat auf diese Art zwischen Wählern und Gewählten einerseits, den Ministern anderseits ein Austausch von gegenseitigen Diensten stattgefunden, welcher nach und nach die allgemeinen Interessen zuerst auf die Spitze getragen, dann vollständig unterdrückt hat. „Wenn diese Regierungsweise noch einige Zeit dauert," sagte im Jahre 1875 der Berichterstatter über das Wahlgesetz, M. de Marcère, „so wird die Macht bald ohne Controlle, die Abgeordneten ohne Ansehen, und das repräsentative System ein Phantasiegebilde geworden sein. Wir haben es gesehen," fährt M. de Marcère (heute ein Mitglied dieser Commission der Dreiunddreißig, welcher das Listenskrutinium so energisch verwarf) fort, „wie sehr leicht es in einem beschränkten Wahlbezirke ist, mittelst des Reichthums oder durch Hülfsmittel anderer Art ein Mandat zu erhalten, welches nur dem Verdienste oder schon geleisteten Diensten gewährt werden sollte. . . . Es würde eine große Unvorsichtigkeit sein, wollte man Frankreich, das von den öffentlichen Candidaturen kaum geheilt ist, von neuem einem so ungesunden Regime unterwerfen."

Heute denkt M. de Marcère anders, und obwohl er sich durch die Fülle und malerische Färbung seiner früheren Beweisführung compromittirt hat, so ist er doch auf die Seite derjenigen getreten, welche das „ungesunde Regime" dauernd machen wollen. Die Gründe, welche er früher in Gemeinschaft mit seinem Freunde Ricard, dem schmerzlich vermißten Minister des Innern, angeführt hat, existiren nichtsdestoweniger in ihrer ganzen Kraft, und heute wie damals ist es wahr, daß durch die

Digitized by Google

Wahl mit Listenskrutinium der Kampf weniger persönlich ist: es sind mehr die Ideen als die Personen, welche in's Spiel kommen. Die Wahlstreitigkeiten schlagen den höheren Ton an, die vielen Leidenschaften, welche die lokalen Nebenbuhlereien nähren, werden nicht so sehr hereingezogen, und die gewonnene oder verlorene Schlacht läßt weniger schmerzliche Erinnerungen, weniger Haß zurück. Man hat mit Recht gesagt: Das Listenskrutinium theilt das Land, aber zertheilt es nicht. (Le scrutin de liste partage le pays, il ne le divise pas.)

Nun zu dem Einwurf, der so oft gemacht wird und der darin besteht, daß man sagt: Der Wähler muß den Candidaten kennen. Gewiß! Aber was nennt man kennen? Ist es die physische Person oder der politische Mann? Das was der Wähler von dem Manne, der seine Stimme erhalten will, wissen muß, sind dessen Ueberzeugungen, seine Ideen, sein Charakter, alles was ihn über die Art und Weise aufklären kann, in der er seine Sendung erfüllen wird. Und in dieser Beziehung tragen sich die Dinge bei dem Arrondissementsskrutinium nicht anders zu. Die meisten Wähler, selbst in einem beschränkten Wahlbezirk, haben den Candidaten niemals gesehen, oder wenn sie ihn gesehen haben, so sind sie deswegen doch nicht genauer unterrichtet. Das was sie wirklich aufklärt, ist der Ruf des Candidaten, das sind die Erklärungen, welche er in den Versammlungen, durch die Presse und in seinem Wahlprogramm giebt.

Die bedeutendsten Männer — man hat es schon gesehen und wird es noch sehen — haben zu allen Zeiten zu Gunsten dieser Wahlmethode sich ausgesprochen, welche die loyale Propaganda nothwendig macht. M. Guizot sagte: „In dem Maße, als der Wahlzirkel sich erweitert, muß auch der politische Mann sich erheben, um die Blicke auf sich zu lenken." Roger-Collard erklärte, daß die großen Massen allein Gefühl für allgemeine Interessen hätten und daß die Zerstückelung des Wahlbezirks es gestattete, die schutzlosen Wähler allen Intriguen zu überantworten, was nothgedrungen zur Bestechung des Wahlkörpers, des erwählten Corps und der ganzen Verwaltung des Landes führen mußte. Wir könnten zahllose Beispiele anführen, wo die Bestechung sich breit gemacht hat.

Es wird wohl genügen, wenn wir die amtlichen Berichte einiger Wahlprüfungen vorführen. Wir wollen von einem bestimmten Falle, der Candidatur des M. Buffet im Jahre 1876 sprechen, als er noch Präsident des Conseil war. M. Buffet's Freunde machten keinen Hehl aus ihrer hauptsächlichen Wahlmacht, sei es im Arrondissement Mirecourt, sei es in Castelsarrazin, zu Commercy oder in Bourges in den vier Wahlbezirken, wo er sich vorgestellt hatte, und wo er eine viermalige Niederlage erlitt. M. Buffet's Freunde sprachen sich ganz ohne Hinterhalt und trocken gegen die Gegner so aus: „Wenn Sie für uns wählen, so bekommen Sie dies hier. Wenn Sie gegen uns wählen, so erhalten Sie nichts."

Digitized by Google

Das conservative Comité des Arrondissements von Mirecourt bot den Industriellen und den Ackerbautreibenden der Vogesen die Versuchung zu einem Eisenbahnproject von Epinal nach Neufchateau durch Mirecourt an, und in dem Circulair, welches das Comité an die Wähler richtete, rief es aus: „Wer hat sich bisher mit dieser Linie beschäftigt? ..... Vielleicht M. Bresson (das war M. Buffet's Mitbewerber), der am äußersten Ende des Departements wohnt? Hat er nicht Interessen, welche diesem Projecte ganz entgegengesetzt sind? Wie wird man die Schwierigkeiten besiegen können, welche die Ausführung dieser Linie noch verzögern?"

„Welcher Einfluß kann dem der mächtigen Compagnie entgegengestellt werden, um unsere Stadt auch wenn möglich von den 190,000 Franks, welche ihr auferlegt sind, zu entlasten? Es handelt sich um das Vermögen Mirecourt's, um die Zukunft Eurer Kinder ... Stimmt also für M. Buffet."

Das ist in seiner ganzen, ein wenig cynischen und von ihm selbst enthüllten Freimüthigkeit der Wahlplan des Arrondissementscandidaten, in einem seiner berühmtesten Spezimen genommen. In Mirecourt wurde die Candidatur des Mitbewerbers M. Buffet's zurückgewiesen, nicht wegen seiner politischen Gesinnungen (in dem Circulair ist davon gar nicht die Rede), sondern einfach, weil er am äußersten Ende des Departements wohnte und weil man von ihm glaubte, daß er dem Bau der Eisenbahnlinie entgegengesetzte Interessen hätte.

Die Anhänger des Arrondissementsskrutiniums haben auf diese Thatsachen nichts zu erwidern, deren Existenz und Genauigkeit in allen Wahlarrondissements sie nicht bestreiten können, aber sie heben das Argument der für das Plebiscit geneigten Candidaturen hervor. Sie schützen die Befürchtung vor, daß ein Candidat, der zugleich in mehreren Departements aufgestellt wird, nicht in allen Departements als gewählt hervorgeht, und dadurch nicht eine moralische Autorität erlangt, welche ihn über seine Collegen erhebt und folglich geneigt macht, diese zu unterdrücken. Das war auch eine der Befürchtungen der Commission der Dreißig im Jahre 1874. Außer der Bearbeitung des Wahlgesetzes bereitete sie auch einen scharfsinnigen Entwurf vor, welcher besonders auf M. Thiers zielte; damals fürchtete man M. Gambetta noch nicht. Die Feinde des M. Thiers, die Männer vom 24. Mai, legten ihm die tyrannische Absicht unter, daß er seine Candidatur in vielen Departements aufstellen wollte, wenn die allgemeinen Wahlen kommen würden, und so in seinem Namen eine Art von Plebiscit hervorrufen wollte, dessen Erfolg ihn zu einem Rivalen des Marschalls Mac-Mahon machen würde. Um diese Kundgebung zu verhüten, hatte man also einen Artikel erfunden, welcher die Wählbarkeit den genauesten Bedingungen in Bezug auf Geburt und Wohnort unterwarf. Der Artikel war so streng, daß er in der Commission von M. Laboulaye

Digitized by Google

und M. Dufaure selbst energisch bekämpft wurde, im Namen des Einheits-Princips Frankreichs, welches durch die früheren Constitutionen festgesetzt worden war und welches in aller Form bestimmte, daß „der Abgeordnete der Repräsentant von ganz Frankreich ist". Nach dem Artikel, welchen die Commission trotz M. Laboulaye und M. Dufaure annahm, welchen aber die Nationalversammlung verständig genug war zu verwerfen, konnte ein Departement, ein Wahlbezirk zu seinem Repräsentanten nur einen Candidaten wählen, der in derselben Gegend geboren war. Dadurch beschränkte man die Rechte des Wählers, sodaß er weder seinen Neigungen, noch seiner Dankbarkeit Ausdruck geben konnte. Es gab keine großen Männer, keine Diener des Vaterlandes mehr, sondern nur einfache Abgesandte des Departements, wo sie das Licht der Welt erblickt hatten. Das war die Nivellirung der Mittelmäßigkeit und in indirecter Weise die Wiederherstellung des imperativen Mandats eines jeden Wahlbezirks.

Der Artikel wurde also wegen seiner reactionären Gewaltthätigkeit verworfen, und die Candidaten hatten bei den Wahlen 1876 volle Freiheit, um sich in allen Departements und in allen Wahlbezirken aufstellen zu lassen. Was geschah nun? Es geschah, daß M. Thiers, welcher nach allen bonapartistischen und royalistischen Blättern in fünfundzwanzig oder dreißig Departements aufgestellt werden sollte, welcher, sagte man, eine große Wahl durch Volksbeschluß vorbereitete, daß M. Thiers alle ihm angebotenen Candidaturen ausschlug und erklärte, sich nur im neunten Arrondissement aufstellen zu lassen. M. Buffet dagegen — und der Contrast ist wirklich pikant — dessen Freunde in der Commission die Initiative zum Entwurf, welcher die zahlreichen Candidaturen verhindern sollte, ergriffen hatten, M. Buffet, der erklärte und entschlossene Anhänger des Arrondissementsskrutiniums, d. h. der ausschließlich lokalen Candidatur, stellte sich in fünf Arrondissements vor, im Süden, im Norden, im Osten und im Westen! Das ist der Werth eines der stärksten Argumente der Vertheidiger des Arrondissementsskrutiniums; so beweisen sie also selbst die Nutzlosigkeit jeder Vorsichtsmaßregel gegen die Gefahr der Volksabstimmung; denn das Arrondissement selbst ist keine Garantie gegen den Ehrgeiz der Candidaten.

IV.

Endlich der letzte, aber nicht der am wenigsten ernste Vorwurf, den man dem Arrondissementsskrutinium machen kann, ist der, daß er der verhältnißmäßigen, rechtschaffenen Repräsentation der Bevölkerung keine ernsthafte Basis bietet. Das Arrondissement hat als solches kein Recht zu einer eigenen Repräsentation, es ist eine einfache, administrative Unterabtheilung und rein künstlich erzeugt. Es ist falsch, wenn man sagt, daß es Interessen hat, welche von denen des Departements getrennt sind, es

Digitized by Google

kann keine solchen haben, da es weder ein Budget noch Eigenthum irgend welcher Art hat. Von keinem Gesichtspunkte aus kann man sagen, daß es eine persönliche oder politische Einheit sei. Die specielle Repräsentation, welche man ihm zuschreibt, ist nur rein willkürlich und führt zu den eigenthümlichsten Consequenzen. Ist es nicht geradezu widersinnig, wenn in einem und demselben Departement den unbedeutendsten Arrondissements die gleiche Wichtigkeit beigemessen wird wie den bevölkertsten und reichsten? Im Departement de l'Ain hat das Arrondissement von Gex, das nur 21,000 Einwohner zählt, einen Deputirten wie das Arrondissement Trevoux mit ungefähr 100,000 Einwohnern. Aus diesen Anomalien ergiebt es sich, daß die Summe der Deputirten der verschiedenen Departements ganz und gar im Mißverhältniß steht zur Zahl ihrer Bevölkerung.

Zweiundzwanzig Arrondissements, deren Gesammtbevölkerung noch nicht siebenhunderttausend Einwohner erreicht, ernennen zweiundzwanzig Deputirte, während das Departement de la Seine mit zwei Millionen dreihunderttausend Einwohnern nur zehn Repräsentanten mehr hat, d. h. daß siebenhunderttausend durch zweiundzwanzig repräsentirt sind und zwei und eine halbe Million durch zweiunddreißig.

Um noch einmal zusammenzufassen: das Arrondissementsskrutinium bietet Ungleichheiten in den verschiedenen Departements, Ungleichheiten in den Arrondissements der verschiedenen Departements, Ungleichheiten in den Arrondissements eines und desselben Departements. So ernennt das Arrondissement Barcelonnette mit 15,000 Einwohnern einen Deputirten wie das Arrondissement St. Dié, welches sechs und ein halb mal so bevölkert ist.

Die Folgen eines solchen Wahlregimes sind augenscheinlich, allgemeine Reformen sind unmöglich, weil allgemeine Reformen nothwendigerweise lokale Reformen nach sich ziehen und weil die Wahlarrondissements durch die Natur selbst ihrer Interessen der Verschmelzung mit den Gesammt-Interessen entgegen sind. Noch mehr: der dem ganzen Arrondissement bekannte Mann, der Deputirte, wenn er nach dem Palais Bourbon, dem Sitze der Legislatur kommt, befindet sich vor einem Centrum, wo alle Gesichtspunkte viel ausgedehnter, die Observationswerkzeuge aber dieselben sind. Jeder hat sein kleines Fernrohr in der Tasche und richtet es auf zu entfernte Gegenstände. Der äußere Schein verwirrt ihn. Man hat über nichts einen klaren Ueberblick. Die parlamentarische Welt ist nichts mehr als eine Anhäufung von Nebeln, in der alle Gestirne gleiche mikroskopische Dimensionen haben. Die ganze Oberfläche ist eben und wohl geeignet, das Licht gleichmäßig zurückzuwerfen, aber nicht im Stande, es zu produciren. Es giebt keine Brennpunkte mehr, es giebt nur noch Reflectoren.

Digitized by Google

Der Arrondissementsdeputirte erwirbt in directer Berührung mit den Deputirten anderer Arrondissements nicht etwa eine neue Superiorität, sondern verliert auch durchaus die, welcher er sich in seinem eigenen Orte erfreute. Er weiß und fühlt es nur zu deutlich, daß er sich nie über seine Collegen erheben wird, die ihm ja an Einfluß und lokaler Berühmtheit gleich stehen. Dieses Gefühl seiner Ohnmacht kettet ihn nur um so fester an sein Arrondissement, wo er für einen großen Mann galt, während er in Paris nie mehr als ein unverstandener Gesetzgeber sein wird. Eine Deputirtenkammer, die aus solchen Elementen zusammengesetzt ist, ist natürlich von Anfang an zur Unfruchtbarkeit bestimmt. Der Arrondissementsdeputirte denkt nur an sein Wahlcomité, er fragt sich, was dieses wohl an seiner Stelle denken und thun würde. Er ist wie ein stellvertretender Spieler, der die Karten auf Rechnung eines Anderen hält. Er fürchtet zu verlieren, und diese Furcht verleitet ihn zu einer langen Reihe von Fehlern und Mißgriffen. Daher kommt es auch, daß so zusammengesetzte Versammlungen häufig ihre Beschlüsse umstoßen und die Consistenz ihrer Meinung den von außen gegebenen Rathschlägen unterordnen.

Dies sind die allgemeinen, obgleich nur ganz kurz angedeuteten Wirkungen der Wahlmethode, deren Reform M. Gambetta beim Congreß beantragen wollte. Heute ist es gewiß, daß dieser Congreß nicht stattfinden wird, da M. Gambetta die Macht verloren, weil er mit zu viel Ungestüm und in zu directer Weise gegen die unwiderstehliche Strömung der lokalen Einflüsse schwimmen wollte. Die Gründe selbst, welche die Reformen mit dem Arrondissementsskrutinium unmöglich machen, haben auch den Reformator unmöglich gemacht. Da M. Gambetta die Unmöglichkeit sah, seinen Begriffen von der Macht und der Erfahrung, welche er davon erworben hatte, gemäß zu handeln, so hat er es vorgezogen, seine Stellung als Staatsmann zeitweise zu opfern, als sich in unnützen täglichen Kämpfen zu erschöpfen, nach denen jeder Sieg eine Art von Schwächung gewesen wäre; denn er wäre die Folge einer Concession gewesen, welche er dem Princip der Einheit der nationalen Repräsentation und der Integrität des französischen Vaterlandes gemacht hätte.

Louis Liévin.
(Paris.)

Digitized by

Memoiren eines österreichischen Polizeidirektors.

[Nachdruck verboten.] [Uebersetzungsrecht vorbehalten.]

3. Galizien unter Joseph II.

Die Einführung der österreichischen Verwaltung und Justiz in Galizien ging nur langsam und nicht ohne Widerstand vor sich, da sich der polnische Adel durch die neue Regierung seiner kostbarsten Rechte beraubt und mit einem Male aus der Höhe schrankenloser Macht herabgestürzt sah. Indeß so brutal auch damals die Wiener Regierungskunst und so grausam auch in jenen Tagen die Justiz in Oesterreich war, in Galizien empfand doch Jedermann, mochte er welcher Nation, welcher Kirche und welchem Stande immer angehören, als die Organisation erst durchgeführt war, die Einführung der in den österreichischen Erblanden bestehenden Verhältnisse als einen wohlthätigen Fortschritt von der Anarchie zur Ordnung, von der Willkür zur Gesetzlichkeit, von der Tyrannei und Barbarei zur Humanität.

Trotzdem hatten die österreichischen Beamten keinen leichten Stand und keine angenehme Stellung im Lande. Aus verschiedenen Gründen: Zuerst nahm die plötzliche Einverleibung eines so großen Landes sehr zahlreiche Kräfte in Anspruch.

Es ist daher selbstverständlich, daß der österreichischen Regierung eine solche Zahl von Beamten überhaupt nicht zu Gebote stand, noch weniger aber eine solche Zahl von intelligenten, gebildeten und redlichen Beamten. Es mußten neue Kräfte herangezogen werden, und man durfte dabei gar nicht wählerisch sein, man mußte sie nehmen wo man sie eben fand, und so kamen vielfach Individuen in der österreichischen Uniform in das Land, die der letzteren wenig Ehre machten. Der polnische Adel, der bisher alle Fäden der Verwaltung in der Hand gehabt hatte, empfand einen tiefen

Digitized by Google

Groll, als er sich jetzt zum großen Theil von Menschen regiert sah, die weder aus guter Familie, noch gut erzogen waren und überdies noch fatale Laster an sich hatten. Dann blieben die Polen in der ersten Zeit dem Staatsdienste ganz fern. Vor Allem wollten sie dem Kaiser absolut nicht dienen, wenn sie es aber auch über das Herz gebracht hätten, in einer Kanzlei zu sitzen, in der in deutscher Sprache amtirt wurde, so waren sie weder dieser Sprache mächtig, noch besaßen sie die nöthigen Kenntnisse. Es kamen also, mit Ausnahme einiger Beamten, die böhmisch sprachen, meist Deutsche nach Galizien, und zwar solche, die wenig Bestechendes an sich hatten. Die Polen beklagten sich über ihre schlechten Manieren, ihre Grobheit, ihre rohen Witze und spotteten über ihr ordinäres Aussehen. Die deutschen Beamtenfrauen spielten eine noch schlechtere Rolle. Man fand, daß sie wie Köchinnen aussahen, und sie gaben insbesondere zu dem nach zwei Seiten hin maliciösen Bonmot Anlaß, daß sie Alle auf großem Fuße leben.

Noch schlimmer war es, daß die Mehrzahl der Beamten nicht gehaßt, sondern verachtet wurde. Da dieselben in der Regel nicht polnisch sprachen, so erwartete man von ihnen mindestens die Kenntniß der französischen Sprache, ohne die damals Jeder als ungebildet angesehen wurde. Da diese armen Beamten aber nur deutsch und noch dazu ein schlechtes Deutsch, nicht das feine, an das die Polen sich am sächsischen Hofe gewöhnt hatten, sprachen, so galten sie als ungebildet, und da es ihnen schwer wurde, sich den Eingebornen verständlich zu machen, als bornirt. Man nannte sie allgemein Schwaben, und aus dieser Zeit datirt das polnische Sprichwort: glupi jak szwab. (Dumm wie ein Deutscher.)

Dies wäre indeß nicht das Schlimmste gewesen, aber die Mehrzahl dieser aus der Hefe des Volkes in den deutschen Provinzen aufgelesenen Menschen waren arme Teufel, die nach Galizien zogen wie die Spanier unter Cortez und Pizzaro nach Amerika, um sich zu bereichern. Die Folge war, daß der österreichische Beamtenstand in Galizien als bestechlich galt und es zum großen Theile damals wirklich war. Der Dukaten war im Stande, jede Thüre zu öffnen, jeden Paragraphen des Gesetzes zu umgehen.

Der polnische Adel, damals ausschließlich die gute Gesellschaft repräsentirend, sah sich gezwungen, die Beamten zu bezahlen und ihnen im Amte Complimente zu machen, aber er rächte sich dafür, indem er mit den Beamten des Kaisers absolut keinen Umgang pflegte.

Wie sich der deutsche Beamte dem Polen präsentirte und aus welchen Elementen sich speziell der österreichische Beamtenstand in Galizien rekrutirte, mag am besten folgende Geschichte beweisen, die mein Vater mir mehr als einmal erzählt hat.

Als er eines Tages mit einem polnischen Magnaten in dem Wagen des letzteren fuhr, kam auf der Kaiserstraße ein deutscher Handwerksbursche

daher, mit zerrissenen Stiefeln, schlecht gekleidet, bestaubt, das Ränzchen auf dem Rücken. Der Magnat ließ halten und lud den Handwerksburschen freundlich ein, in seinem Wagen Platz zu nehmen. Als dieser neben dem Kutscher auf dem Bocke saß und der Wagen weiter rollte, sprach sich mein Vater anerkennend über die Humanität seines Begleiters aus. Der Magnat lächelte. „Es ist nicht Humanität," erwiderte er, „ich thue dies in meinem Interesse, weil ich nicht wissen kann, ob dieser Mensch da nicht in zehn Jahren mein Kreishauptmann ist."

Unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia geschah in Galizien nicht viel mehr, als daß eine geordnete Verwaltung und eine regelmäßige Justiz, wie in den Erblanden, eingeführt wurde.

Die Aufhebung der Tortur, die Einführung des Volksunterrichtes kamen auch dem neuen Lande zu Gute. In Lemberg wurde die erste Normalschule errichtet. Auch wurde damit begonnen, die entsetzlichen, nur bei guter Schneebahn oder während der heißen Sommermonate fahrbaren Straßen zu verbessern.

Die eigentliche Aera der Reformen für Oesterreich überhaupt und ganz besonders für Galizien begann mit dem Regierungsantritt des unvergeßlichen Menschenfreundes auf dem Throne, des Kaisers Joseph II.

Der Kaiser zeigte seine seltene Humanität und Energie vor Allem, als in Galizien in Folge einer Mißernte eine allgemeine Hungersnoth ausbrach und die Menschen, insbesondere die armen Bauern, zu Tausenden auf freiem Felde starben. Joseph II. befahl, aus Staatsmitteln riesige Getreidevorräthe einzukaufen und nach Galizien zu schaffen, und als der Mangel an guten Communicationen dem Rettungswerke, wie es schien, unüberwindliche Schwierigkeiten bereitete, faßte der Monarch einen großartigen Entschluß. Er ließ eine Anzahl Regimenter nach Galizien marschiren, um die bereits im Lande liegenden zu verstärken, und ließ in wenigen Wochen durch seine Soldaten mit Hilfe der Bauern, die dafür bezahlt wurden, die große und ausgezeichnete Kaiserstraße von der mährisch-schlesischen Grenze nach Lemberg bauen.

Noch eingreifender wirkte die Aufhebung der Leibeigenschaft und das Robotpatent vom 16. Juni 1786, das er speziell für Galizien erließ.

Wenn man heute das letztere liest, glaubt man zu träumen, denn aus den fast unglaublichen Dingen, die in den zahlreichen Paragraphen desselben abgestellt, aus den vielen an das Lächerliche streifenden Pratiken, welche den Gutsherren, ihren Beamten und Dienern für die Zukunft ausdrücklich verboten werden, gewinnt man ein geradezu haarsträubendes Bild der Bedrückungen, Erpressungen und Mißhandlungen, denen die Bauern bisher in Polen ausgesetzt waren.

Der Landmann war auch nicht mehr an die Scholle gebunden und besaß seinen Grund als Eigenthum, das er auf seine Nachkommen ver-

Digitized by Google

erben konnte. Dieses konnte ihm das Dominium nicht mehr willkürlich wegnehmen. An den Grund blieben verschiedene Pflichten und Leistungen, die sogenannte Robot (Frohne) geknüpft, aber diesen Leistungen war durch das kaiserliche Patent eine bestimmte Grenze gesteckt. Zum Schutze der Bauern wurden die Kreisämter und als Unterthansadvocat wurde der Fiscus aufgestellt, aber noch immer blieb den Grundherren die Polizei und die politische Verwaltung auf dem flachen Lande und die Patrimonial-Gerichtsbarkeit als erste Instanz. Zur Führung der sogenannten Unterthansprozesse gegen die Dominien hatten die Bauerngemeinden das Recht, aus ihrer Mitte sogenannte Deputirte als Bevollmächtigte zu wählen.

Vom Erlaß des Robotpatentes bis zu dessen Durchführung war indeß ein weiter Schritt zu machen. Es währte lange, ehe nur die wesentlichsten Bestimmungen dieses Gesetzes zum Schutze der Bauern vom Adel ernst genommen wurden. In der ersten Zeit leisteten Viele der Dorftyrannen einen zähen und erbitterten Widerstand und waren oft nur durch sehr drastische Mittel dahin zu bringen, den Willen des Kaisers und die Rechte ihrer Unterthanen zu respectiren.

Ein galizischer Magnat, der zu den am meisten Begüterten zählte, weigerte sich einfach, das Robotpatent anzuerkennen, und verfuhr auch weiter mit seinen Bauern, als ob sie noch immer seine Sklaven wären. Er achtete den ihnen gesicherten Grundbesitz ebensowenig wie die für ihre Leistungen festgesetzten Normen, überbürdete sie mit Arbeit und ließ die Saumseligen oder Widerspenstigen mit Stockstreichen und Peitschenhieben strafen und sogar allerhand Torturen gegen sie anwenden.

Es fand sich aber ein Winkelschreiber, der den Bauern, die sammt und sonders weder lesen noch schreiben konnten, das Robotpatent erklärte.

Die Gemeinde hielt eine Sitzung in der Schänke, leerte ein Fäßchen Branntwein und wählte einen Deputirten, der beim Kreisamte im Namen derselben einen Prozeß gegen den Grundherrn anstrengte.

Neue Prügel und Torturen, und als dennoch ein Kreiscommissär erschien, um den Thatbestand aufzunehmen, Gelage, Jagd, Tanz, schöne Frauen und endlich — der Dukaten.

Der Prozeß gerieth in's Stocken, aber der Magnat hatte die Schlauheit und Hartnäckigkeit der kleinrussischen Bauern nicht in Rechnung gebracht. Da der Gemeindedeputirte beim Kreisamte nichts erreichen konnte, wählte die Gemeinde eine neue Deputation, welche sie nach Wien sandte, und eines Tages standen in dem sogenannten Controllorgange der Hofburg, in dem der Kaiser Jedermann Audienz ertheilte, drei galizische Bauern vor Joseph II. und brachten ihre Klage gegen den mächtigen Magnaten vor. Der Kaiser hörte sie gnädig an und schrieb auf ihr Gesuch eigenhändig seine Entscheidung hin, welche ein Befehl an das gali-

Digitized by

zische Gubernium war, sofort die Sache zu untersuchen und dem Magnaten außerdem sein ungesetzliches und brutales Betragen zu verweisen.

Zu Fuß waren die armen Bauern nach Wien gegangen, zu Fuß kehrten sie in ihre Heimath zurück, es waren mehr als 140 Meilen, die sie zurückzulegen hatten, und so waren sie jedesmal zwanzig Tage oder mehr noch unterwegs. Als sie zurückgekehrt waren und der Gemeinde das glückliche Resultat unter Lobsprüchen auf den Kaiser mitgetheilt hatten, kam auch schon der herrschaftliche Haydut und führte sie vor den erzürnten Herrn, der sie mit den unglaublichsten Schimpfworten, wie Hundeblut! Hundesohn! traktirte und wüthende Drohungen gegen sie ausstieß.

Der Führer der Deputation, ein würdiger Greis von mehr als 80 Jahren, suchte das Betragen der Bauern, denen kein anderes Mittel gegen die schreckliche Bedrückung von Seiten der Grundherrschaft übrig geblieben sei, zu rechtfertigen, und überreichte schließlich dem Magnaten die Klage mit der kaiserlichen Entscheidung. Nun kam der Wütherich ganz von Sinnen, riß den Greis bei den weißen Haaren zur Erde nieder, trat ihn mit Füßen, ließ ihm das kaiserliche Rescript auf den Rücken legen und mehr als hundert Hiebe auf dasselbe aufzählen, bis das Rescript in Stücke gegangen war und der Greis seine Seele ausgehaucht hatte.

Damals schien es noch unmöglich, einen Magnaten für eine solche That vor dem Criminalgerichte zur Rechenschaft zu ziehen, die Strafe, die der Kaiser demselben diktirte, war indeß viel empfindlicher und praktischer, als es eine Kerkerstrafe gewesen wäre. Der Magnat wurde mit seiner Familie nach Wien citirt, vom Kaiser streng getadelt und gleich einem Unzurechnungsfähigen unter Curatel gestellt, seine Kinder aber wurden verschiedenen kaiserlichen Anstalten zur Erziehung übergeben.

Trotzdem die Willkür der polnischen Gutsbesitzer noch ferner ihre Opfer forderte, sah sich doch der galizische Bauer durch die kaiserliche Regierung beschützt und seine Lage im Ganzen und Großen wesentlich gebessert. Es wurde in diese rohen aber guten Herzen damals ein Keim der Dankbarkeit für den Kaiser gesenkt, der sich von Generation zu Generation kräftiger entfaltete und seinerzeit unerwartete Früchte tragen sollte, welche ganz Europa überraschten. Dieses Gefühl der Dankbarkeit steigerte sich noch erheblich durch gewisse Vergleiche.

Es machte einen großen Eindruck auf die Bauern, daß, während man sie aus der Sklaverei erlöste, jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle freie Bauern zu Leibeigenen gemacht wurden. Ferner war auf den ausgedehnten Cameralherrschaften (Staatsgütern) die Lage der Bauern in jeder Beziehung eine viel bessere als auf den im Privatbesitz befindlichen Herrschaften, Mißhandlungen kamen gar nicht vor, das Robotpatent wurde von Seiten der Beamten streng eingehalten und nur zu Gunsten der Bauern milde gehandhabt, den Landleuten jede Erleichterung und Unterstützung,

Digitized by Google

gewährt, so daß sich hier rasch unter dem Landvolke ein gewisser Wohlstand entwickelte. Die anderen Bauern blickten mit Neid auf die Glücklichen, die nur Unterthanen des Kaisers waren, und mehr und mehr wurde es eine Art heiliger Tradition unter dem galizischen Landvolk: daß es dem Bauer in Polen schlecht gegangen sei und unter dem Kaiser gut gehe.

Mein Vater war einige Zeit Cameral- und Salinenverwalter in Kalusz. Als solcher gewann er die Liebe der Bauern im hohen Maße, ohne sich deshalb mit dem Adel, mit dem er in keine anderen als gut nachbarliche Beziehungen kam, zu verfeinden. Er war bei allen Classen der Bevölkerung gleich beliebt. Als er später Gubernialrath, Cameralgüter- und Salinenadministrator in Lemberg wurde, verkehrte der Adel der Hauptstadt gern mit ihm, und wenn die Bauern an seinem Hause auf dem Wall vorüberfuhren, zeigten sie ihn, wenn er gerade am Fenster war, ihren Kindern mit den wenigen, aber bedeutungsvollen Worten: Pan Sacher (Herr Sacher).

Wie in Rußland von Seite der polnischen Herren vorgegangen wurde, mag ein kleines Beispiel beweisen.

In dem podolischen Dorfe Podwysokie lebten freie, sogenannte adelige Bauern, denen der Grundherr Felix Potocki, um sie dafür zu belohnen, daß sie nicht an dem Blutbad in der Ukraine Theil genommen hatten, die wenigen feudalen Leistungen, zu denen sie verpflichtet waren, 1771 erließ und zur Erinnerung daran eine Fahne mit dem Bilde der Mutter Gottes schenkte.

Die Wittwe seines Nachfolgers, des Grafen Wladimir Potocki, die Gräfin Thekla Potocki, eine geborene Fürstin Sanguschko, wollte nicht freie Leute, sondern nur Sklaven um sich haben. Sie bestach einige Beamte, und da die Bauern von Podwysokie sich nicht freiwillig unter das Joch der Gräfin beugen wollten, zwang diese sie mit Gewalt, ihren Freiheiten zu entsagen. Sie requirirte Militair, das sie bei den Bauern so lange einquartierte, bis sie sich ihr endlich unterwarfen, und als sie auch dann noch die Fahne von 1771 nicht ausliefern wollten, setzte sich die Gräfin zu Pferde und umzingelte mit ihren Leuten die Kirche, in der sich gerade die Gemeinde befand, und hielt diese so lange gefangen, bis der Priester heraustrat und ihr das Symbol der Freiheit auslieferte.

Kaiser Joseph II. suchte übrigens die Lage der Bauern in Galizien auch dadurch zu verbessern, daß er deutsche (schwäbische) Colonisten auf verschiedenen Cameralherrschaften ansiedelte zu dem Zwecke, den Polen und Kleinrussen als Vorbild für eine bessere Bodencultur zu dienen. Dabei wurde aber ein großer Fehler begangen. Statt einzelne deutsche Familien in den polnischen und kleinrussischen Dorfern anzusiedeln, wurden selbständige deutsche Niederlassungen, besondere kompakte Gemeinden mit eigener Verwaltung, eigener (protestantischer) Kirche und Schule gebildet,

Digitized

die den Einheimischen fremd gegenüber standen und heute noch gegenüber stehen, daher keinen nennenswerthen Einfluß üben konnten. In anderer Richtung wirkten indeß diese deutschen Ansiedler im Interesse der Cultur. Während die Grundherrschaften, entgegen dem Wortlaut des Gesetzes, bei den polnischen und kleinrüssischen Bauern die Zerstückelung der Gründe begünstigten, nur um mehr Arbeitskräfte zu erlangen, erbte bei den deutschen Colonisten stets nur der älteste Sohn und blieb so die Wirthschaft ungetheilt. Die jüngeren Söhne widmeten sich anderen Beschäftigungen, sie lernten ein Handwerk oder studirten, und so entstand allmählig ein einheimischer Bürgerstand in Galizien, der bisher fast ganz gefehlt hatte.

Nächst den Bauern gewannen durch die neue Ordnung der Dinge am meisten die Städte und in diesen die Juden. Da in den Städten neben den Magistraten unmittelbar die kaiserlichen Behörden installirt waren, trat hier, gleich im Beginn, an die Stelle der polnischen Anarchie ein geordneter gesetzlicher Zustand. Mißbräuche kamen gewiß noch in einzelnen Fällen vor, aber der Bedrängte fand sofort Rath und Beistand, was bei der großen Ausdehnung der Kreise und der beträchtlichen Entfernung der Dörfer von der Kreisstadt auf dem flachen Lande nicht gut möglich war; daher sich hier die polnische Praxis, die tyrannische Adelsherrschaft ungleich länger erhalten konnte.

Das Toleranzedikt Joseph II. mußte eine besonders heilsame und befriedigende Wirkung in einem Lande üben, das wie Galizien in seiner Bevölkerung fast alle Religionen und Sekten vertreten hatte; es gab hier Bekenner der römisch-katholischen, griechisch-katholischen, der griechisch-orientalischen und armenischen Kirche, Lutheraner, Calviner, Unitärier, Mennoniten, Wiedertäufer, Duchoborzen, Lipowaner, Juden, Chaßiden, Karaiten, Sabathianer, Mohamedaner und Heiden (Zigeuner). In Lemberg residirten nicht weniger als drei Erzbischöfe, ein römisch-katholischer, ein griechisch-katholischer und ein armenischer.

Die Juden waren hier so zahlreich wie in keinem anderen Lande der Welt, sie bildeten einen großen Theil der Bevölkerung der großen Städte Lemberg und Krakau, die Mehrzahl der Einwohner in sämmtlichen kleineren Städten. Die freie Handelsstadt Brody an der russischen Grenze war so vollständig von Juden bewohnt, daß Kaiser Franz, als er bei einer Reise in Galizien vom Balkon des Hausner'schen Hauses auf die ihm zujubelnde Menge herabsah, den köstlichen Ausspruch that: „Jetzt weiß ich wenigstens, warum ich König von Jerusalem*) heiß'!"

Auf dem flachen Lande wurde den Juden vom Kaiser Joseph II. der Aufenthalt nur dann gestattet, wenn sie einen bäuerlichen Grund erwarben und selbst bewirthschafteten oder aber ein Handwerk ausübten.

*) Die österreichischen Herrscher führen unter ihren anderen Titeln auch diesen.

Digitized by Google

Es war nämlich ein Lieblingsgedanke dieses weisen Monarchen, die Juden wieder an den Feldbau zu gewöhnen.

Er machte sogar den Versuch, arme Juden in ganzen Dörfern anzusiedeln und ihnen Grundeigenthum zu schenken, aber der treffliche Plan scheiterte an der Unlust der Juden zum Ackerbau. Heute noch giebt es Dörfer in Galizien, die den Namen Zidowka, Zidow (von Zid — Jude) führen und eine Art Denkmal der guten Absichten Josephs II. bilden.

Dagegen betrieben die aus der Krim ausgewanderten Karaiten, ackerbauende Juden, die den Talmud verwerfen und sich streng und ausschließlich an den mosaischen Glauben und das mosaische Recht halten, die Landwirthschaft und Viehzucht mit vielem Fleiß und Verständniß.

Die Ausübung des Schankrechtes auf dem flachen Lande war den Juden strengstens verboten, dennoch waren die herrschaftlichen Propinationen und die Branntweinschänken überall in Händen der Juden, da die Grundherrschaften darin ihren Vortheil fanden und das Gesetz zu umgehen verstanden.

Die Lage der Juden hatte sich in jeder Beziehung unter der österreichischen Herrschaft gebessert, und da überdies der jüdisch-deutsche Jargon ihre eigentliche Umgangssprache war, so traten die Reichen unter ihnen zuerst in nähere Beziehungen zu den deutschen Beamten, und Reiche und Arme überboten sich an Loyalität.

Am meisten war durch die Beseitigung der früheren polnischen und die Einführung der österreichischen Verhältnisse der polnische Adel getroffen und geschädigt worden. Er hatte seine Macht zum großen Theile eingebüßt, seine kostbaren Rechte fast ganz verloren. War bisher der Adel Alles gewesen, er, der in corpore der polnischen Republik Gesetze gegeben hatte und aus dessen Mitte ein einziges Veto genügt hatte, um den Reichstag beschlußunfähig zu machen, so hatte er jetzt in politischen Dingen und in Bezug auf Gesetzgebung absolut nichts zu bedeuten.

Ein Landtag, in der Art wie in den Erblanden, kam auch jährlich in Lemberg zusammen, er besaß das Recht, der Regierung Vorstellungen zu machen, das war Alles. Es wurde jedesmal nur eine Sitzung abgehalten. In dieser einen Sitzung brachte der polnische Adel seine unterthänigen Vorstellungen feierlich vor, welche von den Vertretern der Regierung feierlich angehört und sodann feierlich ad acta gelegt wurden.

Es ist begreiflich, daß insbesondere die reichen, hochfahrenden Magnaten mit dieser kläglichen Rolle, die ihnen, als Rest einstiger Allgewalt und Herrlichkeit, geblieben war, nicht besonders zufrieden waren. Von dem Stolz dieser Herren mag der folgende Vorfall eine Vorstellung geben.

Kaiser Joseph besuchte auf seiner galizischen Reise unter Anderem auch den Fürsten Sanguschko, der ihm seine arabischen Pferde zeigte. Eines derselben fand den besonderen Beifall des Monarchen. Am nächsten

Digitized by Google

Tage sendete ihm der Fürst dasselbe. Joseph II. wünschte den Preis zu kennen.

„Es hat keinen Preis!“ gab der Fürst zur Antwort.

Joseph II. nahm das kostbare Geschenk nicht an. Was that der Fürst?

Er erschoß das herrliche Pferd mit eigener Hand.

Diese stolzen Magnaten, deren Güter oft die Größe eines deutschen Fürstenthums hatten, waren indeß nicht nur gegen ihre Bauern gewaltthätig, sondern oft auch gegen den kleinen Adel. Auch unter dem österreichischen Regiment gehörte ein sogenannter Zajasd, die Besitzergreifung eines fremden Gutes mit bewaffneter Hand, nicht eben zu den Seltenheiten.

Die Gräfin Los führte Prozeß um ein Gütchen mit dem Herrn Zlotnizki. Als die Gerichte zu Gunsten des Letzteren entschieden, machte die ebenso muthige als schöne Dame kurzen Prozeß. Sie kam Nachts mit ihren Krakusen und Kosaken, drang in den Edelhof des Herrn Zlotnizki und trieb ihn mit der Reitgerte aus dem Bett und aus dem Hause. Zlotnizki mußte im Hemde, barfuß durch den Schnee flüchten, während die Gräfin sein Gut in Besitz nahm. Es gab einen neuen Prozeß, aber diesmal blieb die Gräfin im Rechte und im Besitze, Dank ihren Dukaten und ihren Reizen, mit denen sie jene hohen Beamten bestach, die dem Gelde nicht zugänglich waren. Die Familie Zlotnizki verarmte vollständig, der letzte Sproß derselben diente später unter mir als Kanzlist in der Polizeidirektion zu Lemberg.

Der kleine Adel konnte sich am wenigsten mit der fremden Regierung befreunden, er hielt sich den Städten fern, zog sich auf seine Landgüter zurück und verkehrte mit der Regierung nur durch seine Bevollmächtigten Zu seinen Vergnügungen gehörte, außer der Mißhandlung der Bauern, der Jagd, dem Wein und dem Spiele insbesondere das Nichtbezahlen der Steuern. Er zog es häufig vor, sich pfänden zu lassen, nur um dem deutschen Kaiser Trotz zu bieten. Auf seinem Gute blieb auf diese Weise jeder Schlachzitz ein kleiner Monarch.

Um die Macht des Adels, sowie dessen Opposition gegen seine großen Reformen, ebensogut in den Erblanden wie in Galizien, zu brechen und um die alten in Vorurtheilen und Bigoterie erstarrten Geschlechter durch neue Kräfte gleichsam zu verjüngen und geistig zu beleben, erließ Joseph II. ein kaiserliches Handschreiben, in Folge dessen die Adelstitel verkauft und gekauft werden durften.

Dieses Dekret traf den polnischen Adel ganz besonders hart. Manche Familien lebten von allem Anfang im Auslande, weil sie sich der neuen Regierung absolut nicht unterwerfen wollten, Andere verließen später ihre Heimath, weil sie sich in irgend einer Richtung kompromittirt oder gegen

Digitized by Google

die neue Ordnung vergangen hatten. Alle diese hatten Beamte, welche ihre Güter verwalteten und ihnen das Erträgniß zuschickten. Unter diesen Beamten fanden sich nur zu häufig Schurken, welche so schlau waren, sich den Empfang des geschickten Geldes nur in allgemeinen Ausdrücken bestätigen zu lassen, diese Quittungen nach einiger Zeit als Schuldscheine vor Gericht präsentirten und unter dem Titel ihrer vorgeblichen Forderung von dem Gute ihres Herrn Besitz ergriffen. Diese waren es nun, welche sich beeilten, Adelstitel zu kaufen, und der polnische Adel war nicht wenig entrüstet, Abkömmlinge von Bedienten und Bauern, die als Küchenjungen ihre Carrière begonnen und als Gutsverwalter beschlossen hatten, jetzt in seine erlauchten Reihen treten zu sehen.

Ebenso schmerzlich war es für diese stolzen Aristokraten, daß viele reiche Juden sich taufen ließen, Güter erwarben und sich den Titel eines Barons oder Grafen kauften. Damals verwandelte sich z. B. ein Getreidehändler Abrahamek in einen Herrn von Abrahamowicz, ein Branntweinpächter Brun in einen Baron Brunizki.

Von den in Galizien lebenden Nationen hatten die Polen unter der neuen Regierung sehr viel eingebüßt, die Kleinrussen gewonnen. Insbesondere wurde die materielle Stellung des niederen griechisch-katholischen (kleinrussischen) Clerus entschieden gebessert und wurden verschiedene Anstalten errichtet, welche für die Bildung desselben zu sorgen hatten. Bisher war auch der griechisch-katholische Priester der Willkür des polnischen Tyrannen preisgegeben gewesen. Jetzt wurde er von der Regierung beschützt und nahm logisch für dieselbe Partei.

Was Alles noch unter der österreichischen Regierung möglich war, dafür spricht am besten das folgende Pröbchen adeliger Gewaltthätigkeit.

Auf dem Gute des Grafen K. starb ein armer Bauer eines plötzlichen Todes. Der gr. k. Pfarrer, selbst arm wie eine Kirchenmaus, weigerte sich, denselben zu begraben, da die Wittwe die Stolagebühren nicht bezahlen konnte. Die Bäuerin verklagte den Pfarrer beim Grafen. Was geschah? Der Magnat entbot den Pfarrer zu sich. Dieser erklärte, daß in dem Falle eines plötzlichen Todes die amtliche Erlaubniß zur Beerdigung eingeholt werden müsse und er die schriftliche Eingabe bereits eingereicht habe.

„Faxen!“ rief der Graf. „Wirst Du ihn begraben? Ja oder nein!“

„Das Gesetz verbietet es mir,“ sagte der Geistliche.

„Nochmals, ja oder nein?“

„Ich muß nein sagen.“

„Dann geh', es ist gut.“

Der Graf erklärte hierauf, er werde den Pfarrer begraben, ohne die Stolagebühren dafür in Anspruch zu nehmen, ließ auf dem Friedhof ein Grab machen, einen Sarg zimmern, den Geistlichen hineinlegen und den

Digitized by Google

Deckel schließen. Während der Kirchendiener mit dem Kreuz und der Graf mit der Stola und dem Weihwedel vorangingen, folgte die Dienerschaft und die ganze Gemeinde, neugierig auf das Ende dieses echt polnischen Spaßes. Auf dem Friedhof angelangt, vollzog der Graf die Einsegnung, ließ den Sarg sammt dem bereits mehr todten als lebendigen Geistlichen in das Grab senken und dieses schließen.

Als der Sarg wieder hervorgeholt und geöffnet wurde, fand man den armen Pfarrer ohnmächtig. In Folge der ausgestandenen Angst starb derselbe kurze Zeit darnach wirklich und hinterließ eine arme Wittwe und mehrere unglückliche Waisen.

Der Graf wurde zu einer namhaften Geldstrafe verurtheilt, über die er sich einfach lustig machte.

Die Hauptmerkmale, welche nach der Einführung der österreichischen Verwaltung in Galizien zu Tage traten, sind also: es fand keine durchgreifende Reform der bäuerlichen Verhältnisse statt, und in Folge dessen waren fortan beide Theile unzufrieden, der Adel, weil die Regierung seine Rechte stark eingeschränkt hatte, der Bauer, weil der Adel die in dem Robotpatente von Seite des Kaisers gewährten großen Wohlthaten, Freiheiten und Erleichterungen, sei es durch brutale Gewalt, sei es durch Umgehung des Gesetzes, nur zu häufig illusorisch zu machen mußte.

Die natürliche Folge war, daß der Haß des Adels sich gegen die österreichische Regierung, der Haß des Bauers aber gegen den Adel richtete.

Dies muß man stets im Auge behalten, um die späteren Ereignisse in Galizien und insbesondere die große Katastrophe von 1846 zu begreifen.

Was die Nationalitäten betrifft, so nahmen die Polen gegen die österreichische Regierung Partei, die Kleinrussen und Juden für dieselbe. Die Deutschen verhielten sich apathisch.

Die Bauern aller Nationalitäten sahen in dem Kaiser ihren einzigen Hort und Schutz, von ihren Herren erwarteten sie alles Schlechte, von dem Kaiser alles Gute.

Joseph II. war längst in der Kapuzinergruft in Wien beigesetzt, Napoleon hatte seine große Rolle ausgespielt und Alexander in Taganrog seine edle Seele ausgehaucht, als mich eine Commission von Lemberg aus auf das flache Land führte. Da erzählte mir ein alter Bauer, nachdem der Branntwein ihm die Zunge gelöst: „Junger Herr, der Kaiser Joseph ist nicht todt, die Herren und die Jesuiten halten ihn nur gefangen, aber er wird eines Tages wiederkommen und uns arme Bauern mit Gottes Hilfe befreien."

Diese wenigen Worte sagen mehr, als es ein paar gelehrte Foliobände vermögen.

4. Das Jahr 1809 in Galizien.

Während die Polen den Theilungsmächten überall im Lande einen hartnäckigen passiven Widerstand entgegensetzten, hatte ein Theil der polnischen Patrioten gleich nach der Theilung die Heimath verlassen und bildete unter Dombrowski den Kern der polnischen Legionen, welche fortan unter französischer Fahne alle Kriege der Republik und des neuen Caesar heldenmüthig mitkämpften. In diesen Legionen, die mit dem Liede:

„Noch ist Polen nicht verloren;
In uns lebt sein Glück!"

in den Kampf zogen, lebten in der That alle Hoffnungen der polnischen Nation. Napoleon hat sie nicht erfüllt, obwohl sich ihm wiederholt Gelegenheit dazu bot und er die Tapferkeit und Ausdauer der Polen rücksichtslos ausnutzte.

„Les Polonais sont les meilleurs gens pour meubler un champ de bataille" war sein charakteristischer Ausspruch nach der Schlacht an der Moskwa.

Die polnischen Legionen waren indeß stets nur von dem einen Gedanken beseelt, ihr unglückliches Vaterland zu befreien. Während des Krieges von 1757 gegen Oesterreich machte Dombrowski den Vorschlag, in der Moldau ein polnisches Corps zu sammeln, das in Galizien eindringen und auf diese Weite Oesterreich in den Rücken fallen sollte. Die Bildung einer Legion ging in Jassy rasch von Statten, aber es fanden sich Verräther und als Denisko einen übereilten Einfall wagte, hatte er nur den einen traurigen Erfolg, daß viele der Patrioten, die mit den Emigranten im Einverständniß gewesen waren, nach Sibirien verwiesen oder auf dem Spielberg eingekerkert wurden. Die Emigranten selbst wurden von der hohen Pforte aus der Moldau ausgewiesen.

Der Krieg von 1806 gegen Preußen und Rußland schien den Polen endlich Erfüllung ihrer Wünsche zu bringen. Fouché suchte Kosciusko, der in der Nähe von Fontainebleau zurückgezogen lebte, auf und forderte ihn auf, sich an die Spitze einer polnischen Insurrektion zu stellen. Kosciusko, der Napoleon durchschaute, verlangte von diesem ein Manifest, in dem er die Wiederherstellung Polens aussprach, und als der Kaiser dies nicht zugestehen wollte, wies der polnische Held jede Theilnahme an einer polnischen Bewegung entschieden zurück.

Indeß entschloß sich doch Napoleon nach den Schlachten von Jena, Eylau und Friedland im Frieden zu Tilsit, wenn nicht Polen herzustellen, doch aus einem Theile Preußisch-Polens einen kleinen polnischen Staat zu schaffen, das Herzogthum Warschau, das allerdings dem Könige von Sachsen untergestellt wurde, aber eine gewisse Selbständigkeit erhielt.

Digitized by Google

Immerhin war ein Anfang gemacht, und die Polen fuhren fort, für Napoleon ihr Blut zu vergießen. Der spanische Feldzug von 1808 gab neue Proben ihrer Aufopferung.

Aber nicht die Polen allein setzten ihre Hoffnungen auf den neuen Cäsar.

Als nach dem Frieden von Amiens zuerst an die Stelle des Namens Bonaparte der Name Napoleon trat, ging es wie ein Blitz durch alle slavischen Völkerschaften. Der Name wurde seltsam, aber nicht ohne Geist gedeutet. Man flüsterte sich zu: Napoleon perschi (Napoleon der Erste) bedeutet nichts Anderes als Na. pole on perschi, Auf dem Felde (Schlachtfelde) ist er der Erste.

Vor Allem erwarteten die slavischen Bauern aller österreichischen Länder von ihm die Aufhebung der Robot (Frohne), ja die vollständige Befreiung, und verfolgten mit begeisterter Theilnahme seinen glänzenden Siegeslauf. Sie glaubten fest, Napoleon sei Niemand Anderer als Kaiser Joseph II., der bekanntlich in Mähren mit eigener Hand den Pflug des Bauers geführt hatte und der nicht gestorben war, sondern vor den Intriguen seiner Feinde heimlich nach Frankreich entflohen sei, um von dort aus an der Spitze einer großen Armee zurückzukehren und die Welt und vor Allem die Bauern zu befreien.

In diesem Glauben wurde das slavische Landvolk durch die Medaille, welche Napoleon bei Gelegenheit seiner Krönung prägen ließ und auf der nur eine Pflugschar und ein Buch die Embleme seiner Macht bildeten, wesentlich bestärkt.

Die Unzufriedenheit der Polen in Galizien trat seit der Errichtung des Herzogthums Warschau immer offener zu Tage. Während der polnische Adel hier wieder seine glänzende Rolle zu spielen begann, seufzte er in Galizien unter dem Druck der Lasten, welche die Kriegsjahre dem Lande auferlegten. Dieses hatte in erster Linie die österreichischen Heere zu verproviantiren, die Steuern wurden immer mehr erhöht, zahlreiche Rekruten ausgehoben, und statt mit Gold und Silber bezahlte die österreichische Regierung mit Papiergeld, das täglich mehr entwerthet wurde. Besondere Erbitterung erzeugte die Errichtung einer Universität mit deutscher Unterrichtssprache in Lemberg, während zugleich die alte Jagellonische Hochschule in Krakau aufgehoben und das alte Königsschloß in eine österreichische Caserne verwandelt wurde.

In Folge des Unglücks von Austerlitz und Jena entstand aber auch eine Bewegung gegen Napoleon in Deutschland, der Tugendbund verzweigte sich vom Norden nach dem Süden, die Lieder von Arndt und Körner gingen von Mund zu Mund, in Preußen und Oesterreich wurde die Landwehr errichtet.

England war rastlos bemüht, eine neue Coalition gegen Napoleon

Digitized by

zu bilden, Oesterreich wurde leicht gewonnen, Preußen und Rußland zögerten noch. Da fand sich im Cabinet des Kaisers Franz ein Verräther, der den ganzen Plan an Napoleon auslieferte. Oesterreich wurde dadurch gezwungen, viel früher, als es beabsichtigt war, die Waffen zu ergreifen.

Es folgte der für uns unglückliche aber ruhmreiche Krieg von 1809. Der Verlauf desselben auf dem polnischen Kriegsschauplatze war genau derselbe wie auf allen andern Punkten, Anfangs große Erfolge, dann Niederlagen.

Schon während der Vorbereitungen zum Feldzuge zeigte sich in Galizien ein Geist des Widerstandes, der die kaiserlichen Behörden consternirte. Als man bei den Gutsbesitzern Pferde für die Armee requirirte, gab es blutige Zusammenstöße. Herr Skrinski verweigerte einfach seine Pferde herzugeben. Ein Zug Husaren sollte dieselben holen. Skrinski verbarrikadirte seinen Edelhof, und als die Husaren das Thor mit dem Kolben ihrer Karabiner einzuschlagen suchten, begannen er und seine Leute auf sie zu feuern. Ein förmliches Gefecht fand statt, schließlich erstürmten die Husaren Hof und Haus, aber sie konnten die Pferde erst fortführen, nachdem sie Skrinski und seinen Sohn getödtet.

Mit Recht fürchtete man eine Insurrektion Galiziens, und deshalb erhielt Erzherzog Ferdinand, der die österreichische Armee in Galizien commandirte, von Wien aus die Instruktion, sofort die Offensive zu ergreifen, im Herzogthum Warschau einzudringen und sich der feindlichen Hauptstadt zu bemächtigen.

Der Erzherzog eröffnete am 17. April die Feindseligkeiten, schlug den Fürsten Poniatowski am 19. April bei Raszyn und Falenty und zog hierauf in Warschau ein. Die Kräfte der Polen unterschätzend, wendete sich der Erzherzog jetzt gegen Thorn. Während er dies vergeblich beschoß, traf Poniatowski alle Anstalten, um Galizien zu insurgiren, sammelte und verstärkte die polnische Armee und ging dann seinerseits zur Offensive über. Die Polen siegten bei Gora, nahmen Sandomir und Zamose und entsendeten kleine fliegende Corps nach Galizien. Der Erzherzog mußte sich zurückziehen. Allerdings nahm er Sandomir wieder, wurde aber neuerdings gezwungen, nach Galizien zu retiriren, während in seinem Rücken eine Erhebung stattgefunden und endlich auch der mit Napoleon verbündete Czar Alexander seine Truppen in Ostgalizien hatte einrücken lassen. Der Waffenstillstand von Znaim machte auch hier den Feindseligkeiten ein Ende.

Die Diversion nach Galizien wurde durch Proklamationen des Fürsten Poniatowski eingeleitet, in denen er die Polen dieses Landes aufforderte, seine Soldaten, die eben das letztere betreten hatten, als Brüder zu empfangen und ihre Reihen zu verstärken. Ein aufgefangener Brief des

Fürsten Gortschakoff an den Erzherzog Ferdinand, worin er diesen zu seinen Erfolgen beglückwünschte, trieb ihn noch mehr zur Eile. Schon an der Grenze empfingen Poniatowski Deputationen des polnischen Adels. Der Fürst Constantin Czartoryski war der Erste, der zu seiner Fahne schwor. Tausende folgten seinem Beispiel. In Lublin (damals eine der größten Städte mit 12,000 Einwohnern) setzte Poniatowski eine Regierung für Galizien ein, an deren Spitze Zamoyski gestellt wurde. Auch begann man mit der Formation neuer polnischer Regimenter zu Pferd und zu Fuß in den von den Oesterreichern verlassenen und von den Polen besetzten Kreisen Westgaliziens.

Es war ein trauriger Tag, als die Nachricht nach Lemberg kam, daß General Rozniecki nach kurzem Gefecht Jaroslau genommen, 1 Major, 20 Offiziere und 900 Mann zu Gefangenen gemacht und die großen dort aufgespeicherten Vorräthe erbeutet habe. Alles, was kaiserlich war, ließ die Köpfe hängen, Viele rüsteten sich zur Flucht, und als eine neue Staffette das Anrücken polnischer Cavallerie meldete, verließ General Prinz Hohenzollern, der zwar 2000 Mann, aber durchaus Rekruten unter seinen Befehlen hatte, Lemberg am 22. Mai. Mit ihm zog eine endlose Reihe von Wagen, mit den Flüchtlingen gefüllt, nach Stanislau. Mein Vater blieb.

„In einem solchen Augenblick heißt es seine Pflicht thun und am Platze bleiben," sagte er, und daß er ruhig in der Mitte der aufgeregten Bevölkerung blieb, imponirte gerade den Polen und sicherte uns vor allen Anfeindungen.

Am folgenden Tage erschienen die ersten polnischen Reiter in Lemberg. Mein Vater hatte uns Knaben eingesperrt, aber wir stiegen durch das Fenster auf den hölzernen Gang und entflohen glücklich auf die Straße. Hier bot sich uns ein Anblick, der uns erschreckte, es war uns als sollte die Welt untergehen.

In unserem Hause war eine k. k. Lottocollectur und Tabaktrafik; man riß eben den kaiserlichen Adler herab, der neben der Thüre derselben prangte. Ueberall wurden die Doppel-Adler herabgeholt, die schwarzgelben Schilderhäuser und Schranken (Mauthbäume) zertrümmert. In den Straßen wogte eine exaltirte schreiende Menge, man sah viele polnische Costüme, Alles trug die polnische viereckige Mütze mit der Reiherfeder und dem weißen polnischen Adler oder dem Bilde Kosziusko's geschmückt. Die polnischen Frauen spielten, wie immer, die erste Rolle.

Die Juden sperrten ängstlich ihre Läden. Hie und da flatterte eine polnische Trikolore.

Die ersten Uhlanen wurden mit lautem Jubel empfangen, die vornehmsten polnischen Damen eilten herbei, um sie mit Blumen zu bekränzen, aus allen Fenstern wehten weiße Tücher, die Menge sang: Noch ist

Polen nicht verloren! Als die Uhlanen abstiegen, wurden sie von Frauen und Mädchen auf offener Straße umarmt und geküßt, Gräfinnen führten ihre Pferde in den Stall und trugen ihre Piken oder schritten, nachdem sie die Czapkas der tapferen vaterländischen Streiter aufgesetzt, mit diesen Arm in Arm über den Wall.

Als der General Kaminski bald darnach mit zwei Schwadronen seinen Einzug hielt, wurde der Jubel noch allgemeiner und begeisterter.. Nach wenigen Tagen erschien auch General-Rozniecki mit zwei Schwadronen, er war von Jaroslau aus nach Lemberg geeilt. Tausende von Menschen waren ihm entgegen gezogen und fraternisirten mit seinen Soldaten. Der gesammte Adel der benachbarten Kreise versammelte sich in Lemberg, die Grafen Potocki, Fürst Jablonoski und Graf Fredro an der Spitze. Graf Adam Potocki errichtete ein Kavallerieregiment auf seine Kosten. Die Stadt Lemberg folgte seinem Beispiel. Der Adel widmete der nationalen Sache große Summen. Die Insurrection verbreitete sich weit über den Dniester bis an die russische Grenze und in die Karpathen. Wo sich nur ein paar polnische Reiter zeigten, griffen die Patrioten zu den Waffen.

Rozniecki erließ eine Proclamation dahin, daß er das Land Namens des Kaisers Napoleon in Besitz nehme und der kaiserliche Adler darum überall durch den französischen zu ersetzen sei. Man ließ die österreichischen Behörden aller Orten in Aktivität, aber man gab ihnen angesehene Bürger des Landes an die Seite.

Oberst Bleszynski wurde zum Commandanten von Lemberg ernannt. Die Besatzung bildeten ein paar Schwadronen polnischer Reiter und ein paar in der Formation begriffene einheimische Bataillone.

Während Rozniecki und Kaminski an den San zurückkehrten, wurde Rittmeister Strzyszewski mit einer Eskadron Uhlanen an den Dniester entsendet, um im südlichen Galizien die Erhebung zu organisiren.

Am 2. Juni passirten die Russen die Grenze und näherten sich langsam Lemberg. Erzherzog Ferdinand rückte wieder längs der Weichsel vor und entsendete den General Egermann, um die Hauptstadt wieder zu nehmen. Während der Erzherzog den Fürsten Poniatowski zum Rückzug über den San zwang, nahm Egermann zuerst Rzeszow, dann Jaroslau. Er jagte die neu ausgehobenen polnischen Truppen überall auseinander, entfernte die französischen Adler, restituirte die österreichischen Behörden und verhaftete aller Orten die Führer der nationalen Bewegung, um sie dann in Ketten geschlossen nach Mähren zu senden.

Es war am 30. Juni im Morgengrauen, als ein Amtsdiener, der früher Soldat gewesen war, aufgeregt in das Zimmer stürzte, in dem mein Vater noch im Bette lag. „Herr Gubernialrath," rief er, „es geht was vor, die Polen machen sich eilig aus dem Staube."

Wir waren sofort Alle allarmirt. Mein Vater zog sich an, nahm

Digitized by Google

seinen Stock, setzte die kaiserliche Mütze auf und ging die Treppe hinab. Wir jungen Leute folgten ihm. Kaum waren wir in der Straße, passirte ein Detachement polnischer Reiter im Galopp, Infanterie folgte im raschen Schritt, die Gewehre in der Balance. Bald sah man die Flüchtlinge in Equipagen, auf Judenwagen, Viele sogar zu Fuß, und Alles ging in der größten Stille vor sich, ohne Trompetenklang, ohne Trommelschall, nicht einmal die Peitschen der Kutscher hörte man knallen.

Wir gingen rasch dem Rzeszower Schranken zu, da ein Jude dem Andern zugerufen hatte: Die Kaiserlichen kommen von Jaroslau.

Die Stadt war plötzlich wie ausgestorben. Als wir den Schranken erreichten, zeigte sich in der Ferne eine Staubwolke, es währte nicht lange, so erblickten wir die ersten Husaren, die in Carrière herankamen, den Säbel zwischen den Zähnen, in jeder Hand eine Pistole mit gespanntem Hahn. Der Offizier, der sie commandirte, parirte sein Pferd. „Sind die Polen noch in der Stadt?" fragte er.

Meinem Vater waren beim Anblick der kaiserlichen Soldaten die Thränen gekommen. Er konnte nicht sprechen und machte nur ein verneinendes Zeichen mit der Hand.

Die Husaren sprengten davon, Einer von ihnen ritt zurück, die Andern galoppirten in die Stadt.

Es währte nicht lange, so hörten wir den wohlbekannten Trommelschlag, und General Egermann rückte mit 4000 Mann mährischer Landwehr heran. Die Leute hatten die korsischen Hüte, die sie trugen, mit Eichenlaub bekränzt und sangen:

Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wollt dem Kaiser wied'rum kriegen
Stadt und Festung Belgerad.

Und über den Bajonnetten wehte die schwarzgelbe Fahne.

Es war unbeschreiblich, so etwas muß man erleben.

Unsere Freude währte indeß nicht lange. Schon nach wenigen Tagen kam ein russischer Offizier nach Lemberg, und am 23. Juni räumte Egermann wieder die Hauptstadt, um sich hinter den Dniester zurückzuziehen; die ganze österreichische Schuljugend gab ihm das Geleite bis zum Stanislauer Schranken. Dort nahmen wir Abschied, die Landwehrleute drückten uns die Hände und riefen: „Wir kommen wieder!"

Sie kamen nicht wieder, aber die Oesterreicher kamen wieder und das war die Hauptsache.

Noch denselben Tag besetzten die Russen Lemberg. Indeß breitete sich die Insurrektion im Süden aus.

Mein alter guter Freund Turkul hat mir oft eine köstliche Episode aus dieser Gegend des Kriegsschauplatzes erzählt. Strzyszewski hatte am

Digitized by Google

19. Mai mit seiner Eskadron Lemberg verlassen, er drang bis an die Grenze der Bukowina vor. Ueberall eilte der Adel zu den Waffen und bot die Bauern auf. Diese gingen ungern mit, sie fügten sich nur der Gewalt. Am 8. Juni erschien Strzyszewski mit dieser Armee, deren größter Theil nur mit Sensen bewaffnet war, vor der Kreisstadt Zaleszczyki am Dniester, welche nur von einigen Hundert halbinvaliden Grenzsoldaten mit wenigen alten rostigen Kanonen vertheidigt war.

In erster Linie standen die Bauern, bei 5000 Mann. Im zweiten Treffen die Cavallerie und ein in Podolien organisirtes Jägerbataillon. Als der erste Kanonenschuß von den Wällen von Zaleszczyki fiel, warf sich das ganze erste Treffen zur Erde, beim zweiten stand es wieder auf und beim dritten machten die Bauern Kehrt und liefen nach allen Richtungen auseinander.

Das war die sogenannte Schlacht bei Zaleszczyki.

Die Polen zogen sich bis Tarnopol zurück, der österreichische General Biking folgte ihnen mit seiner Brigade, wurde aber von Strzyszewski, der seine Truppen gesammelt und durch Freiwillige bedeutend verstärkt hatte, bei Zagrobela geschlagen und nicht lange darauf gezwungen, bei Wienawka die Waffen zu strecken.

Ein Beweis, wie schnell der Pole sich an den Krieg gewöhnt, wie rasch er ein guter Soldat wird.

Die letzten Schüsse in diesem Kriege wurden zwischen den Polen unter Strzyszewski und Oesterreichern unter Merfeldt über den Dniester herüber bei Mariampol gewechselt. Den Polen fehlte es an Geschütz und Munition.

Strzyszewski hatte nur die vier Geschütze, die er Biking abgenommen. Als es an Kugeln fehlte, ließ er jene, welche die Oesterreicher herüberschossen, sammeln und wieder über den Dniester senden.

In dem Augenblick, wo die Kaiserlichen den Dniester überschreiten wollten, machte die Nachricht von dem Waffenstillstand zu Znaim den Feindseligkeiten ein Ende.

In den Karpaten hatten sich die Edelleute Kapestynski und die Brüder Siedlecki an die Spitze der Insurrektion gestellt. Nach kurzem Kampfe wurden die Polen geschlagen, die beiden Siedlecki fielen in demselben. Kapestynski vertheidigte sich in seinem Edelhofe wie ein Held und ergab sich erst, als seine Frau, die heldenmüthig an seiner Seite kämpfte, durch eine österreichische Kugel getödtet worden war. Er wurde nach Stanislau gebracht und dort kriegsrechtlich erschossen.

Diese unnöthige Strenge erschien sogar als Grausamkeit Angesichts der Thatsache, daß sonst Keiner der Insurgenten hingerichtet wurde.

Die Polen machten noch überdies geltend, daß, als die Generalin Merfeldt auf der Flucht von Lemberg nach Stanislau in die Hände einer

Digitized by Google

berittenen Insurgentenschaar gefallen war, diese sie mit der größten Schonung behandelt und bis zum Dniester eskortirt hatte.

Aehnliche brutale Uebereilungen haben der österreichischen Regierung zu verschiedenen Zeiten mehr geschadet, als alle Mißgriffe der Wiener Staatskunst.

Die in Folge des Waffenstillstandes nach Wien geeilte polnische Deputation erlangte von Napoleon nur sehr geringe Zugeständnisse. Das Resultat des Krieges war, daß im Wiener Frieden vom 14. Oktober 1809 Westgalizien*) an das Herzogthum Warschau und der Tarnopoler Kreis an Rußland abgetreten wurde.

---

*) Nicht das heutige Westgalizien zwischen Weichsel und Sau, sondern das damalige zwischen Sau, Bug und Pilica.

Hofrath von Sacher-Masoch.
(Nachlaß.)

Digitized by Google

Die neueste italienische Literatur.

[Nachdruck verboten.] [Uebersetzungsrecht vorbehalten.]

Ich will mir durchaus nicht anmaßen, alles zu sehen, alles zu wissen, alles zu verstehen und fast alles aufzuzählen, was Literatur und Wissenschaft Gutes, Mittelmäßiges, ja selbst sehr Schlechtes in dem soeben verflossenen Jahre hervorgebracht haben. Mögen geschicktere Chronisten es unternehmen, die Thaten und Errungenschaften des armen, dahingeschiedenen zu berichten, das verleumdet, verherrlicht, klassificirt, sehr schlecht beurtheilt in's Grab sinkt; wie es allen Denen ergeht, die in's Land der Träume hinübergehen und die sich anmaßen, ihre Geschichte in den schönen Lügen einer Grabschrift zu fixiren.

Wenn ich von dem literarischen und wissenschaftlichen Jahre 1881 spreche, so versteht es sich von selbst, daß ich von unserem, in Italien geborenen, in Italien gestorbenen 1881 sprechen will, obgleich es in Bezug auf diese Literatur nicht immer seine Nationalität bewahrt hat. Wir haben Verse, Novellen, Romane, Skizzen, von Allem ein wenig gehabt, das heißt wir haben sie geschrieben, aber die Verse, die wirklichen Eingeborenen aus jener Gesellschaft, haben sich oft mit Griechisch und Lateinisch umhüllt, die Romane sind meist französischen Mustern nachgebildet, gerade wie die Muster der Mode; die Novellen waren fast immer von einem leichten deutschen Parfüm durchduftet, und die Skizzen — Gott nehme ihre Autoren in seinen gnädigen Schutz! — die in den Zeitungsspalten an uns vorüberglitten, streiften unendlich nahe an die Dummheit und das was die Natur am meisten verabscheut . . . beruhigen Sie sich, ich komme noch nicht auf die Philosophie . . . ich meine die Leere.

Dieser zerbrochenen, zerstückten, geschluchzten, zu Schlafpillen verarbeiteten Literatur muß man mehr Rechnung tragen, als sie es beim ersten Anblick zu verdienen scheint, denn ihre Pfleger haben die schönsten, blühendsten Ebenen der Kunst wie eine Heuschreckenwolke überzogen. Blättert man auf's Gerathewohl in den Zeitungen herum, so stößt man überall auf eine Menge dieser kleinen Sudler, die ihnen gegen eine geringe Vergütigung solche Stückchen fabriciren und dem Geschmack eines

Digitized by Google

blasirten Publikums, das leider sehr zahlreich ist, zu schmeicheln versuchen. Das Gefährliche dieser Art von Invasion beruht darin, daß die kleine Literatur die ernste Literatur bedroht, sie erstickt; denn wer bürgt uns dafür, daß nicht ein Volk von Liliputern ein Volk von Riesen mit seinem Summen und seinen Stichen tödten kann. Gut ist es nur einerseits, daß diese Literatur eine Art von Sicherheitsventil für die Mittelmäßigkeit bildet und andererseits, daß sie mit ihrer armseligen Produktion auch ihre Namen, Vornamen und Pseudonyme verschwinden läßt.

So begnüge ich mich also, dies schlechte Symptom zu erwähnen, ohne es jedoch aus dem Sumpf der Vergessenheit ziehen zu wollen, und gehe zur Tagesordnung über, wie man in den Kammern sagt.

Diese Ordnung verlangt also im Namen der Pflicht und der Höflichkeit, daß man den Damen den Vortritt läßt. Aber da auch die Poesie eine Dame ist, so werden die verehrten Schriftstellerinnen gewiß verzeihen wenn ich mit ihr beginne. Bononia docet, selbst in der Poesie, — obgleich es sehr zweifelhaft ist, ob die Belehrung erst studirt und nachgeahmt werden muß, was vielleicht ganz nützlich, aber ihrer nicht ganz würdig ist. Die von Giosuè Carducci versuchte metrische Umbildung (sie ist nicht von ihm erfunden, wie man zuerst behauptete) vermag durchaus keine Wurzel zu schlagen. Die Form fällt schwerer in's Gewicht als der Inhalt, und da bei dem Volke Wohlklang oft die Stelle des fehlenden Gedankens und des Gefühls vertritt, so mehren sich die Dichter, welche man nach dem Titel der Oden des Meisters Barbaren nennt, ohne daß die neue Dichtung dabei an Ruf oder Einfluß gewinnt. Giosuè Carducci bleibt allein, wie auf dem Gipfel eines Berges stehen, mit fliegendem Haar, mit flammendem Auge, dem Stempel des Genius auf der Stirn. Wenn man sich die Mühe giebt, seine Verse von den überflüssigen Schlacken, die mehr noch das Resultat der Arbeit als der Inspiration sind, zu befreien, so enthalten sie fast immer einen ernsten Kern, d. h. ein wahres Gefühl, einen ursprünglichen Gedanken, eine neue Bemerkung.

Von weitem (ich spreche hier vom Raume und mache durchaus keine Anspielungen, die auch das vollständig entgegengesetzte Genre der beiden Talente gar nicht gestatten würde) schleudert Mario Rapisardi, der Autor des „Lucifero" und der schönen Uebersetzung des „Lukrez", seine zu Sonneten geschmiedeten Blitze, auf welche der Pontifex der Bologner Schule in Artikeln antwortet, die mehr persönliche Wuth als vernünftige Kritik enthalten. Die Republik der Literaten ist von diesen Schwätzereien nicht sehr betroffen worden, selbst nicht als sie unschicklich und unsauber wurden; und man hat schließlich erkannt, daß, wie der Dichter der Barbaren seinerseits immer den hervorragendsten Platz auf dem italienischen Parnassus eingenommen hat, so auch der Dichter von Catania durch die geschleuderten und empfangenen Beleidigungen nichts von seinem origi-

nellen Talente verlöre, das mit einem noch selteneren Verdienst, als dem Genie, nämlich mit Geduld im Studium und großer Belesenheit gepaart ist.

Vor Kurzem hat Mario Rapisardi Fragmente seines noch nicht herausgegebenen Gedichtes „Hiob" veröffentlicht, welches durch den Adel der Gefühle und die meisterhafte Kraft seiner Verse — wenn man nach den ersten Proben urtheilen will — ein Kunstwerk ersten Ranges sein wird.

Darf ich mir in Bezug darauf eine bescheidene Bemerkung erlauben? Gut, ja. Rapisardi dichtet nicht im barbarischen Metrum, und dennoch sind seine Verse, die streng nach den antiken Mustern aufgebaut sind, mehr lateinisch und griechisch als die Verse Carducci's.

Ein sonderbares Detail! In Rom erscheint zweimal monatlich ein Journal, welches, unter dem schönen Vorgeben wahrer (verista) Literatur Unsauberkeiten jeder Art das Thor öffnet und stolz darauf ist, die Portraite der beliebtesten und zweifelhaftesten Cocotten mit mehr oder weniger pikanten Erzählungen ihrer Liebesabenteuer zu veröffentlichen. Dies Blatt heißt die „Byzantinische Chronik". In diesem Journal gerade beliebt es dem Professor in Bologna seine Verse drucken zu lassen. Sollte er eine so anstößige Meinung von der Muse haben, daß er sie der Gesellschaft solcher Frauen für würdig erachtet?

Ein Dichter, der aber durchaus nicht verista ist, der infolge seiner Studien und seines Standes berufen sich in die nebelhaften Regionen des Idealismus vertieft und der Menge den Rücken kehrt, ist der Abbé Giacomo Zanella. Er hat uns seine „Hedwig" gegeben, ein durchaus moralisches und dramatisches Gedicht, welches eine gewisse Verwandtschaft mit Ihrem „Hermann und Dorothea" zeigt; aber die Inspiration hat sich so sehr in das Räderwerk des Arguments verwickelt und die Absicht zu moralisiren ist so in die Augen fallend, daß man fast Recht hätte, wenn man, nachdem man nach der letzten Strophe des Gedichtes das Buch geschlossen, jedes Ideal verabscheute und sich der ekelhaftesten Wirklichkeit in die Arme würfe.

Darf ich Ihnen gestehen, daß diese Produktionen die einzigen unserer poetischen Welt gewesen sind? Leider, ja! Einer unserer beliebtesten Schriftsteller, Edmund de Amicis, der das seltene Verdienst hat, ein reines, elegantes Italienisch zu schreiben, und der außerdem ein sehr entschieden ausgesprochenes Talent als Erzähler besitzt, glänzende Phantasie und eine überraschende Fähigkeit zum Malen, hat in die Reihen der Poeten eintreten wollen. Aber er ist gescheitert, seine Poesien sind zu honigsüß, sind außerordentlich gepudert und geschminkt. Zum Glück für die Kunst verspricht er uns einen Roman, der sich eigentlich „Herz" betiteln sollte jetzt aber „Die Freunde" heißen wird.

Um mein Gewissen zu beruhigen, muß ich auch die beiden anderen

Namen erwähnen, die Namen Girolamo Ragusa-Moleti und Gabriel d'Annunzio. Dieser, der von der Kritik der Bologner Schule sehr hochgeschätzt wird, ist allmählig so realistisch geworden, daß selbst seine ergebensten Anhänger Anstoß daran genommen und ihn an die Pflichten, welche das Talent auferlegt, gemahnt haben. Der Andere hat uns „Den ewigen Roman" gegeben, welcher gute und kräftige Poesie enthält, obgleich sie von Zeit zu Zeit ein wenig zu bizarr ist, um nicht heinisch zu sagen.

Erlauben Sie mir nun, da ich der Uebersetzung des „Lucrez" bereits gedacht habe, noch einige Namen von übersetzenden Dichtern zu bezeichnen. Die Lateiner, leider! haben die schrecklichste Mißhandlung erlitten. Antonio Ferri hat das zweite Buch der „Aeneide" verstümmelt, und Constantin Bottoni hat sich darin gefallen, das Virgilische Gedicht von Anfang bis zu Ende sehr mittelmäßig und treu (Sie sehen wohl, meine Damen, daß die Treue eine sehr mittelmäßige Tugend ist) zu übersetzen. Angelo Jacono ist glücklicher mit der Uebersetzung der Georgica gewesen, und Columella hat in der Person des Giovanni Pirani einen eleganten Uebersetzer gefunden.

Nach allem hat man eigentlich keinen Grund, sich allzusehr zu beklagen; um so weniger, als die Ernte auf einem anderen, naheliegenden Felde besser und reichlicher ausgefallen ist, und zwar auch auf einem poetischen Felde, obgleich man darauf in Prosa arbeitet. Ich meine den Roman, der in den modernen Werken der Einbildungskraft eine so wichtige Rolle spielt. Vor allen Dingen muß man aber bemerken, daß man nach jener Seite hin noch nicht den richtigen Pfad gefunden hat. Man tappt eigentlich immer noch ein wenig im Dunkeln. Der experimentale Roman, welchen einer unserer bedeutendsten Kritiker, Luis Capuana, vor ungefähr einem Jahre mit seinem Roman „Hyazintha" schaffen wollte, hat keinen glücklichen Nachfolger gefunden; und Giovanni Verga, der mit seinem „Malavoglia" einem ganzen Cyklus von Romanen, wie Zola mit „Les Rougons Maquart" begann, ist noch ein wenig ungefeilt, wird sich aber wohl später noch aufschwingen. Salvator Farina dagegen vollendet sein Familiengedicht: „Die drei Ammen", „Mein Sohn lernt", Mein Sohn als Liebhaber" u. s. w., aber seine harmonische Stimme bleibt einsam, wie der Gesang der Nachtigall im Gehölz. Man hört ihn gern, aber man möchte ihn um etwas weniger Harmonie und mehr Wahrheit bitten; wie wenn es in den weiten Regionen der Kunst nichts Wahres als das Häßliche und in den Luftregionen nichts Wahres als Eule und Fledermaus gäbe.

Glücklicherweise giebt es noch unabhängige Geister, welche der Eingebung mehr als irgend einer Schule gehorchen. So Vittorio Berzezio, der am meisten französische im Aufbau seiner Romane, und Anton-Giulio Barrili, der am meisten französische dem Geiste nach; aber den Mangel

Digitized by

an nationalem Charakter ausgenommen, haben sie stets den übrigen den Rang abgelaufen: Versezio, unermüdlich, ernst, moralisch, der stets etwas Höheres als das bloße Vergnügen sucht; Barrili, fruchtbar, vielseitig, originell, der Kunst schafft um der Kunst willen, ohne sich im Geringsten um das „was werden die Leute, nämlich die Kritiker sagen" zu kümmern.

Zu den bedeutendsten Romanen gehört noch „Prima morire" (Lieber sterben) von der Marchesa Colombi. „Il terzo peccato" (Die dritte Sünde) vom Baron De Renzis, „Lady Flora" vom Herzoge von Maddaloni.

Die weibliche Literatur, welche auf die Namen Milli Buonamonti, Pigorini-Beri, Codemo stolz ist — Poesie, Erziehung, Kritik — hat auch das Recht, auf die Marquise Colombi (Maria Torelli-Viollier), eine Schriftstellerin voller Verve und Geist, stolz zu sein, der die Phantasie die schönsten Farben, und das Herz die zartesten Inspirationen verliehen. Prima morire ist ein sehr guter Roman, sehr bewegt und leidenschaftlich mit sehr wahren Charakteren, mit einem Worte ein Kunstwerk, würdig dieses Namens.

Als Romanschriftstellerin steht sie nicht allein; denn da haben wir noch Neera (Anna Radius), die mehr Kraft als Gefühl hat, und die im Jahre 1881 fortgefahren hat, uns ihre reizenden Geschichten zu erzählen, und dann noch die Albini, die Ossani, Serao, Mancini, Perodi und viele Andere, deren Namen mir entfallen sind.

Baron de Renzis, der Autor des kleinen dramatischen Meisterwerkes, betitelt: „Un bacio dato non è mai perduto (ein Kuß, der einmal gegeben wurde, ist nie verloren), hat uns mit seinem „Terzo peccato" eine andere Seite seines künstlerischen Talentes gezeigt, indem er Typen und Scenen nach der Natur zeichnet, die gerade darum seinem Werke eine so ergreifende Wahrheit verleihen; und ein anderer adeliger Schriftsteller, der alte Herzog von Maddaloni, hat mit seiner wahren Geschichte der Lady Flora, die er mit seinem ganzen Geiste und einem Anfluge von Schwerfälligkeit erzählt, der Ehescheidung den Krieg erklärt.

Der Herzog von Maddaloni, ein ehemaliger Dramaturg, erinnert mich an das Theater. Bitte, wir wollen ein Wenig über das Theater plaudern. Von einem gewissen Standpunkte aus ist das Drama der auf die Bühne übertragene Roman; so wahr ist diese Behauptung, daß Achilles Torelli — der nach einer langen Ruhe zum Theater zurückgekehrt ist, ohne dort den Beifall der guten, alten Zeit für seine „Ehemänner", „Bestimmung der Frauen", „Traurige Wirklichkeit" zu finden — sein letztes Lustspiel „Die Rosellanas" in das Feuilleton eines Journals übertrug und ihm den Titel „Die dauernde Liebe" gab (und man findet, daß das zu lange dauert). Paolo Ferrari hat ganz im Geheimen an einer Komödie gearbeitet, welche vielleicht noch im Laufe des Jahres über die Bühne

gehen wird. Pietro Cossa hat uns leider auf dem Gipfel seiner Laufbahn verlassen, und hat mit „Neapolitaner im Jahre 1799“ von uns Abschied genommen, einem sehr patriotischen, aber vom historischen Standpunkte sehr wenig gelungenen Drama. Giovagnoli's Spartakus ist mißlungen. Giacosa, der anziehende Dichter der „Troubadours“, der „Edeldamen“, der eisengekleideten Liebhaber, mit einem Wort, der Dichter des ganzen conventionellen Mittelalters, zieht es augenblicklich vor, als Vorleser Beifall zu erringen. Nur Costetti hat mit seinem einigermaßen verdienstvollen historischen Drama „Libertas“ triumphirt. Im allgemeinen kann man nicht recht an die Auferstehung des italienischen Theaters glauben. Man fragt sich: „Giebt es ein italienisches Theater?“ Und einige ziemlich leichtsinnige Kritiker antworten eilig: „Es würde eins geben, wenn wir eine italienische Gesellschaft hätten!“ Wie wenn eine wechselnde, vielfarbige Gesellschaft wie die unsrige keine Gesellschaft wäre, und die dramatische Kunst es nicht wagen sollte, ihre Offenbarungen vor derselben zu enthüllen.

Der bereits erwähnte de Amicis, der irrthümlich das Feld der Poesie betreten, hat die Typen zu seinen Portraits außerhalb jener Gesellschaft gefunden, und führt uns Dumas, Augier, Daudet, den Schauspieler Coquelin Deroulède, Zola in ebenso vielen in Stil und Kolorit reizenden Aufsätzen vor, die sehr an Gautier anklingen, in denen der Autor aber doch seinen persönlichen Charakter wahrt und die immer größer oder stärker, oder bedeutender sind als die Wirklichkeit.

Darf ich mir eine Indiskretion in Bezug auf jenes Thema erlauben? Nun, da ich sie schon erwähnt habe, so will ich sie auch begehen, ohne die Erlaubniß abzuwarten.

Möge meine Freundschaft mir als Entschuldigung dienen! Ein Schriftsteller, mit dem ich so sehr liirt bin, daß ich ihm zuweilen meinen Namen, oder auch mein Pseudonym „Piccche“, unter dem ich für die „Fanfulla“ schreibe, leihe, hat „Profili letterari napoletani“ (Literarische Profile aus Neapel) veröffentlicht, welche die Ehre hatten, in weniger als einem Monat eine zweite Auflage zu erleben.

Die Profile oder Portraits sind eine sehr angenehme Varietät der Kritik — der jetzt infolge des Verfalls, oder infolge der kritischen Zeiten blühenden Kritik. In dieselbe Kategorie gehören die Studien von Antonio Virgili über Francesco Berni. Mehr als ein Profil, mehr als ein Portrait — der treffliche Maler hat uns eine historisch-literarische Bearbeitung einer ganzen italienischen Periode gegeben, aus der er mit hellen, glänzenden Farben die originelle Figur des satirischen Dichters hervorhebt. Er ist derselben Methode, welche Cesare Cantù in seiner Studie „Monti und seine Zeit“ adoptirt hat, gefolgt, die einzige Methode, welche der Biographie die Bedeutung einer historischen Untersuchung geben kann.

Digitized by Google

In derselben Weise hat auch Pascal Villari, der berühmte Director des Instituts in Florenz, die kritischen Studien über Macchiavelli bereichert, indem er das Sujet vorurtheilsfrei, leidenschaftslos betrachtet und sich auf neue Dokumente, die vielleicht einigen Details zu großer Bedeutung beilegen, stützt. Der florentinische Sekretair wird uns mit allen seinen Fehlern und seinen guten Eigenschaften vorgeführt. Außerdem finden wir noch einige wichtige und merkwürdige Dokumente, unter anderen die Notizen der Königin Christine von Schweden in einer französischen Uebersetzung von Prince, deren Echtheit selbst der Pater Thenier anerkannt hat.

Zu diesen beiden Werken kann man auch das Buch eines Fremden, des Doktor Markus Landau, über Boccaccio rechnen. Ein junger, sehr unterrichteter Mann, Camillo Antonio Traversi, hat es in's Italienische übertragen und mit Anmerkungen versehen; und das Buch ehrt in den Augen einer aufgeklärten Kritik sowohl den Autor wie den Uebersetzer.

Noch eine Biographie: Vincenzo Gioberti von dem Abgeordneten Domenico Berti. Gioberti wird als Minister und politischer Reformator betrachtet. Es ist ein durch und durch gelungenes Portrait, in welchem der Verfasser die Ansichten des schrecklichen Polemikers, seine Anmaßung, seine Gelehrsamkeit, seinen eisernen Willen, seine Vaterlandsliebe sehr geschickt gezeichnet hat.

Und ein ganzes Bündel von Biographien oder noch besser Kritiken hat uns Enrico Panzonchi dargeboten. Sein Buch Teste quadre (Viereckige Köpfe) umfaßt die Namen Wagner, Carducci, Ernst Masi, D'Azeglio, Giusti, den Dichter Tommaseo, Zola, Leopardi. Die Unordnung ist aber nur scheinbar, denn der Autor hat eine gewisse Uebereinstimmung in der kritischen Konzeption und berührt die wichtigsten Fragen in Literatur und Kunst.

Und endlich hat der erleuchtete und unermüdliche Kritiker Angelo de Gubernatis in seinem „Dictionnaire der Zeitgenossen" eine Universalbiographie herausgegeben. Leider stehen entweder durch die Schuld des Verlegers, der das Buch schnell herausgeben wollte, oder durch ein mangelhaftes System, welches der Verfasser bei seinen Nachforschungen befolgte, seine Biographien, vielmehr Autobiographien, nicht in richtigem Gleichgewicht untereinander.

Eigentliche Kritik findet man auch in den „Essais" von Albert Rondani, deren Titel nur aus der übergroßen Bescheidenheit des Verfassers zu erklären ist. Die ganze Studie über die italienische und ausländische Malerei ist bemerkenswerth durch Sicherheit und Unparteilichkeit des Urtheils, durch richtige und geistreiche Vergleiche; besonders die Studie über die jetzige Malerei in Deutschland und „die drei Dante'schen Reiche in der Kunst" haben das den Kritikern sehr selten eigene Verdienst, den Gegen-

Digitized

stand durch Auseinandersetzungen viel mehr zu beleben als zu zerstören.

Die Literatur über Dante verdankt G. A. Scartazzini eine ganze literarische und bibliographische Geschichte. „Dante in Deutschland" verdankt S. de Chiara eine kommentarische Studie über die „Göttliche Komödie" cum notis variorum, und dem Johann Francioſi einen „Essai über Anmerkungen", der übrigens in der Dante'schen Welt keine Revolution hervorgerufen hat. Das einzige Werk von wirklicher Bedeutung ist das von Scartazzini, von dem aber bisher nur der erste Band erschienen ist.

Die philologischen Studien haben sehr viel durch die Veröffentlichung der „Briefe eines Notars (Lapo Mazzei) an einen Kaufmann des XIV. Jahrhunderts (Franz von Marco Datini) von Cäsar Guasti gewonnen. Sie reichen von 1390—1410, belaufen sich auf 400 und bieten uns ausgezeichnete Belege für die Sitten und das Privatleben jener Zeit, wie sie auch eine unversiegbare Quelle der reinsten Sprache sind.

In sanftem Uebergang kommen wir nun zur Pädagogik. Wenige Bemerkungen genügen. Zuerst haben wir da die zweite Auflage des „Lexikon für die neueste und korrekteste italienische Sprache" von Fanfani und Artia; dann „Das gesprochene Wort" vom Professor Soldatini, ein Werk, das man wegen seiner Nutzlosigkeit und des ungeheuer weiten Abstandes von Legouvés „Die Kunst des Lesens", von dem es nur eine sehr schwache Nachahmung ist, erwähnen muß; endlich die schönen Bücher von Ida Baccini, deren letztes, „Das Buch der jungen Mädchen", von außerordentlichem Werthe ist, und das Felix Paggi, der sehr intelligente und achtbare Herausgeber, veröffentlicht hat, welcher mit seiner Biblioteca scolastica der Literatur einen großen Dienst erweist.

A propos die Damen und der Unterricht. Ruggero Bonghi hat die vorzügliche Uebersetzung von Plato's Reden passend den Damen gewidmet und sie mit einer Vorrede in Briefform versehen, welche die Platonische Doktrin leichter und angenehmer macht und ihr alle Vorzüge und Reize eines modernen Werkes verleiht.

Plato erinnert auch an die Philosophie und den armen Kant, der einen neuen Stoß hat aushalten müssen, ohne daß er deswegen von seiner Höhe heruntergestürzt wäre, und zwar von Terenz Mamiani, einem unserer hartnäckigsten und fürchterlichsten Philosophen. Mit seinem letzten Werke „Ueber die Psychologie und die Kritik des Erkennens" scheint er in gewisser Beziehung die beiden vorhergegangenen zu krönen, nämlich „Die Psychologie von Kant" und „Die Philosophie des Wirklichen". Eigenthümlich ist es nur, daß unser Autor ohne Rückhalt das kritische Kant'sche Prinzip annimmt, jedoch die Folgen des Systems zurückweist.

Wie Mamiani, ohne jedoch sich auf die eine oder andere Seite zu stellen; hat auch Sebastian Turbiglio eine „historisch-kritische Analyse"

Digitized by Google

Kant's und seiner Kritik der reinen Vernunft geschrieben, für diejenigen nützlich, die sich mit dieser Art Studien beschäftigen.

Auch die Politik hat ihre Literatur gehabt: „L'Italia nuova e i vecchi zelanti" (Das neue Italien und die alten Eiferer) vom Pater Curci, und „Die politischen Parteien" von Marco Minghetti; ersterer, obgleich er vom Gerichtshofe zu Rom verdammt ist, kommt für unsere Fortschritts-Ideen und religiöse Unabhängigkeit zu spät; letzterer stellt das Problem der administrativen Unabhängigkeit den Parteien gegenüber auf und beschränkt sich darauf, den Weg der Lösung zu bezeichnen, ohne jedoch das Problem selbst zu lösen.

Philosophie und Politik, das sind die beiden Fackeln der Geschichte.

Eigentlich muß man diese letztere auf sehr feine Weise einführen, denn fast Niemand will sie jetzt lesen. Der sehr oberflächliche Inhalt der Bücher, die Klage der Buchhändler, die ganze Epochen der Menschheit in ihren Läden verstocken sehen, und besonders der sehr zweifelhafte Werth unserer Politiker sind uns Beweise dafür.

So wollen wir sie auch, wie die Uebrigen pflegen, in aller Eile lesen. Zuerst eine Geschichte, die uns sehr nahe berührt, „Die Geschichte der italienischen Unabhängigkeit von 1814 bis 1870". Ihr Verfasser, Domenico Ghetti, hat es verstanden, wenn er von zeitgenössischen Thatsachen spricht, die gefährliche Klippe der persönlichen Sympathien, Leidenschaften, Parteien und Vorurtheile zu vermeiden. Dann hat er mit bemerkenswerther Klarheit sein halbes Jahrhundert in fünf Perioden getheilt: 1814—48, 48—49 (Krieg gegen Oesterreich), 49—59 (Bündniß Sardiniens mit Frankreich), 59—60 (Unabhängigkeitskrieg), und letzter Abschnitt, das Werk der Consolidation und die Uebersiedelung der Hauptstadt von Turin nach Florenz, von Florenz nach Rom. Eine Geschichte, so edel und majestätisch wie ein Heldengedicht, in dem, trotz der geringen Begeisterung des Verfassers, italienische Waffen und italienische Diplomatie eine große Rolle spielen. Leider kann der Historiker von den jetzigen Diplomatikern, von denen er später sprechen will, nicht dasselbe sagen.

Mit unserer Diplomatie hat sich auch noch Domenico Carutti in seinem ausgezeichneten Werke „Geschichte der Diplomatie des Savoyischen Hofes" beschäftigt, von dem er den zweiten Band, der die Regierung Karl Emanuel's III. umfaßt, veröffentlicht hat. Man findet sehr interessante Dokumente und ganz interessante Thatsachen darin. So, um ein Beispiel anzuführen, findet man in demselben den Beweis und den Bericht über die piemontesische Vermittelung beim Frieden zwischen England und Frankreich im Jahre 1763; die Meinung Karl Emanuel's über die erste Theilung Polens 1772; das Verhalten Piemonts bei der Unterdrückung der Jesuiten durch Clemenz XIV. u. s. w. u. s. w.

Ueber Rom im Mittelalter haben wir einen ersten Band

Digitized by Google

von Pascal Adinolfi gesehen, sehr nützlich durch seinen Inhalt, aber sehr nachlässig und sehr schlecht geschrieben; und Eugenio Musatti hat uns von Venedig in demselben Zeitabschnitte gesprochen, ohne jedoch viel glücklicher zu sein als sein vorerwähnter College. „Der Krieg und seine Geschichte" von Marselli ist ganz von der Bedeutung, die das hervorragende Talent, seine Lieblingsstudien und seine Stellung als Oberst im Generalstabe demselben geben. Kompetente Personen haben das Werk sehr günstig aufgenommen, obgleich die Kritik der Tagesblätter nicht Zeit gefunden hat, sich mit demselben zu beschäftigen. Sie hat der Zeit die Sorge dafür überlassen — übrigens oft ein besserer Richter als jede Kritik.

Da wir vom Kriege sprechen, muß ich auch noch Il fatto di Vigliena von Pascal Turiello erwähnen, einer sehr vernünftigen und gewissenhaften Kritik des etwas zu poetisch gehaltenen Berichtes von Colletta, welche einen heroischen Moment unserer Nationalgeschichte beleuchtet und bestätigt.

Eine Kritik ganz entgegengesetzter Art, nämlich eine solche, die sich auf Hypothesen in direktem Gegensatze zu Fakten und den Bestätigungen aller Historiker stützt, ist die von Eduard Aloisi in Bezug auf Ferruccio Mara maldo, die übrigens niemals eine offene Frage gewesen ist welche der Professor de Blasiis in einer Studie über die Familie des berühmten neapolitanischen Obersten so gut gestellt und gelöst hat und welche im „historisch-neapolitanischen Archiv" erschienen ist.

Eine in Bezug auf ihre Unabhängigkeit, ihren Muth und ihre wirkliche Bedeutung bemerkenswerthe Geschichte ist „Die Geschichte der Reform in Italien" von Emil Comba, Professor am Gymnasium Valdois in Florenz.

Und schließlich hat uns Carlo Dionisotti die „Geschichte der piemontesischen Magistratur" gegeben, die mit einem edlen Gefühl von Stolz verfaßt ist und bedeutende Belesenheit und elegante Form zeigt.

O Themis, edle Göttin! leihe mir Deine Waage, um für Dich und Deine Getreuen sprechen zu können. Glaube nicht, daß ich für die Anderen nicht etwa gewissenhaft Lob und Tadel abgewogen hätte; aber Du bist so streng, so steif, so peinlich, daß das geringste Vergehen gegen die Gerechtigkeit, die geringste Täuschung Deine Blitze auf mich lenken würde.

Auch Du bist Frau, und schon lange hast Du Dich mit der Lage der Frauen beschäftigt .... und mit dem Ehebruch .... der männlich ist. Lange und ausführlich hat C. F. Gabba über diese interessante Hälfte des menschlichen Geschlechtes gesprochen, indem er bis zu dem alten Orient hinaufsteigt und alle Arten von Dokumenten zusammenhäuft. Natürlich kann er die juristische Frauenfrage, die zum Theil dem Privatrecht angehört, nicht im öffentlichen Recht lösen, und er hat auch nicht die Ab-

Digitized by Google

ſicht es zu thun. Aber wenigſtens, wenn man auch einige Ungenauigkeiten über die Stellung der Frau bei den Römern bemerkt, hat die Frage doch einen Schritt in dem Sinne vorwärts gethan, als man alle ſie betreffenden hiſtoriſchen und juriſtiſchen Materialien jetzt zur Hand hat. Der Autor hat uns nur die Akten vorgelegt; mit Dante könnte er ſagen:

Messo t'ho avanti, ora per te ti ciba.
(Vorwärts habe ich Dich gebracht, nun nähre Dich ſelbſt.)

Ein weiſer Magiſtrat, Achilles de Foreſta, hat die alte Frage von dem Ehebruch des Mannes, d. h. in einem gewiſſen Sinne, die Frage von den Repreſſalien, welche der Roman und das Drama ſo oft geſtreift haben, behandelt, ohne ein anderes Reſultat zu erlangen als das, die Dinge zu laſſen wie ſie vorher waren; und einer ſeiner Kollegen, Giuriati, hat die Sache noch weiter mit ſeinen „Geſetzen über die Liebe" beleuchtet. Beide Werke ſind gewiß ſehr nützlich, um die Stellung der Frau in der Ehe zu beſtimmen und den Weg zur Löſung aller Räthſel zu ebnen, die ſich aus dem nothwendigen Zuſammenleben beider Geſchlechter ergeben und die auch nach der beſcheidenen Meinung eines einfachen Sterblichen, der ſich nicht anmaßen will, irgend etwas löſen zu können, oder der ſehr tief in die juriſtiſche Wiſſenſchaft eingeweiht wäre, niemals gelöſt werden können. Ein in Italien ganz neues Werk, eine Abhandlung von Pietro Delogu über Succeſſionen, hat in der Welt der Gelehrten den Erfolg gehabt, den ſein Verdienſt mit Recht erwarten konnte.

Dagegen hat Antonio Pertile mit ſeiner „Geſchichte des italieniſchen Rechts" nichts Neues geſchaffen, als er dies alte, abgenützte Thema wieder aufnahm. Seine Geſchichte iſt nur eine Sammlung von Dokumenten, und obgleich der Verfaſſer die Beiſpiele Muratori's, Selopi's, Troya's, Cibrario's, Bianchini's vor Augen hatte, ſo hat er es dennoch nach ſeiner Art machen wollen, ohne ſich im Geringſten um jene Meiſter, um Quellen oder Geſchichte zu kümmern.

In dieſer Art von Studien kommt man erſt durch Nachahmung zur Originalität. So hat auch Antonio Margani Ortiſi in ſeinem „Abriß des römiſchen Rechts in Beziehung auf das rationelle Recht" von ſeinen Vorgängern keine Notiz genommen. Er kennt nicht einen der deutſchen Schriftſteller, Franke, Haſſe, Becker, Wieding; ſo daß er, indem er ſich bemüht, uns etwas Neues zu ſagen, uns nur die alten Räthſel vorführt, ohne ſich bei den intereſſanteſten Fragen in Betreff des Rechts und der Philoſophie aufzuhalten.

Ein gutes Werk über die Lehen, über das Feudalrecht und deſſen Geſchichte in Süd-Italien hat uns Nicola Santamaria gegeben; und es würde vorzüglich ſein, wenn der Autor nicht vergeſſen hätte, Nachforſchungen über den Urſprung des Lehnsweſens anzuſtellen.

Digitized

Heinrich Ferri und Ferdinand Puglia haben der Wissenschaft des Strafrechts ihren Tribut gezahlt. Der Eine stellt sich in seinem „Nuovi orizzonti del diritto e della procedura“ (Neue Ansichten über Recht und Strafverfahren) auf die Seite der Vertheidiger der experimentalen Methode, will die freie Wahl, die Willkür durch die Theorie von der Unverantwortlichkeit beschränken und verlangt natürlich, um sein Werk zu krönen, die Anwendung des Strafsystems. Der Andere, der, ohne sich sehr von den Ideen des eben Genannten zu entfernen, Holtzendorff's Klassifikation annimmt, hat über das „Verbrechen des Mordes“ geschrieben. In einem andern Buche: „Die Psycho-Physiologie und die Zukunft der Wissenschaft vom Verbrechen“ neigt er zum Materialismus, jedoch mit Beschränkung der Verantwortlichkeit, und deutet auf den großen Vortheil hin, den die Präventivmittel vor den Strafmitteln haben.

L. Palma hat den dritten und letzten Band seiner „Vorlesungen über das konstitutionelle Recht“ veröffentlicht, und L. Schiattarella die „Propädeutik des internationalen Rechts“, in der man einige Fehler bemerkt, die vielleicht aus der vom Autor gewählten chronologischen Folge entstanden sind; übrigens ist es eins der besten, die über diesen schwierigen Gegenstand erschienen sind.

Sollte ich irgend Jemand vergessen haben? Ich fürchte es, denn ich habe die Sachen nur im Großen und Ganzen betrachtet, aber ich bin bereit, jede Strafe zu erleiden. Mögen die mehr oder weniger barbarischen Dichter mir ihre Elzevirs an den Kopf werfen, mögen mich die Romanschriftsteller in den tiefsten Sumpf ihrer realistischen Kapitel stoßen, mögen die dramatischen Autoren mich auf den Pranger der Bühne schleppen, mögen die Gerichtsbeamten einen Prozeß gegen mich anstrengen... ich nehme jede Strafe mit ruhigem Herzen an, vorausgesetzt nur, daß die kleinen Autoren mich nicht, um mich mit Nadelstichen zu tödten, dazu verdammen, ihre kleinen Skizzen zu lesen.

Federigo Verdinois.
(Neapel.)

Digitized by

Revue des geistigen Lebens.

Zwei spanische Todte von 1881.

Im Jahr 1881 hat der Tod den Spaniern drei hervorragende Schriftsteller entrissen: den noch jungen Professor, Redner, Kritiker und Dichter D. Manuel de la Revilla, der wenige Monate vor seinem Ende der Nacht des Wahnsinns verfallen; den betagten Lustspieldichter und Novelliſten D. Manuel Juan Diana, der in den letzten Jahren feierte; und den, wenn auch greisen und gebrechlichen, doch immer poetisch frischen und thätigen Dichter des Gefühls, des Vaterlandes und der Familie, D. Ventura Ruiz Aguilera.

Die beiden letzten waren meine Freunde, aber nicht die Freundschaft allein, sondern die unpartheiische hohe Achtung, die jeder Spanier vor ihren Leistungen hatte, ist es, die auch mir in diesen Zeilen die Feder führt.

Deutschland kennt Diana als Verfasser des Lustspiels: „Recept gegen Schwiegermütter", welches vom König Ludwig I. von Baiern und mir bearbeitet worden und das ebenso in München, Wien und Köln wie in Paris im Théâtre Déjazet gefiel. Aber er hat noch 18 andere Theaterstücke geschrieben; eins, „Juzgar por las apariencias" (Nach dem Schein Urtheilen), im Bunde mit Spaniens berühmtesten Dramatiker und Kritiker in diesem Jahrhundert, D. Juan Eugenio Hartzenbusch. Der Vers war seine Sache nicht; aber seine Prosa war, ohne schwungvoll zu sein, voll Anmuth und Witz und stets korrekt und klar. Er fühlte sich angezogen von Cervantes und Quevedo, aber abgestoßen von Castelar, dem Künstler des Wortes, und selbst Calderon gehörte nicht zu seinen Lieblingen, da er in ihm ein Uebermaß des „estilo culto" fand. Groß und Klein ergötzte er durch seine Lustspiele, die sich denen eines Breton de los Herreros und Narciso Serra würdig anreihen, und die Kleinen belehrte sein patriotisches in den spanischen Schulen allgemein verbreitetes Büchlein: „Cien españoles célebres" (Hundert berühmte Spanier). Der Madrider Bibliothek verehrte er den eigenhändigen Brief, den ihm König Ludwig I. von Baiern geschrieben. Von seinen Novellen: „La calle de la amargura" und „El rostro y la condicion", denen die Spanische Akademie eine ehrenvolle Erwähnung zu Theil werden ließ, möchte namentlich die letztgenannte eine Uebersetzung in's Deutsche verdienen. Er war nebst Hartzenbusch eine Ausnahme unter den spanischen Schriftstellern, indem er nie der Dame Politik huldigte, sondern nur der Muse und seinen Arbeiten im Archiv des Kriegsministeriums sich widmete. 35 Jahre lang im Staatsdienst, dem er mit der Pflichttreue des zuverlässigsten Beamten oblag, wurde er, obgleich noch rüstig, vor einigen

Digitized

Jahren pensionirt. Dankbarer als der Staat war ihm das Theater, von dem er sich indeß, als er die Abnahme seiner Erfindungskraft wahrnahm, klugerweise in die Stille seiner Häuslich'eit zurückzog. Er starb unerwartet am 27. Mai 1881, als der Fürst der spanischen Dramatiker, Calderon, in Madrid durch jenen herrlichen Festzug geehrt wurde, der ein verwirklichter Dichtertraum, ein Strom von Farben, Gold und Edelsteinen war, der, funkelnd im Sonnenglanz, durch die dichtgedrängte frohlockende Menge sich durchwand.

Diana's Mitarbeiter, Hartzenbusch, wurde noch im letzten Lebensjahr (1880) bei der Wiederaufführung seiner „Amantes de Teruel" ein goldener Lorbeerkranz in's Haus gebracht, das er nicht mehr zu verlassen im Stande war; aber Diana verschmähte selbst den Kranz auf seinem Sarge und ließ sich von vier Armen auf den Friedhof hinaustragen.

Dort ruht jetzt auch der in Madrid am 1. Juli 1881 verstorbene Dichter Ventura Ruiz Aguilera, der als Sänger des Vaterlandes in seinen „Ecos nacionales" Lieder voll von jener einfachen, enthusiastischen Poesie dichtete, die in Spanien mit dem Romancero beginnt, und der mit Antonio Trueba, dem er voranging, den ersten Rang in der wie das Volkslied zarten und schlichten Poesie theilte. Man nannte ihn nach der Form seiner Dichtungen den spanischen Béranger, aber er war mehr. Seine Lieder waren lieblich wie Veilchenduft, Taubengirren und Mondenschein; aber wenn er das Vaterland besang, wurde sein Lied zur Hymne, und wenn er den Tod seines einzigen Kindes besang, entlockte er seiner Leyer Töne des tiefsten Schmerzes. Jeder seiner Sänge war der Wiederschein einer edlen Seele, jeder quoll aus einem reinen Herzen. Und wie letzter Duft desselben erscheint uns sein Schwanengesang, das kleine Liedchen:

Soll, Sänger, die Harfe den Menschen erregen
Mit Hymnen der Freude, mit traurigen Weisen,
O nimm statt der Saiten, nimm Saiten von Fibern,
Du mußt sie dem Grunde der Seele entreißen;
Ja, dann singt die Harfe,
Ja, dann wird sie weinen!

Als er seine „Armonias" gesungen und dem Andenken seines entschlafenen Kindes jene „Elegias" geweiht, jene melancholischen Sänge, erzeugt von der Liebe des Vaters und der Begeisterung des Dichters, die zu Einer Thräne verschmolzen, wußte die Dichterin Carolina Coronado kein bezeichnenderes Wort zu finden, um die Zärtlichkeit seines Dichterherzens auszudrücken, als das: „er habe ein Mutterherz!"

Seine „Cantares", jene vierzeiligen Sprüche, die bald lieblich und gedankenreich, bald scharf und schneidend, bald schwärmerisch und zart, fliegen von Mund zu Mund, ebenso im herrlichen Andalusien wie in Aragon, und sind das Eigenthum der Gebildeten wie des Volkes geworden. Kein Wunder, daß der Dichter des Gefühls, der Sänger der Vögel und der Kinder, auch Weihnachtslieder gesungen. Ich habe seine „Legenda de Noche-Buena" in den „Stimmen der Weihnacht" (Leipzig, 1880) auch dem deutschen Leser nahezubringen versucht.

Man hat in Aguilera, der Salamanca seine Heimath nannte, den Vertreter der salmentinischen Schule, den Erben eines Melender sehen wollen. Aber das ist ein Irrthum: er gehört keiner Dichterschule an, er ist der ächtspanische Poet der Neuzeit, den liberalen Ideen zugethan, voll hoher Gedanken und edler Gefühle, und darum der Dichter aller Zeiten.

Zu erwähnen ist noch sein „Libro de las Sátiras" und das schöne im Vers-

Digitized

maß der „Silvas“ geschriebene Poem, das er vor einem Jahr im Madrider Ateneo vorlas: „Las cuatro estaciones.“

Es war wie eine Vorahnung, daß er, der so bald nachher sterben sollte, für die Festnummer der „Illustracion Española y Americana“ zur Madrider Calderon-Feier die Elegie Calderon's „Auf den Tod“ auswählte, jene Decimen, in denen die schreckliche Majestät einer Stimme aus dem Grabe tönt. Es war als hätte die Gruft ihn angezogen, und den spanischen Dichtern stellte er die Aufgabe, ob das Calderon'sche Wort wahr, ob das „Leben ein Traum“. Elf Dichter antworteten in derselben Nummer der „Illustracion“ in Decimen, von denen eine hier stehen mag:

Alles, was gewesen, zieht
Weiter wie ein wildes Heer,
Sinkt in des Vergessens Meer,
Ist ein Traum, der Schemen sieht.
Und das Gegenwärt'ge flieht
Pfeilschnell zur Vergangenheit;
Unfaßbare Wirklichkeit
Ist der ganze Lebensraum,
Ist ein Ausgangspünktchen kaum,
Schwimmend in der Ewigkeit.

Des Dichters Lebenslauf ist schnell erzählt. Geboren in Salamanca am 2. November 1820, suchte er den Ruhm in Madrid und fand ihn. Er studirte in seiner Vaterstadt Medicin, wurde gefangen und verbannt wegen seiner liberalen Gesinnung, und nach der Septemberrevolution von 1868 Director des Museo Arqueológico Nacional in Madrid. Ganz Spanien trauert um den ihm zu früh entrissenen Dichter.

(Köln.) **Johann Fastenrath.**

Jules Massenet.

Der wahrhafte Triumph, den Jules Massenet's neue Oper „Herodias“ am 19. December vergangenen Jahres im königlichen Theater de la Monnaie zu Brüssel gefeiert hat, zeugt von dem hohen Werthe des jungen französischen Componisten. Der Beifall war nicht allein enthusiastisch, sondern wurde auch von einem Publikum gespendet, das als Sachverständiger applaudirte. Das Publikum des überfüllten Saales hatte sich aus den höchsten weltlichen und künstlerischen Spitzen rekrutirt. Der Première wohnte die auserlesenste Gesellschaft von ganz Paris, von ganz Brüssel bei, die Blüthe der französischen Kritik, die Elite des italienischen Journalismus, die crême der englischen Reporter, die Quintessenz des deutschen Dilettantismus, und die ganze heterogene Menge hat mit bewundernswürdiger Einstimmigkeit wüthend in die Hände geklatscht.

Auf dem Theater ist es der zweite Erfolg des Maestro. Jules Massenet ist verhältnißmäßig noch jung. Er wurde am 12. Mai 1842 zu Montaud im Departement Loire geboren und zeigte schon früh eine seltene Begabung für Musik. Man ließ ihn ins Conservatorium eintreten, und nachdem er den Unterricht Laurent's im Pianospiel, Bazin's und Reber's in der Harmonie, und Ambroise Thomas' in der musikalischen Composition mit großem Eifer und Verständniß genossen hatte, verließ er dasselbe mit einem ersten Preis für die Fuge und dem großen Preise für Composition, der ihn auf drei Jahre zum Staatspensionär machte.

Digitized by Google

Er besuchte Italien, bereiste Deutschland, studirte und arbeitete unausgesetzt überall. In Pest schrieb er sein erstes Opus für Piano: „Ballscenen." Bald darauf gab er eine „Concert-Ouvertüre", dann ein größeres bedeutendes Werk „Pompeja" heraus, welchem er später die Ouvertüre und die antiken Tänze entlehnte, die in den „Skizzen", einer Suite für Orchester enthalten sind, in denen sein Genie sich zu voller Blüthe entfaltete. Zwischen diesen beiden großen Arbeiten waren auch „Die Großtante" in einem Akt, und „Don Cäsar von Bazan", ein Dreiakter, zur Reife gediehen, die aber beide spurlos vorübergingen. Er hat noch einige reizende, kleine symphonische Dichtungen und zwei Oratorien „Eva" und „Maria Magdalena" veröffentlicht. Die beiden letzteren bilden mit „Der Jungfrau" eine herrliche Frauentrilogie.

1877 brachte die Große Oper in Paris seinen „König von Lahore" auf die Bühne. Man entdeckte in der Partition hervorragende Schönheiten, ein Talent mit einem leichten Anfluge von Originalität und gutem Geschmack, bemüht, nicht auf den breitgetretenen Bahnen seiner Vorgänger zu wandeln. Obgleich er in der Kirchenmusik Meister war, so suchte er dennoch neue Formen aufzufinden, wurde mehr symphonisch als melodisch, und bestrebte sich Wirkungen hervorzurufen, die vor ihm noch niemand hervorgerufen hatte. Diese Eigenschaft kann dadurch zum Fehler ausarten, daß das Werk, welches in einem solchen Ideengange entstanden ist, zuweilen etwas Falsches und Bizarres erhält. Wir wollen aber nicht unterlassen, hinzuzufügen, daß Massenet bis jetzt sich von jeder Ziererei und Künstelei ferngehalten hat.

Obgleich seine Herodias einen beträchtlichen Fortschritt zeigt, so ist sie doch nicht ganz frei von jenem Vorwurf. Die Partitur ist ungleich: das lyrische und dramatische Element sind nicht in vollkommenem Gleichgewicht und bald beherrscht das eine das andere. Der durch seine Idee vollständig absorbirte Musiker, beseelt von dem Wunsche, den Ausdruck der Gefühle und Empfindungen aufs Höchste zu treiben, vergißt zuweilen, daß er aus seinen Helden ekstatische, fast katalepsische Wesen macht, die außerhalb der Ordnung der menschlichen Dinge stehen.

Diese Eigenthümlichkeit des Autors wird durch eine andere vermehrt, die dem Stücke selbst infolge seines Inhalts und seines Aufbaus innewohnt. Die Verfasser des Libretto haben es nicht verstanden, dem Componisten scharf gezeichnete Charaktere zu geben. Die Handlung, welche der Heiligen Schrift entlehnt ist, wie es schon der Titel zeigt, besteht in einer Doppelliebe: Herodes, der Tetrarch von Judäa, liebt die schöne, junge Jüdin Salome, die nur einen Gedanken in ihrer Seele hegt: Johannes, den Vorläufer, Johannes, den Propheten, der überall einen neuen Glauben predigt und nur der göttlichen Liebe Raum giebt. Mit diesen beiden, sich kreuzenden Leidenschaften erscheint der Haß der Herodias gegen den Apostel, der ihr den verächtlichen Namen Jesabel ins Gesicht geschleudert hat, und ihre Eifersucht gegen Salome, deren keusche Reize ihr das Herz des Herodes, ihres Gatten, entfremdet. Dieser, der den Gedanken hegt sich von Rom zu befreien, schlägt die Bitte seiner Frau um den Kopf des Johannes ab; der Prophet, der die Massen erregt, kann dem Tetrarchen zur Ausführung seines Planes nützlich sein. Da entdeckt Herodes eines Tages Salomes Liebe zu Johannes, und wüthend überliefert er den Apostel dem Prokonsul Vitellius, der aus Rom herbeigeeilt ist, die Interessen des Kaiserthums zu wahren. Johannes wird in einen Kerker geworfen, wird verurtheilt, und die schöne Jüdin, die es nicht erreichen konnte, mit ihm zu sterben, stößt sich im Festsaale in dem Augenblick den Dolch in die Brust, in dem Herodias die Gewißheit von dem Tode des Propheten erhält und in ihr eine in Rom zurückgelassene Tochter erkennt.

Digitized by

So geschickt sich auch die Verfasser des Librettos gezeigt haben, so haben sie der Handlung doch nicht jene edle Einfachheit, jenen majestätischen Gang, wie ihn die Bibel zeigt, einzuflößen vermocht. Herodes ist ein weiches, immer schwankendes Wesen, in fortwährendem Widerspruche mit sich selbst; Herodias ist für eine erste Rolle zu verschwommen und blaß, und Johannes der Täufer ist trotz seines grimmigen Gesichtes doch keine so furchtbare Persönlichkeit, um einem vernünftigen Prokonsul ernsten Schrecken einzuflößen. Dieser Mangel an Harmonie kommt ohne Zweifel daher, daß die erste Idee zur „Herodias" von Massenet herrührt, dem das Sujet sehr anziehend erschienen war, aber leider nicht so den Verfassern des Libretto, wie es gewöhnlich der Fall ist.

Doch hat der Verfasser darin eine Probe seines Genies abgelegt. Das Werk ist die That eines strebsamen Talentes, welches fortschreitet, besonders in dem Sinne, als die Einfachheit einen größeren Platz darin behauptet als in den früheren Stücken. Schöne Stellen sind in großer Zahl vorhanden, und wenn die zu sonore Orchestration die Stimmen der Darsteller übertönt, so zeigt es doch in seiner Zusammenwirkung einen hohen Grad von Biegsamkeit, Vollendung und bewunderungswürdiger Zartheit.

M. Joseph Dupont, der bedeutende Direktor des Orchesters, und viele ausgezeichnete Künstler, die das Ganze mit hoher Vollendung, umrahmt von einer unerhört reichen Ausstattung, wiedergegeben, haben J. Massenet mit allen ihren Kräften unterstützt.

Und endlich wollen wir noch erwähnen, daß der glückliche Autor, welcher an den Hof geladen war, von Sr. Majestät dem König der Belgier zum Ritter des Leopoldordens ernannt worden ist. Wenn auch diese Auszeichnung sein Talent nicht vergrößert, so ist sie doch ein glänzender Beweis seines Verdienstes.

Aug. Lavallé.

Die Juden in China.

Von einem mir befreundeten Chinesen, der seine Studien in Peking gemacht, den Grad eines „Literaten" erhalten und seine Ausbildung später in Europa vervollständigt hat, gingen mir kürzlich einige briefliche Mittheilungen über die Juden in China zu, welche auch weitere Kreise interessiren dürften. Das betreffende Schreiben bildet ein Gemisch von Chinesisch, Englisch und Französisch und lautet, im Auszuge übersetzt, wie folgt:

„Nan-tschang-fu (Stadt in China), im Monat October 1881 christlicher Zeitrechnung.

Als ich von Ihnen Abschied nahm, um nach Tsong-kuo (China) zurückzukehren, versprach ich, von Zeit zu Zeit über meine Erlebnisse zu berichten. Ich mache heute mit dem Briefwechsel den Anfang und hoffe, daß Sie noch so viel von Ihren Studien der chinesischen Sprache behalten haben, um einzelne Ausdrücke, die ich weder auf englisch noch auf französisch wiederzugeben weiß, zu verstehen.

Meine Reise nach hier legte ich ohne Unfall zurück und sah meine Familie in bester Gesundheit wieder. Jetzt bin ich damit beschäftigt, meine in Europa gemachten Beobachtungen aufzuzeichnen, um dieselben später als „Siau-shwo" zu veröffentlichen. Wenn, was ich hoffe, dieses Buch hier eben so viel Aufsehen erregt, wie meine Tracht und besonders mein „Pien-tsi" (Zopf) in Ihrer Welt, so will ich mit dem Erfolge zufrieden sein.

Digitized by Google

Ich verstehe übrigens immer mehr, daß Ihnen unser Zopf absonderlich erscheint, aber in Europa giebt es gar viele andere Dinge, die viel absonderlicher sind, obschon dieselben sich nicht so „greifbar" (na-cho) zeigen. Denken Sie z. B. an die sogenannte „Judenfrage"? Das ist, ich darf es wohl aussprechen, ohne mißverstanden zu werden, auch ein „Pien-tsi", den die Judenfeinde (tsang-ni) tragen, jedoch versteckt unter dem Rocke, so daß man ihn nicht sieht. Und wenn er bei Gelegenheit zum Vorschein kommt, so ist er weniger harmlos als der unsere und oft mit dem Gift (tu-si) der Unduldsamkeit getränkt. Wir haben hier in China die verschiedensten Racen und Glaubensbekenntnisse, die friedlich nebeneinander bestehen. Auch Juden leben unter uns, schon seit langer, langer Zeit, was in Europa wohl nur wenig bekannt ist. Man nennt sie „Tiao-king-kiao", das heißt: „Secte, welche die Nerven ausreißt." Ein seltsamer Name, nicht wahr? Ich will seinem Ursprung nachforschen und Ihnen, was ich darüber erfahre, mittheilen. Sie kleiden sich wie wir und unterscheiden sich von der übrigen Bevölkerung nur durch ihre religiösen Gebräuche. Da nun bei uns ein Jeder glauben kann, was er will, so sind die Juden als Secte vor Angriffen staatlich geschützt.

Nach unseren Geschichtswerken kamen die „Tiao-king-Kiao" etwa zweihundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, unter der Han-Dynastie, nach China. Sie besitzen in Kai-Fong-Fou, der Hauptstadt der Provinz Ho-nang, eine Synagoge, welche Li-paï-sse heißt und viele alte Inschriften, theils in chinesischer, theils in hebräischer Sprache, enthält. In diesem Tempel befindet sich ein besonderer Raum, den nur der Oberpriester betreten darf. Wie diese Juden behaupten, stammen ihre Vorfahren aus dem Königreich Juda und gelangten aus langer Gefangenschaft nach China, wo sie gastfreundlich aufgenommen wurden. Hier leben sie zumeist in der Provinz Ho-nang mit der mohamedanischen Bevölkerung vermischt in guter Eintracht und bekleiden mehrfach öffentliche Aemter in der Verwaltung. Bei ihrem Gottesdienst, den sie regelmäßig am Sabbath halten, verhüllen sie sich das Gesicht mit einem durchsichtigen Gewebe und lesen das Gesetz. Der Andächtige legt das „Ta-king", oder das heilige Buch, auf ein Pult, neben welchem ein Mula als Vorsager steht und genau darauf achtet, daß kein Wort ausgelassen werde. Im Allgemeinen sind die hiesigen Juden arm, und was ihre Zahl betrifft, so ist dieselbe mit Sicherheit nicht festzustellen. —

Das ist Alles, was ich über die hier lebenden Juden weiß. Ist es auch nur wenig, so wird es Sie doch interessiren. Es mag Ihnen zeigen, daß die jüdische Einwanderung in China*) älter ist als man gewöhnlich annimmt und daß diese religiöse Secte seit etwa zwei Jahrtausenden friedlich und unangefochten unter uns lebt. In Europa hat sie viele Verfolgungen (chui-kan) erleiden müssen, wodurch wohl die Absonderung (fen-kai) und gegenseitige Entfremdung entstanden ist. Diese Verfolgungen, welche seit einiger Zeit wieder begonnen haben, erscheinen mir als Bekenner der Lehren des Confucius (Sheng-kiau) um so unbegreiflicher, als gerade die christliche Religion dieselben verbietet. Wir besitzen auch Ihr heiliges Buch in chinesischer Sprache und darin steht geschrieben, daß, was Sie „lieben" und „ai" nennen, das höchste Gebot ist.

Leipzig. **Th. Stromer.**

Moskau.

Es waren vorzüglich zwei Personen, welche die Gemüther der Moskauer in letzter Zeit erregten, und es ist ganz natürlich, denn beide kosteten ein immenses

*) Auch Frhr. v. Richthofen erwähnt in seinem Werke über China dieser jüdischen Einwanderung.

Digitized by Google

Geld: Sarah Bernhardt sowohl als der Kassirer des hiesigen Findelhauses, Melnitzky.

Der Empfang der Sarah Bernhardt auf dem Bahnhofe war ein ziemlich kühler, nur einige Studenten, Gymnasiasten und Zöglinge der technischen Schule fanden sich ein, um die gefeierte Künstlerin willkommen zu heißen; natürlich gefiel dieser Empfang der letzteren gar nicht und sie soll diese jugendlichen Verehrer keines Blickes gewürdigt haben.

Die Zeitungen haben Sarah Bernhardt mit Lob überschüttet, auch das Publikum zeigte sich ihr sehr günstig gestimmt, denn jedesmal war das Haus ausverkauft; natürlich fehlte es auch nicht an Klagen über eine allzuraſche Anerkennung fremder Künstler überhaupt. Das Benefiz Sarah Bernhardts fiel sehr unglücklich aus, denn sie konnte nicht zu Ende spielen, in Folge eines plötzlichen Unwohlseins, sie soll sogar Blut ausgeworfen haben. Auch hier wurde sie von einer Gensdarmen-Escorte begleitet, um solche Skandale, wie in Odessa, wo man sie mit Steinen beworfen hatte, zu verhindern; doch geschah hier nichts ähnliches. Das zweite Ereigniß: Der Kassirer unseres Findelhauses, Melnitzky, entwendete der ihm anvertrauten Kasse 300,000 Rubel. Der Mensch ist arretirt, aber was nützt es, von dem Gelde ist nicht die geringste Spur entdeckt worden.

Vor Kurzem fand hier das Benefiz einer der ersten Tragödinnen Rußlands, der Frau Fedotow statt, dasselbe fiel mit ihrer 20jährigen Thätigkeit auf der Moskauer Bühne zusammen und gestaltete sich zu einem wahren Triumph für die Künstlerin.

Ein Bild, das die Petersburger Gesellschaft und Presse im hohen Grade beschäftigte und überall von sich reden machte, ist als ein Beitrag zur Illustration unserer Geschmacksrichtung nicht zu unterschätzen, denn die heutigen Künstler, wenigstens die Mehrzahl derselben, bringen nur das hervor, wovon sie sich einen Erfolg versprechen können, unbekümmert um den künstlerischen Werth ihrer Erzeugnisse. Das Bild ist die „Nana“ des Herrn Tucharowsky. Warum der Künstler sein Bild so nannte, ist aus demselben nicht zu ersehen, unserer Meinung nach sollte es ganz einfach „Ein nacktes Weib“ heißen, es wäre vielleicht ein wenig grob und nicht so verlockend, aber der Wahrheit käme es jedenfalls näher. Der Künstler scheint indeß den Zug der Zeit begriffen zu haben, indem er sein Bild nach der Heldin des berüchtigten Romans nannte.

Eine große Menge drängte sich an das Bild, auch Damen mit gerötheten Wangen und gesenkten Augen, ja sogar russische Priester betrachteten dasselbe, Gott weiß, mit welchen Gedanken und Gefühlen.

Das Bild stellt ein nacktes Weib auf einem Fell ausgestreckt dar, ein Weib, schön wie die Sünde, doch mit Zola's „Nana“ hat es nichts gemein.

Noch einiges über unseren „Nana-Cultus“.

Als Zola's „Nana“ erschien, wurde sie von der Censur nur mit Ausschnitt erlaubt; da bestürmte unsere Aristokratie die hohe Censurverwaltung mit Gesuchen, um das Werk in unverstümmelter Gestalt genießen zu können.

Es erschien hier auch eine „Russische Nana“. Das Buch steht unter jeder Kritik, wird aber dessenungeachtet seinen Weg machen.

Ein illustrirtes Witzblatt giebt seinen Lesern als Prämie ein Bild „Nana“. Die Redaktion kann sich gratuliren, an Abonnenten wird es ihr nicht fehlen.

Es sind hier wieder mehrere Revuen und Wochenschriften ins Leben getreten, natürlich nicht todtgeborene Kinder.

In „Westnik Ewropi“ (Der Europäische Bote) erschienen, von Turgenjew „Aus eigenen und fremden Erinnerungen“ eine Reihe loser Erzählungen.

Digitized by Google

Seit Neujahr dürfen wir die „Neue freie Presse“ lesen, bisher war dieselbe hier streng verboten; nach sechsmonatlichem Schweigen erscheint der „Golos“ wieder, dagegen erhielt der „Moskauer Telegraph“ eine erste Verwarnung und der „Porjadok“ (eins der anständigsten Blätter) wurde auf anderthalb Monate unterdrückt.

Wir feierten auch den Gründungstag unserer alma mater, der ältesten in Rußland, mit allerhand hochtrabenden Reden über Fortschritt, Cultur, Wissenschaft. Eine ironische Illustration hierzu bildet das in letzter Zeit aufgetauchte Gerücht, das eine nicht unwesentliche Erhöhung des Lehrgeldes in unseren Lehranstalten signalisirt. Ueberall in Rußland hat dies Gerücht die schlimmsten Befürchtungen wachgerufen. **M. Kalantarow.**

Rom.

Marc-Monnier hatte ganz recht, wenn er vor vielen Jahren ein Buch schrieb, worin er bewies, daß Italien nicht das Land der Todten ist, wie viele Franzosen, und unter ihnen die ersten, anzunehmen scheinen. Italien war wirklich nicht eine große Nekropole; unter der anscheinenden Unthätigkeit entdeckte man das Leben, und unter den großen Denkmalen des antiken Gedankens begann die Geistesarbeit des modernen. Als die hundert Städte der Halbinsel das trostlose Bild der Unthätigkeit, der Gleichgültigkeit darboten, da verschwor man sich in den Familien, in den Abendunterhaltungen, und die Verschworenen nannten sich Manzoni, Giusti, Niccolini. Aber statt die Zerstörung zum Zwecke zu haben, trachteten die Verschworenen vielmehr dahin, eine Zukunft für Italien zu erbauen, und es gelang ihnen. Die neue Generation ist das Werk jener großen Männer; die jetzige Gedankenthätigkeit unter uns verdanken wir allein dem Worte, den Schriften der geistreichen Regeneratoren unseres Landes. Nachdem die revolutionäre Periode abgeschlossen war, haben die Geister sich dem friedlichen und segensreichen Schaffen hingegeben, und in Rom, das mit jedem Tage mehr seine Suprematie über die anderen italienischen Städte behauptet, zeigt sich ein regeres geistiges Leben, als in den anderen Centren, wo freilich jenes Leben früher erwachte.

Zu Rom hat die Akademie dei Lincei ihren Sitz, zu deren korrespondirenden Mitgliedern die berühmtesten Gelehrten und Literaten der Welt gehören, und die Akademie der Vierzig und endlich eine „Arcadia“, wo spätreife Hirten noch spätreifere Kompositionen lesen. Zu den beiden ersten Akademien gehört alles, was es Bestes in Italien, im jungen Italien giebt; die dritte wird vom Vatikan begünstigt und hat wahrscheinlich zum Zweck, die Menschheit noch dümmer zu machen.

Auch die italienische geographische Gesellschaft, welche in den letzten Jahren soviel geleistet hat, hat hier ihren Hauptsitz und hier werden die wichtigsten literarischen Journale gedruckt, wie „La nuova Antologia“ und die „Fanfulla della Domenica.“

Die Antologia wurde in Florenz von Vieusseux, Montani und Giordani zu einer Zeit gegründet, wo in Italien das Denken und noch mehr das Schreiben ein Vergehen war, und sie hat das Verdienst, die großen und schönen Geister, welche in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts unter uns blühten, der Nation vorgeführt und dem Geiste der italienischen Jugend eine ernste und gehobene Richtung gegeben zu haben. Bald nach der Uebersiedelung der Hauptstadt wurde auch die Antologia dorthin übergeführt und fuhr in ihrer erhabenen und edlen Mission fort. An der Fanfulla, welche vor jetzt vier Jahren gegründet wurde, arbeiten die berühmtesten Schriftsteller Italiens mit und darum hat sie einen so großen Einfluß auf die literarische Welt gewonnen. Bis jetzt wurde sie von

Digitized by Google

Ferdinando Martini, einem eleganten Schriftsteller und unerbittlichen Kritiker beleitet, jetzt aber hat Martini die Direction eines neuen Journals: La Domenica litteraria übernommen, welches außerordentlich viel verspricht, und Rinciani veröffentlichte schon darin eine Studie über die Frau von Carlyle, ein wahres Juwel.

Mit dem ersten Monat des Jahres hat sich auch die Rassegna Settimanale, eine Revue, welche von Sonnino mit großem Verständniß und Geschick geleitet wurde, in eine Rassegna quotidiana verwandelt, leider zum Nachtheile des Publikums, welches jene in Italien einzige Publikation sehr gern las, während sie jetzt völlig den hunderten von Blättern gleicht, die man täglich in der Hand hat.

Romane haben wir diesen Winter wenig oder gar keine gehabt, aber doch kann man nicht sagen, daß das Jahr an bedeutenden literarischen Erzeugnissen nicht reich gewesen wäre, und ganz besonders können wir vier nennen, die man noch lesen wird, selbst wenn die erste Neugierde verrauscht sein wird. Den Ehrenplatz verdient ohne Zweifel „Malombra" von Fogazinaro, ein Roman, der ausgezeichnet ist wegen seiner Ideen, der Beschreibung der lombardischen Natur, der Durchführung der einzelnen Scenen und wegen des genauen Studiums der durch und durch italienischen Charaktere. Fogazinaro ahmt nicht nach, alles ist rein italienisch bei ihm. Dasselbe läßt sich leider nicht von dem Cuore Infermo von Mathilde Serrao sagen. Die Verfasserin hat zuviel Balzac und die anderen französischen Autoren gelesen, hat wenig wahre Personen geschaffen, eine Gesellschaft, welche in Italien nicht existirt, und hat den entnervten Sprößlingen edler Vorfahren heftige Leidenschaften, starke Gefühle gegeben, deren sie nicht fähig sind. Aber wenn die Serrao gezwungen ist die Nachahmung zu verlassen, wenn sie das Lärmen und Treiben ihres Neapels, den Sonnenuntergang an der Riviera di Chiaja beschreibt, dann ist sie eine wahre Künstlerin.

Ebenso sehr Künstler ist auch Verga, der Autor des dritten Romans, welchen ich vorhin andeutete und der den Titel: I Malavoglia führt. Früher litt der junge sicilianische Schriftsteller an demselben Fehler wie die Serrao, aber jetzt hat er sich mit ganzer Seele dem Studium, der Beobachtung des Volkes, in dessen Mitte er lebt, hingegeben und hat sich von der Fessel des Konventionalismus und der französischen Nachahmung befreit. I Malavoglia, in dem er das Leben der sicilianischen Landbewohner beschreibt, ist mit viel Wärme und großer Wahrheitstreue geschrieben. Das Publikum hat diesen Roman des Autors weit über die früheren Arbeiten Vergas gestellt, welche wegen ihrer fehlerhaften Auffassung bald der Vergessenheit anheimfallen werden.

Della Finestra („Vom Fenster aus") ist der vierte der in der letzten Zeit erschienenen Romane und Grazia Pierantoni-Mancini ist dessen Verfasserin. Die Scene ist nach Rom verlegt und es gelingt der Verfasserin ohne sichtbare Anstrengung verschiedene Personen, welche alle Abstufungen der gesellschaftlichen Scala darstellen, zu vereinigen, von der großen Dame bis zum verlassenen Freudenmädchen; der erste Theil des Romans ist voll von originellen Scenen und mit einer wirklich einzigen Zartheit behandelt, der zweite ist weniger wirkungsvoll, nicht so wahr, und fällt gegen den ersten ab. Die gelegentliche Vereinigung fast aller handelnden Personen in Aix-les-Bains ist ein wenig gezwungen und die tragische Entwickelung des Dramas noch lange vor dem Schlusse des Buches zerstört das Interesse des Lesers.

Vorzüglich ist aber in dem Buche die Frau dargestellt, der Begriff ihrer hohen Mission, wie die Verfasserin ihn schon in Lydia, welches Buch sie ein Jahr vorher veröffentlichte, niedergelegt hat. In jenem Buche finden wir in

Digitized by Google

der Heldin eine ausgezeichnete Schöpfung der Gattin und Mutter. In dem ganzen Roman ist auch die logische Entwickelung der Handlung besser beachtet, als in dem Roman „Della Finestra", der aber wegen der Lebhaftigkeit der Scenen einen guten Vorwurf für ein ausgezeichnetes Schauspiel abgeben würde. Aus ihrem Romane wie aus den übrigen Erzählungen der eleganten Verfasserin strömt eine kräftigende, stärkende Luft aus. Wenn man sie liest, so versteht man, welchen Einfluß die Lehren ihrer Großmutter auf ihren jugendlichen Geist ausgeübt haben, Lehren, die sie in einem Buche zusammengefaßt und mit einem liebevollen Vorworte versehen hat.

Jene ehrenhafte, arbeitsame, gebildete und starke Frau ist ihr weibliches Ideal und sie will die Frauen bewegen ihm nachzueifern.

Emma Perodi.

Digitized by Google

Chronik der eleganten Welt.

Athen.

Der Karneval zeichnet sich in diesem Jahre durch eine außergewöhnliche Belebtheit aus, trotz der dunklen Wolken, die sich von allen Seiten an unserem politischen Himmel aufthürmen. Die Bälle folgen sich fast ohne Aufhören, ohne Pause, der eine immer glänzender und prachtvoller als der andere, wie wenn das athenische high-life ein Gewitter in der Zukunft vorahnte und sich beeilen wollte, die Gegenwart zu genießen ohne an das Morgen zu denken.

Uebrigens liegt es im hellenischen Charakter, zuweilen gar zu unbekümmert um das Morgen zu sein, wie wenn man fürchtete, die Freude, das Vergnügen durch die Sorgen um ernsthafte Beschäftigungen zu trüben. *Ἐς αὔριον τὰ σπουδαῖα* (auf morgen die ernsthaften Sachen) bildet und wird immer den unveränderlichen Grundzug des griechischen Charakters bilden, und obgleich sich unter den modernen Griechen äußerst gewinnsüchtige Individuen finden, so trifft man auch selbst bei diesen jene Sorglosigkeit, die aus dem modernen Athener ein aus Widersprüchen zusammengesetztes Wesen macht.

Da der Hellene des athenischen high-life das Vergnügen mit jener Leidenschaftlichkeit liebt, die er auf alle Handlungen seines Lebens überträgt, und da er aller Vergnügungen beraubt ist, die man in jeder großen Stadt Europas findet, so bleibt ihm nur der Ball, der ihm die Langeweile der Parteikämpfe und die kleinen Erbärmlichkeiten des gewöhnlichen Lebens aus der Erinnerung bannte. Darum sind auch die Bälle in einigen fashionable Häusern ebenso viele wichtige Ereignisse, mit denen man sich im Voraus beschäftigt und von denen man noch Monate lang nachher spricht.

Der erste große Ball der Saison wurde vom Könige gegeben. Wie immer bei Hofbällen waren sehr viele Einladungen ergangen, aber wenige von den Eingeladenen waren erschienen. Die Politik, die, wie man weiß, im Leben der Hellenen den ersten Platz einnimmt, hat ihren großen Theil der Schuld an dem Zurückbleiben en masse der geachtetsten und beliebtesten Persönlichkeiten aus der Gesellschaft. Außer dieser Zurückhaltung hat man noch eine Neuerung bemerkt und zwar in der Uniform der königlichen Adjutanten, die zum ersten Male an dem Tage (dem Neujahrstage) den preußischen Helm getragen haben. Dieses Faktum hat zu sehr bittern Kritiken von Seiten der Presse Veranlassung gegeben. Unabhängige Zeitungen haben darin ein Zeichen für die Neigung unseres Hofes das Heer zu prussifiziren gesehen und eine heftige Polemik ist daraus erfolgt, eine Polemik, die noch heute zwischen zwei Journalen fortgeführt wird. Das eine, der Ephimeris behauptet, daß der König das Recht hat, seinen Adjutanten die

Digitized by Google

Uniform zu geben, die ihm beliebt, und das andere, der Aion, wenn er auch zugiebt, daß der König das Recht hat seine persönlichen Diener, von den ersten Beamten des Hofes bis zum letzten Lakaien, nach seinem Gefallen zu kleiden, erklärt doch, daß er doch nichts an den Uniformen des Militärs ohne die Bewilligung des Kriegsministers ändern dürfe. Diese Polemik dauert noch und wird dauern bis zur Eröffnung der Kammern. Ganz wie bei den alten Athenern, die sich um den Schwanz von Alkibiades Hund stritten! . . .

Auf den Hofball folgte eine Reihe anderer, von denen einer immer mit dem anderen rivalisirte, aber deren Glanz vor der Pracht des von der Großbritannischen Legation gegebenen Balles erbleichen mußte. Mr. Clare Ford, der englische Botschafter, hat das große Botschaftshotel in einen wirklichen vanity-fair verwandelt, wo man nicht wußte, was man am meisten bewundern sollte, die kostbaren indischen Stoffe, das Porzellan aus China und Japan oder die prachtvollen Pflanzen- und exotischen Blumen, welche die weiten Säle des Hotels in einen Garten der Armida verwandelten. Der Anblick war wirklich feenhaft, und was den Werth der prunkvollen englischen Gastfreundschaft noch erhöhte, war die ausgezeichnete Höflichkeit Mr. Ford's, eines Vollblutgentleman. Der König und die Königin, die schöne Königin Olga, deren kaiserliche Schönheit man stets bewundert, haben den Ball mit ihrer Gegenwart beehrt. Die Königin war aus sanitären Rücksichten am Tanzen verhindert, aber ihr königlicher Gemahl war einer der eifrigsten und unermüdlichsten Tänzer des Abends. Die Gegenwart des Königspaares, besonders aber die Liebenswürdigkeit des honourable Mr. Ford haben zu seinem Ball die Elite der Gesellschaft herbeigezogen. Wir sahen auch den Präsidenten des Ministerrathes, Herrn Coumoundouros, dessen stets heiteres Gesicht diesmal doch ein wenig verdüstert erschien durch die Gegenwart seines bedeutenden politischen Gegners, des Herrn Tricoupis, des allmächtigen Anführers der parlamentarischen Opposition. Zu wiederholten Malen sogar hörten wir die sehr charakteristische Bemerkung: „Warum sieht denn Herr Coumoundouros so böse aus?" — „Welche Frage! Weil er Herrn Tricoupis so lächeln sieht."

Wer sich von Paris aus auf einen der Bälle, die während der Saison in Athen gegeben werden, hätte versetzen können, hätte seinen Augen nicht getraut. Man hätte wegen des Reichthums und der Eleganz der Pariser Toiletten unserer Weltdamen sich in Paris glauben können. Ja, über Athen hätte man dieselbe Bemerkung machen können, wie Ihre elegante Korrespondentin über Buda-Pesth. Die Athenerinnen des high-life können es nicht begreifen, daß man in der Stadt der Pallas auch eine Robe anfertigen könne. Sie lassen alle Toilettengegenstände und selbstverständlich auch die Kostüme aus Paris kommen.

In diesem Winter gibt man sich dem Vergnügen des Tanzes mit noch mehr Eifer hin als gewöhnlich, denn, um die Wahrheit zu gestehen, es gibt kein anderes in der armen Hauptstadt von Hellas. Die einzige französische Schauspielergesellschaft, welche in der alten Bude, die man stolz mit dem Namen „Athenisches Theater" belegt, ihre Vorstellungen gibt, ist unter aller Kritik. Der Impkesario, Herr Kostopoulos, hat in Frankreich die Trümmer aller Vorstadttheater und cafés-chantant zusammengekafft, mit denen er die Musik Offenbachs, Lecoque's et ejusdem farinae verstümmeln läßt. Die schöne Welt geht gar nicht hin, und die, welche sich die Mühe nehmen, dort eine halbe Stunde zuzubringen, thun es nur um des Vergnügens willen, eine „Mamsell Angot", so alt und so dick wie die Fischweiber und Damen der Halle im Chor zu sehen. — Die letzte Woche des Karnevals gießt Oel in das Feuer der Belebtheit und Erregung. Dann erreicht die athenische Fröhlichkeit ihren Gipfelpunkt, und da sich in diesem Augenblick eine politische Krisis

Digitized

vollzieht, so enthalten die Masken, die durch die Hauptstraßen ziehen, politische Anspielungen oft mit attischem Salz gewürzt.

Die königliche Familie erwartet in kurzer Zeit die Ankunft mehrerer Gäste. Der Großfürst Paul Alexandrowitsch, der jüngste Bruder des Kaisers Alexander III., will hierher kommen, um seine Kur, die er im vergangenen Jahre begonnen hat und die ihm sehr wohl bekommen ist, hier zu beenden. Außer dem Großfürsten Paul Alexandrowitsch erwartet die königliche Familie auch bald den Besuch der beiden ältesten Söhne des Prinzen von Wales, die Offiziere in der englischen Marine sind und nach einer Reise um die Welt über Ostindien nach Europa zurückkehren. Die beiden Hoheiten gedenken einige Wochen bei ihrem Onkel, dem Könige Georg zu verweilen.

Inzwischen macht der König fast tägliche Ausflüge nach dem Piräus, wo er die fremden, vor Anker liegenden Kriegsschiffe besucht, oder auch nach Salamis, wo sich das einzige Marine-Arsenal Griechenlands befindet. Der Kommandant des russischen Geschwaders in den griechischen Gewässern, der Kontre-Admiral Herr von Kroemer, empfängt den Besuch des Königs am häufigsten, und da er eine persona gratissima am Hofe ist, so gibt er der königlichen Familie oft glänzende Banketts.

Am letzten Sonntage im Januar hatten sich die gelehrte und die vornehme athenische Welt in der Universität ein Rendezvous gegeben, wo mit großer Feierlichkeit die Einsetzung des neuen Rektors (oder des Prytanen, wie man ihn hier nennt) der Nationaluniversität vollzogen wurde. Dies rein akademische Fest hatte dennoch ganz Athen herbeigelockt. Gewöhnlich geht man zu dieser Art von Festlichkeiten, um die Rede des neuen Rektors zu hören, der das Thema zu seiner Rede aus seinem Fachstudium wählt — und da der neue Rektor Herr Doktor Nikolaus Damaschino ein wegen seiner Gelehrtheit geschätzter Professor ist, so hatte seine Rede ein sehr zahlreiches Publikum versammelt. Da dies aber eigentlich in die Rubrik des geistigen Lebens hineingehört, so verbreite ich mich nicht weiter darüber, sondern begnüge mich festzustellen, daß die Studie des Herrn Dr. Damaschino über die alten Parlamente in Frankreich mit lautem Beifall aufgenommen worden ist.

A. M. Civiny.

Pariser Salons.

In unseren Tagen ist es Mode geworden zu behaupten, daß es in Paris keine Salons mehr gibt. Wenn man so unglücklich ist, einmal von causeries zu sprechen, so erhält man sofort zur Antwort: „Ah, wenn Sie den Salon der Madame Swetschine oder den der Madame Récamier gekannt hätten!“ ganz wie Baron in Lili. Wahrhaftig, die Bewunderer von Madame Récamier's Salon, den sie vielleicht nie besucht haben, amüsiren mich höchlichst. Ich bin sicher, daß, wenn jemand zur Zeit der Madame Récamier von dem Salon der abbaye au bois sprach, man ihm sofort den Salon der Madame de Staël, der Madame Geoffrin entgegengehalten hat. Gewiß, ich gebe gern zu, daß die Plauderei nicht immer sehr brillant ist und daß auf einen causeur unzählig viele kommen, die eben nur sich selbst sprechen hören wollen, aber doch gibt es in Paris noch einige Häuser, wo man von anderen Dingen als von der Börse, von Toilette und von Politik plaudert, obgleich die letztere sich überall eindrängt.

Zuerst der eklektische Salon: Madame Adam. Eine große Wohnung im dritten Stock am Boulevard Poissonnière mit den Salons in einer Reihe. Aber wie sehr verschieden von den alten Hotels: man wird sofort gewahr, daß man sich

Digitized by Google

in einem demokratischen Salon befindet, obgleich Céans Maitresse auch von der Königin von Spanien im Hotel de Castille empfangen wird. Madame Adam, welche durch den Tod ihres zweiten Gemahls, des Polizei-Präfekten während der Belagerung, sehr reich geworden, ist eine Frau von seltenem Verstande, graziös, anziehend und noch schön, obgleich sie Großmutter ist. Es ist wirklich gar nicht boshaft, wenn wir sagen, daß sie mit ihren Enkelinnen ein wenig koquettirt. Was ihrem Salon ganz besonders den Erfolg verschafft hat, ist, daß sie jedes Talent, woher es kommen möge, empfängt: man trifft dort die Minister von gestern, und die es morgen sein werden. Gambetta ist während einer gewissen Zeit der eifrigste Gast dort gewesen, die Herren Floquet, Ferry, Hébrard sind eben sowohl alle Wochen dorthin gegangen, wie Herr Andrieux, wenn er dem Salon der Madame Richtenberger ungetreu wird, von welcher man sagt, daß sie die Unterpräfekten macht, während Madame Adam die Präfekten macht. Sie sehen dort auch Schauspieler wie Coquelin und Mounet-Sully. Sarah Bernhard zeigt dort ihre Anmuth; die Maler sind durch Bonnat, Moreau, Munkaczy repräsentirt, St. Saëns und Massenet vertreten die Musik. An gewissen Tagen ist die ganze Presse dort versammelt, sowohl Vitu (vom Figaro) wie Maret (von der Vérité). Das ist an den Tagen der Vorlesungen oder Vorträge. Bei Madame Adam hat Deroulède sein religiöses, reaktionäres Drama, die Moabiterin, gelesen, welches vom Theater Français wegen seiner Tendenzen abgelehnt wurde. In ihrem Salon hat Aicard seine Miette, und Noré sein provençalisches Idyll gelesen; bei ihr hat Berardi, der Eigenthümer der Indépendance Belge, einen Vortrag über Japan gehalten. Sie sehen, daß alles dort seinen Platz findet, sobald es nur künstlerisch oder intelligent ist.

Ein andrer Salon ist der der Gräfin d'Haussonville: alle Donnerstage von 4—7 feiert man dort den Kultus des Herrn Caro. Die Priesterinnen seines Altars sind die Dame des Hauses, Gräfin Potocka, Gräfin Pourtalès und viele andere. Das ist der karrikirte Salon in der Welt der Langeweile, wie Bellac das Portrait Caro's ist. Monsieur Caro ist der geliebte Philosoph der Damen, an die Männer wendet er sich nie. Den Damen gilt der verführerische Ernst seines Geistes, sein tiefes und süßes Wissen, alle seine Beredtsamkeit. Aber wie er ihnen zu gefallen weiß, wie er sie verführt, wie er sich ihrer Seelen bemächtigt! Er ist ohne Zweifel ein Verächter Schopenhauers! Und von Herzen hätte Schopenhauer ihm mit gleicher Münze bezahlt! Ich gehöre nicht zu dem sogenannten schwachen Geschlechte, darum kann ich ihn auch nicht beurtheilen. Mir hat er nur seine Fehler gezeigt: ein Geck, langweilig, schmachtend. Lassen Sie uns an seinem Tempel vorübergehen, und treten wir in einen andern Salon ein. Der Tod hat soeben den Salon der Madame de Nerville geschlossen, welche ihn ausschließlich Alexander Dumas geweiht hatte. Dort setzte er die seinem Freunde Lavoix so theuren Theorien auseinander; bei Madame de Nerville wurde sehr gut Komödie gespielt: der ganze Dumas und auch Molière sind vorgeführt worden.

Rue Solferino, der doktrinäre Salon des Herzogs von Broglie, Frau von Staëls Geist schwebt über demselben. Ein sehr schönes Hotel, keine Gemälde an den Wänden: aber überall Bücher. Der Herzog ist Witwer, daher macht seine Schwiegertochter, die Prinzessin von Broglie, geborene Say, die Honneurs. Wäre nicht ihr frisches Gesichtchen, so würde man dort nur schwarze Fracks sehen. Die Besucher des Salons bestehen aus früheren Ministern, ehemaligen Senatoren, nicht mehr aktiven Deputirten und Präfekten außer Dienst: Alle gewesene Größen, sehr alt, sehr häßlich, sehr reaktionär und sehr langweilig. Sie sind wirklich gar nicht amusant, darum wollen wir schnell, ganz nahebei, quai Malaquais zur Marquise gehen.

Digitized

Welche Marquise? Die einzige, alleinige Marquise in ganz Paris, die Marquise v. Blocqueville, geborne Davoust, die reizendste Frau in ganz Paris. Ihr Zauber muß wirklich sehr mächtig sein, denn während der Kommune genügte ihre Erscheinung, um den Händen der Kommunarden die mit Petroleum gefüllten Gefäße entfallen zu lassen, mit denen sie ihr Hotel und ihr geliebtes benachbartes Institut in Brand stecken wollten. Und wahrhaftig, sie ist reizend, die Marquise mit ihrem gepuderten Haare und der vornehmen Haltung. Wenn man sie sieht, hält man sie nicht für die Tochter eines Marschalls des ersten Kaiserreiches; sie sieht aus wie ein aus dem Rahmen herabgestiegenes Portrait aus dem 18. Jahrhundert. Die Marquise ist eine Schriftstellerin von Talent, obgleich ihre Bücher langgesponnen sind. Man hat gesagt, daß ihr Salon das Vorzimmer der Akademie française wäre, und man hat nicht so ganz Unrecht. Unter dem Kaiserreiche machte man bei ihr orleanistische, leicht mit Klerikalismus angehauchte Opposition. Monseigneur Bauer's violette Sutane zeigte sich dort häufig, auch die Prinzessin Czartoriska, die Freundin Liszt's, die Schülerin Chopins, musizirte dort. Jetzt hat die Marquise dem Pfaffenthum Lebewohl gesagt, sie ist Republikanerin aus Ueberzeugung. Die häufigsten Besucher ihres Salons sind Gaston Boissier, Renan, Marmier, Rousse, alles Akademiker. Montags und Donnerstags ist ihr Salon geöffnet, und wohl nur selten unterläßt es einer der vierzig Unsterblichen, der Marquise seine Huldigungen darzubringen, um so mehr noch, als die Marquise gern von jungen und hübschen Frauen umgeben ist.

Nun, was meinen Sie? Da haben Sie gleich einige Salons, in denen man plaudert und sich mit Literatur beschäftigt. Madame Adam und Madame de Blocqueville sind entzückend: was will man noch mehr? Meiner Ansicht nach konnte Madame Récamier nicht mehr bieten!

M. Armand.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Ritter von Sacher-Masoch in Leipzig.
Druck von Greßner & Schramm in Leipzig.

Digitized by Google

Inseraten-Beilage zu „Auf der Höhe".

Band 2. — März 1882. — Heft 3.

Insertionspreis
für die zweigespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum 50 Pf. = 30 kr. österr. Währung = 65 Centimes.

Verlag von **Palm & Enke** in **Erlangen.**

Kürzlich erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das

deutsche Patentgesetz

vom 25. Mai 1877.

Unter Berücksichtigung der ausländischen Gesetzgebung, sowie der Entscheidungen des Patentamtes und der Gerichte erläutert durch

Dr. J. Rosenthal,

Beigeordneter der Stadt Köln, Gerichts-Assessor a. D.

20 Bogen gr. 8°. geh. **10 Mark 80 Pf.**

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Müller-Pouillet's
Lehrbuch der Physik und Meteorologie.

Achte umgearbeitete und vermehrte Auflage,

bearbeitet von

Dr. Leop. Pfaundler, Professor der Physik an der Universität Innsbruck.

In drei Bänden.

Mit gegen 2000 in den Text eingedruckten Holzstichen, Tafeln, zum Theil in Farbendruck, und einer Photographie. gr. 8. geh. Preis 39 Mark.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung, Leipzig. Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

In 8. Auflage erschien soeben:

Correspondance commerciale

par

P. Brée.

in der letzten (7.) Auflage von neuem durchgearbeitet von **Th. Wohlfahrt,** Professor der französischen Sprache an der Handelsschule zu München.

Eleg. gebunden 2 M. 40 Pf.

Inhalt: **Des lettres circulaires:** relatives à la fondation d'un établissement, à quelque changement survenu dans une maison, à la cessation d'un commerce; offres de services et réponses à des c. — **Informations, demandes et renseignements. Réponses — Affaires en marchandises, offres de services, entrée en relations:** offres de services et réponses, revue de marché, correspondance relative à un achat de vin, à un envoi à l'étranger de la fabrique de Roubaix etc., à la cession d'un marché à livrer et un achat d'eau de vie, à une opération de compte à demi, à une opération en cotons, à un achat de café, à des affaires traitées entre l'Allemagne et les Etats-Unis par l'intermédiaire d'un correspondant de Paris, à une consignation de café, à différents achats et transactions. — **Avis d'expédition. Banque et recouvrements:** offres de services, correspondance relative à des remises; traites tirées: pour propre compte, d'ordre et pour compte d'un tiers, interventions, délais de paiement, des comptes courants et d'intérêts, modèles d'actes commerciaux. — **Lettres de crédit, avec ou sans recommandations:** recommandation et introduction, demande de places. — **Reproches, plaintes, réclamations, excuses et justifications.** — **Faillites.** — **Annonces.** — **Recueil des termes les plus usités dans le commerce.** — Verzeichniss der wichtigsten im Handel vorkommenden Ausdrücke.

Digitized by Google

Verlag von **Greßner & Schramm** in **Leipzig.**

Forstliche Blätter.

Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen.

Herausgegeben von **Jul. Theod. Grunert** und **Prof. Dr. Bernard Borggreve.**

Neunzehnter (Dritter Folge sechster) Jahrgang.

Jährlich 12 Hefte. — Preis halbjährlich M. 8.—

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

L. A. Albert's

Englischer Dolmetscher

10. Aufl. Eleg. gebdn. 2 M. 40 Pf.

Anweisung, die englische Sprache binnen kurzer Zeit leicht und ohne Lehrer zu erlernen. Mit genauer (deutscher) Beschreibung der Aussprache jedes Wortes.

LEIPZIG. **Baumgärtners Buchhandlung.**

Verlag von Gressner & Schramm in Leipzig.

VICTOR TISSOT.

Die Reise in's Zigeunerland.

Von

Friedr. Wilh. Dietz.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

28 Bogen 8°. Preis 3 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Tissot's Buch enthält eine Fülle der interessantesten Schilderungen der Erlebnisse und Beobachtungen, die er auf seiner Reise durch Croatien und Ungarn gemacht. Die Form der Darstellung ist eine vorzügliche. In eleganter fliessender Sprache schildert er uns die Küste der Adria, die grossen Städte des Landes, die Hirten in der Pussta, das Leben der Magnaten auf ihren Schlössern und schliesst mit einer Reihe höchst interessanter Beobachtungen über die Hauptstadt Budapest.

Digitized by Google

In meinem Verlage erscheint:

Einzelausgaben
aus dem
Vermächtniß Kains.
von
Sacher-Masoch.

Jeden Monat eine abgeschlossene Novelle.
Preis pro Band elegant gebunden 2 Mark 50 Pf.

Es erschienen bereits:

Das Volksgericht.
Der Judenraphael.

Stimmen der Kritik über den Judenraphael:

„Die realistische Treue in der Schilderung der Personen und Zustände, worin ihm schwerlich ein anderer zeitgenössischer Autor gleichkommt, tritt wiederum hier eminent zu Tage, die Gluth des Colorits berückt geradezu."
(Das kleine Journal, Berlin.)

„Auch dieser Novelle sind alle jene üppigen Reize eigen, wunderbare Naturstimmung, seltsame Menschen, schwermüthiger Humor, auf die sich Sacher-Masoch so gut versteht." (Deutsches Tageblatt, Berlin.)

Im März erscheint:

Der Ilau.

Ferner erschien:

Neue Judengeschichten
von
Sacher-Masoch.
Preis 4 Mark.

Das elegant ausgestattete Buch enthält neun vorzüglich geschriebene Erzählungen des hochgeschätzten Autors.

Die Damen im Pelz
von
Wanda von Dunajew.
(Frau von Sacher-Masoch.)
Eine Reihe interessanter Novellen.
Mit dem Portrait der Verfasserin in Lichtdruck.
Preis 3 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie direkt von

Leipzig. **E. L. Morgenstern.**
Verlagshandlung.

Digitized by Google

Soeben erschienen:

Zeiten, Völker und Menschen

von

Karl Hillebrand.

Band VI.

Zeitgenossen u. Zeitgenössisches.

8°. VIII u. 400 Seiten. Preis *M* 6,00.

Früher erschienen von derselben Sammlung:

Bd. I. Frankreich und die Franzosen. 3. verm. Auflage.
„ II. Wälsches und Deutsches.
„ III. Aus und über England.
„ IV. Profile.
„ V. Aus dem Jahrhundert der Revolution.

Preis jedes Bandes *M* 6,00.

A. Litzger

Verf. des Trauerspiels „Die Hexe"

Winternächte

Gedichte.

8°. geh. *M* 4,00, in Goldschn. geb. *M* 5,00.

Verlag von Robert Oppenheim in Berlin

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel**

in Leipzig.

Soeben erschien:

Franz Liszt, Gesammelte Schriften.

Herausg. v. L. Ramann. **Bd. IV. Aus den Annalen des Fortschritts.** Concert- und kammermusikalische Essays. Pr. brosch. *M* 6. Eleg. geb. *M* 7.50.

Bereits erschienen:

I. **Fr. Chopin** (übertragen v. La Mara). *M* 6. — II. **Essays u. Reisebriefe eines Baccalaureus der Tonkunst.** *M* 6. — III. **Dramaturgische Blätter:** 2. Abth. 1. **Essays über musikal. Bühnenwerke.** *M* 4. 2. **Rich. Wagner.** *M* 6. — (Eleg. geb. à *M* 1.50 mehr.)

Demnächst folgen: V. **Streifzüge.** VI. **Die Musik der Zigeuner.**

Die aus dem Biliner Sauerbrunn gewonnenen

PASTILLES DE BILIN

(Biliner Verdauungszeltchen)

bewahren sich als vorzügliches Mittel bei Sodbrennen, Magenkrampf, Blähsucht und beschwerlicher Verdauung, bei Magenkatarrhen wirken überraschend bei Verdauungsstörungen im kindlichen Organismus, u sind bei Atonie des Magens und Darmcanals zufolge sitzender Lebensweise ganz besonders anzuempfehlen

Depôts in allen Mineralwasser-Handlungen, in den meisten Apotheken und Droguen-Handlungen.

Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen)

Verlag von Gressner & Schramm in Leipzig.

Die Naturgeschichte

des

CAJUS PLINIUS SECUNDUS.

Ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen

von

Prof. Dr. G. C. Wittstein

in München.

Erscheint in ca. 12 Lieferungen zu 10 Bogen à 2 Mark.

Digitized by Google

3 0000 056 044 138

THE BOUND TO PLEASE
Heckman Bindery INC.
MAY, 67
N. MANCHESTER, INDIANA

Digitized by Google